

HEIDELBERG

Jahrbuch zur Geschichte der Stadt **2015**

Jahrgang 19

**Herausgegeben vom
Heidelberger Geschichtsverein**

Redaktion:

Carola Hoécker, Ingrid Moraw, Petra Nellen,
Reinhard Riese, Julia Scialpi, Jürgen Zieher

Für den Vorstand:

Hans-Martin Mumm und Claudia Rink



KURPFÄLZISCHER VERLAG

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Heidelberg: Jahrbuch zur Geschichte der Stadt / hg. vom
Heidelberger Geschichtsverein. – Heidelberg: Kurpfälzischer Verl.
Erscheint jährl. – Aufnahme nach Jg. 1.1996
Jg. 1. 1996–

2014

© Urheberrechte der Texte bei den Autorinnen und Autoren
Copyright der grafischen Gestaltung beim Herausgeber

Bestellungen über den Herausgeber:
Heidelberger Geschichtsverein e. V.

c/o Hans-Martin Mumm
Kaiserstraße 10
69115 Heidelberg

c/o Hansjoachim Räther
Klingentorstraße 6
69117 Heidelberg



Kurpfälzischer Verlag Dr. Hermann Lehmann – Heidelberg
Gestaltung und Herstellung: Dr. Julia Scialpi, Heidelberg
Druckerei: Neumann Druck, Heidelberg

ISBN 978-3-924566-54-8

ISSN 1432-6116

Inhalt

8 Vorwort

I. Aufsätze zur Stadtgeschichte

- 11 **Benjamin Müsegades**
Gelehrte Erzieher am spätmittelalterlichen Heidelberger Hof
- 27 **Jörg Tröger**
Krieger, Künstler, Kavalier. Das abenteuerliche Leben des Pfalzgrafen Ruprecht, Sohn des Winterkönigs (1619–1682)
- 37 **Markus Schott**
Heidelberg und der Kult um Bismarck in der Kaiserzeit
- 65 **Reinhard Riese**
„Treu zu Kaiser und Reich“. Patriotische Feiern in Heidelberg 1912–1914
- 87 **Kai Gräf**
Kriegsbegeisterung und geistige Mobilmachung: Das „Augusterlebnis“ in Heidelberg
- 105 **Philipp Osten**
Großklinikum mit Bahnanschluss. Heidelberg als Lazarettstadt im Ersten Weltkrieg
- 119 **Katharina Lustgarten**
Liebesgaben und Transport. Die Heidelberger Bevölkerung im Dienst der Lazarettstadt
- 123 **Norbert Giovannini**
Heidelberg im Ersten Weltkrieg: Russische Soldatengräber, Lager und Kriegsgefangene im Arbeitseinsatz
- 147 **Manon Lorenz**
Das Collegium Academicum der Universität Heidelberg: „Bunter Haufen“, „Freies Haus“ oder „Rote Zelle“? Eigenwahrnehmung, Funktionen und Fremdschreibung in den siebziger Jahren
- 177 **Maike Rotzoll**
„Keine Massenveranstaltungen“. Die Entstehung der Fakultät für Klinische Medizin Mannheim bis zur Eröffnung 1964 aus Heidelberger Sicht

II. Topografie, Baugeschichte und Denkmalschutz

- 187 **Einhard Kemmet**
Fundamente einer bisher unbekannteren Schlossmauer und Brunnenstube des späten Mittelalters
- 193 **Hans-Martin Mumm**
Der Plättelsweg auf den Königstuhl. Eine von der Denkmalpflege vergessene Altstraße

III. **Miszellen**

- 205 **Ewald Keßler**
Ein Bericht über den Heidelberger Konfessionsstreit von 1719
- 221 **Kaltërina Latifi**
„Verbotenes Recht“. Heinrich Eberhard Gottlob Paulus' Auseinandersetzung mit dem Duell
- 231 **Wolfgang G. Nestler**
Wohnquartier mit Eisenbahngeschichte. Heidelbergs Bedeutung für die Eisenbahntechnik wird im Rohrbacher Quartier am Turm deutlich
- 239 **Lothar Maier**
Hilde Domin, die Baumschutzsatzung und ich

IV. **Quellen und Berichte**

- 247 **Wolfgang Krauß**
1664–2014: 350 Jahre Mennistenkonzession. Ein wichtiger Schritt zu Toleranz und Menschenrechten
- 253 **Norbert Giovannini**
Ein Jahrzehnt reloaded. Anmerkungen zur Ausstellung „Eine Stadt bricht auf – Heidelbergs wilde 70er“ vom 16. Mai bis 21. September 2014 im Kurpfälzischen Museum
- 257 **Philipp Osten**
Laudatio zur Habilitation von Maïke Rotzoll. Hörsaal der Psychiatrischen Universitätsklinik, 25. Juli 2014
- 259 **Hans Thill**
Laudatio zur Verabschiedung von Hans-Martin Mumm als Kulturamtsleiter der Stadt Heidelberg. Großer Rathaussaal der Stadt Heidelberg, 18. Februar 2014

V. **Rezensionen**

- 265 **Matthias Roth**: Von Minnesang bis Hip-Hop. 1000 Jahre Musik in Heidelberg und der Kurpfalz (Klaus Winkler)
- 267 **Jan Bürger**: Der Neckar. Eine literarische Reise (Oliver Fink)
- 268 **Dagmar Drüll (Hg.)**: Über Heidelberger Universitätsämter 1386–2013 (Reinhard Riese)
- 270 **Christoph Mauntel, Carla Meyer, Achim Wendt (Hgg.)**: Heidelberg in Mittelalter und Renaissance (Hans-Martin Mumm)
- 271 **Andrea Briechle**: Heinrich Herzog von Sachsen und Pfalzgraf bei Rhein (Hans-Martin Mumm)
- 273 **Christian Burkhardt**: Pankrätius – Vitus – Georg. Die Kirchenheiligen von Dossenheim und Handschuhsheim (Hansjoachim Räther)

- 275 **Jörg Peltzer, Bernd Schneidmüller, Stefan Weinfurter, Alfried Wieczorek (Hgg.):** Die Wittelsbacher und die Kurpfalz im Mittelalter; **Wilhelm Kreutz, Wilhelm Kühlmann, Hermann Wiegand (Hgg.):** Die Wittelsbacher und die Kurpfalz der Neuzeit; **Alfried Wieczorek, Bernd Schneidmüller, Alexander Schubert, Stefan Weinfurter (Hgg.):** Die Wittelsbacher am Rhein. Die Kurpfalz und Europa; **Frieder Hepp, Jörg Peltzer (Hgg.):** Die Grablegen der Wittelsbacher in Heidelberg. Tod und Gedächtnis im späten Mittelalter; **Thorsten Huthwelker:** Elizabet de Baviere († 1478); **Thorsten Huthwelker:** Das Heidelberger Franziskanerkloster als Grablege der Pfalzgrafen bei Rhein und ihres Hofes (Hans-Martin Mumm)
- 278 **Georg Gottfried Gerner-Wolfhard:** Kleine Geschichte des Protestantismus in Baden (Dietrich Dancker)
- 279 **Sara Smart und Mara R. Wade (Hg.):** The Palatine Wedding of 1613: Protestant Alliance and Court Festival (Hansjoachim Räther)
- 283 **Deutscher Humanismus 1480–1520.** Verfasserlexikon, hg. von Franz Josef Worstbrock (Benjamin Müsegades)
- 284 **Fletcher Dubois, Hans-Peter Gerstner (Hgg.):** Comenius in Heidelberg (Hans-Martin Mumm)
- 285 **Roland Krischke:** Iwan S. Turgenjew in Heidelberg (Michael Buselmeier)
- 287 **Dirk Kaesler:** Max Weber. Eine Biographie (Dietrich Bahls)
- 289 **Jürgen Kaube:** Max Weber. Ein Leben zwischen den Epochen (Klaus Kempfer)
- 291 **Eberhard Demm:** Else Jaffé-von Richthofen (Norbert Giovannini)
- 292 **Maria Effinger (Hg.):** „Es ist schon eine wunderbare Zeit, die ich jetzt lebe“. Die Heidelberger Gelehrte Marie Luise Gothein (1863–1931) (Ildiko Mumm)
- 294 **Wolfgang Seifert (Hg.):** Japanische Studenten in Heidelberg. Ein Aspekt der deutsch-japanischen Wissenschaftsbeziehungen in den 1920er Jahren (Hansjoachim Räther)
- 296 **Martin Krauß, Walter Rummel (Hgg.):** „Heimatfront“. Der Erste Weltkrieg und seine Folgen im Rhein-Neckar-Raum (1914–1924) (Reinhard Riese)
- 297 **Gerhard Frommel:** Entwurf einer Autobiographie, hg. von der Gerhard Frommel-Stiftung e. V. (Carola Hoécker)
- 300 **Ingo Runde (Hg.):** Universitätsarchive in Südwestdeutschland. Geschichte, Bestände, Projekte. (Martin Krauß)
- 301 **Jahrbuch Handschuhsheim 2014,** hg. vom Stadtteilverein Handschuhsheim (Hansjoachim Räther)
- 302 **Hans Jörg Staehle:** Heidelberg-Handschuhsheim. Ein satirischer Blick (Hans Gercke)
- 305 **Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte**
- 317 **Verzeichnis der Autorinnen und Autoren**
- 319 **Über den Heidelberger Geschichtsverein**

Vorwort

2014 ist das Jahr der Erinnerung an den Beginn zweier Weltkriege vor 100 und vor 75 Jahren. „Ausgebrochen“ sind sie beide nicht, sondern begonnen worden. In Heidelberg baulich präsent sind diese beiden Ereignisse durch die großen Kasernenanlagen, die nun unter den amerikanischen Namen Patton und Campbell Barracks zivilen Nutzungen zugeführt werden.

Diese Ausgabe des Jahrbuchs widmet eine Reihe von Beiträgen den Ereignissen vor 100 Jahren. Die politischen und mentalen Voraussetzungen nationalistischer Orientierung untersuchen Markus Schott zum Bismarckkult und Reinhard Riese zu den patriotischen Feiern zwischen 1912 und 1914. Kai Gräf thematisiert die Ereignisse vom August 1914, Philipp Osten gibt eine Übersicht über Heidelberg als Lazarettstadt und Norbert Giovannini geht dem Schicksal der Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter nach.

Bemerkenswert ist, dass die Arbeiten von Gräf und Schott von Studierenden des Historischen Seminars stammen. Nachdem das letzte Jahrbuch mit Beiträgen der Vereinsmitglieder als Heidelberg-Buch gestaltet war und guten Anklang gefunden hat, kommen in dieser Ausgabe vermehrt junge Historikerinnen und Historiker zu Wort: Benjamin Müsegades über gelehrte Erzieher am Hof des Spätmittelalters, Kaltërina Latifi über die Haltung des Theologen Eberhard Heinrich Paulus zur Duellfrage und Manon Lorenz mit einer gut fundierten Darstellung der Geschichte des Collegium Academicum in der Zeit bis zu seiner Auflösung.

Die übrigen Epochen kommen nicht zu kurz. Jörg Tröger erzählt von Ruprecht dem Piraten, einem Sohn des Winterkönigs, Wolfgang Krauß weist auf die Tolerierung der Mennoniten vor 350 Jahren hin, Ewald Keßler teilt einen Quellenfund zum Konfessionsstreit von 1720 mit, der mit dem Wegzug Karl Philipps nach Mannheim endete. Einhard Kemmet informiert über die archäologischen Funde beim Bau des Besucherzentrums auf dem Schloss, Hans-Martin Mumm führt über den Plättelsweg auf den Königstuhl, mit besonderem Blick auf die neu erschienene Denkmaltopographie, die in dieser Frage (und anderen) schwächelt. Das 20. Jahrhundert – über den 1. Weltkrieg hinaus – behandeln Wolfgang Nestler zum Gelände der Fuchsschen Waggonfabrik, Maïke Rotzoll zur Heidelberger medizinischen Fakultät in Mannheim, Norbert Giovannini zur vieldiskutierten Ausstellung „Die wilden 70er Jahre“ im Kurpfälzischen Museum und Lothar Maier mit sehr persönlichen, aber keineswegs unpolitischen Erinnerungen an Hilde Domin.

Als Gattung neu sind zwei Laudationen. Maïke Rotzoll wurde vor ihrer Habilitationssvorlesung von Philipp Osten, Hans-Martin Mumm bei seiner Verabschiedung als Kulturamtsleiter von Hans Thill geehrt. – Die Größe des Rezensionsteils belegt, dass die Produktion stadtgeschichtlicher Forschungen ungebrochen ist und dass die Veröffentlichungen, von deren Erwerb abzuraten ist, in der absoluten Minderzahl sind. Die Übersicht über die Neuerscheinungen des Jahres 2013 ist weit ausführlicher und zielt auf Vollständigkeit, ohne sie je zu erreichen.

Jochen Goetze ist auf eigenen Wunsch aus der Redaktion des Jahrbuchs ausgeschieden. Wir bedauern das sehr. Als Dozent am Historischen Seminar bildete er von Anfang an und für viele Jahre die einzige professionelle Verbindung zur universitären Wissenschaft. Exzellente Kenntnisse der kurpfälzischen Landes- und der Heidelberger Stadtgeschichte kennzeichnen seine zahllosen Beiträge in diesem Jahrbuch. Künftig müssen wir auf seine tätige Mitarbeit verzichten. Wir bauen aber weiterhin auf seine Forschungen und auf seinen Rat.

Konnten wir uns vor einem Jahr an die Gründung des Heidelberger Geschichtsvereins vor 20 Jahren erinnern, so begeht in diesem Jahr der Kurpfälzische Verlag sein 30-jähriges Jubiläum. Als wir uns 1996 entschlossen, dieses Jahrbuch in Hermann Lehmanns Verlag herauszubringen, gaben Nähe und Wirtschaftlichkeit den Ausschlag. Vom 1. Jahrgang an genossen wir dann auch die absolute redaktionelle Freiheit und die Zuverlässigkeit der Betreuung. Wir wünschen dem Verlag und uns bei ihm eine gute Zukunft.

Neben dem Verlag gilt unser Dank den Autorinnen und Autoren, der Redaktion, der Herstellerin, den Anzeigenkunden, der Druckerei, dem Vertrieb, dem Buchhandel, den Käuferinnen und Lesern sowie den Vereinsmitgliedern, deren Beiträge die Herausgabe dieses Jahrbuchs überhaupt erst möglich machen.

Heidelberg, im September 2014
Hans-Martin Mumm
Claudia Rink

**Ihre direkte Verbindung
zu uns – unsere
KundenService-Nummer:**

Bitte mit
Vorwahl
wählen!

06221 5110

**Schnell, einfach und bequem
per Telefon:**

- Termin vereinbaren
- Kontostand erfahren
- Daueraufträge bearbeiten
- Karten sperren lassen
- Wertpapiere kaufen oder verkaufen
- Lastschriften zurückgeben
- das Limit für Ihr Online-Banking ändern
- und vieles mehr

**Montag bis Freitag von
8:00 bis 18:00 Uhr zum Ortstarif!**



**Sparkasse
Heidelberg**

www.sparkasse-heidelberg.de

Benjamin Müsegades

Gelehrte Erzieher am spätmittelalterlichen Heidelberger Hof

Wahrscheinlich im Sommer 1465 schrieb der in Heidelberg weilende Humanist Petrus Antonius de Clapis einen lateinischen Brief an den 16- oder 17-jährigen Pfalzgrafen Philipp. In diesem lobte Petrus den Lehrer des zukünftigen Kurfürsten:

„So hat man es nun, in Vertrauen auf das Vorbild des Königs Philipps [von Makedonien], der festlegte, dass seinem Sohn Alexander Sokrates zur Unterweisung in der Wissenschaft zugeordnet sein sollte, gewollt, dass man den hochgelehrtesten Mann Peter Brechtel, der mit einzigartiger Klugheit versehen und im römischen Recht gebildet ist, zu Deinem Lehrer machte, auf dass nach dem allervortrefflichsten Vorbild an Gewähltheit und höchstem Wissen in den litterae dein Geist, der in deinem adligen Körper hervortritt, noch edler und edelmütiger gemacht werde.“¹

Abgesehen davon, dass Petrus Antonius Sokrates mit Aristoteles verwechselt, wird in dem Brief des im Umfeld des Heidelberger Hofes wirkenden Italiener der humanistische Anspruch deutlich, Fürsten durch die Unterweisung in den „litterae“, das heißt vor allem in der lateinischen Sprache und Literatur, zu besseren Menschen und Herrschern zu erziehen. Es muss allerdings beachtet werden, dass der Adressat des Schreibens zwar Pfalzgraf Philipp war, es aber fraglich ist, ob der Fürst überhaupt genug Latein beherrschte, um den Brief lesen zu können.² Tatsächlich dürfte es dem Humanisten vor allem darum gegangen sein, das Interesse des am Hof gut vernetzten Peter Brechtel zu wecken.³ Zudem muss die Darstellung des weisen, überaus gelehrten Lehrers, kritisch hinterfragt werden. Die im Umfeld des Heidelberger Hofes während der Regierungszeit von Pfalzgraf Philipps Adoptivvater Friedrich I. „dem Siegreichen“ entstandenen historiographischen Werke, Fürstenspiegel, Gedichte und andere Texte tendieren dazu, fürstliche Bildungsbestrebungen, sei es als Mäzene oder Rezipienten gelehrten Wissens, topisch überhöht darzustellen.⁴ Wie Fürsten tatsächlich zu gelehrtem Wissen standen, wird im Fall des Heidelberger Hofes von einer Mauer aus Panegyrik verdeckt.⁵ Eine der Möglichkeiten, hinter diese zu schauen, ist, einen Blick auf jene Personen zu werfen, die dieses Wissen an die Fürsten vermittelten. Es handelt sich um die gelehrten Erzieher, die in den zeitgenössischen Quellen meist als Präzeptoren oder Zuchtmeister bezeichnet werden.⁶ Ihre Rolle am spätmittelalterlichen Heidelberger Hof steht im Mittelpunkt dieses Beitrags. Untersucht werden in einem ersten Schritt ihre Auswahl und ihre Qualifikationen. Anschließend werden ihre Erzieherstätigkeit und damit zusammenhängend die Vermittlung des gelehrten Wissens an die jungen Pfalzgrafen behandelt. In einem letzten Schritt werden ihre weiteren Karrieren im Umfeld des Hofes in den Blick genommen.

Die zur Verfügung stehende Quellengrundlage ist äußerst disparat. Historiographische Texte oder Bestallungsverträge aus dem Umfeld der pfälzischen Wittelsbacher sind in größerer Zahl erst für das 15. Jahrhundert vorhanden. Punktuell bietet die Überlieferung der Universität Heidelberg Anhaltspunkte, um die Rolle und den Werdegang der Erzieher zu rekonstruieren.

Vor der Beschäftigung mit den Vermittlern des gelehrten Wissens ist es jedoch notwendig, einen kurzen Überblick zu den Inhalten und der Entwicklung fürstlicher Erziehung und Ausbildung im Spätmittelalter zu geben: Fürsten konnten auch noch bis ins 15. Jahrhundert hinein nicht zwangsläufig lesen und schreiben. Vermittelt wurde ihnen vor allem ein adliges Wissenskorpus, welches das Erlernen der angemessenen höfischen Verhaltensformen und den Erwerb herrschaftsrelevanten Wissens umfasste. Hinzu kam eine körperliche Ausbildung, in der unter anderem Reiten und Fechten trainiert wurde. Vermittelt wurde dieses Wissenskorpus vor allem von den sogenannten Hofmeistern, meist erfahrene Niederadlige aus dem Umfeld des jeweiligen Hofes. Erst ab ca. 1450 lassen sich im Reichsfürstenstand flächendeckend eine Unterweisung im Lateinischen sowie die Vermittlung von Lese- und Schreibfähigkeiten in der Volkssprache feststellen. Das Niveau, das Fürsten in Latein, der Sprache von Klerus und Diplomatie, erreichten, war jedoch eher dürftig. Nichtsdestotrotz gehörte die Sprache am Ende des Mittelalters zum festen Bestandteil der fürstlichen Erziehung und Ausbildung. Ihre Vermittler, die gelehrten Erzieher, wurden Teil des höfischen Kosmos. Am Heidelberger Hof wurden sowohl die für die weltliche als auch für die geistliche Laufbahn als Domherren oder Bischöfe vorgesehenen Söhne von ihnen unterwiesen. Hinweise zur Kindheit und Jugend fürstlicher Töchter sowie zu ihren Erziehern fehlen fast vollständig.⁷

I. Anwerbung und Empfehlung

Der früheste Hinweis auf die Tätigkeit eines Präzeptors für die Pfalzgrafen bei Rhein findet sich in einem Brief König Ruprechts I. an Heinrich IV. von England, der wahrscheinlich in das Jahr 1403 zu datieren ist. In diesem empfahl der Wittelsbacher den Magister Johannes von Frankfurt († 1440), den Erzieher einer seiner Söhne, an den König.⁸ Um welchen Sohn Ruprechts es sich handelte, ist unklar. Es steht jedoch zu vermuten, dass nicht der älteste, der spätere Kurfürst Ludwig III., der zu diesem Zeitpunkt bereits mindestens 24 Jahre alt war, gemeint war, sondern einer der nachgeborenen Söhne Stefan, Johann oder Otto.

Der akademische Werdegang des Johannes von Frankfurt bis zur Aufnahme der Erzieherstätigkeit ist gut nachvollziehbar. Er hatte in Paris den Grad eines Artistenmagisters erworben und wurde im Sommer 1401 in Heidelberg immatrikuliert, wo er ein Studium der Theologie aufnahm.⁹ Wie genau Johannes zum Fürstenerzieher wurde, von wem er empfohlen oder angeworben wurde, ist nicht rekonstruierbar. Sein Ausbildungsweg ist für einen Präzeptor am kurpfälzischen Hof des 15. Jahrhunderts geradezu archetypisch. Für fast alle namentlich bekannten gelehrten Erzieher lässt sich nachweisen, dass sie mindestens den Grad eines „magister artium“ erworben hatten; einige von ihnen hatten zu Beginn ihrer Erzieherstätigkeit bereits einige Zeit an einer der drei höheren Fakultäten Theologie, Medizin oder Jura studiert. So nennt Michel Beheim in seiner Reimchronik einen „meister Hanns Ernst vast wyss,/vernünfftig, sittig, hoch gegrunt,/in sibem kunsten wol erkunt,/die man do heysset freya/vnd auch theologia“ als Lehrer des späteren Kurfürsten Friedrich I.¹⁰ Dieser unterwies auch die beiden anderen fürstlichen Brüder Ludwig IV. und Ruprecht.¹¹ Mit großer Sicherheit handelt es sich hierbei um den 1421 in Heidelberg immatrikulierten Johannes Ernesti, der dort auch den Magistergrad erwarb und später zum Bakkalar der Theologie promoviert wurde.¹²



Johannes Oekolampad (Hans Hausschein), Kupferstich von Johann Theodor de Bry (1561–1623) (Universitätsbibliothek Heidelberg, Graphik Sammlung, P_0181)

Wie Johannes Ernesti waren auch die ihm nachfolgenden gelehrten Fürstenerzieher fast ausschließlich Absolventen der pfälzischen Landesuniversität. So hatte der eingangs erwähnte Präzeptor Pfalzgraf Philipps, Peter Brechtel, neben einem kurzen Aufenthalt in Orléans hauptsächlich in Heidelberg studiert und am Neckar 1458 den Grad eines Lizentiaten an der juristischen Fakultät erworben.¹³ Unklar ist, wo der zweite Erzieher des späteren Kurfürsten, der Protonotar Heinrich Jeger, der als „vnsers Herrn Herzog Philipssen Pedagogen“ in der Einwilligung Philipps in die Arrogation durch seinen Onkel Friedrich vom 12. März 1462 genannt wird, sein Studium absolvierte.¹⁴

Der erste für die insgesamt acht Söhne Pfalzgraf Philipps nachweisbare Präzeptor ist Adam Werner aus dem thüringischen Themar, der nach dem Studium an der Heidelberger Artistenfakultät und einer Tätigkeit als Lehrer in Neustadt an der Haardt seit 1488 mehrere der jungen Pfalzgrafen unterwies.¹⁵ Die jüngeren Söhne des Kurfürsten erhielten 1506 den Magister Hans Hausschein zum Erzieher, der später unter dem Namen Oekolampad als Reformator Basels bekannt wurde und ebenfalls am Neckar studiert hatte.¹⁶ Lehrer, die explizit nur einzelnen Pfalzgrafen zugewiesen waren, lassen sich erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts finden. So bestellte Ludwig V. 1508 für seine Brüder Heinrich und Wolfgang jeweils einen Präzeptor. Heinrich (1486–1552) sollte von Dietrich von Kirchberg – gemeint ist wahrscheinlich der Jurist Dietrich Sorscheit – unterrichtet werden. Pfalzgraf Wolfgang (1494–1558) wurde der Magister Jakob Symler aus Durlach zugewiesen.¹⁷

Das Rekrutierungsmuster, vor allem Absolventen der Landesuniversität als Präzeptoren der pfälzischen Wittelsbacher zu bestellen, bestätigt Peter Moraws Diktum, dass die „Nähe zum Hof [...] ein wesentliches Stück der Individualität der Rupertina [war]“.¹⁸ Die Universität Heidelberg war nicht nur Ressource für höfisches „Spitzenpersonal“ wie gelehrte Räte, meist Juristen oder Theologen, sondern bot auch Absolventen der Artistenfakultät Anstellungsmöglichkeiten, wobei etwa Dietrich Sorscheit zu Beginn seiner Tätigkeit bereits über einen juristischen Grad verfügte, den er 1505 am Neckar erworben hatte. Peter Brechtel wurde 1458 Lizentiat des kanonischen Rechts, wobei jedoch unklar ist, ob er erst nach der Promotion seine Tätigkeit als Lehrer des späteren Kurfürsten Philipp begann.¹⁹ Die als Präzeptoren ausgewählten Heidelberger Absolventen dürften durch Empfehlungen aus den zwischen Universität und Hof bestehenden Netzwerken in entsprechende Stellungen gekommen sein.²⁰ So könnte etwa Hans Hausschein, der sich im Umfeld des Humanisten Jakob Wimpfeling aufhielt, durch Fürsprache aus diesem hofnahen Kreis in eine Position als Erzieher gekommen sein.²¹ In Wolfgang Capitos Lebensbeschreibung des Oekolampad wird – ganz humanistischer Topos – hervorgehoben, Kurfürst Philipp habe ihn wegen seines guten Rufs und Leumunds für dieses Amt ausgewählt.²²

Hinsichtlich des Studienortes der gelehrten Erzieher findet sich nur eine Ausnahme. Es handelt sich um Johannes Reuchlin, der Ende 1497 als oberster Zuchtmeister der Söhne Pfalzgraf Philipps bestellt wurde. Der Humanist war bereits 42 Jahre alt und hatte lange Zeit am Hof der Grafen bzw. Herzöge von Württemberg als Rat gedient, als der Kurfürst ihn in sein Amt berief. Aufgrund der Probleme am Stuttgarter Hof im Zuge des Regierungswechsels zu Herzog Eberhard II. hatte Reuchlin aus Württemberg fliehen müssen und fand beim Pfalzgrafen eine neue Stellung.²³ Durch die Wirren, welche ein Ausbruch der Pest verursacht hatte, ergab sich 1495/1496 für die Wittelsbacher zudem die Möglichkeit, kurzzeitig den am Neckar verweilenden Ingolstädter Professor Konrad Celtis, einen Absolventen der Heidelberger Universität, mit der Erziehung der kurfürstlichen Söhne zu betrauen.²⁴ Bekannt ist dies nur, weil Pfalzgraf Philipp einen Brief an die Universität Ingolstadt sandte, in dem er darum bat, man möge das lange Fernbleiben des Professors entschuldigen.²⁵

Gemeinsam war den gelehrten Fürstenerziehern am Heidelberger Hof, mit Ausnahme Johannes Reuchlins und Konrad Celtis', dass sie zum Zeitpunkt ihrer Bestallung das waren, was man heute als „Berufsanfänger“ bezeichnen würde. Die Tätigkeit als Präzeptor war ein Schritt, der half, in den Genuss der finanziell ergiebigen kurfürstlichen Protektion zu gelangen. Diese Praxis ist auch für andere fürstliche Familien im Reich belegt.²⁶

II. Gelehrter Unterricht

Bereits erwähnt wurde, dass den gelehrten Erziehern neben der Unterweisung ihrer Zöglinge in Latein auch die Vermittlung von Lese- und Schreibkenntnissen in der Volkssprache oblag. Die Unterrichtspraxis hat in den Quellen des Heidelberger Hofes jedoch kaum Spuren hinterlassen. Gebrauchshandschriften, die sich deutlich einem Unter-

richtskontext zuweisen ließen, fehlen. Eine heute in der Vatikanischen Bibliothek liegende Pergamenthandschrift (Cpl 1811) des spätantiken Grammatikclassikers des Aelius Donatus aus dem zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts trägt zwar auf der Titelseite das pfälzische Wappen, jedoch bedeutet dies keinesfalls, dass der Text wirklich im Unterricht eines Wittelsbacher benutzt wurde.²⁷

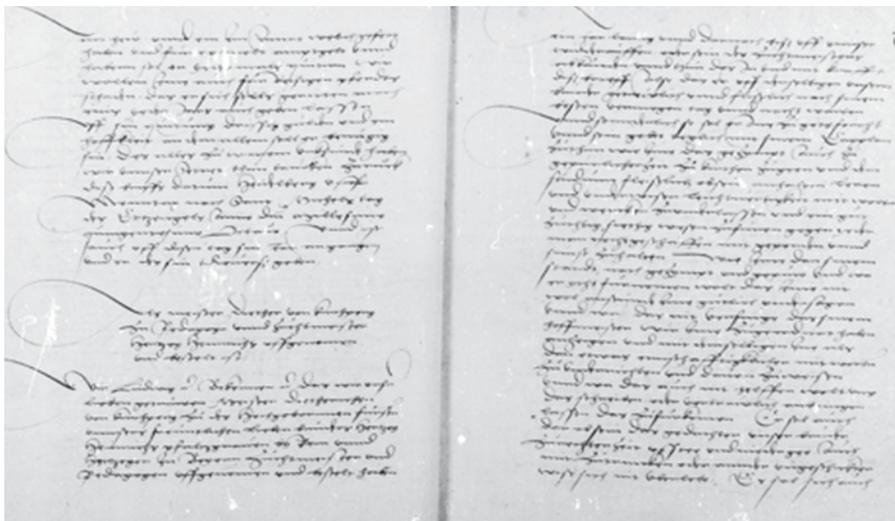
Entsprechend ist für die Rekonstruktion der Unterrichtspraxis ein Blick auf andere Quellengattungen notwendig. Für Friedrich I. und seine Brüder Ludwig IV. und Ruprecht ist besonders die Reimchronik Michel Beheims von Bedeutung, in welcher der Autor, vielfach panegyrisch überhöht, die Taten Kurfürst Friedrichs und teilweise auch seine Kindheit und Jugend in den Blick nimmt. Michel stützt sich in seinem Werk auf eine Vielzahl von Gewährsleuten aus dem Umfeld des Heidelberger Hofes sowie auf die Chronik des Matthias von Kemnat.²⁸ Der Ausbildungsgang der drei pfälzischen Brüder wird ausführlich beschrieben: „Diesem Friedrich pfaltzgraf by Ryn/vnd den zweyen gebrudern syn,/auch beid geboren von der kur,/wart mit ersten gehalten fur/die ersten elamente/vnd buchstaben genente./Nach dyser ziit man in furgab/die heiligen geschrift vorab/der bibel vnd auch ander mer./Friederich der satzet sin beger,/vernunft vnd alle flissheit/vff der heiligen schrift wisheit.“²⁹ Hervorgehoben wird neben dem Elementarunterricht in Rechnen („elamente“) und Lesen und Schreiben („buchstaben“) vor allem die Vermittlung religiösen Wissens an Friedrich.

Michel behauptet zudem, Friedrich sei auch in Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik unterwiesen worden. Angeblich fand der spätere Kurfürst jedoch nicht sehr viel Gefallen daran, sondern wandte sich stattdessen dem Waffenhandwerk zu.³⁰ Martina Backes hat zurecht die Frage aufgeworfen, ob diese Charakterisierung gewählt wurde, „da ein Schulknabe, der allzu brav und willig am klerikalen Bücherpult saß, nicht in das Bild des grimmigen Pfälzer Löwen passte.“³¹ Zudem muss berücksichtigt werden, dass die Darstellung des sich in den freien Künsten übenden Fürsten ein Wunschbild der Humanisten war. Die Version der Reimchronik als vollständige Fiktion abzutun, wäre allerdings zu kurz gegriffen. Die Vermittlung der „elamente“ und „buchstaben“ an die drei pfalzgräflichen Brüder ist im Kontext der Fürstenerziehung im 15. Jahrhundert durchaus wahrscheinlich. Auch die Beschäftigung mit der Heiligen Schrift, also wohl vor allem die Unterweisung im Katechismus, entspricht den Konventionen der Standeserziehung. Sowohl die Vermittlung von Lese- und Schreibkenntnissen als auch religiösem Wissen setzten im 15. Jahrhundert noch die Beschäftigung mit der lateinischen Sprache voraus. In welchem Umfang Friedrich und seine Brüder diese erlernten und wie ihre Fähigkeiten in der schriftlichen Kommunikation in der Volkssprache einzuschätzen sind, entzieht sich, wie bei den meisten anderen Fürsten der Zeit, mangels Quellen einer genaueren Einschätzung.

Aus dem Buchbesitz Kurfürst Friedrichs und dem Vortrag lateinischer Lieder an seinem Hof auf die Bildung des Kurfürsten und sein angebliches Interesse an den theoretischen Aspekten der Musik zu schließen, wie Martina Backes dies tut, ist allerdings fragwürdig.³² Alleine der Besitz von Büchern bedeutete noch keinesfalls, dass ein Fürst diese auch las bzw. sich für ihren Inhalt interessierte.³³ Eine gut ausgestattete fürstliche Privatbibliothek diente auch der Repräsentation.³⁴

Jedoch zurück zu den gelehrten Erziehern: Die konkrete Rolle des Präzeptors Johannes Ernesti in der Erziehung und Ausbildung Kurfürst Friedrichs und seiner Brüder bleibt unklar. Unterrichtete er alleine? Unterwies er die drei Brüder gemeinsam? Michel Beheims Reimchronik schweigt hierzu, ist der Erzieher doch ohnehin nur eine Randfigur in der Erzählung vom kriegerischen und bildungsbestrebten Kurfürsten Friedrich. Auch hinsichtlich der Rolle, die Peter Brechtel oder Heinrich Jeger in der Unterweisung von Friedrichs Adoptivsohn Philipp spielten, liegen keine Informationen vor. Erst in der nächsten Generation von Pfalzgrafen ist die Quellenlage besser. Für die acht Söhne Philipps, die das Erwachsenenalter erreichten, sind insgesamt sechs Präzeptoren namentlich bekannt. Bei vier von ihnen, Johannes Reuchlin, Hans Hausschein, Jakob Symler und Dietrich Sorscheit, geben die kopia! überlieferten Bestallungsverträge Auskunft über ihre Erziehertätigkeit.³⁵ Die für die drei letzteren Präzeptoren überlieferten Verträge ähneln sich in ihrem Aufbau stark.

Die für die Bestallung des Hans Hausschein 1506 ausgestellte Urkunde dürfte die Vorlage für die 1508 erfolgten Bestallungen von Dietrich Sorscheit und Jakob Symler gewesen sein. In den Texten wurden die Namen der betroffenen Personen je nach Bedarf ausgetauscht. Hans Hausschein wurde noch von Kurfürst Philipp bestellt, Dietrich und Jakob bereits von dessen Nachfolger Ludwig.³⁶ Hinsichtlich der Unterrichtsinhalte sind die Bestallungen wenig spezifisch. So wurde für Hans Hausschein festgelegt, er solle die Söhne des Kurfürsten „flyßlich unnd getrwlich wartenn, Sie lernen und unnderwysen [...] zum bestenn In buchern, auch gutten sitten unnd gebendenn.“³⁷ Ähnlich sind auch die Forderungen für Jakob Symler, der Pfalzgraf Wolfgang „dem studium fließlich ob[zu]sein anhalten unnd leren“ sollte.³⁸ Der Text der Bestallung Dietrichs Sorscheits ist wortgleich.³⁹ Mit dem „studium“ bzw. der Unterweisung „In buchern“ war der Unterricht in Latein und Volkssprache gemeint.



Ausschnitt aus dem Bestallungsvertrag des Dietrich Sorscheit im Kopia!buch der pfälzischen Kanzlei, 25. August 1508 (Generallandesarchiv Karlsruhe, 67/922, fol. 9v–10r)

Die Erzieher waren zudem dafür zuständig, den Fürsten religiöses Wissen zu vermitteln und sie zum regelmäßigen Besuch der Messe anzuhalten. Hierbei zeigt sich, dass die Bestallungstexte bei aller Ähnlichkeit doch flexibel den jeweiligen Erziehungssituationen angepasst wurden. So heißt es für Jakob Symler schlicht, er solle Pfalzgraf Wolfgang „zu gots forcht, auch zu gepurlicher zeit zu kirchen zu geen“ anhalten.⁴⁰ Für Dietrich von Kirchberg, welcher dem bereits 21-jährigen Heinrich zugeteilt war, findet sich zu diesem Text noch der Zusatz, er solle den Pfalzgrafen außerdem dazu bewegen „sein gebet teglich mit seinem Capplan zuthun“.⁴¹

Für Hans Hausschein, der sich mit einigen der Söhne Kurfürst Philipps an der Universität Mainz aufhielt, wurde festgelegt, dass er nicht nur die jungen Pfalzgrafen, sondern auch deren Knechte und Edelknaben (junge Adlige im Hofstaat des Fürsten) zum Besuch der Messe anhalten sollte. Vom Präzeptor wurde zudem gefordert, dass er mit dem Hofmeister wöchentlich Buch über die Ausgaben des Hofstaats führen sollte.⁴²

In allen drei Bestallungen wird betont, dass die gelehrten Erzieher auf das angemessene Verhalten ihrer fürstlichen Schützlinge achten und sich auch selbst sittsam verhalten sollten. Exemplarisch lässt sich dies am Text der Bestallung für Dietrich von Kirchberg, der sich auch wortgleich für Jakob Symler findet, aufzeigen:

„wo er [Pfalzgraf Heinrich] ycht furnemen wolt, das ime nit wol anstund, ime gutlich undersagen unnd wo das nit verfinde, das sinem hoffmeister, wir ime zugeordnet haben, anzeigen und mit demselbigem ine als dan etwas ernsthaftiglicher ermanen, zu underrichten und davon zu weisen unnd wo das auch nit helffen wolt, uns das schreiben oder vertraulich anbringen lassen das zufurkomen. Er sol auch dem obsein, das gedachter unser bruder zu rechten zeit uffstee und wieder gee, auch mit zutrincken oder annder ungeschickten wise sich nit uberlebe. Es sol sich auch berurter meister diether dwil er angezeigermassen in unnsses bruders dinst ist, fur sich selbst erberlich und wesentlich halten, leichtvertigheit vermeyden unnd dermassen, das unser bruder und die by ime sein ein gut exempel von ime nemen.“⁴³

Deutlich wird in der Bestallung, dass der Erzieher nur eingeschränkte Möglichkeiten hatte, den Fürsten zu bestrafen. Er musste zuerst den Hofmeister kontaktieren und konnte auch bei fortgesetztem Fehlverhalten seines Schülers nicht selbst aktiv werden, sondern musste zuerst den Kurfürsten informieren. Für einen bürgerlichen Erzieher wie Dietrich stand es vollkommen außer Frage, einen Fürsten strafen zu können.⁴⁴

Noch unspezifischer als für Hans Hausschein, Dietrich Sorscheit oder Jakob Symler sind die Angaben im Bestallungsvertrag Johannes Reuchlins vom 31. Dezember 1497 hinsichtlich seiner Erziehertätigkeit. Der Jurist sollte die Oberaufsicht über zwei namentlich nicht näher genannte andere Präzeptoren ausüben und diesen „zusehen und anwysung geben, was unsern [Kurfürst Philipps] sonen zu irem state zu lernen und in zucht, eynikeit und Iren wiriden sich zu halten allerzimlichst und fruchtbarrest sy.“⁴⁵ Inwiefern er selbst am Unterricht beteiligt sein sollte, bleibt unklar. Viel Zeit dürfte er der Erziehertätigkeit ohnehin nicht gewidmet haben, weilte er doch bereits im Juni 1498, kaum mehr als sechs Monate nach seiner Bestallung, in Italien. In Heidelberg ist er erst im Januar 1499 wieder nachweisbar. Schon im selben Jahr kehrte er nach Württemberg zurück, so dass das Zeitfenster, in dem er wirklich in die Erziehung und Ausbildung der jungen Pfalzgrafen involviert gewesen sein könnte, recht klein war.⁴⁶

Trotz der weitestgehend ungenauen Angaben zur Wissensvermittlung sind Bestallungsverträge noch die beste Möglichkeit, sich der Unterrichtspraxis am pfalzgräflichen Hof anzunähern. Der Blick muss allerdings auf der normativen Ebene verharren, da weitere aufschlussreiche Quellen kaum überliefert sind. Auch während der Universitätsbesuche der Schützlinge Hans Hausscheins in Mainz bzw. des von Jakob Symler betreuten Pfalzgrafen Wolfgang in Paris und Wittenberg finden sich keine Hinweise zu möglichen Lehrinhalten und -methoden.⁴⁷ Dass für Fürsten allerdings durchaus der Besuch universitärer Veranstaltungen angedacht war, zeigt die Studienordnung für den Pfalzgrafen Philipp aus der Neuburger Linie des Hauses für seinen Aufenthalt an der Universität Freiburg im Jahr 1517.⁴⁸

Für das späte 15. Jahrhundert bezeugt nur der bereits genannte Brief Kurfürst Philipps an die Universität Ingolstadt aus dem Jahr 1496, dass der Lateinunterricht seiner Söhne tatsächlich stattfand. In dem Schreiben erwähnte der Pfalzgraf, dass Konrad Celtis seine Söhne in Latein und Griechisch unterwiesen habe.⁴⁹ Bei dem Brief handelt es sich zudem um die einzige Quelle, die Aufschluss über den Unterricht in der zweiten großen Sprache des klassischen Altertums neben Latein, Griechisch, am Heidelberger Hof gibt. Es ist wahrscheinlich, dass den jungen Wittelsbachern nur einige wenige Grundlagen des Griechischen vermittelt wurden, hatte die Sprache im fürstlichen Erziehungs- und Ausbildungskanon doch nur periphere Bedeutung.⁵⁰

III. Stellung an Hof und Universität

Die Stellung gelehrter Erzieher am Heidelberger Hof lässt sich insgesamt schlecht fassen. Erschwert wird dies vor allem dadurch, dass eine Überblicksuntersuchung zum Personal am kurpfälzischen Hof im 15. Jahrhundert, welche die umfangreiche Urkunden- und Kopialüberlieferung mit einbezieht, nach wie vor ein Desiderat der Forschung ist. Der institutionelle Rahmen der Erziehertätigkeit lässt sich entsprechend schlecht fassen.

Für die Präzeptoren ist neben den bereits erwähnten normativen Bestimmungen zu ihrer Tätigkeit vor allem die ihnen versprochene Besoldung rekonstruierbar. Diese variierte zum Teil stark. Während der als oberster Erzieher bestellte Johannes Reuchlin jährlich 100 Gulden und zwei Pferde erhalten sollte, waren für Hans Hausschein laut seiner Bestallung von 1506 nur 18 Gulden vorgesehen. Jakob Symler und Dietrich Sorscheit wurden im Jahr 1508 20 bzw. 26 Gulden für ihre Dienste versprochen. Zusätzlich wurde allen vieren noch ein Hofkleid zugestanden.⁵¹ Mit einem jährlichen Sold wie ihn die Präzeptoren – mit Ausnahme des wesentlich besser entlohnten Reuchlins – bezogen, konnte durchaus der Lebensunterhalt eines alleinstehenden Mannes im spätmittelalterlichen Heidelberg bestritten werden. Große Sprünge erlaubte die Besoldung eines Präzeptors jedoch kaum.⁵²

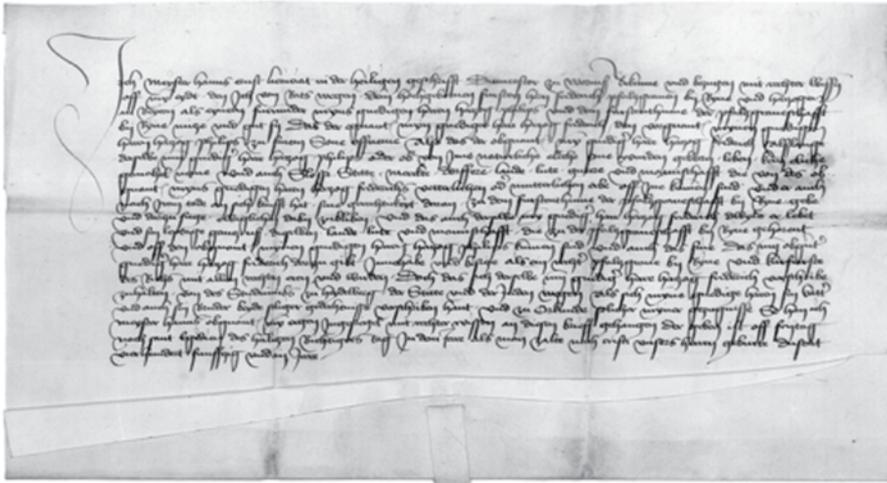
Berücksichtigt werden muss allerdings, dass Erzieher neben ihrer Besoldung noch weitere Einnahmen, etwa aus Pfründen, beziehen konnten. So hatte der Präzeptor Adam Werner seit 1492 eine Lektur an der Heidelberger Juristenfakultät sowie eine Präbende in Mosbach inne.⁵³ Neben seiner Lehrtätigkeit verfasste der humanistisch gebildete Erzieher eine Vielzahl von Gedichten, die teilweise während seiner Reisen mit dem

pfälzischen Hof nach Lindenfels oder Dilsberg entstanden. In diesen kurzen Versen bezeichnet er sich selbst zweimal 1493 als Fürstenerzieher.⁵⁴ Seinen wohl letzten Schützling, Philipp d. J., begleitete er 1499 nach Freising, als der junge Pfalzgraf Administrator des dortigen Stifts wurde. In einem Brief an Konrad Celtis bezeichnet sich der Heidelberger Humanist das letzte Mal als Fürstenerzieher: „Adam Werner von Themar, Präzeptor des hochehrwürdigsten und vornehmsten Administrators von Freising“.⁵⁵

Quellen zur Tätigkeitsdauer gelehrter Erzieher existieren kaum. Selbst wenn durch die Bestallungsverträge der Beginn ihrer Amtszeit rekonstruiert werden kann, fehlen doch meist Hinweise darauf, wann diese endete. Während die Tätigkeit als Präzeptor im reichsweiten Vergleich vor allem eine „Durchgangsstation“ war, finden sich am kurpfälzischen Hof mindestens zwei gelehrte Erzieher mit einer längeren Amtsdauer. Adam Werner betreute verschiedene Söhne Kurfürst Philipps von wahrscheinlich 1488 bis 1499.⁵⁶ Jakob Symler unterrichtete Pfalzgraf Wolfgang von 1508 bis mindestens 1518.⁵⁷

Auch nach dem Ende ihrer Erziehertätigkeit blieben viele Präzeptoren dem Heidelberger Hof und der mit diesem eng verzahnten Landesuniversität am Neckar verbunden. Als Räte und Lehrende nahmen sie herausgehobene Positionen innerhalb der lokalen Funktionselite ein. Dies wird bereits bei einem der zentralen Vorgänge für die Geschichte der Pfalz in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts deutlich. Die vom römischen König Friedrich III. nie anerkannte Arrogation, also die Annahme an Sohnesstatt Pfalzgraf Philipps durch seinen Onkel Friedrich I., wurde in mehreren Urkunden von einer Vielzahl herausgehobener Persönlichkeiten des Heidelberger Hofes bestätigt.⁵⁸ Unter diesen ist auch Friedrichs ehemaliger Erzieher Johannes Ernst zu finden. Der mittlerweile als „Dumcostor zum Wormß“ bezeichnete Theologe bestätigte am 3. September 1451 in einer Urkunde die Rechtmäßigkeit der Arrogation. Zudem findet er sich auch in der Aufstellung mehrerer Personen in der eigentlichen Arrogationsurkunde vom 13. Januar 1452. Auch zwanzig Jahre später ist er noch im Umfeld des Kurfürsten nachweisbar. Im Jahr 1472 gehörte er mit den Bischöfen von Worms und Speyer zu denjenigen, die einen Vertrag zwischen dem Probst und Stift in Weißenburg und Friedrich I. vermittelten.⁵⁹

Der Idealfall der Verbindung von höfischer und universitärer Karriere lässt sich an Johannes von Frankfurt sowie an Adam Werner von Themar aufzeigen. Beide erlangten Professuren in Heidelberg, Johannes bei den Theologen und Adam bei den Juristen. Beide wurden auch Mitglied des kurfürstlichen Rats.⁶⁰ Der Lehrer des späteren Kurfürsten Philipp, Peter Brechtel, wurde Beisitzer des pfälzischen Hofgerichts. Zudem wurde er von Friedrich I. mit einem Haus in Heidelberg und einem Weinberg in Neustadt bedacht.⁶¹ Die Erziehertätigkeit als Startpunkt der erfolgreichen Karrieren im Umfeld des kurpfälzischen Hofes zu sehen, liegt nahe. Allerdings muss berücksichtigt werden, dass nicht jeder ehemalige Präzeptor nach seiner Lehrtätigkeit von fürstlicher Protektion profitierte. Hans Hausschein bekleidete nach dem Ende seiner Zeit als Erzieher ab 1510 eine Prädikatur in seiner Heimatstadt Weinsberg, die nicht im Machtbereich der Pfalzgrafen, sondern der Herzöge von Württemberg lag, und wirkte anschließend vor allem in Basel.⁶² Sein Biograph Wolfgang Capito schreibt, der Präzeptor habe so bald wie möglich den pfälzischen Hof verlassen.⁶³ Dies könnte der



Johannes Ernesti bestätigt die Rechtmäßigkeit der pfälzischen Arrogation, 3. September 1452 (Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Abteilung III, Geheimes Hausarchiv, Hausurkunden 2703)

Grund dafür sein, dass sich in Oekolampads umfangreichem Oeuvre keine Anhaltspunkte finden, dass er Kontakt mit seinen ehemaligen fürstlichen Zöglingen hielt. Ein einziger Hinweis darauf, dass noch Bande zwischen dem Präzeptor und den Pfalzgrafen bestanden haben könnten, ist, dass Oekolampad beim Eintritt in das Kloster Altomünster im Jahr 1520 vom Freisinger Bischof, Pfalzgraf Philipp d. J., selbst eingesegnet wurde, wie die Chronik des Klosters zu berichten weiß.⁶⁴ Der spätere Baseler Reformator dürfte dem Wittelsbacher auch aus diesem Grund im selben Jahr seine Übersetzung eines Werks des frühchristlichen Theologen Gregorios Thaumaturgos gewidmet haben.⁶⁵ Allerdings handelte es sich bei Philipp nur um einen der älteren Brüder von Oekolampads ehemaligen Schützlingen.⁶⁶ Der Präzeptor Pfalzgraf Wolfgang, Jakob Symler, ist nach dem Ende seiner Erzieher Tätigkeit in den Quellen von Hof und Universität nicht mehr zu fassen.

Auch bei jenen ehemaligen Erziehern, die sich weiter in Heidelberg nachweisen lassen, fehlen im Laufe ihrer weiteren Karriere Hinweise auf oder Reflektionen über ihre Tätigkeit als Fürstenpräzeptoren. Die These Karl A. Zaenkers, der weiter im Umfeld des Heidelberger Hofes tätige Adam Werner habe eine Sammlung von Übersetzungen lateinischer Texte ins Deutsche, die er 1503 Kurfürst Philipp widmete (Universitätsbibliothek Heidelberg, Cpg 298, fol. 76r–133r), für die Unterweisung und „éducation sentimentale“ seiner ehemaligen kurfürstlichen Zöglinge“ konzipiert, lässt sich nicht durch weitere Quellen stützen.⁶⁷ In den vielen universitären und literarischen Quellen zu Adams Leben, die aus der Zeit nach 1499 stammen, spielt die Erzieherzeit keine Rolle. Nach seinem Tod im Jahr 1537 beschränkt sich die Inschrift auf seinem Grabstein, der sich einst in der Heiliggeistkirche befand, auf die Tätigkeit als Jurist: „Schwere Gesetzbücher wußtest du, Wernher, zu wälzen, Doktor Adam von Themar, hier endlich fin-

dest du Ruh.“⁶⁸ Auch die wesentlich ausführlichere Grabinschrift für einen anderen Erzieher, Johannes Ernesti, welche Matthias von Kemnat in seiner Chronik überliefert, unterschlägt dessen Zeit als Lehrer.⁶⁹

Auch im Rückblick auf das Leben der ehemaligen Präzeptoren war die Tätigkeit als Fürstenerzieher nur eine „Durchgangsstation“ auf dem Weg zu einer besseren Position im höfischen und universitären Kosmos. Die periphere Rolle, welche die gelehrten Erzieher am Heidelberger Hof spielten, steht in deutlichem Gegensatz zum in der humanistischen Propaganda gezeichneten Bild des fürstlichen Bildungsinteresses. Der Blick hinter die Panegyrik offenbart, dass der Lehrer eines jungen Pfalzgrafen tatsächlich einer mäßig bezahlten Tätigkeit nachging, in der er wenige eigene Befugnisse hatte. Große gesellschaftliche Anerkennung versprach sie kaum, allenfalls die Hoffnung darauf, eines Tages eine bessere Stellung zu erhalten.

Anmerkungen

- 1 Petrus Antonius de Clapis an Pfalzgraf Philipp, [Sommer 1465?], in: Veit Probst: Petrus Antonius de Clapis (ca. 1440–1512). Ein italienischer Humanist im Dienste Friedrich des Siegreichen von der Pfalz (Veröffentlichungen des Historischen Instituts der Universität Mannheim 10), Paderborn [u.a.] 1989, Anhang Briefe Nr. 2, S. 111 (Übersetzung des lateinischen Texts durch Benjamin Müsegades).
- 2 Die Verwechslung des Aristoteles mit Sokrates wird bereits ebd., S. 112, Anm. 2, bemerkt. Zur Bedeutung des Lateinischen für Fürsten Benjamin Müsegades: Fürstliche Erziehung und Ausbildung im spätmittelalterlichen Reich (Mittelalter-Forschungen 47), Ostfildern 2014, S. 1–5, 228–245.
- 3 Zu seinen Versuchen, Brechtels Interesse zu wecken Probst: Petrus Antonius (wie Anm. 1), S. 27–29.
- 4 Zum Humanismus am Hof Kurfürst Friedrichs I. siehe etwa Martina Backes: Das literarische Leben am kurpfälzischen Hof zu Heidelberg im 15. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Gönnerforschung des Spätmittelalters (Hermaea Germanistische Forschungen N. F. 68), Tübingen 1992.
- 5 Theresia Berg, Ulrike Bodemann: Wie Ludwigen von Bayern etlich bucher verschriben sin. Buchbesitz und Bildungsfunktion am Heidelberger Hof zur Zeit Friedrichs des Siegreichen, in: Bibliothek und Wissenschaft 24, 1990, S. 1–35, insbesondere S. 23.
- 6 Zur Terminologie Müsegades: Fürstliche Erziehung (wie Anm. 2), S. 8.
- 7 Siehe zu den an Fürsten vermittelten Wissensbeständen ausführlich ebd., S. 209–255.
- 8 Das Regest des wohl auf den Sommer 1403 zu datierenden Briefs findet sich bei Katharina Colberg: Eine Briefsammlung aus der Zeit König Ruprechts, in: Mitarbeiter des Max-Planck-Instituts für Geschichte (Hg.): Festschrift für Hermann Heimpel zum 70. Geburtstag am 19. September 1971. Bd. 2, Göttingen 1972, S. 540–590, hier S. 563; Backes: Das literarische Leben (wie Anm. 4), S. 82, Anm. 98.
- 9 Hierzu Dorothea Walz (Hg.): Johannes von Frankfurt. Zwölf Werke des Heidelberger Theologen und Inquisitors (Editiones Heidelbergenses 29), Heidelberg 2000, S. IX.
- 10 Michel Beheim. Reimchronik, in: Konrad Hofmann (Hg.): Quellen zur Geschichte Friedrichs I. des Siegreichen. Kurfürsten von der Pfalz. Bd. 2 (Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte A. F. 3), München 1863, ND Aalen 1969, Str. 28, S. 8.
- 11 Die Unterweisung der drei Brüder durch Hans Ernst ist durch einen Eintrag in das Protokollbuch des Wormser Domstifts nachgewiesen; Berg, Bodemann: Buchbesitz (wie Anm. 5), S. 25, Anm. 88.
- 12 Zu seinen Promotionen siehe „Johannes Ernesti (ID: 1109145418)“, in: RAG, Repertorium Academicum Germanicum. URL: <http://www.rag-online.org/gelehrter/id/1109145418> [12.3.2014]. Mit Johannes Ernesti identifiziert wird der Erzieher erstmals von Ellen Widder:

- Karriere im Windschatten. Zur Biographie Erzbischof Ruprechts von Köln (1427–1478), in: Ellen Widder, Mark Mersiowsky, Peter Johanek (Hgg.): *Vestigia Monasteriensia. Westfalen – Rheinland – Niederlande (Studien zur Regionalgeschichte 5)*, Bielefeld 1995, S. 29–72, hier S. 34–36.
- 13 Hierzu mit weiterführender Literatur Probst: *Petrus Antonius* (wie Anm. 1), S. 29.
 - 14 Jakob Kremer (Hg.): *Urkunden zur Geschichte des Kurfürsten Friedrichs des Ersten von der Pfalz, Mannheim 1766, Nr. XCIII, S. 285–289*, hier S. 288; hierzu Berg, Bodemann: *Buchbesitz* (wie Anm. 5), S. 25, Anm. 88.
 - 15 Wilhelm Dersch: *Der Heidelberger Humanist Adam Wernher von Themar und seine Beziehungen zur hennebergischen Heimat*, in: *Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Altertums* 27, 1916, S. 1–58, hier S. 8.
 - 16 Siehe die Bestallung vom Februar 1506 in: Friedrich Schmidt: *Geschichte der Erziehung der Pfälzischen Wittelsbacher. Urkunden nebst geschichtlichem Überblick und Regesten (Monumenta Germaniae Paedagogica 19)*, Berlin 1899, Anhang Urkunden. Instruktionen, Nr. 5, S. 11–12. Zu Oekolampads Studium siehe „Johannes Huszgen, gen. Oekolampad (GND: 11709711X)“, in: RAG, *Repertorium Academicum Germanicum*. URL: <http://www.rag-online.org/pnd/11709711X> [29.4.2014].
 - 17 Abschriften des Bestallungsverträge vom 25.8.1508 finden sich im Kopialbuch der pfälzischen Kanzlei: *Generallandesarchiv (im Folgenden GLA) Karlsruhe 67/922, fol. 9v–10v (Dietrich Sorscheit), 16r–17v (Jakob Symler). Zu Sorscheits Heidelberger Studium „Dietrich Sorscheit (ID: -1756773268)“*, in: RAG, *Repertorium Academicum Germanicum*. URL: <http://www.rag-online.org/gelehrter/id/-1756773268> [13.3.2014]. Jakob Symler wird in Wittenberg 1515 als Heidelberger Magister bezeichnet; vgl. Karl Eduard Foerstemann (Bearb.), *Album Academiae Vitebergensis. Ab a. Ch. MDII ad a. MDLX*, Leipzig 1841, S. 53.
 - 18 Peter Moraw: *Heidelberg: Universität, Hof und Stadt im ausgehenden Mittelalter*, in: Bernd Moeller, Hans Patze, Karl Stackmann (Hgg.): *Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologische-historische Klasse 3/137)*, Göttingen 1983, S. 524–552, hier S. 540.
 - 19 Dagmar Drüll: *Heidelberger Gelehrtenlexikon 1386–1651*, Berlin [u.a.] 2002, S. 121; zu Peter Brechtels juristischer Promotion Probst: *Petrus Antonius* (wie Anm. 1), S. 29.
 - 20 Hierzu für das gesamte Reich auch Müsegades: *Fürstliche Erziehung* (wie Anm. 2), S. 167.
 - 21 Dies vermutet auch Ernst Staehelin: *Das theologische Lebenswerk Johannes Oekolampads (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 21)*, Leipzig 1939, S. 33.
 - 22 Wolfgang Fabricius Capitos Lebensbeschreibung als Vorwort zu Oekolampads Jeremia-Kommentar, [vor März 1534], in: Ernst Staehelin (Bearb.): *Briefe und Akten aus dem Leben Oekolampads. Bd. 2. 1527–1593 (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 19)*, Leipzig 1934, Nr. 971, S. 742–752, hier S. 744 (Übersetzung des lateinischen Texts durch Benjamin Müsegades)
 - 23 Der Text der Bestallung vom 31.12.1497 ist abgedruckt bei Schmidt: *Geschichte der Erziehung* (wie Anm. 16), Anhang Urkunden. Instruktionen, Nr. 1, S. 5–6; siehe zu Reuchlin mit weiterführender Literatur Müsegades: *Fürstliche Erziehung* (wie Anm. 2), S. 167.
 - 24 Zum Studium des Konrad Celtis „Konrad Celtis, gen. Protucius (GND: 118519891)“, in: RAG, *Repertorium Academicum Germanicum*. URL: <http://www.rag-online.org/pnd/118519891> [13.3.2014].
 - 25 Pfalzgraf Philipp an die Universität Ingolstadt, 31.1.1496, in: Hans Rupprich (Hg.): *Der Briefwechsel des Konrad Celtis (Veröffentlichungen der Kommission zur Erforschung der Geschichte der Reformation und Gegenreformation. Humanistenbriefe 3)*, München 1934, Nr. 103, S. 171–173.
 - 26 Müsegades: *Fürstliche Erziehung* (wie Anm. 2), S. 183–191.
 - 27 Markus Weis: *Kurfürstliche Prachthandschrift einer lateinischen Schulgrammatik*, in: Elmar Mittler (Hg.): *Bibliotheca Palatina. Katalog zur Ausstellung vom 8. Juli bis 2. November 1986. Heiliggeistkirche Heidelberg. Textband*, Heidelberg 1986, S. 192–193; Backes: *Das literarische Leben* (wie Anm. 4), S. 83.
 - 28 Birgit Studt: *Fürstenhof und Geschichte. Legitimation durch Überlieferung (Norm und Struktur 2)*, Köln 1992, S. 162–164.
 - 29 Michel Beheim: *Reimchronik* (wie Anm. 10), Str. 29–30, S. 8.
 - 30 Ebd., Str. 36, 70–71, 96–99, S. 9, 15, 19.

- 31 Backes: Das literarische Leben (wie Anm. 4), S. 84.
- 32 Ebd., S. 85–86.
- 33 Karl-Heinz Spieß: Zum Gebrauch von Literatur im spätmittelalterlichen Adel, in: Ingrid Kasten, Werner Paravicini, René Pérenec (Hgg.): Kultureller Austausch und Literaturgeschichte im Mittelalter / Transfers Culturels et Histoire Littéraire au Moyen Âge (Francia Beiheft 43), Sigmaringen 1998, S. 85–101, hier S. 94.
- 34 Exemplarisch zur Bibliothek Kurfürst Friedrichs I. Bodemann, Berg: Buchbesitz (wie Anm. 5), passim.
- 35 Zu Bestallungsverträgen von Fürstenerziehern Müsegades: Fürstliche Erziehung (wie Anm. 2), 170.
- 36 Siehe Schmidt: Geschichte der Erziehung (wie Anm. 16), Anhang Urkunden. Instruktionen, Nr. 5, S. 11; GLA Karlsruhe 67/922, fol. 9v, 16r.
- 37 Schmidt: Geschichte der Erziehung (wie Anm. 16), Anhang Urkunden. Instruktionen, Nr. 5, S. 11.
- 38 GLA Karlsruhe 67/922, fol. 16v.
- 39 GLA Karlsruhe 67/922, fol. 10r.
- 40 GLA Karlsruhe 67/922, fol. 16v.
- 41 GLA Karlsruhe 67/922, fol. 10r.
- 42 Schmidt: Geschichte der Erziehung (wie Anm. 16), Anhang Urkunden. Instruktionen, Nr. 5, S. 12. Dass es sich bei dem Aufenthalt in Mainz um den Besuch der dortigen Universität handelt, wird erläutert bei Maximilian Weigel: Pfalzgraf Wolfgang der Ältere 1494–1558, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 94 (N.F. 55), 1942, S. 358–381, hier S. 361.
- 43 GLA Karlsruhe 67/922, fol. 10r–10v. Für den Text von Jakob Symlers Bestallung siehe ebd., fol. 16v–17r.
- 44 Zur Strafgewalt gelehrter Erzieher Müsegades: Fürstliche Erziehung (wie Anm. 2), S. 174–176.
- 45 Schmidt: Geschichte der Erziehung (wie Anm. 16), Anhang Urkunden. Instruktionen, Nr. 1, S. 5.
- 46 Siehe die Übersicht zu Reuchlins Itinerar für diese Zeit bei Matthias Dall’Asta, Gerald Dörner (Bearb.): Johannes Reuchlin. Briefwechsel. Bd. 1. 1477–1505, Stuttgart-Bad Canstatt 1999, S. LXIII–LXIV.
- 47 Zu Wolfgangs Studium siehe Weigel: Pfalzgraf Wolfgang (wie Anm. 42), S. 362–364.
- 48 Siehe die Studienordnung für Philipp vom 13.12.1517 in: Schmidt: Geschichte der Erziehung (wie Anm. 16), Anhang Urkunden. Nachrichten, Nr. 2, S. 256–257.
- 49 Pfalzgraf Philipp an die Universität Ingolstadt, 31.1.1496, in: Rupprich: Briefwechsel des Konrad Celtis (wie Anm. 25), Nr. 103, S. 172; siehe auch Backes: Das literarische Leben (wie Anm. 4), S. 87.
- 50 Zur Rolle des Griechischen Müsegades: Fürstliche Erziehung (wie Anm. 2), S. 245–247.
- 51 Schmidt: Geschichte der Erziehung (wie Anm. 16), Anhang Urkunden. Instruktionen, Nr. 1, S. 6; Nr. 11, S. 12; GLA Karlsruhe, 67/922, fol. 10v, 17r.
- 52 Zu Lebenshaltungskosten im Spätmittelalter Ulf Dirlmeier: Untersuchungen zu Einkommensverhältnissen und Lebenshaltungskosten in oberdeutschen Städten des Spätmittelalters (Mitte 14. bis Anfang 16. Jahrhundert), Heidelberg 1978, insbesondere S. 427–459.
- 53 Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon (wie Anm. 19), S. 2–3.
- 54 Karl Hartfelder: Werner von Themar, ein Heidelberger Humanist, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 33, 1880, S. 1–101, hier S. 3; Nr. 73–74, S. 47.
- 55 Adam Werner an Konrad Celtis, 1.10.1499, in: Rupprich: Briefwechsel des Konrad Celtis (wie Anm. 25), Nr. 224, S. 372–374, hier S. 373 (Übersetzung des lateinischen Texts durch Benjamin Müsegades). Der Verweis auf Freising als Entstehungsort des Schreibens findet sich ebd., S. 374.
- 56 Müsegades: Fürstliche Erziehung (wie Anm. 2), S. 183–185.
- 57 Weigel: Pfalzgraf Wolfgang (wie Anm. 42), S. 364–365.
- 58 Karl-Friedrich Krieger: Der Prozeß gegen Pfalzgraf Friedrich den Siegreichen auf dem Augsburger Reichstag von 1474, in: Zeitschrift für historische Forschung 12, 1985, S. 257–286, hier S. 263–265.
- 59 Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Abteilung III, Geheimes Hausarchiv, Hausurkunden 2703 (Urkunde von 1451); Meinrad Schaab (Hg.): Ausgewählte Urkunden zur Territorialgeschichte der Kurpfalz 1156–1505 (Veröffentlichungen der Kommission für Geschicht-

- liche Landeskunde in Baden-Württemberg A/41), Stuttgart 1998, Nr. 116, S. 234–237, hier S. 235 (Urkunde von 1452); Karl Menzel: Regesten zur Geschichte Friedrichs des Siegreichen, Kurfürsten von der Pfalz, in: Hofmann: Quellen. Bd. 2 (wie Anm. 10), Nr. 169, S. 475 (Vertrag von 1472); siehe auch Widder: Karriere im Windschatten (wie Anm. 11), S. 36, Anm. 36.
- 60 Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon (wie Anm. 19), S. 2–4, 284–286.
- 61 Probst: Petrus Antonius (wie Anm. 1), S. 30–31.
- 62 Olaf Kuhr: „Die Macht des Bannes und der Buße“. Kirchengzucht und Erneuerung der Kirche bei Johannes Oekolampad (1482–1531) (Basler und Berner Studien zur historischen und systematischen Theologie 68), Bern [u.a.] 1999, S. 29.
- 63 Staehelin: Briefe und Akten. Bd. 2 (wie Anm. 22), Nr. 971, S. 745.
- 64 Ebd., Nr. 986, S. 780–781.
- 65 Ernst Staehelin (Bearb.): Briefe und Akten zum Leben Oekolampads. Bd. 1. 1499–1526 (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 10), Leipzig 1927, Nr. 84, S. 122–126.
- 66 Hierauf verweist bereits Staehelin: Das theologische Lebenswerk (wie Anm. 21), S. 113.
- 67 Das Zitat findet sich bei Karl A. Zaenker: „Eyn hübsche Comedia Abraham genant“. Hrotsvits von Gandersheims Abraham in der Übersetzung des Adam Werner von Themar, in: Mittel-lateinisches Jahrbuch 17, 1982, S. 217–229, hier S. 218.
- 68 Renate Neumüller-Klauser (Bearb.): Die Inschriften der Stadt und des Landkreises Heidelberg (Die deutschen Inschriften 12), Stuttgart 1970, Nr. 231, S. 126 (Übersetzung ebd.).
- 69 Matthias von Kemnat. Chronik Friedrichs I., in: Konrad Hofmann (Hg.): Quellen zur Geschichte Friedrichs I. des Siegreichen. Kurfürsten von der Pfalz. Bd. 1 (Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte A. F. 2), München 1862, ND Aalen 1969, S. 1–141, hier S. 80.

www.swhd.de

für euch

sagen wir »kernkraft,
nein danke«

Unser Strommix wird bis 2017
komplett atomkraftfrei sein.

stadtwerke
heidelberg 



Heidelberger
Dienste gGmbH
mittendrin.sozial

Kommunaler Arbeitsmarktservice

Beratung und Vermittlung verschiedener Zielgruppen am Arbeitsmarkt sowie Angebote zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie



AZUBI-FONDS

Zusätzliche Ausbildungsplätze für junge Menschen – auch in Teilzeit



Zusatzjobs

Zusätzliche Arbeitsgelegenheiten in Heidelberg und im Rhein-Neckar-Kreis



Direktbewerbung

Individuelle Beratung und Vermittlung von Arbeitssuchenden



Bündnis für Familie Heidelberg

Netzwerkkoordination zur Entwicklung von Lösungen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie



Perspektiven für Alleinerziehende

Neue berufliche Perspektiven zum (Wieder-)Einstieg von Ein-Eltern-Familien



Qualifizierung

Ganzheitliche fachliche und arbeitsmarktbezogene Qualifizierung zur Verbesserung der Integrationschancen in den Arbeitsmarkt

Jörg Tröger

Krieger, Künstler, Kavalier

Das abenteuerliche Leben des Pfalzgrafen Ruprecht, Sohn des Winterkönigs (1619–1682)

Samstag, 2. Februar 1667. Samuel Pepys, Staatssekretär im englischen Marineamt, notiert in sein berühmtes Tagebuch: „This day I hear that Prince Rupert is to be trepanned. God give good issue to it“.¹ Immer wiederkehrende, starke Kopfschmerzen, die Folge einer alten Schussverletzung, hatten keine andere Wahl gelassen: eine riskante Operation, bei der ein Loch in den Schädelknochen gebohrt wird, um einen chronischen Abszess zu sanieren. Ohne Betäubung – mehrere Männer müssen den Patienten festhalten. Vier Tage später trifft Pepys zwei Mediziner, die der Meinung sind, Rupert werde die Trepanation nicht überleben – „he will not recover it“. Gleichwohl: der 47-Jährige erholt sich rasch, der Kopfschmerz verschwindet, und am 3. April trifft ihn Pepys wieder bei guter Gesundheit: „pretty well as he used to be“ – nur die Perücke sehe etwas seltsam aus: „something appears to be under his periwig“.² Der Patient bedankt sich für die ärztliche Kunstfertigkeit, indem er eines dieser chirurgischen Instrumente technisch verbessert. Neurochirurgen unserer Tage haben Einzelheiten des Eingriffs anhand von zeitgenössischen Dokumenten geprüft und festgestellt, dass ihre Londoner Kollegen absolut professionell und nahezu modern gearbeitet hatten.³ So ist Rupert auch in die Medizingeschichte eingegangen.

Einige Wochen später, im Herbst 1667, beobachtet Samuel Pepys ein spannendes Tennismatch, ein Doppel mit Rupert und drei anderen Herren, der König und der gesamte Londoner Hof schauen zu, und Pepys ist beeindruckt vom Können der vier Spieler.⁴ Kuriosität am Rande: Der König, Charles II. Stuart, selber ein begeisterter Tennisspieler, stellt sich vor und nach einem Match auf eine Waage am Spielfeldrand. Laut Pepys hat er dabei einmal umgerechnet 1,8 Kilo abgenommen.⁵



Anthony van Dyck, Prinz Ruprecht von der Pfalz um 1637, National Galerie London (via Wikimedia Commons)

Ein Leben wie im Film

Die meiste Zeit seines Lebens verbringt Pfalzgraf Ruprecht in England und in Diensten der englischen Krone. Ein aufregendes, weit gereistes Leben voller Brüche, mit Siegen und Niederlagen, mit Abenteuern zu Wasser und zu Land, mit Ehrungen und Enttäuschungen. Söldner, Kavalleriegeneral, Admiral zur See, Erfinder, Ingenieur, Geschäftsmann und Künstler: auf allen Feldern eine auch für seine Zeit außergewöhnliche, starke Persönlichkeit. In England ist er bis heute im historischen Bewusstsein lebendig, in Deutschland kaum beachtet, obwohl Ruprecht zweifellos einer der interessantesten Wittelsbacher war, mit einer Lebensgeschichte, die heute reichlich Stoff böte für sämtliche Klatschspalten. Und so turbulent wie dieses Leben, so rasant auch schon der Anfang.⁶

Man hatte sich in der Prager Burg eben zu Tisch gesetzt, am Abend des 8. November 1620, da meldet ein Bote die Katastrophe: Die Schlacht am Weißen Berg vor den Toren der Stadt ist verloren, die kaiserlichen Truppen unter General Tilly haben die schwachen Kräfte Kurfürst Friedrichs V. von der Pfalz vernichtend geschlagen. Vor einem Jahr erst war Friedrich von den protestantischen Böhmen zu ihrem König gewählt worden, er hatte dabei alle Warnungen vor dem „böhmischen Abenteuer“ in den Wind geschlagen, war von Heidelberg nach Prag umgezogen, aber das war das Ende der Hochstimmung; bald spottet halb Europa über den „Winterkönig“, der jetzt bei Nacht und Nebel in Richtung Schlesien und schließlich ins holländische Exil fliehen muss. Das Durcheinander auf dem Hradschin dürfte enorm gewesen sein, man vergisst sogar, den elf Monate alten Säugling Ruprecht mitzunehmen, der von einem Sofa auf den Boden gefallen war; als alle schon aufgebrochen sind, findet ein Kammerherr den schlafenden Prinzen in einer Ecke und packt ihn auf den letzten Fluchtwagen.⁷

Ein schöner, hochgewachsener Jüngling



Wallerant Vaillant (1623–1677), Prinz Ruprecht von der Pfalz, Schabkunstblatt (Kurpfälzisches Museum Heidelberg)

Seine Eltern bekamen in 19 Ehejahren 13 Kinder, zehn davon erreichten das Erwachsenenalter, alle mit besonderen Talenten ausgestattet.⁸ Drei waren noch in Heidelberg zur Welt gekommen, Ruprecht und die jüngeren Geschwister außerhalb der Kurpfalz. Die Flucht endet in Den Haag im holländischen Exil, wo die Familie zum Erstaunen der Bevölkerung aus dem Vollen lebt, so als sei man immer noch eine Königsfamilie. Der Älteste und eigentliche Thronfolger, Friedrich Heinrich, ertrinkt mit 15 Jahren bei einem Schiffsunfall, den Vater Friedrich nur mit knapper Not überlebt. Der zweite Sohn, Karl-Ludwig, bekommt nach dem Dreißigjährigen Krieg Schloss Heidelberg und eine geschrumpfte

Kurpfalz zurück, während Ruprecht immer Zweiter in der kurpfälzischen Thronfolge bleibt. „Robert le Diable“ heißt er in der Familie, ein unerschrockener und zupackender junger Mann.⁹

1632 stirbt der Winterkönig, bis zuletzt in der Hoffnung, die Kurpfalz zurück zu bekommen; da ist Ruprecht 13 Jahre alt. Drei Jahre später segelt er nach England zu seinem Onkel, König Charles I. Stuart; die Bevölkerung begrüßt ihn begeistert schon am Hafen. Die Puritaner freilich sind misstrauisch; sie meinen, seine sympathische Gestalt – ein Mannsbild von 1,92 m Körpergröße – mit den lang wallenden Locken könnte „sündiges Verlangen“ und den „Zorn des Herrn“ wecken.¹⁰ Jedenfalls ist er hier beliebter als sein etwas pedantischer Bruder Karl-Ludwig, und der Lieblingssohn der Winterkönigin Elisabeth Stuart bleibt er bis zu ihrem Tod ohnehin.

Prince Rupert oder The Prince, wie er in England genannt wird, „The greatest Beau“ oder „The Kavalier“, wird mit Ehrungen überhäuft: Die Universität Oxford ernennt ihn zum Magister ehrenhalber, und der Erzbischof von Canterbury hat die Idee, dem jungen Mann einen Bischofssitz zu übertragen. Es gibt sogar Pläne, ihn an der Spitze eines Expeditionskorps aus zwölf Kriegsschiffen nach Madagaskar zu schicken, um die Insel für die englische Krone zu erobern, er selbst soll dann dort Vizekönig werden. Die Reise kommt nicht zustande, sehr zur Erleichterung der Mutter, die das Ganze für eine Idee à la Don Quijote hält; schließlich ist Rupert noch keine 17.¹¹

Erste Kriegserfahrungen

Während England in den 30er Jahren des 17. Jahrhunderts eine Insel des Friedens ist, tobt auf dem Kontinent der große Europäische Krieg. Daran teilzunehmen und für die pfälzische Sache zu kämpfen, ist den Brüdern Verpflichtung. An der Spitze einer eigenen kleinen Armee kämpfen sie im Westfälischen gegen kaiserliche Truppen und werden am 17. Oktober 1638 an der Weser geschlagen – Ruprecht an der Spitze eines pfälzischen Kavallerie-Regiments. Sein Bruder Karl-Ludwig schwimmt durch den Fluss und rettet sich, Ruprecht gerät in Gefangenschaft und verbringt die nächsten drei Jahre als habsburgischer Staatsgefangener in der Festung Linz an der Donau. Die Haftbedingungen sind erträglich, man nimmt ihn mit zur Jagd, er spielt Tennis, macht Schießübungen, und hat reichlich Zeit, auch seine künstlerischen Talente zu pflegen, zu malen und zu zeichnen; damals konstruiert er ein Instrument, das beim perspektivischen Zeichnen nützlich ist. Einem Hasen, mit dem er das Zimmer teilt, bringt er bei, die Tür zu öffnen. Während der Haftzeit soll er auch seine ersten amourösen Erfahrungen mit Susanne, der Tochter des Gouverneurs von Linz, gemacht haben.¹²

Über diplomatische Kanäle erreicht sein Onkel Charles I. schließlich beim Kaiser, dass dieser Ruprecht entlässt. Auf sein Ehrenwort, nie wieder gegen Habsburg zu Felde zu ziehen. Woran er sich bis auf eine Ausnahme gehalten hat. Mit Boye, einem weißen Hund, den man ihm in Linz geschenkt hatte – es soll sich um einen ungewöhnlich großen Pudel oder eine weiße Dogge gehandelt haben – kehrt der Prinz nach Den Haag zur Winterkönigin zurück; die ist erleichtert, dass er dem reformierten Glauben treu blieb und den Werbungen des Kaisers widerstanden hat, zum katholischen Glauben zu konvertieren.

Mit kaltem Gleichmut dem Tod entgegen

Bald geht es zurück nach England, wo er dringend gebraucht wird. 1642 ist ein blutiger Bürgerkrieg ausgebrochen, der „Civil War“ zwischen den Königstreuen, den Royalisten einerseits und auf der anderen Seite den Anhängern des Parlaments, den Puritanern unter Oliver Cromwell. Diese wollen das Königtum zwar nicht abschaffen, aber mehr Rechte für das Parlament einfordern. Ein König von Gottes Gnaden und damit unantastbar, – davon halten sie nichts. Sieben Jahre später, an einem kalten Januartag 1649, wird der König – wie früher seine Großmutter Maria Stuart – hingerichtet und die Monarchie vorübergehend abgeschafft.¹³

Rupert übernimmt das Kommando über die königliche Reiterei, er rekrutiert 3000 Mann, und allein schon sein Name verbreitet bei den Gegnern Panik, so wie er, mit dem großen weißen Hund zur Seite, auf die Feinde losgaloppiert. Rücksicht wird nicht genommen. „Was die Kavaliere in der ersten Zeit an Rupprecht fesselte, war der Schrecken, der vor seinem Namen herging. Wenn der Pfälzer an der Spitze seiner Schwadronen dahinjagte, in gewaltigen Sätzen seine weiße Dogge neben ihm, die man für den Teufel selbst hielt, dann bebten auch feste Puritaner und man erzählte sich, dass der Name Rupprechts selbst Atheisten zum Beten zwingt.“¹⁴ Rupert, so scheint es, besaß Charisma und taktisches Talent, er kämpft tollkühn und kann in den ersten Gefechten für den englischen König militärische Erfolge erringen. Moritz, der jüngere Bruder, immer an seiner Seite, gefürchtet wegen seines „unbezähmbaren Raubtierblicks“. Noch sehen die Kavaliere – so nennt man die adligen Reitersoldaten des Königs – in diesen Kämpfen eine andere Art von Fuchsjagd; sie sitzen elegant gekleidet auf hohem Ross, sind arrogant, nehmen sich von den Bauern, was sie brauchen, und hinterlassen verbrannte Erde, wo immer sie vorbeireiten. Man wirft Rupert vor, ihn interessiere nur der Kampf, an das Land denke er nicht. Sein Name wird bald zum Mythos, man traut ihm alles zu, er scheint überall zu sein, wo ein Schwert gebraucht wird, unverletzbar und unbesiegbar.

Vielen am Hof passt das nicht, die ersten Intrigen gegen Rupert werden eingefädelt. Man macht ihn für Niederlagen verantwortlich, die andere verursacht haben, der König hört nicht mehr auf seinen militärischen Rat. Trotzdem ernennt er den Neffen 1644 noch zum Generalissimus der gesamten königlichen Armee. Aber sein Stern sinkt: 1645, da ist der Wittelsbacher erst 26 Jahre alt, wird nicht nur der weiße Hund im Gefecht erschossen, Rupert verliert auch entscheidend gegen die Soldaten Cromwells. Der König spricht von Verrat, aber Rupert besteht auf einer Verhandlung vor dem Kriegsgericht und wird freigesprochen.

Währenddessen versucht sein älterer Bruder Karl-Ludwig, der designierte Pfälzer Kurfürst, bei den Gegnern der Royalisten in London zu punkten – für den Fall, dass das Parlament einen eigenen Kandidaten für den Thron suchen sollte. „Dieser berechnende, dickfellige junge Mann hatte in den vergangenen vier Jahren als Gast des Parlaments in England gelebt. Während seine beiden Brüder, Rupert und Moritz, die royalistischen Streitkräfte kommandierten, hatte er sich in Westminster aufgehalten und die unausgesprochene Hoffnung genährt, man werde ihm die Krone anbieten, falls sein Onkel geschlagen und abgesetzt würde.“¹⁵

Das hat der Beziehung der Brüder nicht gut getan. „Zwischen dem nüchternen, lediglich auf Wiedergewinn der verlorenen Heimat gerichteten Sinne Karl Ludwigs und dem feurigen Geiste Rupprechts, der Züge des mittelalterlichen Rittertums in sich trug, gab es keine Berührungspunkte.“¹⁶ Während Karl-Ludwig 1649 nach Heidelberg zurückgeht, um die Kurpfalz wieder aufzubauen, verhängt das englische Parlament die Acht über Rupert und Moritz; „es war jedem freigestellt, sie zu töten, wo er sie traf“¹⁷. Beide setzen sich nach Frankreich ab, wo bereits der spätere König Charles II. Stuart darauf wartet, dass die Revolution endet und er den Thron in London besteigen kann. Er wartet bis 1660. Ruprecht indessen übernimmt in der letzten Phase des Dreißigjährigen Kriegs ein Kommando auf dem Kontinent unter König Ludwig XIV. von Frankreich gegen die Spanier; dabei wird er von einer Pistolenkugel am Kopf schwer verwundet. Die schmerzhaften Folgen werden erst 20 Jahre später durch die Trepanation, von der Samuel Pepys berichtet, geheilt.

Als Pirat auf hoher See¹⁸

1648 wird er wieder in England gebraucht, er übernimmt das Kommando über die Reste der königlichen Flotte; Erfahrungen im Seekrieg hat er da noch keine. Die Aufgabe lautet, englische Schiffe zu kapern, um für den König im Exil, für Charles II. die Kassen aufzufüllen. Oktober 1649 sticht er von Irland aus mit sieben Schiffen in See, Richtung Lissabon. In portugiesischen Küstengewässern und danach im Mittelmeer macht er Jagd auf englische Handelsschiffe, plündert die Ladung und rüstet einige zu Kriegsschiffen, um die eigene Armada zu verstärken. Bruder Moritz immer an seiner Seite – zwei Freibeuter aus dem Hause Wittelsbach. Ihr Seekrieg gegen das Parlament wird allmählich zur Plage, weshalb ihm das Parlament eine eigene Flotte hinterherschickt – eine ständige Bedrohung. Schließlich setzt sich Rupert 1651 in Richtung Karibik ab. Einer seiner Kapitäne hat über dieses Piratenunternehmen Tagebuch geführt:¹⁹ über Madeira, wo das Flaggschiff mit 333 Mann und einem Großteil der Beute in einem Sturm sinkt – Rupert überlebt mit knapper Not – zu den Kapverdischen Inseln und



Antonius van Dyck, Portrait der Pfalzgrafen Prinz Ruprecht und Prinz Moritz um 1637, Louvre (via Wikimedia Commons)

nach Westafrika. Der verzweifelte Versuch, das tödliche Leck mit 120 Portionen rohem Fleisch aus dem Proviant abzudichten, war fehlgeschlagen.²⁰

Die Kaperfahrt wird fortgesetzt, spanische, holländische und englische Handelsschiffe aufgebracht, aber Rupert interessiert sich nebenher auch für Land und Leute. Er knüpft Kontakte zu Einheimischen, die nicht immer friedlich antworten, und unternimmt Expeditionen ins Landesinnere. Einmal erschießt er eine Hyäne, ein anderes Mal ein Kamel, auf dem zwei Nomaden sitzen; sie entkommen unverletzt. Den westafrikanischen Gambia-River lässt er 150 Meilen flussaufwärts erkunden, hier holt er sich die Malaria.

Nachdem die Schiffe repariert sind, geht es Richtung Westindien; die Route liest sich wie aus einem Kreuzfahrerkatalog: Barbados, Santa Lucia, Martinique, Guadeloupe, dann zu den Virgin Islands, nach Antigua und Santo Domingo. Wo es sich ergibt, werden Schiffe gekapert, die Wein, Getreide, Holz oder Salz an Bord haben; in den Häfen bunkert man frisches Wasser, Früchte, Ziegen, Hühner und Eier. Rupert beobachtet fliegende Fische, Delphine und Haie, staunt über riesige Bäume auf den Inseln, und macht wissenschaftliche Beobachtungen – der Prinz als Naturforscher. „[...] diese Reisen [waren] nicht ausschließlich Raub- und Plünderungszüge. Bei dem großen Interesse, welches Rupprecht für Naturwissenschaften besaß, bot ihm der Aufenthalt in den noch so wenig bekannten und erforschten Gegenden Afrikas und Amerikas stets erneute Gelegenheit, den Kreis seiner Kenntnisse zu erweitern [...]“.²¹

Dann die Katastrophe: In einem fürchterlichen Hurrikan sinkt das Schiff, das der Bruder kommandiert; es verschwindet mit Mann und Maus spurlos im Meer. Kein Mensch war Rupert so nah und vertraut wie Moritz, beide konnten sich blind aufeinander verlassen, beide lebten und litten seit der Kindheit Seite an Seite.²² Noch zehn Jahre nach dem Unglück hofft Rupert, der Bruder habe sich auf eine der Inseln retten können, vergebens.

Mit fünf Schiffen kehrt der Prinz 1653 nach Frankreich zurück. Reich geworden ist er mit den Kaperfahrten nicht; was er mitbringt, darunter kostbaren Tabak, wird versteigert und reicht gerade, um Schulden zu bezahlen.

Sehnsucht nach Heidelberg und der Pfalz

Nach vier Jahren Abenteuer auf See nimmt Pfalzgraf Ruprecht Kontakt zu Kurfürst Karl-Ludwig in Heidelberg auf. Der 35-Jährige verlangt, der Bruder möge ihm einen Besitz in der Kurpfalz zuweisen, Kaiserslautern wird genannt, von dem er und die Mutter der beiden leben können.²³ Die Winterkönigin residiert immer noch im holländischen Exil. Eine Zeit lang wohnt Ruprecht auf dem Schloss, er spottet über die schlecht ausgebildeten Jagdknechte des Bruders, und einmal überlebt er einen Fehlschuss aus der Büchse des Kurfürsten nur mit knapper Not – seine Perücke fängt Feuer.²⁴ Zum Eklat kommt es, als Ruprecht mit der Geliebten des Kurfürsten anzubändeln versucht, mit Louise von Degenfeld. Ein Liebesbrief gerät in die falschen Hände, die Kurfürstin mischt sich ein, es fallen harte Worte in einer langen, zermürbenden Auseinandersetzung, es geht auch „um ein starck stück gelt“²⁵, aber außer zu einer bescheidenen Rente, die Ruprecht ausschlägt, ist Karl-Ludwig zu nichts mehr zu bewegen. Der Streit im Hause



Gerrit Berckheyde (1638–1698), Heidelberg von Nordosten, um 1670 (Kurpfälzisches Museum Heidelberg)

Wittelsbach eskaliert: von Hochverrat ist die Rede, davon dass der Jüngere das Testament der Mutter – sie stirbt 1662 – gefälscht habe, es werden Denkschriften an den Kaiser in Wien geschickt; dann die für Ruprecht wohl schmerzlichste Wendung: Er darf ohne Erlaubnis des Kurfürsten nicht mehr aufs Schloss in Heidelberg kommen. Doch Ruprecht wäre nicht Ruprecht, wenn er es nicht trotzdem versuchte – vergebens: Der Schlosskommandant hält sich an seine Vorschriften und öffnet das Tor nicht.

Da stand er nun und ist wild entschlossen, sich zu rächen. „Mein Kerbstock ist so voll, dass er nichts mehr halten kann“, soll er gesagt haben, schlimmer könne es für ihn sowieso nicht mehr kommen, worauf Karl-Ludwig kühl erwidert, „auch ich habe Blei und Pulver“.²⁶ Ein Krieg wird nicht ausgeschlossen. Erst 1670 legen die Brüder den Zwist bei, doch nach Heidelberg kommt der Abenteurer nie wieder. Obwohl man ihn hier dann doch als Erzeuger eines männlichen Nachkommen dringend gebraucht hätte: die Kurlinie Pfalz-Simmern drohte nämlich, nach Karl-Ludwig auszusterben, was dann auch geschieht. Für Ludwig XIV. von Frankreich der willkommene Grund, die Pfalz anzugreifen und niederzubrennen.

Wissenschaftler und Künstler

Inzwischen war in England der Bürgerkrieg beendet und die Stuart-Monarchie wieder eingeführt worden, auf dem Thron jetzt Charles II., Ruperts Vetter; die beiden können miteinander. In der englischen Thronfolge steht Rupert an zweiter Stelle. Noch einmal übernimmt der Pfälzer als Vizeadmiral ein Flottenkommando, diesmal gegen die Niederländer, er wird erster Gouverneur der Hudson Bay Company in Kanada, einer Gesellschaft, die das Monopol auf den lukrativen Pelzhandel besitzt. Noch heute heißt das Gebiet Rupert's Land.

Wenn er nicht militärisch unterwegs ist, macht der vielseitige Wittelsbacher in seinem Labor chemische, physikalische und technische Experimente;²⁷ er entwirft neue Militärtechnik, etwa eine Art Maschinengewehr oder ein besonders explosives Schießpulver, dann eine hydraulische Maschine zum Transport von Wasser, und er erfindet eine spezielle Messing-Legierung aus Kupfer und Zink, die wie Gold glänzt und unter anderem für Kanonen verwendet werden kann: bis heute „Prince’s metal“ genannt. Die Royal Society, Englands bedeutende wissenschaftliche Gesellschaft, führt ihn als Gründungsmitglied. Hier präsentiert er den staunenden Kollegen erstmals seine „Rupert’s Drops“, tränenartige Gebilde aus Glas: Das dicke Ende der Glasträne ist nicht einmal zwischen Hammer und Amboss zu knacken, während die Glasträne zu Pulver explodiert, sobald man ihre Spitze nur mit zwei Fingern eindrückt.²⁸

Prinz Rupert ist überdies künstlerisch außerordentlich begabt, hatte bei namhaften holländischen Künstlern malen gelernt und hinterlässt eine Reihe von Radierungen, meistens Kopien bekannter Gemälde, die er mit der damals neuen Schabkunsttechnik anfertigte, einem Tiefdruckverfahren, das im 17. Jahrhundert aufkommt. Man nimmt an, dass er diese auch Mezzotinto genannte Technik verfeinert und nach England eingeführt hat. 150 Jahre nach ihm erreicht die Schabkunst in den „Caprichos“ des Spaniers Francisco Goya ihren künstlerischen Höhepunkt – auf einem der Blätter ist ein „Pfalzgraf“ dargestellt, womöglich eine Verbeugung vor Rupert.²⁹



Prince Rupert of the Rhine, 1658,
Mezzotinto, British Museum
London (via Wikimedia Commons)

Am 29. November 1682 stirbt Prinz Rupert, 16 Männer müssen den mit Blei verstärkten Sarg zur Westminster Abbey tragen, wo er am Nikolaustag beigesetzt wird, neben der Mutter. Geheiratet hat der Vielgereiste nie, aus zwei Beziehungen waren eine Tochter Ruperta und ein Sohn Dudley hervorgegangen. Dessen Leben dauert keine 20 Jahre, er fällt auf einem Schlachtfeld in Ungarn.

Arrogant, aufbrausend, taktlos, unfähig zur Zusammenarbeit, ohne Sinn für Diplomatie, – so beschreiben ihn die zeitgenössischen Quellen. Samuel Pepys notiert, der Prince sei „welcome to nobody“.³⁰ Er war aber auch der tapferste und erfolgreichste General der Zeit, er schien unbesiegbar zu sein, und die Soldaten rissen sich darum, unter seinem Kommando zu dienen. Bei allem aber ein einsamer Mensch, mit mehr Feinden als Freunden. Immerhin: Keiner seiner Zeitgenossen wurde so häufig in Öl und in Farbe portraitiert wie Prinz Rupert.



Steinbüste von Prinz Ruprecht, um 1678, London, Made at John Dwight's factory in Fulham, British Museum (via Wikimedia Commons)

Anmerkungen

- 1 Samuel Pepys: The diary. Hg. von Henry Benjamin Wheatley. Bd. 6. London 1895, S. 148.
- 2 Ebd., S. 253.
- 3 Robert Arnott (Hg.): Trepanation – History, Discovery, Theory. Lisse 2003, S. 332.
- 4 2. September 1667: „the best players at tennis in the nation“ – Pepys (wie Anm. 1), Bd. 7, 1896, S. 96.
- 5 Ebd. („this day he lost 4 1/2 lbs“).
- 6 Zur Biographie im Allgemeinen siehe Karl Hauck: Ruprecht der Kavalier, Pfalzgraf bei Rhein. Heidelberg 1906; Patrick Morrah: Prince Rupert of the Rhine. London 1976; Charles Spencer: Prince Rupert, the last Cavalier. London 2007; Hugh Trevor Roper: Ruprecht der “Cavalier”, in Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 44, 1981, S. 241ff; Martin Vogt: Ruprecht von der Pfalz, in Neue deutsche Biographie 22, 2005, S. 290f.
- 7 Gewissermaßen die Mutter aller neuzeitlichen Ruprecht-Biographien sind die „Memoirs of Prince Rupert and the Cavaliers“ von Eliot Warburton, 3 Bde., London 1849. Warburton hatte noch mehr als tausend Dokumente aus dem schriftlichen Nachlass zur Verfügung, ist damit allerdings nach Ansicht moderner englischer Historiker nicht immer *lege artis* umgegangen. Inzwischen sind viele dieser Dokumente verloren. 1959 gelang in einer Bibliothek ein Zufallsfund mit chronologischen Notizen und mit einem lückenhaften Bericht über Ruperts Abenteuer zur See, vermutlich die Materialsammlung für eine ausführliche zeitgenössische Biographie, die nach 1849 verloren ging. 1972 wurde ein Koffer mit einem umfangreichen Konvolut an Urkunden und einer fast fertigen neuen Biographie aus einem Londoner Club entwendet und ist nie wieder aufgetaucht. Insgesamt zur Quellenlage siehe Morrah (wie Anm. 6), S. 455f.
- 8 Adelheidis von Rohr: Die Pfalz-Kinder, in Der Winterkönig Friedrich von der Pfalz. Hg. von Peter Wolf u.a., Augsburg 2003, S. 208ff.
- 9 Spencer (wie Anm. 6), S. 18ff.
- 10 Hauck (wie Anm. 6), S. 8.
- 11 Spencer (wie Anm. 6), S. 32ff.
- 12 Vgl. Morrah (wie Anm. 6), S. 53f.
- 13 Siehe hierzu Veronica Wedgwood: Tod dem König, Der Prozeß gegen Karl I., München 1968.
- 14 Hauck (wie Anm. 6), S. 26.
- 15 Wedgwood (wie Anm. 13), S. 193.
- 16 Hauck (wie Anm. 6) S. 29.
- 17 Ebd.
- 18 Siehe hierzu auch Spencer (wie Anm. 6), S. 204ff.
- 19 Karl Hauck: Das Reisetagebuch Rupprechts von der Pfalz (1651–1653), in Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 62, NF 23 (1908), S. 276–299.
- 20 Spencer (wie Anm. 6), S. 223f.
- 21 Hauck (wie Anm. 6), S. 279.
- 22 Siehe hierzu Morrah (wie Anm. 6), S. 272ff u. Spencer (wie Anm. 6), S. 236ff.
- 23 Vgl. hierzu Hauck (wie Anm. 6), S. 68ff.
- 24 Vgl. Spencer (wie Anm. 6), S. 247.
- 25 Zit. nach Hauck (wie Anm. 6), S. 87.
- 26 Ebd., S. 73.
- 27 Morrah (wie Anm. 6), S. 387ff.
- 28 Siehe hierzu Laurel Brodsley et al.: Prince Rupert’s Drops. In: Notes and Records of the Royal Society of London 41, 1986, S. 1–26.
- 29 Siehe hierzu Wilhelm Hennis: Die Vernunft Goyas und das Projekt der Moderne, in Politikwissenschaftliche Abhandlungen. Tübingen 2000, S. 365ff.
- 30 Pepys (wie Anm. 1), Bd. 7, 1896, S. 54 (Samstag, 29. September 1660).

Markus Schott

Heidelberg und der Kult um Bismarck in der Kaiserzeit¹

1. Einleitung

„Unser Heidelberg wird morgen das Denkmal enthüllt sehen, das unverlöschliche Dankbarkeit ihm hier gesetzt hat. So ist der 82. Geburtstag Bismarcks für unser Heidelberg ein Tag von besonderer Bedeutung. Zu dem Denkmal im Herzen tritt ein Denkmal in Marmor. Freuen wir uns dessen!“²

Heute scheint diese Freude vergangen zu sein, denn Bismarck steht im wahrsten Sinne des Wortes abseits der Aufmerksamkeit der Touristen und auch der Heidelberger selbst: Die Büste befindet sich zwar weiterhin an ihrem ursprünglichen Platz, aber nunmehr am Rande des Knotenpunktes Bismarckplatz. Die Bismarcksäule ist selbst im Winter nur noch von wenigen Stellen der Stadt aus zu erahnen, früher war sie von weitem sichtbar.

Dass Bismarck Ehrenbürger Heidelbergs war, dürfte den Wenigsten bekannt sein, ebenso wie die Gründe für die Benennung des Bismarckplatzes. Dies soll die vorliegende Arbeit ändern und einen Überblick bieten über die verschiedenen Ehrungen, die Bismarck aus Heidelberg zuteil wurden.

Freilich war die Bismarckverehrung keine Heidelberger Besonderheit, sondern ein Massenphänomen. So wurde Bismarck allein an seinem 80. Geburtstag 1895 von hundert deutschen Städten zum Ehrenbürger ernannt, auch befanden sich überall im Deutschen Reich Bismarckplätze und -straßen, -denkmäler sowie -säulen und -türme.³ Dies bedeutet aber nicht, dass Bismarck in allen Teilen der Bevölkerung gleichermaßen



Blick auf die Bismarcksäule (markiert) vor dem 1. Weltkrieg (Stadtarchiv Heidelberg)

verehrt wurde. Vielmehr standen Linksliberale, Sozialdemokraten, Anhänger des Zentrums und Angehörige der ethnischen Minderheiten dem Bismarckkult zumeist kritisch gegenüber, während Nationalliberale, Konservative sowie völkische und antisemitische Gruppierungen den Kult beförderten und benutzten, unter anderem um ihre politischen Gegner als „Reichsfeinde“ zu diffamieren und ihre nationalistischen Vorstellungen zu propagieren. Innenpolitische Auseinandersetzungen sind daher ein Antrieb gewesen für die Steigerung der Dankbarkeit gegenüber Bismarck, vor allem für die Reichsgründung 1871, hin zur Verehrung und Stilisierung als nationales Symbol in regelmäßigen, öffentlichen und ritualisierten Handlungen.⁴

Gibt es aber Besonderheiten der Verehrung in Heidelberg? Immerhin besuchte Bismarck Heidelberg einige Male, bevor er Reichskanzler wurde.⁵ Außerdem besaß Heidelberg mit der Universität und der Schlossruine, die auch als Zeichen vergangener Schwäche und französischer Aggressionen gesehen werden konnte, zwei Merkmale, die andere Städte nicht vorzuweisen hatten. Tourismus und vor allem die Universität gewannen in Heidelberg während der Kaiserzeit immer weiter an Bedeutung, während die Industrialisierung in der stetig wachsenden Stadt eher zurück blieb. Heidelberg empfand sich vor allem als bürgerliche Wohn- und Wissenschaftsstadt.⁶ Die Verwaltung der Stadt wurde kontrolliert durch die wirtschaftliche Elite mittels des badischen Dreiklassenwahlrechts.⁷ Politisch war Heidelberg seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stark vom Liberalismus geprägt, in der Kaiserzeit gaben die Nationalliberalen den Ton an. Seit 1869 bestand zusätzlich eine katholische,⁸ seit 1889 eine sozialdemokratische,⁹ seit 1890 eine freisinnige¹⁰ und spätestens seit 1894 eine antisemitische Partei in Heidelberg.¹¹ Die Parteienvielfalt spiegelte sich auch in der Heidelberger Zeitungslandschaft wieder. Waren die „Heidelberger Zeitung“ (HZ) und das „Heidelberger Tageblatt“ (HT) (national-)liberal gesinnt, so stand der „Pfälzer Bote“ (PB) und anfangs auch der „Badische Volksbote“ (BV) der katholischen Zentrumsparterie nahe. Der BV entwickelte sich schließlich zum Organ der Antisemiten. Die Zeitungen stellen eine der wichtigsten Quellengrundlagen für die Untersuchung der Bismarckverehrung in Heidelberg dar, werden in ihnen doch Reaktionen auf die Verehrung ersichtlich.¹² Bei der ersten Bismarck-Ehrung, der Umbenennung des Hafensplatzes in Bismarckplatz, muss darauf aber noch verzichtet werden, stattdessen wird auf die beiden anderen Hauptquellengrundlagen zurückgegriffen, die städtischen Akten sowie die städtischen Chroniken.

2. Der Beginn der Bismarckverehrung

Am Beginn der von städtischen Institutionen ausgehenden Bismarck-Ehrungen steht ein Telegramm des Ersten Bürgermeisters Heinrich Krausmann an Bismarck. Anlass war der misslungene Anschlag auf Bismarck in (Bad) Kissingen am 13. Juli 1874 durch den katholischen Gesellen Kullmann in der Hochphase des Kulturkampfes zwischen Liberalismus und Katholizismus. Krausmann telegraphierte Bismarck im Namen des Stadtrates, dass „die frevelhafte That ... auch die Bewohner Heidelbergs mit tiefster Entrüstung ergriffen“ habe und dankte Gott für das Überleben Bismarcks, „welchem das deutsche Volk seine Einheit, Größe und geistige Freiheit verdankt.“¹³ Im Zeichen

des Kulturkampfes stand auch die erste große Bismarck-Ehrung in Heidelberg. Am 10. Dezember 1874 schlug die Heidelberger Stadtbaukommission dem Stadtrat vor, den bisherigen Hafenplatz und die dazugehörige Hafenstraße in Bismarckplatz und -straße umzubenennen.¹⁴ Sie begründete ihren Vorschlag erstens mit dem Vorbild anderer Städte, Straßen nach „berühmten Männern der Neuzeit“ zu benennen und zweitens damit, „gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo unser großer Reichskanzler am 4. d. M. im Reichstage wieder der Gegenstand schamlosester Angriffe war, gewissermaßen eine würdige Antwort auf diese, für ewigen Zeiten zu geben.“¹⁵ Demnach hatte der Vorschlag eine eindeutig politische Komponente. Dazu passt, dass zwei der fünf Unterzeichner, Carl Abel und Heinrich Bilabel, nationalliberal gesinnt waren. Da der Platz aber noch gar nicht hergestellt war, erfolgte erst ein Jahr später die Umbenennung im Zuge einer allgemeinen Welle von Straßenbenennungen.¹⁶ Es fällt auf, dass dieser zweite Anlauf zur Umbenennung ohne erneute Begründung erfolgte und es in der HZ keinerlei Reaktion gab. Damit lässt sich feststellen, dass das ursprüngliche Ziel, ein Zeichen gegen das Zentrum und für Bismarck zu setzen, nicht direkt umgesetzt wurde. Dennoch stellt ja bereits die Benennung eines Platzes einen Ehrungsakt dar, auch wenn sie ohne Begründung, nicht an Bismarcks Geburtstag, ohne Festakt und auch ohne Versendung eines Telegrammes erfolgt ist.¹⁷

Knapp zehn Jahre später war es wiederum ein Ereignis im Reichstag, das in Heidelberg – aber nicht nur dort – die nächste große öffentliche Parteinahme für Bismarck auslöste. Der Reichstag verweigerte 1884 Bismarck die Schaffung einer weiteren Stelle im Auswärtigen Amt „was, wie im ganzen Reiche, so auch in Heidelberg fast allgemeine Entrüstung hervorrief.“¹⁸ In Heidelberg waren es vor allem die Nationalliberalen, die ihre Unterstützung für Bismarck lautstark bekundeten.¹⁹ In dieser Stimmung warb ein Berliner Aufruf für eine Dankesspende an Bismarck; dieser Aufruf wurde Mitte Februar in der HZ von 37 Heidelberger unterschrieben.²⁰ Die Unterzeichner lassen sich größtenteils zu einer höheren gesellschaftlichen Schicht zählen, vertreten waren: der Oberbürgermeister, ein Alt-Oberbürgermeister, ein Bürgermeister, acht Stadträte, zwei Landtagsabgeordnete, ein ehemaliger Landtags- und Reichstagsabgeordneter, zwei Geheime Räte, ein Adliger, zwei Professoren, ein Handelskammerpräsident, ein Bankdirektor, ein Hofapotheker, ein Großherzoglicher Stadtdirektor, ein Oberst und drei Geistliche (alkatholisch, evangelisch, jüdisch) sowie ein Fabrikant. Der Rest bestand aus Kaufleuten, Buchhändlern, einem Bäckermeister und einem Gärtner. Immerhin 16 bis 20 Unterzeichner, darunter alle Abgeordnete, der Oberbürgermeister und vier Stadträte, lassen sich zu diesem Zeitpunkt der Nationalliberalen Partei zuordnen. Trotz der großen personellen Übereinstimmung zwischen der Gruppe der Unterzeichner, der Nationalliberalen Partei und dem Stadtrat scheint es den Versuch gegeben zu haben, den Spendenaufruf und den Stadtrat als von Parteipolitik unabhängig erscheinen zu lassen. So ließe es sich zumindest erklären, warum der Stadtrat kurz vor der Veröffentlichung des Aufrufs in der HZ beschloss, nicht als „Corporation“ für die Bismarckspende zu sammeln.²¹ Der Spendenaufruf war erfolgreich, schon nach zwei Wochen konnte eine Anzeige in der HZ eine Gesamtsumme von 1.285 Mark verkünden, insgesamt kamen 5.000 Mark zusammen.²²

Auch bei der Feier zum 70. Geburtstags Bismarcks 1885 – nur kurze Zeit nach der Spende – lässt sich wieder die feine Unterscheidung zwischen der nationalliberalen Partei und dem nationalliberal gesinnten Stadtrat erkennen. Letzterer plante ein öffentliches Festbankett, bei dem Professor Hermann Schulze, ein Unterzeichner des Spendenaufrufs, die Festrede halten sollte. Zusätzlich wurde die Beflaggung aller öffentlichen und privaten Gebäude an Bismarcks Geburtstag, dem 1. April, angeordnet.²³ Trotz der öffentlichen Einladung aller Heidelberger in der HZ zielte das Bankett doch auf eine gewisse Klientel; jedenfalls ersuchte der Ausschuss der nationalliberalen Partei per Anzeige die Mitglieder seiner Partei „zahlreich zu erscheinen.“²⁴ Tatsächlich nahmen viele am Bankett teil, laut HT waren „Mitglieder aller Parteien“ anwesend, wohingegen Chronist Gern notierte: „Die Ultramontanen beteiligten sich an der Bismarckfeier nicht.“²⁵ Der Harmonie-Saal war geschmückt mit Lorbeerbäumen, Fahnen in den deutschen, badischen und Heidelberger Farben und Büsten des Kaisers, des badischen Großherzogs und Bismarcks. Das Fest bestand aus einer Abfolge von kurzen Reden bzw. Trinksprüchen und darauffolgenden Hochrufen – unter anderem auf Kaiser und Großherzog, Bismarck, die deutsche Nation, das deutsche Heer –, musikalischen Beiträgen sowie Liedern, die von allen gemeinsam gesungen wurden. Einzelne Aspekte des Festes sollen nun kurz beleuchtet werden. Sowohl den Berichterstattern als auch Oberbürgermeister Karl Wilckens, der die Eröffnungsrede auf Kaiser und Großherzog hielt, schien es besonders wichtig, die scheinbare Beteiligung aller gesellschaftlichen Kreise an diesem Feste hervorzuheben; Wilckens fasste dies als Zustimmung zur Feier auf. Für Wilckens scheint die Hauptleistung Kaiser Wilhelms darin bestanden zu haben, „mit großem Scharfblick das Genie seines ersten Rathgebers erkannt“ zu haben. In der Festrede umriss Schulze die Karriere Bismarcks und sagte dabei einen Satz, der den gewünschten überparteilichen Charakter dieses und vieler folgenden Bismarckfeste recht gut beschreibt: „Alle ohne Ausnahme, ohne Unterschied der Partei, denn er steht hoch über den Parteien, feiern den Tag; und jede Partei, die Kaiser und Reich über Alles stellt, kann ihn den ihren nennen.“ Für Schulze sind das die Konservativen und gemäßigt Liberalen. Gegen den postulierten überparteilichen Charakter des Festes spricht auch der Beitrag des Arztes Professor Friedrich Schulze, der „in humorischer Weise über die parlamentarische Opposition gegen den Reichskanzler“ sprach, sowie die Tatsache, dass drei Hauptredner – Wilckens, der ehemalige Landtags- und Reichstagsabgeordnete Wilhelm Blum und Prorektor Bernhard Erdmannsdörffer – Mitglieder der nationalliberalen Partei waren und zur Bismarckspende aufgerufen hatten. In seiner Rede verknüpfte der Historiker Erdmannsdörffer Bismarck mit Deutschland: Bismarck sei die „ideale Zusammenstellung der ganzen deutschen Nation“, die „Verkörperung des deutschen Volksthum in seiner mächtigsten Gestalt“, in der man „die Volksseele in idealer Gestaltung“ erblicken kann. Einen Abschluss fand das Fest in einem Glückwunsch-Telegramm an Bismarck, das von Oberbürgermeister und Prorektor unterschrieben wurde und die fünfhundertjährige gemeinsame Geschichte von Stadt und Universität als „Hort deutscher Geistesfreiheit und Wissenschaft“ betonte.

Die Universität trat an diesem Geburtstag im Übrigen nicht nur durch Prorektor Erdmannsdörffer und die Anwesenheit von Studenten in Erscheinung, der Ausschuss

als „Vertreter aller Studierenden und sämtlicher Corporationen“ verfasste eine kunstvoll angefertigte Adresse.²⁶ Darin versprachen sie als Geschenk an Bismarck, „daß diese Bethätigung aufopferndster Treue [Bismarcks] zu Kaiser und Reich uns als leuchtendes Beispiel auf unserem Lebenswege stets vor Augen stehen wird.“

Sowohl die Studentenschaft als auch die Stadt erhielten Dankeschreiben Bismarcks, die in der HZ veröffentlicht wurden; die Rede Schulzes wurde auf vielfachen Wunsch hin gedruckt und verkauft.²⁷ Bereits am 7. April 1885 erschien in der HZ ein anonymes Leserbrief mit der Aufforderung, einen gerade im Bau begriffenen Aussichtsturm zu Ehren Bismarcks „Bismarckhöhe“ zu nennen. Er begründete dies wie folgt:²⁸ Erstens würden woanders Bismarckebenen gepflanzt²⁹ oder Orte nach ihm benannt, zweitens werde sich der Name schnell einbürgern, drittens werde der Name „ein beredtes Zeugniß unserer Gesinnung sein“, viertens werde die „Bismarckhöhe“ Heidelberger und Fremde an die „nationale Feier des 1. April 1885“ erinnern, fünftens sei gerade der Platz gegenüber den Ruinen des Heidelberger Schlosses geeignet für diesen Dankesbeweis. Denn „es wird gewiß dem Reichskanzler eine Freude, uns eine Ehre und allen Besuchern ein erhebendes Gefühl sein, wenn die Anhöhe gegenüber dem Königsstuhl, gegenüber dem schönsten Denkmal deutscher Renaissance mit dem Blick in die goldige Rheinebene bis zu den Bergen der wiedergewonnenen Reichslande den Namen Bismarckhöhe tragen wird.“ Der Aufruf blieb zunächst folgenlos, manche Forderungen wurden später aber erfüllt, wobei die Rolle des anonymen Autors unbekannt bleibt: 1891 wurde am Schlosshang ein Aussichtsturm gebaut und erhielt den Namen „Bismarckhöhe“, 1903 wurde auf dem Heiligenberg, mit Blick auf Schloss und Rheinebene, die Bismarcksäule eingeweiht.

Aus den 1880er Jahren ist noch eine Begebenheit zu erwähnen. Der spätere politische Schriftsteller und Literaturhistoriker Ferdynand Hoesick (1867–1941) studierte 1886/87 zwei Semester in Heidelberg. In seinen Memoiren beschreibt er „eine Atmosphäre, in der deutscher, badischer, antibismarckscher und antipreußischer Lokalpatriotismus vorherrschte“.³⁰ In den Heidelberger Zeitungen konnten dafür aber keine Belege gefunden werden.

3. Die Zeit der Bismarckfronde 1890–1894

Am 19. März 1890 endete Bismarcks Zeit als aktiver Politiker, er trat als Reichskanzler zurück. Danach folgte eine Phase öffentlicher Entfremdung und Konfrontation zwischen Bismarck und Kaiser Wilhelm II. sowie der neuen Reichsregierung – ein großes Problem für die bisherigen Bismarckanhänger auch in Heidelberg, denn wie sollten sie sich nun verhalten?³¹ Einfacher hatte es der PB. Er erkannte Bismarck als einen „der energischsten und erfolgreichsten Staatsmänner aller Zeiten“ an, aufgrund des Kulturkampfes könne aber von keinem Katholiken Zuneigung für ihn gefordert werden.³² Daher erteilte der PB einer Adresse Heidelberger Bürger an Bismarck eine Absage, obwohl eine Anzeige dafür auch im PB erschien.³³ Am 24. März fand nämlich eine Versammlung „hiesiger, verschiedenen Ständen und Richtungen angehöriger Einwohner“ statt, die „als ein Zeichen des Dankes und der Verehrung“ die Absendung einer Adresse zu dessen Geburtstag beschloss.³⁴ Wird darin auf die Spannungen zwischen Bismarck

und Wilhelm II. eingegangen? Nein, stattdessen wird die (vergangene) gute Beziehung der beiden betont und auch das geschichtspolitische Problem umgangen, wer wichtiger für die Reichsgründung war – Wilhelm I. oder Bismarck: „Niemand von den Lebenden [hat] so viel“ beigetragen wie Bismarck. Die Adresse lag bei 28 Personen bzw. Geschäftsstellen aus – darunter kein Stadtrat oder Bürgermeister – und wurde mit 1.704 Unterschriften auf den 1. April zu Bismarck nach Friedrichsruh geschickt.³⁵ Diese Zahl ist nicht außergewöhnlich hoch, wenn man bedenkt, dass bei einer Einwohnerzahl von 28.645 kurz zuvor bei der Reichstagswahl von den 4.849 Wahlberechtigten 1.821 für den Kandidaten der Konservativen und Nationalliberalen gestimmt hatten.³⁶

Spätestens im Jahre 1891 trat der Bruch zwischen Bismarck und der neuen Regierung offen zutage und damit die Möglichkeit über die Verehrung Bismarcks Opposition gegen Kaiser und Regierung auszudrücken, deren neue Politik – Annäherung an die bisherigen „Reichsfeinde“ Zentrum, Sozialdemokratie und Linksliberale sowie Abbau von Zollschränken – vor allem Nationalliberalen und Konservativen missfiel.³⁷ Auch in Heidelberg nahm die parteipolitische Auseinandersetzung um Bismarck an Fahrt auf. Am 22. März hielt der Heidelberger Freisinnige Verein eine Veranstaltung ab, bei der der Reichstagsabgeordnete der Deutschen Freisinnigen Partei Ernst Harmening aus Jena einen Vortrag über den „Zusammenbruch des Systems Bismarck“ hielt.³⁸ Dieses Thema mobilisierte sowohl Gegner als auch Anhänger Bismarcks, sodass laut PB wirklich Mitglieder aller Parteien, also Freisinnige, Nationalliberale, Zentrumsleute und Sozialdemokraten, erschienen seien. Harmening kritisierte nicht nur Bismarcks Innenpolitik und dessen Verhalten gegenüber Wilhelm II., sondern bezeichnete Bismarck auch als „kleinen Mann“, da jeder andere an seiner Stelle die Reichseinigung vollbracht hätte. Diese Aussagen lösten schon während der Rede laute Unmutsäußerungen der anwesenden Nationalliberalen aus; Erdmannsdörffer protestierte „namens der nationallib. Partei“ gegen diese Rede Harmenings in der „guten Bismarckstadt Heidelberg.“ Nach einem Hoch auf Bismarck verließen die Nationalliberalen „Deutschland, Deutschland über Alles“ singend den Saal. Nach weiteren Reden, unter anderem von einem Sozialdemokraten, schloss der Vorsitzende des Heidelberger Freisinnigen Vereins, Professor Hermann Osthoff, die Veranstaltung mit einem Hoch auf Großherzog Friedrich I. und Kaiser Wilhelm II. Dass die Nationalliberalen aber weiterhin die anderen, die sich nun auf den Kaiser berufen konnten, als „Reichsfeinde“ betrachteten, machten sie in ihrer Feier zu Ehren Bismarcks am 5. April 1891 deutlich.³⁹ Denn die Veranstaltung, ähnlich aufgebaut wie die städtische Feier 1885, begann mit einem Hoch Stadtrats Konrad Ludwig Ammann auf Großherzog und Kaiser, man gelobte „immerdar fest zu ihm [Wilhelm II.] und zum Vaterland zu stehen.“ Auch die Festrede Georg Meyers thematisiert den Gegensatz zwischen Wilhelm II. und Bismarck nicht, sondern versucht ihn zu übertünchen: „Drei deutsche Kaiser haben seine Verdienste anerkannt und das deutsche Volk weiß sich hierin mit den Kaisern eins.“ Daneben verteidigt er das harsch kritisierte „System Bismarck“ als „Befreiung, Stärkung und Kräftigung des Reichs. Möge der allmächtige Gott Deutschlands davor bewahren, daß dieses System zusammenbreche.“ Trotz aller Erfolge Bismarcks betont Meyer, dass auch dieser Fehler habe und nicht als Heiliger angesehen werde – laut PB habe Erdmannsdörffer ihn heilig gespro-

chen.⁴⁰ Auch das Zentrum veranstaltete am 5. April einen Bismarckabend, bei dem freilich erklärt wurde, dass das größte Verdienst Bismarcks die Entstehung des Zentrums gewesen sei.⁴¹

In dieser Phase der Polarisierung taufte der Gemeinnützige Verein einen hölzernen Aussichtsturm am Schlosshang „Bismarckhöhe“, ohne dass es eine öffentliche Begründung dafür gab, ohne einen Einweihungsakt und ohne Reaktionen in den Heidelberger Zeitungen.⁴² Genehmigt vom Stadtrat, hatte der Gemeinnützige Verein diesen Turm errichtet und bekam am 14. Mai 1891 vom Stadtrat die Benennung des Turmes überlassen.⁴³ Wann, wie und mit welcher Begründung diese Benennung erfolgte, ist nicht mehr rekonstruierbar. Man kann aber davon ausgehen, dass der Verein unter dem Vorsitz Max Klingels, der noch eine wichtige Rolle in der Heidelberger Bismarckverehrung spielen sollte, damit ein Zeichen setzen wollte und konnte. Dies blieb dem Stadtrat verwehrt, wenn er nicht offen gegen Kaiser und Reichsregierung in Opposition gehen wollte.

1892 erreichte der Konflikt zwischen Bismarck einerseits und Kaiser und Reichsregierung andererseits seinen Höhepunkt. Sichtbarstes Zeichen dafür war die Reise Bismarcks nach Wien, bei der die Regierung versuchte, eine offizielle Anerkennung für Bismarck – wo es ging – zu vermeiden und zu verhindern. Stattdessen führte dies zu großen Sympathiebekundungen für Bismarck auf seinem Weg zur Kur nach Kissingen und zu Huldigungsfahrten dorthin.⁴⁴ In Heidelberg wurde zunächst Bismarcks Geburtstag gefeiert – und das gleich doppelt. Die erste Feier stellt, trotz des gewohnten Ablaufs aus Musik und Redebeiträgen, eine Besonderheit dar unter den hiesigen Bismarckfesten. Die Organisatoren sind unbekannt und die Gäste mussten sich davor in eine Liste eintragen, sodass nur rund 50 Teilnehmer anwesend waren.⁴⁵ Drei Dinge sind erwähnenswert: Bürgermeister Ernst Walz hielt die Begrüßungsrede und den Trinkspruch auf Großherzog und Kaiser. Professor Friedrich von Duhn rief zum Beitritt zum Allgemeinen Deutschen Verband, dem späteren Alldeutschen Verband, auf. Professor Adolf Koch brachte in seiner Festrede neue Aspekte in die Heidelberger Bismarckverehrung ein.⁴⁶ Er dehnte die Bewunderung der Persönlichkeit Bismarcks auf alle möglichen Bereiche aus, wie dessen Liebe zur Natur, Frömmigkeit oder Interesse am Fach Geschichte. Bismarck wird „als die leibhafte Verkörperung eines idealen deutschen Mannes“ gehuldigt. Hier tauchte auch zum ersten Mal der Versuch auf, eine besondere Bindung zwischen Heidelberg und Bismarck herzustellen, nämlich über die Zerstörungen im Pfälzischen Erbfolgekrieg durch die französische Armee und die daraus resultierende große Dankbarkeit der Heidelberger für die Erschaffung eines starken Staates. Obwohl drei der Redner nationalliberal (Walz, Koch, Gymnasialprofessor Peter Egenolff) und einer alldeutsch gesinnt waren, wirkt die Feier überraschend wenig durch Parteipolitik geprägt: keine Angriffe auf Bismarckgegner wurden überliefert, der Konflikt zwischen Wilhelm II. und Bismarck wurde nicht thematisiert, außer im Trinkspruch Walz' scheint Wilhelm II. überhaupt keine Rolle gespielt zu haben. Stattdessen steht die Verbindung von lokaler Identität, deutscher Nation und Bismarck im Mittelpunkt, sowie das Werben für die Alldeutschen. Man könnte die Hypothese aufstellen, dass vor einer überschaubaren Anzahl von Menschen eine halb-öffentliche Ver-

bindung nationalliberaler Bismarckverehrung mit national-oppositionellen Elementen – Überhöhung Bismarcks und Alldeutscher Verband – getestet wurde. Die national-liberale Feier hatte andere Schwerpunkte.⁴⁷ Erdmannsdörffer kritisierte die aktuelle Regierung für ihr Entgegenkommen gegenüber dem Zentrum in der Schulpolitik und definierte die Stellung zu Bismarck als entscheidendes Kriterium dafür, wer ein echter Deutscher sei und wer nicht. Stadtrat Karl Leimbach griff „die inneren Feinde des Reiches“ an und erklärte die patriotische Erziehung der Kinder als Weg die „Reichsfeinde“ zu bekämpfen. Erstaunlicherweise verzichtete der PB darauf, sich inhaltlich mit diesen Feiern auseinanderzusetzen.⁴⁸

Wesentlich kritischer begleitete der PB die Kissingen-Fahrt Heidelberger Bürger. Am 14. Juli 1892 beschloss eine Versammlung geladener Männer aus Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe und Pforzheim eine Reise der Badener nach Kissingen, um dort Bismarck zu danken, so wie es bereits viele Menschen aus anderen deutschen Ländern gemacht haben.⁴⁹ Obwohl die Fahrt durch viele Nationalliberale organisiert wurde, betonte die HZ den (angestrebten) überparteilichen Charakter der Fahrt.⁵⁰ Wie viele Heidelberger am 24. Juli in Kissingen Bismarck ihre Aufwartung machten, ist nicht exakt feststellbar, aber 656 Personen fuhren im Heidelberger Sonderzug nach Kissingen. In Kissingen hielt Erdmannsdörffer die erste Rede und lud später Bismarck nach Heidelberg ein. Dieser bemerkte „daß das Bild der schönen Stadt ihm noch lebendig vor der Seele stehe; das Heidelberger Schloß möchte er wohl noch einmal wiedersehen.“⁵¹ Die HZ war von der Aussicht auf einen Besuch Bismarcks begeistert und beurteilte die Kissingen-Fahrt als Erfolg. Sie erkannte aber auch eine unmittelbare politische Bedeutung der Fahrt, nämlich die Positionierung gegen Reichskanzler Caprivi und die offiziöse Presse: „Die Kissinger Kundgebung war ein Protest gegen die Verunglimpfung Bismarcks, der bei der Reichsregierung ohne Zweifel Eindruck machen wird.“⁵² Hier tritt zum ersten Mal offen die Gegnerschaft von Heidelberger Bismarckanhänger, zu denen sich die HZ eindeutig zählen lässt, zur Reichsregierung auf. Diese oppositionelle Haltung erkannte und kritisierte der PB bereits vor der Fahrt und verspottete die Fahrt „zum nationalen Mekka“; er vergaß aber nicht zu erwähnen, dass der nationalliberale Landtagsabgeordnete Wilckens nicht an der Fahrt teilnahm.⁵³ Wilckens wollte wohl den Anschein verhindern, in Opposition zur Reichsregierung zu stehen. Bei den Vorgängen 1892 wird deutlich, dass einerseits die Stadt sich aus der Bismarckfrage heraushält, andererseits nun wieder verstärkt Mitglieder der Stadtverwaltung bei Bismarckveranstaltungen auftreten.

Auch 1893 fand eine nationalliberale Bismarckfeier statt, was der PB im Vorfeld lapidar so kommentierte: „Die nationalliberale Partei begeht am nächsten Sonntag die Feier des 78. Geburtstages ihres Herrn und Meisters. Die Liedertafel singt die Lobgesänge, Herr Professor Dr. Thorbecke hält die Vergötterungsrede. Die Anhänger der anderen Parteien hiesiger Stadt, welche in dem Altreichskanzler zwar den früher geschickten Diplomaten und mächtigen Staatsmann anerkennen, halten sich selbstverständlich von diesem Personenkultus fern.“⁵⁴ Mehr Aufsehen erregte eine erneute Kissingen-Fahrt. Am 31. Juli wurde in der HZ bekannt gegeben, dass unter Führung des frisch gewählten nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Carl Weber zehn (natio-

nalliberale) Heidelberger nach Kissingen zu Bismarck gereist seien, um mit ihm über einen Heidelberg-Besuch zu reden.⁵⁵ Wie die zehn Männer ausgewählt wurden, kann nicht mehr nachvollzogen werden. Betrachtet man die emotionale Beschreibung eines dieser Kissingen-Fahrer in dem HT, so kann man die Fahrt als Auszeichnung für deren Teilnehmer ansehen.⁵⁶ Einem Heidelberg-Besuch Bismarcks, dem Hauptanliegen der Delegation, stand dieser aus gesundheitlichen Gründen dankend ablehnend gegenüber – tatsächlich sollte Bismarck Heidelberg nicht mehr besuchen, was dem PB sicherlich nicht missfiel. Im Übrigen scheint der PB 1893 eine neue Strategie gegenüber Bismarck-Ehrungen eingenommen zu haben: größtmögliche Zurückhaltung am Rande der Ignoranz. Vielleicht hielt er auch alles Wichtige bereits für gesagt.

Dies änderte sich mit der öffentlichen, wenn auch vor allem äußerlichen Versöhnung zwischen Bismarck und Kaiser Wilhelm II. im Januar 1894.⁵⁷ Bei der alljährlichen nationalliberalen Bismarckfeier hob daher Georg Meyer hervor: „Seit dem letzten Jahr ... hat sich ein Ereigniß vollzogen, mit welchem ein drückender Alb von unserer Brust genommen ist. Dieses Ereigniß ist der hochherzige Entschluß unseres Kaisers, wieder gute Beziehungen zu dem Fürsten Bismarck aufzunehmen.“⁵⁸ Die Versöhnung war auch ein wichtiger Bestandteil der weiteren Reden. Professor Heinrich Buhl nutzte die Gelegenheit, um den Kissingen-Fahrten im Nachhinein ihren oppositionellen Charakter zu nehmen und gleichzeitig Sozialdemokratie und Zentrum als Parteien zu bezeichnen, mit denen „jede Verständigung ausgeschlossen“ sei. Man merkt dieser Feier förmlich die Erleichterung darüber an, dass man wieder einfacher zwischen „Reichsfeinden“ und „Reichsfreunden“ unterschieden konnte, nun da die Bismarckverehrung wieder offiziell anerkannt war. Den Zwiespalt, den reichstreue Bismarckanhänger zuvor erlebt haben mussten, erkennt man auch daran, dass sich die hohen städtischen Vertreter, Oberbürgermeister Wilckens und Bürgermeister Walz, die ab 1895 eine sehr wichtige Rolle innerhalb der Bismarckanhängerschaft spielten, 1890–94 stark zurückhielten. Eine Frage bleibt aber weitgehend offen: Wurden 1890–93 Bismarck-Ehrungen genutzt, um Protest gegen die neue Regierung auszudrücken oder wurde, vor allem 1892, gegen die Regierung opponiert, weil man nicht einverstanden war mit der Politik gegenüber Bismarck? Wenn man den Äußerungen der Feier 1894 Glauben schenken darf, muss man wohl zur zweiten Möglichkeit tendieren, zumal nur 1892 öffentlich Kritik an der Regierung geäußert wurde.

4. Ungetrübte Bismarckverehrung 1895–1898

1895 erlebte der Bismarckkult in Heidelberg und im gesamten Reich einen Höhepunkt, nun mit kaiserlicher Erlaubnis.⁵⁹ Zur Flut der Ehrenbürgerwürden für Bismarck trugen auch die badischen Städte bei. Der Anstoß für „eine gemeinsame Aktion“ ging vom Heidelberger Stadtrat aus, der sich auch bezüglich eines Festes mit dem Vorsitzenden der nationalliberalen Partei in Heidelberg, Georg Meyer, absprechen wollte.⁶⁰ Die badischen Oberbürgermeister beschlossen in einer vertraulichen Sitzung die Verleihung der Ehrenbürgerwürde als „gemeinsame Huldigung“ aller badischen Städte.⁶¹ Dazu sollten zunächst die jeweiligen Stadträte zustimmen und dann die Bürgerversammlungen „in vertraulicher Sitzung“ befragt werden. Bei der Ausführung der Ehrenbür-



Die Ehrenbürgerurkunde Bismarcks 1895 (Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Stuttgart)

gerurkunde spielte Heidelberg nur eine untergeordnete Rolle. Karlsruhes Oberbürgermeister Schnetzler verfasste einen recht allgemein gehaltenen Text, in dem Bismarck für die „unvergleichliche[n] und unvergängliche[n] Verdienste um das deutsche Vaterland“ gedankt wird. Reichseinigung und Friedenswahrung würden zwar alle als Leistungen anerkennen; es könnte aber der Eindruck entstehen, dass „die übrige Wirksamkeit Bismarck’s allgemeine Anerkennung nicht gefunden habe.“ Schnetzler wog also ab zwischen der Ehrung Bismarcks und einem größtmöglichen Konsens innerhalb der jeweiligen Bürgerschaften. Dass dies dennoch meistens nicht ausreichte, um einstimmigen Zuspruch zu gewinnen, wird an den Abstimmungsergebnissen ersichtlich. Denn nur in Lahr und Heidelberg gab es keine Gegenstimmen oder Boykotte durch Demokraten, Freisinnige, Sozialdemokraten und Zentrumsmitgliedern, in Mannheim stimmten immerhin 36,5% der Bürgerschafts-Mitglieder gegen die Verleihung.⁶² Wie kam es aber dazu, dass alle 93 anwesenden Mitglieder des 116 Mitglieder großen Heidel-

berger Bürgerausschusses zustimmten? Gab es in Heidelberg parteiübergreifend eine breite Basis für Bismarck-Ehrungen oder saß im Bürgerausschuss keine oppositionelle Gruppe? In der Sitzung traten drei Nationalliberale aktiv auf: Wilckens begründete den Antrag mit Bismarcks „Verdienste[n] um die Einigung des Vaterlandes sowie um die Erhaltung des Friedens“ und erklärte, dass die Ehrungen „den Städten selbst zu großer Ehre gereichen würde.“ Unterstützt wurde er durch Eduard Leonhard im Namen des Stadtverordnetenvorstandes und durch Georg Meyer „aus der Mitte der Stadtverordneten“. Die einstimmige Zustimmung sah Wilckens als Beweis an, „daß er [der Bürgerausschuss] sich in patriotischen Angelegenheiten über den Rahmen einer engen Parteianschauung zu erheben wisse.“⁶³ Der PB, der im Namen des Zentrums der Ehrenbürgerverleihung ablehnend gegenüberstand, behauptete, dass – falls unter den 92 Anwesenden ein Zentrumsmann anwesend war – „derselbe durch die so auffällig schnell herbeigeführte Entscheidung in seiner Entschließung gewissermaßen überrumpelt worden“ sei.⁶⁴ Es fällt schwer, oben gestellte Frage zu beantworten. Wie bereits erwähnt, fehlen genaue Parteizuordnungen und vor allem die Nationalliberalen sahen Kommunalwahlen nicht als parteipolitisch geprägt an.⁶⁵ Wenig überraschend ist, dass man dennoch rund 50 Männer zur Nationalliberalen Partei zählen kann. Ernst Atzler war wahrscheinlich der einzige anwesende Zentrumsmann, auch er stimmte zu, ob überrumpelt oder aus Überzeugung, kann nicht gesagt werden. Freisinnige konnten nicht unter den Anwesenden identifiziert werden, Sozialdemokraten wurden erst 1906 zum ersten Mal in den Bürgerausschuss gewählt.⁶⁶ Unter denen, die nicht krankheitsbedingt fehlten, waren zwei Freisinnige. Vielleicht fehlten Karl Mittermaier und Hermann Reiske nur zufällig, vielleicht wollten sie aber auch durch ihr Nicht-Erscheinen einen öffentlichen Streit vermeiden. Auffällig ist, dass die potentielle Opposition im Bürgerausschuss danach in keiner Zeitung mehr thematisiert wurde.



Die badischen Oberbürgermeister bei Bismarck in Friedrichsruh 1895 (Stadtarchiv Heidelberg)

Der Weg zur Ehrenbürgerwürde war nun frei; der sehr aufwendig gestaltete Brief wurde in sechs badischen Städten, unter anderem in Heidelberg, öffentlich ausgestellt und am 12. Juni 1895 durch die badischen Oberbürgermeister in Friedrichsruh an Bismarck übergeben, wobei Wilckens wiederum nur eine untergeordnete Rolle spielte.⁶⁷

Dem neuen Ehrenbürger zu Ehren veranstaltete die Stadt ein Geburtstagsfest im Museumssaal „mit freiem Zutritt für Jedermann“ – sie ließ die Einladung nicht nur in den liberalen Blättern, sondern auch im PB und dem mittlerweile offen antisemitischen BV veröffentlichen. Organisiert wurde das Fest durch ein Komitee bestehend aus den Bürgermeistern, drei Stadträten und dem Vorsitzenden des Militärvereins Georg Hofpauer. Aufgebaut war das Festbankett wie das von 1885, und wie 1894 wurde die Versöhnung zwischen Kaiser und Bismarck erleichtert erwähnt.⁶⁸ Daneben sind hervorzuheben: die Ankündigung Max Klingels eine Bismarckbüste errichten zu wollen und die Rede Wilckens. Ohne die Schwierigkeiten 1890–94 zu verschweigen, kritisierte Wilckens die Gegner der Bismarckverehrung. Denn gerade die Badener hätten allen Grund Bismarck zu danken, da er Baden – vor 1870 Grenzland – vor einem ähnlichen Schicksal bewahrte „wie es vor zweihundert Jahren die blühende Pfalz und unser schönes Heidelberg betroffen hat.“ Er vergaß auch nicht zu erwähnen, dass der Heidelberger Stadtrat „stolz ... ist, zu dem ... gemeinsamen Vorgehen der badischen Städte ... die erste Anregung gegeben zu haben.“ Das Festbankett war aber nicht die einzige Feierlichkeit zu Ehren Bismarcks 80. Geburtstages. Am 1. April 1895 hatten die Heidelberger Kinder schulfrei, stattdessen fanden Bismarckfeiern statt. Am Bismarckplatz wurde in Anwesenheit von Schülern und behördlichen Vertretern eine Bismarckeiche gepflanzt „zur dankbaren Anerkennung Bismarcks.“ Am selben Tag spielte die Militärkapelle auf dem Ludwigsplatz und abends wurden auf dem Heiligenberg, der Bismarckhöhe und dem Gaisbergturm bengalische Feuer entzündet und auf dem Kohlhof ein Freudenfeuer angezündet „als Erwiderung“ auf die Feuer bei Sinsheim und Heilbronn.⁶⁹ Außerdem nahm Prorektor Leo Koenigsberger als Vertreter der Heidelberger Universität zusammen mit den anderen Prorektoren an der „Huldigungsfahrt der deutschen Studentenschaft nach Friedrichsruh“ teil.⁷⁰ Die diversen Feierlichkeiten wurden von den Heidelberger Zeitungen je nach ihrer politischen Zugehörigkeit beurteilt. Die (national-)liberalen HZ und HT berichteten wohlwollend und betonten – genauso wie die Festredner und wie eigentlich immer bei solchen Veranstaltungen – die Teilnahme vieler Bürger aus sämtlichen Bevölkerungsschichten.⁷¹ Der antisemitische BV beurteilte die Feste auch positiv, beschwerte sich aber darüber, dass aus ihrer Sicht ausgerechnet Moritz Cantor, ein Jude, den Trinkspruch auf Deutschland sprechen durfte.⁷² Die PB sah die Bismarckverehrung weiterhin kritisch, bezeichnete die Feierlichkeiten als liberale Parteiveranstaltungen und hob dagegen seine Unterstützung der städtischen Moltkefeier hervor, wie um zu zeigen, dass der PB an sich nicht reichsfeindlich gesinnt sei.⁷³ Über eine Begebenheit berichteten die Zeitungen aber ähnlich: Bereits am 1. Mai 1895 wurde die frisch gepflanzte Bismarckeiche abgeschnitten. Der Täter konnte nie gefasst werden und obwohl das Datum auf Sozialdemokraten hinweisen könnte, sprachen die Zeitungen nur von einem Streich.⁷⁴

Zwei Jahre später stand aber wieder ein sichtbares Zeichen der Verehrung auf dem Bismarckplatz: die Büste, die auch heute noch dort steht. Wie bereits erwähnt, hatte Max Klingel beim Festbankett am 31. März 1895 die Errichtung einer Büste angekündigt – aber das war nicht der Anfang des Denkmalprojektes.⁷⁵ Bereits am 25. März wurde in der HZ ein Aufruf veröffentlicht, für ein Bismarckdenkmal auf dem Feldberg zu spenden, unterschrieben auch von fünf (nationalliberalen) Heidelbergern: Wilckens, Walz und die Stadträte Ellmer, Hoffmann und Leimbach.⁷⁶ Darauf reagierte ein anonymes „Eingesandt“ in der HZ und im HT.⁷⁷ Darin heißt es, dass ein Denkmal auf dem Feldberg eine gute Idee sei, aber Heidelberg ebenfalls ein Denkmal auf dem Bismarckplatz benötige. Erstens um den nachfolgenden Generationen ein Bild Bismarcks zu hinterlassen und ihnen die Dankbarkeit der Heidelberger Bismarck gegenüber zu zeigen. Zweitens als einen „verkörperten Protest ... gegen diejenigen, die von erbärmlichem Parteihasse durchdrungen, die Dankbarkeit gegen den zu unterdrücken suchen, dessen Werk sie stündlich genießen.“ Und schließlich drittens um die „deutsche Gesinnung“ der Heidelberger zu zeigen. Dazu sollte „jeder wahre Heidelberger Bismarckfreund eine kleine oder größere Gabe beisteuern.“ Der Verfasser hofft, dass auf dem Festbankett „ein berufener Mann mit beredten Worten“ diesen Vorschlag unterbreiten werde – diese Rolle übernahm Max Klingel, Vorsitzender des Gemeinnützigen Vereins. Er erklärte auf dem Festbankett, dass eine Büste aufgestellt werden sollte und im engeren Kreis bereits 5.500 Mark gesammelt wurden.⁷⁸ Am gleichen Tag konstituierte sich bereits ein Komitee, bestehend aus Max Klingel, Wilckens, Louis Goos, Leo Koenigsberger, Gustav Köster, Fritz Landfried, Heinrich Pfister und Nicolaus Trübner, und bat die Heidelberger um Spenden.⁷⁹ Die Zusammensetzung des Komitees ist einer genaueren Betrachtung wert. Sie lässt sich vergleichen mit dem Komitee zur Errichtung eines Kaiser-Wilhelm-Denkmal, das dem von Wilhelm II. propagierten Hohenzollernkult – ein Gegenentwurf zum Bismarckkult – eher entsprach.⁸⁰ Tatsächlich besteht eine große personelle Überschneidung zwischen beiden Komitees, fünf Männer sitzen nämlich in beiden.⁸¹ Sechs der acht Komitee-Mitglieder lassen sich den Nationalliberalen zuordnen. Dieses Komitee stellt keinen Querschnitt der Heidelberger Bevölkerung dar; bis auf die beiden hauptberuflichen Amtsträger, Wilckens und der Amtsvorstand des großherzoglichen Bezirksamtes Pfister, gehören alle anderen Mitglieder zur 1. Wählerklasse.⁸² Man hat durch Koenigsberger einen universitären, durch Wilckens einen städtisch-behördlichen und Pfister einen staatlich-behördlichen Vertreter, dazu kommen vier Stadtverordnete. Der kaufmännische Stand ist durch drei Männer vertreten, dazu kommen Hofjuwelier Trübner und der Fabrikant Landfried. Es wird also ersichtlich, dass dieses Projekt vor allem von der offiziellen Obrigkeit und dem Besitz- und Bildungsbürgertum ausging, eine These, die Ursula Merkel bereits aufstellte.⁸³ Nachdem das Geld für das Denkmal rasch zusammenkam, musste das Komitee noch einen Künstler aussuchen. Anfang Mai fragte der Heidelberger Stadtrat, vermutlich im Auftrag des Komitees, bei den Stadträten von Leipzig, München, Köln, Hamburg und Stuttgart an, ob dort jeweils ein Denkmal bestehe, und wenn ja, von welchem Künstler, mit welchem Aufwand es verbunden war und ob ein Foto davon geschickt werden könne.⁸⁴ Daraufhin meldete sich der Verein zur Förderung der Kunst in Stuttgart und

dessen Vorsitzender Wilhelm Spemann beim Heidelberger Stadtrat und warb für die Büste von Donndorf, da diese „nach dem Leben ... in Friedrichsruh modelliert“ wurde.⁸⁵ Dass diese Büste bereits in Heidelberg ausgestellt wurde,⁸⁶ schienen weder er noch der Stadtrat zu wissen. Im Kunstverein fand Anfang Februar 1896 eine Ausstellung statt mit vier Entwürfen für das Bismarckdenkmal „damit allen Kunstliebenden wiederholt die Gelegenheit geboten sei, vergleichende Betrachtungen und Erwägungen anzustellen.“⁸⁷ Am 8. Oktober konnte dann das Komitee dem Stadtrat mitteilen, dass Donndorf das Denkmal aufstellen werde und zwar in der Mitte des Platzes. Das Jahr 1896 war verglichen mit 1895 und 1897/98 ein eher ruhiges Jahr für den Bismarckkult. Der Stadtrat beschloss keine amtliche Feier anzuregen, Bismarck solle aber gratuliert werden.⁸⁸ Damit wird ein Muster erkennbar: Städtische Feiern fanden nur an runden Geburtstagen Bismarcks statt, ausgenommen besondere Ereignisse wie die Enthüllung des Denkmals 1897 und anlässlich des Todes 1898. Daher wurde 1896 wieder die übliche nationalliberale Feier im Harmonie-Saal veranstaltet.⁸⁹ Bemerkenswert ist nur, dass sich laut BV am Fest auch viele Angehörige anderer Parteien, unter anderem der antisemitischen deutsch-sozialen Reformpartei, beteiligten, da der Feier kein „partei-politischer Charakter“ beigelegt wurde.⁹⁰ Der PB ignorierte die Feier dennoch.

1897 nahm der Bismarckkult in Heidelberg wieder Schwung auf. Die Enthüllung der Bismarckbüste an dessen 82. Geburtstag wurde von den Initiatoren als so wichtig empfunden, dass es am 1. April drei Veranstaltungen gab: vormittags die Enthüllung selbst auf dem Bismarckplatz, veranstaltet vom Denkmalkomitee; mittags ein allgemeines, nicht kostenloses Festessen im Harmonie-Saal, ebenfalls vom Komitee veranstaltet, und abends ein städtisches Bankett „mit freiem Zutritt für Jedermann.“⁹¹ Die verschiedenen Veranstaltungen hatten unterschiedliche Zielgruppen. Die Stadt wahrte ihre parteipolitische Neutralität und lud zum abendlichen Festessen in allen Zeitungen ein, auch im PB und BV. Das Komitee wiederum inserierte in diesen beiden Zeitungen nicht, ihre Anzeige war auch weniger eine Einladung als eine Information.⁹² Für die Denkmalsenthüllung gab es gar gesonderte Einladungen, der BV wurde beispielsweise gar nicht dazu eingeladen.⁹³ Außerhalb der Absperrung versammelte sich aber „eine große Volksmenge“, während sich auf dem Festplatz selbst das Denkmalkomitee, Vertreter der Zivil- und Militärbehörden, der Stadtrat, Gesangsvereine und das städtische Orchester, Fahnenabordnungen bürgerlicher Vereine, Vertreter der Studenten sowie die eingeladenen Gäste befanden.⁹⁴

Max Klingel beschreibt die Aufgabe des Denkmals so: „Den deutschen Geist zu pflegen, daran soll uns und Alle die nach uns kommen, dieses Denkmal allezeit gemahnen. Nur wenn wir deutsch bleiben in Herz, Sinn und Gedanken, nur dann werden wir das Testament dieses großen Mannes erfüllen und das walte Gott.“ Unter Kanonenschüssen fiel die Hülle, Klingel übergab das Denkmal an Wilckens als Vertreter der Stadt. Wilckens sprach auch diejenigen an, die noch „nicht vergessen [können], daß er [Bismarck], um zu großen Zielen zu gelangen, mitunter kleinere Interessen verletzen mußte“, hält aber „schon in diesem Augenblick die Zeit nicht für ferne, in der alle Deutsche diesem Manne werden Gerechtigkeit widerfahren lassen“, so wie die Anwesenden, „die schon lange zu dieser Ueberzeugung gekommen sind.“ Beim Fest-



Die Enthüllung des Bismarckdenkmals 1897 (Stadtarchiv Heidelberg)

essen folgten nach den bekannten Mustern weitere Reden, vor allem von Komitee-Mitgliedern; es wurde auch wieder ein Telegramm an Bismarck geschickt. Ähnlich war es beim städtischen Festbankett. Erwähnenswert ist die Hauptrede Erdmannsdörffers.⁹⁵ Grundtenor war: „Wir neigen uns in dankerfüllter Huldigung dem großen deutschen Manne, dem größten politischen Genius unseres Volkes.“ Er übt aber offen Kritik am Kaiserdenkmal in Berlin, ein Prestige-Objekt Wilhelms II.,⁹⁶ weil dort die wichtige Rolle Bismarcks, Moltkes und Roons übergangen werde. Weiterhin missbilligt er die fehlende Härte der aktuellen Reichregierung gegenüber der Opposition. Bereits 1892 hatte er mit Rückgriff auf Bismarck die aktuelle Regierungspolitik kritisiert. Schließlich fasst er die Funktion des Heidelberger Bismarckdenkmals so zusammen: „Stolz und Zierde der Gegenwart, Segen für die Zukunft, und als ein weihevolleres Hilfsmittel nationalpatriotischer Erziehung widmen wir es den Geschlechtern, die nach uns kommen werden.“ Die liberalen Zeitungen hielten die Veranstaltungen für gelungen, der BV warf dem Komitee Parteilichkeit und die Ausgrenzung der unteren Schichten vor, der PB berichtete recht objektiv über die Veranstaltungen, ohne grundlegende Kritik zu üben.⁹⁷

Bereits zwei Tage nach der Enthüllung begannen die Vorbereitungen eines besonderen Schutzes für das Bismarckdenkmal, vor allem am 1. Mai 1897.⁹⁸ Man befürchtete also Aktionen der Sozialdemokraten oder erinnerte sich an das Schicksal der Bismarck-eiche 1895. Tatsächlich fand eine Attacke am 28. August auf die Büste statt: Sie wurde mit einem Tintenfass beworfen. Entrüstet versprach der Stadtrat in Plakaten und Inseraten 300 Mark Belohnung für Hinweise, die zur Ergreifung des Täters führen. Dieser konnte aber nie ermittelt werden, obwohl es Verdächtigungen und eine kurzzeitige

Festnahme gab.⁹⁹ Allgemein wurde die Attacke nicht als sozialdemokratisch motiviert, sondern als „Bubenstreich“ gewertet, und eine große Anteilnahme der Bevölkerung vermerkt.¹⁰⁰

Ursula Merkel stellt zum Heidelberger Bismarckdenkmal folgende Thesen auf: Hauptziel sei es gewesen, das „Nationalgefühl im Bewußtsein des Bürgertums zu stärken.“¹⁰¹ Dem kann zugestimmt werden, ebenso wie ihrer These, dass es die gehobenen Schichten waren, die das Projekt wollten. Weiterhin deutet Merkel die Denkmalserrichtung als eine Reaktion auf das Erstarken der Sozialdemokratie, von dem sich die gehobeneren Schichten bedroht fühlten. Dem ist entgegenzuhalten, dass sich der Bismarckkult in Heidelberg genauso gegen das Zentrum und die Linksliberalen richtete. Und ob sich die Trägerschicht des Bismarckkultes in Heidelberg bedroht fühlte, wird bei den Feiern nicht ersichtlich. Vielmehr verstand sie sich als Vorreiter, wie die oben zitierte Äußerung Wilckens‘ zeigt.

5. Bismarckkult nach dem Tode Bismarcks 1898

Die Bismarckverehrung verlief im Jahr 1898 zunächst in den gewohnten Bahnen: Die Stadt sandte Bismarck zum Geburtstag ein Glückwunschtelegramm, ließ das Denkmal bewachen und, das war neu, einen Kranz dort niederlegen.¹⁰² Die Nationalliberalen veranstalteten das obligatorische Festbankett.¹⁰³ Georg Meyers Eröffnungsrede hatte tagespolitischen Bezug, er lobt „die zielbewußte Politik des Kaisers im fernen Osten“ und die Flottenpolitik. Er sagt auch, dass es besser sei, der Großherzog wähle sich seine Ratgeber „nach eigener Einsicht und nicht nach den Wünschen der wechselnden Mehrheit der zweiten Kammer“ aus – die Nationalliberalen hatten bei den Landtagswahlen 1897 ihre absolute Mehrheit dort verloren und versuchten ihre Politik nun verstärkt über die erste Kammer durchzusetzen.¹⁰⁴ Meyer hielt gegen Ende des Festes noch eine Erinnerungsrede auf Wilhelm I. anlässlich dessen zehnten Todestages und erklärte bezüglich der Frage, ob jener den Beinamen „der Große“ verdiene oder nicht: Das „sei noch nicht entschieden, dekretieren lasse sich das nicht.“ Das ist eine klare Absage an den Hohenzollernkult Wilhelms II.¹⁰⁵ Alles in allem verlief die Bismarckverehrung bis dahin ohne große Konflikte und ohne großes Aufsehen.

Dann aber starb Bismarck am 30. Juli 1898. Die Folge waren Trauerbekundungen in der Öffentlichkeit und in den Zeitungen.¹⁰⁶ Selbst der PB war nun voll des Lobes für Bismarck, „den letzten und zugleich bedeutendsten der großen Männer Neudeutschlands“, „das größte staatsmännische Genie, das Deutschland in den letzten Jahrhunderten hervorgebracht“, „der größte Staatsmann der Welt im neunzehnten Jahrhundert.“¹⁰⁷ Freilich kritisierte der PB weiterhin Bismarcks Kulturkampf und dessen rücksichtslose Innenpolitik, die „einer willfährigen Gesinnungslosigkeit und Kriecherei Thür und Thor“ geöffnet hätten. Das Fazit lautet dennoch: „Alles in allem genommen war Bismarck einer der ersten Staatsmänner aller Zeiten.“ Als Zeichen der Trauer wurden auf dem Rathaus, der Universität und anderen öffentlichen Gebäuden Trauerflaggen aufgezogen, und Trauerläut erklang. Darauf traf sich der Stadtrat, verfasste ein Telegramm an Herbert von Bismarck und ging anschließend zusammen mit Vertretern des Bürgerausschusses zur Bismarckbüste, um dort vor den Augen einer Trauer-

versammlung einen Kranz niederzulegen, gefolgt von einer kurzen Ansprache Wilckens. Auch Max Klingel, als Vorsitzender des ehemaligen Bismarckdenkmalkomitees, die Universität, viele studentische Korporationen, zahlreiche Vereine, die Heidelberger Schulen, die Handelskammer und Privatpersonen legten Kränze nieder. Zusätzlich sandte die Stadt einen Trauerkranz nach Friedrichsruh mit der Inschrift: „Seinem großen Ehrenbürger das dankbare Heidelberg.“ In den nächsten Tagen wurden verschiedene Trauerfeiern abgehalten – von der Universität, der Stadt und den Schulen. Bei der städtischen Trauerfeier hob Gymnasialprofessor Rupert Rohrhurst hervor, dass Heidelberg immer positiv gegenüber Bismarck eingestellt gewesen sei. Daneben erkennt man in der Rede auch einen Wandel weg von der Verehrung der historischen Persönlichkeit Bismarcks hin zur Idee Bismarck: „So lange noch treue deutsche Herzen schlagen, so lange noch deutsche Worte klingen und deutsche Schwerter blitzen, wird Bismarck fortleben und sein Bild in immer hellerem Lichte erstrahlen. ... Er lebt in seinem herrlichen Werke, dem geeinten deutschen Reiche ... Bismarcks Name wird auch für die kommenden Tage der Inbegriff von Vaterlandsliebe und Vaterlandsgröße bleiben, und wird auch – wie in den letzten Jahren – das Feldgeschrei sein, unter dem die national gesinnten Reichsfreunde sich einigen und sammeln.“ Die Reaktion des PB auf die Feier und diese Rede zeigt wiederum einen Wandel bei den politischen Katholiken an, zumindest bei einem Teil von ihnen.¹⁰⁸ Hatte der PB die Kissingen-Fahrten noch hämisch „Mekkafahrten“ genannt, so wurde nun der Beitrag Rohrhursts als „formvollendete, tiefempfundene Gedächtnisrede“ bezeichnet und erwähnt, dass sich „die allen bürgerlichen Parteien angehörigen Anwesenden“ am Schluss der Rede erhoben – also waren auch Anhänger des Zentrums anwesend. Insgesamt zog der PB das Fazit: „Unter den Städten Deutschlands, welche Trauerfeiern zu Ehren des Fürsten Bismarck veranstalteten, nimmt Heidelberg wohl einen der ersten Plätze ein.“ Der PB schien sich also im Lager der „national gesinnten Reichsfreunde“ zu sehen. Auch Wilckens hebt wie Rohrhurst und der PB die Nähe der Heidelberger zu Bismarck hervor, als Beweise nennt er die Ehrenbürgerwürde und die Errichtung eines Denkmals schon zu Lebzeiten Bismarcks. Bei den verschiedensten Trauerbekundungen fällt auf, dass bereits jetzt eine Harmonisierung der Geschichte einsetzte, denn in Heidelberg blieb die Bismarckverehrung sehr wohl nicht ohne Widerspruch.

1898 begann auch die Geschichte der letzten großen Bismarck-Ehrung in Heidelberg: die Bismarcksäule. Am 3. Dezember erging ein Aufruf der deutschen Studentenschaft an das deutsche Volk zur Errichtung von Bismarckfeuersäulen auf allen wichtigen Höhen, wo Deutsche wohnen, als Zeichen der Totenehrung im (vermeintlich) germanischen Sinne und als Zeichen der Einheit.¹⁰⁹ Am 23. Februar 1899 trafen sich Vertreter der Heidelberger Studenten, der „Sonderausschuß der Studentenschaft zur Errichtung der geplanten Bismarcksäule“ mit Männern aus der Heidelberger Bürgerschaft. Diese bildeten einen Ausschuss, mit dem Ziel gemeinsam mit den studentischen Vertretern die Errichtung einer Bismarcksäule in der Nähe von Heidelberg, „als der ältesten deutschen Universitätsstadt“ zu ermöglichen.¹¹⁰ Im zunächst achtköpfigen, bürgerlichen Ausschuss saßen mit Klingel, Landfried und Pfister drei Männer, die sich bereits im Büsten-Komitee engagiert haben, weiterhin Bankdirektor Otto Kra-

stel, Walz und vor allem Meyer, die sich schon vorher für Bismarck-Ehrungen eingesetzt hatten. Hinzu kamen Professor Ferdinand Kehler, zu diesem Zeitpunkt Expromotor, und Karl Koehnorn, ein Major a. D. Dieser Ausschuss, erweitert um den städtischen Oberförster Karl Krutina und Professor Rohrhurst, erließ am 30. Mai einen Aufruf an die Bürgerschaft Heidelbergs.¹¹¹ Darin wird zur Errichtung einer Bismarcksäule aufgerufen, da Heidelberg bei dieser reichsweiten Ehrung nicht abseits stehen sollte und weil Heidelberg für ein solches Denkmal einfach prädestiniert sei:

„Wo könnte auch ein solches Wahrzeichen deutscher Größe und Stärke besser aufgerichtet werden, denn in einer Stadt, die als Hüterin der ältesten deutschen Hochschule jederzeit lebendig eintrat für Deutschlands Größe, und in deren Mauern sich Musensohn und Bürger stets zusammengefunden in vorbildlicher Liebe und Treue zu dem größten Deutschen. Wo besser könnte die ragende Säule emporstreben, als an den Abhängen des Odenwaldes, am Ausgang des lieblichen Neckarthales, das so oft der fremden Eroberer schwere Hand gefühlt zu den Zeiten deutscher Ohnmacht und Zerrissenheit, im Angesichte der schicksalskundigen Burg, hinausschauend in das gesegnete Land, das mächtig emporblüht unter eines deutschen Reiches Schutz.“

1899 wurden bereits erste Schritte zur Realisierung der Säule wahrgenommen. So fand am 18. Juni ein Konzert zugunsten der Bismarcksäule statt, das 142,85 Mark Reingewinn erbrachte.¹¹² Im Oktober wurde auf dem Westabhang des Heiligenberg mit dem Namen Kutzelhecke unter Aufsicht Krutinas ein 11 Meter hohes Holzmodell errichtet und die davor liegenden Bäume gefällt, so dass das Modell von verschiedenen Stellen der Stadt gesehen werden konnte.¹¹³ Im ersten Jahr war bereits eine Spendensumme von 7.335,23 Mark erreicht.¹¹⁴ 1900 wurden zwecks Spendensammlung „lebende Bilder“ aufgeführt, dargestellt von Studenten und Heidelbergern, deren Besuch selbst vom PB empfohlen wurde.¹¹⁵ Bis Mai 1901 waren bereits 12.300 Mark gesammelt, was für die Errichtung eines 10 Meter hohen Turmes ausgereicht hätte, die Studentenschaft wollte aber einen Turm von mindestens 15 Metern Höhe und versprach dafür zusätzliche 3.000 Mark. Im Oktober 1901 wurde Kontakt zum Sieger des studentischen Säulen-Wettbewerbs Wilhelm Kreis aufgenommen und vom Säulen-Ausschuss 15.000 Mark für einen 15 Meter hohen Turm zur Verfügung gestellt.

1902 ging die Vorbereitung dann in die entscheidende Phase. Der Stadtrat brachte eine Vorlage in den Bürgerausschuss ein, die besagte, dass die Stadt das Grundstück in der Kutzelhecke und Steine aus dem Stadtwald zur Verfügung stellen wolle und nach der Errichtung die Säule in städtische Obhut übernehme. Der Stadtverordneten-vorstand, bestehend aus den Bismarckanhängern Leonhard, Cantor, Köster und Landfried, empfahl dem Bürgerausschuss die Genehmigung. Dort saßen seit 1900 dank einer Absprache mit den Nationalliberalen auch sechs Zentrumsmitglieder.¹¹⁶ Einer von ihnen, Wilhelm Ullrich glaubte, sein Abstimmungsverhalten erklären zu müssen: „Die Partei, die er angehöre, habe nach dem Tod Bismarcks stets anerkannt, daß er dem Vaterlande große Dienste geleistet habe. Er habe ja auch zu Lebzeiten den von ihm begonnenen Kulturkampf aufgegeben u. habe der Zulassung von Männerorden keine Schwierigkeiten entgegengesetzt.“ An dieser Stelle wurde er unterbrochen vom Vorsitzenden Wilckens, der „nicht dulden könne, daß die Debatte auf das politische Gebiet übergeleitet werde.“ Die Vorlage wurde dann einstimmig angenommen. Das Heidelberger Zentrum hat bei einer der wenigen Möglichkeiten aktiv ein Zeichen gegen die

Bismarckverehrung zu setzen, für diese gestimmt. Der Versuch unter Berufung auf Bismarck aktuelle Entwicklungen in der Politik zu kritisieren, misslang aber. Einen langsamen Wandel in der Einstellung des Zentrums gegenüber dem Bismarckkult lässt sich fast im gesamten Reich feststellen und hatte wohl den Zweck, das liberale Monopol auf Bismarck zu brechen und zu verhindern, weiterhin als „undeutsch“ angegriffen zu werden.¹¹⁷

Der Bau der Säule erfolgte Ende 1902.¹¹⁸ Noch im Januar wurde zu Spenden aufgerufen, da noch Geld benötigt wurde.¹¹⁹ Die Enthüllung fand am 19. Januar 1903 in Erinnerung an die Kaiserproklamation 1871 statt.¹²⁰ Zunächst führte ein Fackelzug der Studenten zur Säule, vor der dann ein Festakt stattfand. Dafür konnten die Spender Eintrittskarten erhalten, ansonsten waren dort die „Spitzen der Behörden“ sowie Pressevertreter, auch vom PB, versammelt. Fackelzug und Festakt fanden abends statt, damit der Fackelzug auch von der Stadt aus gesehen werden konnte. Die Säule selbst war beleuchtet und der Beginn des Festes um 18 Uhr wurde markiert durch das Abschießen von Raketen, die Antwort der Kirchenglocken und den Abschuss von Böllern. Während dann das Orchester den Choral „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ spielte, wurde das Feuerbecken der Säule angezündet. Danach folgte eine doppelte Übergabe. Zunächst sprach Walz als Vorsitzender des Ausschusses und übergab die Säule an den studentischen Vertreter Wiltberger. Dabei hebt Walz die besondere und vorbildliche Rolle der patriotischen Studentenschaft hervor und deren Zusammenarbeit mit dem Bürgertum. Dann stellt er die besondere Verbindung einer Bismarcksäule mit jenem Ort her, wo sie nun steht: nämlich über der Stadt, „die vor Jahrhunderten des Vaterlandes Ohnmacht so schmerzlich empfunden“ hat, am Rande „des sagenumwobenen Odenwaldes“ und „auf alter Kulturstätte“ – vermutlich ein Hinweis auf das Heidenloch – sodass sie ihr Licht ausstrahle bis „in die gesegnete Lande der Pfalz, die der früheren Hauptstadt schweres Schicksal in Treue geteilt“, bis „zu den Mauern der alten Kaiserstadt [Speyer], deren Dom an vergangene ernste Zeiten“ mahnt. Walz verknüpft damit die Säule mit der als deutsch empfundenen Geschichte bis zurück zur Vorzeit. Wiltberger wiederum übergibt die Säule an die Stadt mit den Worten: „Mögen die Flammen, die hier auflodern, auch in Heidelberg stets die Flamme patriotischer Begeisterung entfachen zum Wohle unseres teuren deutschen Vaterlandes!“ Wilckens bedankte sich mit einem Lob auf die Studentenschaft und beendete die Feier mit einem Hoch auf Deutschland. Nicht ganz zu



Der Bau der Bismarcksäule 1902 (Stadtarchiv Heidelberg)

Unrecht bewertet Reinhard Alings diese Veranstaltung weniger als Weihe des Denkmals, denn als Inszenierung „eines Schwurs zwischen Bürger und Student, damit auch zwischen zwei Generationen.“¹²¹ Weiterhin ist auffällig, dass das Schloss als Symbol vergangener Schwäche immer häufiger genannt wird, allgemein die lokale Komponente stärker wird, während die Person Bismarcks immer weiter zurücktritt.

Dies lässt sich auch beim anschließenden Festkommers erkennen.¹²² Nach einem Hoch auf Großherzog und Kaiser folgte die Festrede des Geschichtsprofessors und Bismarckexperten Erich Marcks. Er nennt die Besuche Bismarcks in Heidelberg und das Gefühl der Rachsucht, das dieser beim Anblick von Speyer und Heidelberg erlebte. Nun aber habe sich der Blick auf das Heidelberger Schloss geändert, es müsse nicht mehr „mit der Bitterkeit“ betrachtet werden „wie vor 1870.“ Auch Wilckens erhielt das Wort und hob die besondere Nähe Heidelbergs zu Bismarck hervor, die sich in der Verleihung der Ehrenbürgerwürde 1895 und der zu Lebzeiten erfolgten Errichtung der Büste 1897 zeige. Schließlich freue er sich darüber, dass dem bürgerlichen Denkmal, der Büste, jetzt ein studentisches, die Säule, zur Seite gestellt werde. Neben dem wohlwollenden Bericht der HZ berichtete auch der PB in einer geradezu schwärmerischen Art und Weise: „Es war ein erhebender und für alle, die ihn erlebten, unvergesslicher Augenblick, der jetzt [nach der Rede Wilckens] folgte. Studenten, Bürger und Offiziere stimmten das hehre Lied an: ‚Deutschland, Deutschland über alles‘, und bekundeten dadurch, daß sie eines Herzens, eines Sinnes und einer Begeisterung für Alldeutschland sind.“¹²³ Insgesamt ist Ursula Schmitts These zuzustimmen, dass die Hauptfunktion der Säule darin bestand eine „Identität der Interessen von Bürgertum und Volk“ vorzutäuschen.¹²⁴ Denn selbst wenn das Heidelberger Zentrum auf Versöhnungskurs zur Bismarckverehrung gegangen ist, so standen die Sozialdemokraten weiterhin abseits.

Dies galt auch für die kleineren Formen des Bismarckgedenkens, die es bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges gab. So wurde nach dem Tode Bismarcks an jedem 1. April Kränze an der Bismarckbüste niedergelegt. Die Stadt war immer beteiligt, daneben aber auch die Studenten, das Denkmalkomitee, der Militärverein, liberale Vereine und sonstige Vereine. Wilckens sagte 1899 dabei einen Schlüsselsatz, der die Motivation hinter der alljährlichen Kranzniederlegung schön zeigt: „Für uns aber gehört Bismarck nicht zu den Toten. Sein Geist wird lebendig bleiben, solange es ein geeintes Deutschland giebt.“¹²⁵ Die Studenten veranstalteten bis auf eine Ausnahme alljährlich zur Sonnenwende am 21. Juni einen Fackelzug zu Ehren Bismarcks, seit 1903 zur Säule, zuvor zur Büste.¹²⁶

1905 fand die letzte städtische Bismarckfeier statt, sie war im Vergleich zur Kranzniederlegung wesentlich nüchterner. Bei der Kranzniederlegung trug Stadtrat Karl Daecke im Namen der völkischen Gruppierungen, Alldeutscher Verband und Deutschbund-Gemeinde ein sehr pathetisches Gedicht mit vielen Begriffen aus einem völkisch-sakralen Kontext vor, das mit den Worten endete: „Des Großen Geist schwebt über der Runde. Bismarck lebt.“¹²⁷ Die städtische Feier in der Stadthalle bestand dagegen nur noch aus Musik und einem Festvortrag von Professor Eberhard Gothein, keine Trinksprüche wurden mehr ausgebracht, kein Telegramm verschickt.¹²⁸ Und auch die Rede

Gotheins stellte eine Antithese zum Gedicht Daeckes und auch der Säulen-Einweihung dar: „Wir ehren Bismarck nicht, indem wir einen mystischen Glorienschein um ihn verbrennen, ihn als Reichsheiligen betrachten, sondern dadurch, daß wir ihn begreifen und von ihm lernen.“ Zum Ende des Festes wurde eine Signalarakete abgeschossen, woraufhin ein Feuer auf der Bismarcksäule entzündet wurde. Trotz dieses besonderen Abschlusses wirkt das Fest 1905 überraschend emotionslos gegenüber vorherigen Feiern. Man ist fast versucht, es als Zeichen sinkender Begeisterung zu sehen,¹²⁹ allerdings wurden aber weiterhin alljährlich Kränze zu Ehren Bismarcks niedergelegt.



Der Bismarckgarten um 1906 (Stadtarchiv Heidelberg)

6. Fazit

Welches Fazit kann nach dem Überblick über 30 Jahre Bismarckverehrung gezogen werden? Die Bismarck-Ehrungen vor 1890 können häufig als Reaktion auf aktuelle Ereignisse verstanden werden; sie sollten die Übereinstimmung mit der Politik der Regierung demonstrieren, auch gegenüber den oppositionellen Gruppen in der Stadt, vor allem dem Zentrum. Nach 1890 mussten erst neue Formen der Bismarckverehrung gefunden werden, da es aufgrund ihres Oppositionscharakters nicht mehr möglich war, Bismarck-Ehrungen im Namen der Stadt durchzuführen. Besonders in der Phase bis 1895 war die Bismarckverehrung parteipolitisch geprägt und wurde auch in diesem Sinne von den oppositionellen Parteien der Freisinnigen und des Zentrums wahrgenommen und kritisiert, gleichzeitig begann sich die Verehrung Bismarcks von dessen Person zu lösen, hin zur Idee oder dem System Bismarck. Die Jahre 1894 und 1895 brachten einen Umschwung hin zu dem Zustand vor 1890, die nationalliberal

geprägte Stadtverwaltung konnte wieder offen als Unterstützer Bismarcks auftreten. In der Phase bis zum Tod 1898 wurden symbolisch wertvolle Aktionen umgesetzt, wie die Verleihung der Ehrenbürgerwürde und die Errichtung einer Büste „zu Lebzeiten“. Nach dem Tod Bismarcks lässt sich beim Zentrum eine Veränderung erkennen. Das Zentrum und sein Organ, der PB, gaben die strikte Oppositionshaltung auf; auch wenn sie sich nicht aktiv an Ehrungen beteiligten, wie z. B. durch Kranzniederlegungen, so verfolgten sie die Bismarckverehrung doch gelassener, gar wohlwollender. Im Laufe der Zeit wurde der Bismarckkult immer stärker mit lokalpatriotischem Stolz verbunden, man freute sich über die vielen Bismarck-Ehrungen und über die Teilnahme vieler Heidelberger daran.

Anmerkungen

- 1 Vorliegender Text stellt eine Zusammenfassung einer Wissenschaftlichen Arbeit zur Erlangung des 1. Staatsexamens dar.
- 2 HZ 31.03.1897.
- 3 Einen Überblick über die Fülle der Ehrungen bieten: Konrad Breitenborn: Bismarck. Kult und Kitsch um den Reichsgründer. Aus den Beständen des früheren Bismarck-Museums in Schönhausen (Elbe) und dem Archiv der ehemaligen Stendaler Bismarck-Gesellschaft, Frankfurt 1990; Sieglinde Seele: Lexikon der Bismarck-Denkmäler. Türme, Standbilder, Büsten, Gedenksteine und andere Ehrungen. Eine Bestandsaufnahme in Wort und Bild, Petersberg 2005.
- 4 Die parteipolitische Interpretation des Bismarckkultes liefert vor allem Michael McGuire: Bismarck in Walhalla. Der Bismarckkult und die Politik der Nationalen Identität vom Kaiserreich zum Dritten Reich, in Hermann Reuter, Heide Reuter, Michael McGuire (Hgg.): Otto von Bismarck. Spuren und Wirkungen, Lingen 1997, S. 139–166. Weitere wichtige Werke, die sich mit dem Bismarckkult bzw. -mythos befassen, sind: Hans-Walter Hedinger: Bismarck-Denkmäler und Bismarck-Verehrung, in Ekkehard Mai, Stephan Waetzoldt (Hgg.): Kunstverwaltung, Bau- und Denkmal-Politik im Kaiserreich, Berlin 1981, S. 277–314; Volker Plagemann: Bismarck-Denkmäler, in Hans-Ernst Mittag, Volker Plagemann (Hgg.): Denkmäler im 19. Jahrhundert. Deutung und Kritik (Studien zur Kunst des 19. Jahrhunderts, Bd. 20), München 1972, S. 217–252; Thomas Nipperdey: Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland, HZ 206 (1968), S. 529–585; Lothar Machtan: Bismarck-Kult und deutscher National-Mythos 1890 bis 1940, in ders. (Hg.): Bismarck und der deutsche National-Mythos, Bremen 1994, S. 14–67.
- 5 Karl Pfaff: Heidelberg und Umgebung, Heidelberg 1902, S. 163f.
- 6 Andreas Cser: Kleine Geschichte der Stadt und Universität Heidelberg, Leinfelden-Echterdingen 2007, S. 177f.
- 7 Die wahlberechtigten Bürger wurden anhand gezahlter Steuern in drei Wahlklassen eingeteilt, jede Klasse wählte ein Drittel des Bürgerausschusses. Dieser wählte wiederum Oberbürgermeister und Bürgermeister sowie aus seinen Reihen den Stadtrat. Dem Stadtrat und den Bürgermeistern oblag die eigentliche Leitung und Verwaltung der Stadtgemeinde, vgl. Fritz Dürr: Die geschichtliche Entwicklung der Gemeindevertretung in Baden (Diss.), Wehrheim 1933, S. 30–34.
- 8 Cser (wie Anm. 6), S. 180f. Die Parteien waren aber zumeist noch nicht so durchorganisiert und beständig wie die heutigen Parteien. Sie traten am häufigsten bei Reichs- und Landtagswahlen mittels Wahlaufrufen öffentlich in Erscheinung, mithin auch eine der wenigen Möglichkeiten, um Auskunft über die Parteizugehörigkeit einzelner Personen zu erhalten. Die Kommunalwahlen waren hingegen eher weniger parteipolitisch geprägt: Rolf Maier: Kommunalwahlen in Heidelberg 1874–1984. Ergebnisse, Namen, Dokumente, Kommentare (Schriftenreihe Nr. 2 Boxberg Gymnasium, hg. v. Rolf Maier), Speyer 1984, S. 14. Folgende Wahlaufrufe konnten gefunden werden: Für die Nationalliberalen: Neuer Heidelberger Anzeiger (NHA) 17.10.1884, 14.02.1887, 06.02.1890, 18.03.1893; UB Heidelberg A 2737 Heidel-

- bergensia 12 1901–1905; für das Zentrum: NHA 19.02.1890. Weitere Zuordnungen gelangen durch einzelne Zeitungsartikel oder durch die Chroniken.
- 9 Karl-Heinz Kaufmann: Soziale Strukturen im politischen Feld dargestellt am Beispiel Heidelbergs und der sozialdemokratischen Parteiorganisation in dieser Stadt (Diss.), Heidelberg 1956, S. 3–5.
 - 10 PB 03.04.1890.
 - 11 Nämlich der Deutsch(-Soziale) Reform-Verein Heidelberg. Adreßbuch der Stadt Heidelberg, nebst den Stadtteilen Neuenheim und Schlierbach für das Jahr 1894, S. 252.
 - 12 Leider ist die Überlieferung Bismarck-kritischer Stimmen nicht gut. Die Jahrgänge 1872–1890 des PB sind nicht überliefert; der BV erschien nur in den 1890er Jahren, einzelne Ausgaben fehlen aber heute; die Heidelberger Sozialdemokraten und Freisinnigen hatten keine eigenen Zeitungen, die sozialdemokratische Mannheimer Volksstimme, die auch über und für Heidelberg schrieb, liegt heute nur noch in einzelnen Ausgaben vor.
 - 13 HZ 16.07.1874; Hermann Wirth: Zeitgeschichte der Stadt Heidelberg 1874, S. 155. Die „geistige Freiheit“ bezieht sich auf den Kulturkampf.
 - 14 StAH UA 188/8. Herrn Petschan verdanke ich den Hinweis, dass es auch in Kirchheim, Rohrbach und Wieblingen Bismarckstraßen gab. Wann sie ihren Namen erhielten, konnte nicht ermittelt werden. Nach den Eingemeindungen der Orte gab es zwischenzeitlich vier Bismarckstraßen in Heidelberg, sodass diese im Rahmen von weiteren Umbenennungen mehrfacher Straßennamen am 01.10.1929 einen neuen Namen erhielten: StAH AA 323/3.
 - 15 Als derartige Angriffe wurden die „Pfui“-Rufe gegenüber Bismarck gewertet, als dieser zur Zentrumsfraktion sagte: „Stoßen Sie Kullmann zurück, er gehört doch zu Ihnen!“, vgl. HZ 05.12.1874.
 - 16 StAH Ratsprotokoll 16.12.1874 Nr. 1431, S. 369; StAH UA 288/8. Am 16.07.1875 wandte sich der Stadtrat an die Stadtbaukommission und bat um Vorschläge für Straßennamen in den neuen Bauvierteln. Am 28.10.1875 schlug die Stadtbaukommission dann unter anderem die Umbenennung des Hafenplatzes in Bismarckplatz vor und schließlich wurde diese vom Stadtrat am 03.11.75 beschlossen. StAH Ratsprotokoll 03.11.1875 Nr. 1534, S. 356; HZ 04.11.1875.
 - 17 Der Stadtrat sandte Bismarck aber an dessen 60. Geburtstag ein Telegramm, dessen Wortlaut nicht überliefert ist, dafür aber die Dankesantwort Bismarcks. HZ 01.04.1875; Hermann Wirth: Zeitgeschichte der Stadt Heidelberg 1875, S. 250f. Damit ist im Übrigen auch der Angabe zu widersprechen, dass der Platz seinen Namen anlässlich des 60. Geburtstags Bismarcks erhielt, so gefunden in: Melanie Mertens (Hg.): Kulturdenkmale in Baden-Württemberg, II.5: Stadtkreis Heidelberg, Teilband 2, Heidelberg 2013, S. 49.
 - 18 Karl Gern: Chronik der Stadt Heidelberg vom Jahr 1885, S. 2.
 - 19 Mittels eines Telegramms an Bismarck sowie einer Versammlung und einer Erklärung, die die Reichstagsentscheidung kritisierte: HZ 20.12.1884, 29.12.1884.
 - 20 HZ 12.02.1885.
 - 21 StAH Ratsprotokoll 28.01.1885 Nr. 198, S. 32.
 - 22 HZ 20.02.1885. Die 5.000 Mark wurden an das Zentral-Komitee gesendet, HZ 28.03.1885.
 - 23 StAH Ratsprotokoll 20.03.1885 Nr. 447, S. 89; HZ 24.03.1885; HZ 27.03.1885.
 - 24 HZ 27.03.1885.
 - 25 HT 31.03.1885; Gern (wie Anm. 18), S. 3; eine weitere Quelle für das Fest ist HZ 30.03.1885.
 - 26 HZ 27.03.1885. Unklar ist, wie sich die dezidiert zentrumsnahe Korporation „Palatia“ verhielt, die einzige katholische Verbindung, die es damals schon in Heidelberg gab, vgl. Gerhart Berger: Studentische Korporationen an der Ruperto Carola 1800 bis 1914, in Peter Meusbürger u. a. (Hgg.): Wissenschaftsatlas der Universität Heidelberg, Knittlingen 2011, S. 88f.
 - 27 Gern (wie Anm. 18), S. 3; HZ 02.04.1885, HZ 25.04.1885.
 - 28 HZ 07.04.1885.
 - 29 Dieser Aufruf gibt daneben eine Teilantwort auf ein Phänomen, dass nicht recht geklärt werden konnte. Im Heidelberger Stadtwald, in der Nähe des Speyererhofs, steht ein Baum, der durch einen Stein als „Bismarckeiche“ gekennzeichnet ist: „BISMARCKEICHE/ GEPFLANZT ZUM 70. JAHR./GEBURTSTAG 1. APRIL 1885“. In keiner zeitgenössischen Quelle taucht dieser Baum auf. Der Aufruf zeigt, dass bis zum 7. April keine Eiche gepflanzt wurde, auch bei der Pflanzung einer solchen Eiche auf dem Bismarckplatz 1895 wird keine weitere Bismarckeiche erwähnt. In der Akte StAH AA 128/2, wohl um das Jahr 1930 entstanden, wird beschrieben, dass der Stein erst 40 Jahre später aufgestellt wurde. Aber auch im Jahr 1925 wurde in den Zeitungen kein Hinweis darauf gefunden. Dennoch übernimmt Herbert

- Derwein die Eiche von 1885 in sein Werk: Herbert Derwein: Die Flurnamen von Heidelberg. Straßen/Plätze/Feld/Wald. Eine Stadtgeschichte (Badische Flurnamen Bd. 2 Heft 5), Heidelberg 1940, S.113.
- 30 Ferdynand Hoesick: Zwei Semester in Heidelberg (1886–1887). Erinnerungen eines polnischen Schriftstellers. Aus dem Polnischen übertragen von Hans-Jürgen zum Winkel, in: Ruperto Carola XII, Bd. 28, 1960, S. 67.
- 31 Vgl. Manfred Hank: Kanzler ohne Amt. Fürst Bismarck nach seiner Entlassung 1890–1898, München 1977.
- 32 PB 21.03.1890.
- 33 PB 27.03.1890.
- 34 HZ 25.03.1890; Karl Gern: Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1890, S. 4. Der PB dagegen sagte, die Initiative ginge vom Ausschuss der nationalliberalen Partei aus: PB 27.03.1890.
- 35 HZ 25.03.1890, 27.03.1890, 03.04.1890.
- 36 Franz-Josef Hutter: Reichstagswahlen und Sozialstruktur in Stadt und Wahlkreis Heidelberg 1871–1912/14, in Heidelberg, Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 2, 1997, S. 59; Adreßbuch der Stadt Heidelberg für das Jahr 1895, S. XXVII.
- 37 Vgl. Hank (wie Anm. 31), S. 74–88; McGuire (wie Anm. 4), S. 143–145.
- 38 Die HZ berichtete auffälligerweise nicht über diese Veranstaltung, dafür aber der PB und Chronist Karl Gern: Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1891, S. 2; PB 24.03.1891.
- 39 HZ 06.04.1891.
- 40 PB 02.04.91, 08.04.1891.
- 41 PB 07.04.1891.
- 42 Der Turm befand sich am nach ihm benannten Bismarckhöhenweg und wurde 1970 wegen Baufälligkeit abgerissen: StAH AA 128/2, Blatt 62. Zur Bismarckhöhe siehe auch: StAH UA 114/4.
- 43 StAH Ratsprotokoll 14.05.1891, S. 167.
- 44 Hank (wie Anm. 31), S. 327–371. Hank deutet die Begeisterung als legalen Weg, um die Unzufriedenheit mit dem Kaiser und seiner Regierung auszudrücken, weshalb die Regierung versuchte, die Begeisterung einzudämmen.
- 45 HT 30.03.1892, 03.04.1892; HZ 02.04.1892; PB 06.04.1892, 07.04.1892.
- 46 HT 05.04.1892, 06.04.1892.
- 47 HZ 04.04.1892; HT 05.04.1892.
- 48 PB 06.04.1892.
- 49 HZ 15.07.1892.
- 50 HZ 16.07.1892: „Um selbst den Anschein zu vermeiden, als handle es sich um eine Parteidkundgebung, wurde es mit aller Absicht unterlassen, die Führer der nationalliberalen Partei mit der Anordnung der Fahrt zu betrauen.“
- 51 HZ 25.07.1892.
- 52 HZ 26.07.1892.
- 53 PB 19.07.1892, 28.07.1892.
- 54 PB 05.04.1893.
- 55 HZ 31.07.1893, 02.08.1893, Albert Waag: Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1893, S. 22f. Die zehn Teilnehmer waren Carl Weber, Moritz Cantor, Karl Dittene, Adam Ellmer, Adolf Koch, Wilhelm Landfried, Philipp Quenzer, August Thorbecke, Karl Ueberle und [Albert] Wolf.
- 56 HT 03.08.1893.
- 57 Vgl. Hank (wie Anm. 31), S. 372–414.
- 58 HZ 02.04.1894.
- 59 Vgl. Breitenborn (wie Anm. 3), S. 120–122, McGuire (wie Anm. 4), S. 146.
- 60 Hier und im Folgenden, falls nicht anders angegeben: StAH UA 219/5; StAH Ratsprotokoll 10.01.1895 Nr. 155, S. 14.
- 61 Das waren die Bürgermeister derjenigen Städte, die unter der Städteordnung standen: Otto Beck (Mannheim), Karl Schnetzler (Karlsruhe), Otto Winterer (Freiburg), Karl Wilckens (Heidelberg), Ferdinand Habermehl (Pforzheim), Franz Weber (Konstanz), Albert Gönner (Baden-Baden), Albert Gautier (Bruchsal), Gustav Schlusser (Lahr). Von diesen saßen immerhin sechs für die Nationalliberalen im Landtag (Gönner, Schlusser, Schnetzler, Weber, Wilckens, Winterer), s. Hermann Kalkoff (Hg.): Nationalliberale Parlamentarier 1867–1917 des Reichstages und der Einzellandtage, Berlin 1917.
- 62 HZ 31.01.1895, 02.01.95, 04.02.1895.

- 63 HZ 31.01.1895.
- 64 PB 01.02.1895. Der PB geht aber in den folgenden Ausgaben nicht weiter auf mögliche anwesende Zentrumsmänner ein.
- 65 Z. B. HZ 18.02.1897.
- 66 Maier (wie Anm. 8), S. 47.
- 67 HZ 14.06.1895.
- 68 HZ 01.04.1895; HT 01.04.1895, 03.04.1895, 04.04.1895.
- 69 HZ 01.04.1895. Diese Feuer und auch die Verbindung von Feuern auf verschiedenen Hügeln zu Ehren Bismarcks greift im Übrigen schon auf die Idee der Bismarcksäule voraus.
- 70 Albert Waag: Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1895, S. 21f.
- 71 Z. B. HT 01.04.1895.
- 72 BV 03.04.1895.
- 73 PB 03.04.1895.
- 74 HZ 01.05.1895; PB 03.05.1895.
- 75 Diese und weitere Kleinigkeiten sind dem sehr guten Aufsatz von Ursula Merkel hinzuzufügen: Ursula Merkel: Denkmalsgeschichte der Bismarck-Büste in Heidelberg, in Heidelberg Denkmäler 1788–1981 (Neue Hefte zur Stadtentwicklung und Stadtgeschichte H. 2), Heidelberg 1982, S. 44–50.
- 76 HZ 25.03.1895. Der Obelisk wurde Anfang Oktober 1896 eingeweiht und kostete ca. 14.000 Mark: Seele (wie Anm. 3), S. 141f.
- 77 HZ 30.03.1895, HT 31.03.1895. Unterschrieben mit „Dr. K.“ bzw. „Dr. K-r“. Im Adressbuch lassen sich für 1895 26 Männer mit dem Titel Doktor und dem Anfangsbuchstaben „K“ finden, immerhin acht davon mit dem letzten Buchstaben „r“: Adreßbuch der Stadt Heidelberg, nebst den Stadtteilen Neuenheim und Schlierbach für das Jahr 1895, S. 124–132. Unter diesen acht stechen zwei Mathematiker hervor: Karl Köhler, der im Ortausschuss für die Kissingen-Fahrt 1892 saß und Leo Koenigsberger, der im Komitee zur Errichtung der Bismarckbüste sitzen wird. Letzterer nahm an der Heidelberger Feier 1895 nicht teil, weil er als Prorektor in Friedrichsruh war, unterschrieb aber den Aufruf vom 31. März zur Errichtung einer Büste auf dem Bismarckplatz. Das würde auch erklären, warum der anonyme Unterzeichner seinen Vorschlag nicht selbst in die Feier einbringt. Letztlich bleibt das alles aber Spekulation.
- 78 HZ 01.04.1895. Darin wird auch die Gleichzeitigkeit zweier Bismarckdenkmal-Spendenaufrufe so kommentiert: Jeder der nur Mittel für eine Spende habe, solle für das Heidelberger Denkmal spenden; diejenigen, die mehr haben, sollen auch einen kleinen Teil an das Feldberg-Denkmal spenden. Zwischendurch wurde, ausgelöst durch ein weiteres anonymes „Eingesandt“, auch für eine Moltke-Büste gesammelt, da man diese beiden nicht voneinander trennen dürfe. Diese zusätzliche Sammlung wurde aber nach einem weiteren „Eingesandt“ eingestellt, da Bismarck das Anrecht habe, allein auf dem Bismarckplatz zu stehen; stattdessen solle auf einem neu zu errichtenden Moltke-Platz eine Moltke-Büste aufgestellt werden. Dazu kam es jedoch nie. HZ 03.04.1895, 12.06.1895.
- 79 HZ 01.04.1895. In der HZ wurden Anzeigen des Komitees veröffentlicht mit den jeweiligen Einzelspenden samt Namenskürzeln und der Gesamtspendensumme. Am 13. April waren z. B. schon 7.051 Mark zusammengekommen: HZ 13.04.1895. Am 1. Mai bereits 10.803,25 Mark: HZ 01.05.1895.
- 80 McGuire (wie Anm. 4), S. 146.
- 81 Jutta Dresch: Das Denkmal für Kaiser Wilhelm I. von 1901, in Heidelberg Denkmäler 1788–1981 (Neue Hefte zur Stadtentwicklung und Stadtgeschichte H. 2), Heidelberg 1982, S. 65.
- 82 StAH UA 49/11.
- 83 Merkel (wie Anm. 75), S. 49f.
- 84 Hier und im Folgenden, falls nicht anders angegeben: StAH AA 79/12.
- 85 Dazu ist folgendes zu sagen: Spemann war nicht nur der Vorsitzende des Stuttgarter Kunstvereins, sondern auch ein Freund Donndorfs und verschaffte diesem auch diverse Aufträge. Durch Spemanns Initiative konnte sich Donndorf knapp zehn Tage bei Bismarck in Friedrichsruh aufhalten um seine Porträtbüste herzustellen. Damit ist Merkel zu widersprechen, dass die Büste „unter Zeitdruck“ entstanden sei: Ulrike Fuchs: Der Bildhauer Adolf Donndorf. Leben und Werk, Stuttgart 1986, S. 16–20; Merkel (wie Anm. 75), S. 44f.
- 86 Nämlich Ende April im Heidelberger Kunstverein: HZ 20.04.1895.

- 87 HZ 08.02.1896. Eine Diskussion fand in den vorhandenen Zeitungen aber nicht statt, der PB ignorierte das Thema völlig. Nur an einer Stelle wurden in der HZ konkrete Wunschvorstellungen geäußert, die Merkel so zusammenfasst: „Das Heidelberger Bismarck-Denkmal sollte also Eigenschaften wie Entschlossenheit, Willenskraft und Tatendrang ausdrücken.“ Merkel (wie Anm. 75), S. 45.
- 88 StAH UA 219/5.
- 89 HZ 30.03.1896, 01.04.1896.
- 90 BV 02.04.1896.
- 91 HZ 27.03.1897, 30.03.1897.
- 92 HZ 30.03.1897.
- 93 BV 03.04.1897. In diesem Punkt ist Merkel zu korrigieren, die davon sprach, dass das städtische Festbankett kostenlos war, um „der Einweihung eine Art Volksfestcharakter zu geben, um möglichst der gesamten Bevölkerung die Bedeutung des Bismarck-Denkmal nahe zu bringen.“ Merkel (wie Anm. 75), S. 47.
- 94 HZ 01.04.1897.
- 95 Bernhard Erdmannsdörffer: Zur Enthüllung des Bismarckdenkmals in Heidelberg 1. April 1897. Festrede, in Horst Kohl (Hrsg.): Bismarck-Jahrbuch, Bd. 4, Leipzig 1897, S. 250–260.
- 96 Vgl. Nipperdey (wie Anm. 4), S. 543f.
- 97 HZ 02.04.1897; BV 03.04.1897; PB 03.04.1897.
- 98 StAH AA 79/12.
- 99 HZ 30.08.1897; August Thorbecke: Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1897, S. 45. Die Schäden ließen sich aber beseitigen.
- 100 HZ 28.08.1897; PB 29.08.1897.
- 101 Merkel (wie Anm. 75), S. 49f.
- 102 HZ 02.04.1898; StAH Ratsprotokoll 28.03.1898 Nr. 798, S. 110.
- 103 HZ 04.04.1898.
- 104 Vgl. Andreas Cser: Badischer Landtag bis 1918, in Peter Blickle (Hrsg.): Von der Ständeversammlung zum demokratischen Parlament. Die Geschichte der Volksvertretung in Baden-Württemberg, Stuttgart 1982, S. 153–182.
- 105 Wie bereits erwähnt versuchte Wilhelm II. seinen Großvater gegenüber Bismarck in den Vordergrund zu stellen. Noch 1897 löste er mit der „Handlanger-“ oder „Pygmäen-“ Rede, so bezeichnete er die Ratgeber wie z. B. Bismarck, große Proteste unter den Anhänger Bismarcks aus, vgl. Hank (wie Anm. 31), S. 613–620.
- 106 August Thorbecke: Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1898, S. 81–86; Heidelberg’s Trauerkundgebung anlässlich des Todes des Fürsten Bismarck, Heidelberg 1898; StAH UA 219/6.
- 107 PB 01.08.1898.
- 108 PB 08.08.1898.
- 109 Vgl. Ursula Schmitt: Die Bismarcksäule von 1903 auf dem Heiligenberg, in Heidelberger Denkmäler 1788–1981 (Neue Hefte zur Stadtentwicklung und Stadtgeschichte H. 2), Heidelberg 1982, S. 51–56; Hier und im Folgenden, falls nicht anders angegeben: StAH AA 79/13. Ein Aspekt, der in der Fachliteratur nicht auftaucht, ist die vertrauliche Vorbereitung des Projektes: „Es genügt nicht, ..., einfach einen Vorschlag anzunehmen und ihn öffentlich zu verkünden, um ohne weiteres das gesamte deutsche Volk für ihn zu begeistern. So leicht ist die Sache ganz gewiss nicht. Durch solches Verfahren wird nur die Skepsis und Kritiksucht selbst bei denen entfesselt, die sich bei sorgfältigerer Behandlung der Sache zustimmend verhalten würden. Vielmehr gilt es, nach Möglichkeit den Widerhall, den man wünscht, vorzubereiten, also schon jetzt im Stillen in den Kreisen, die man zu gewinnen wünscht, Anhänger zu werben.“ UAH RA 614.
- 110 HZ 24.02.1899.
- 111 HZ 30.05.1899.
- 112 HZ 22.06.1899.
- 113 HZ 30.10.1899: „Der Standpunkt für dieselbe scheint sehr gut gewählt, ein dort abgebranntes Feuer leuchtet weit ins Land hinein.“ Das Grundstück in der Kutzelhecke wurde erst im Frühjahr 1899 von der Stadt erworben, da ein Angebot vorlag und so die Stadt „in den Besitz eines der schönsten Aussichtspunkte unserer Umgebung [kam], der vermöge seiner vorgeschobenen Lage einen weiten Ausblick über das Neckarthal, die Stadt und die Rheinebene gewährt.“ StAH UA 116/1.

- 114 Dies geht aus der Endabrechnung der Einnahmen und Ausgaben des Säulen-Ausschusses hervor: StAH AA 79/13.
- 115 HZ 17.05.1900, 19.05.1900; PB 23.05.1900, 25.05.1900. Das erste Bild zeigte, als Symbol für die Zeit vor Bismarck: „Zu Heidelberg im Jahre 1689“, also zur Zeit der Zerstörung im Pfälzischen Erbfolgekrieg, eine Zeit „von der bis [heute] Ruinen des Heidelberger Schlosses schmerzliche Kunde geben.“
- 116 Maier (wie Anm. 8), S. 41f.; HZ 22.01.1900; PB 31.01.1900. Die Zusammenarbeit von Nationalliberalen und Zentrum, die 1897 noch gescheitert war, wurde von den Liberalen dadurch begründet, dass sie einen ruhigen Wahlverlauf wünschten und „es prinzipiell richtig sei, auch die andern in der Stadt vertretenen bürgerlichen Parteien an der Arbeit und Verantwortung im Bürgerausschuß theilnehmen zu lassen.“ Für das Zentrum waren sieben, für die Antisemiten ein Platz vorgesehen, die Verhandlungen mit den Freisinnigen scheiterten. Letztlich wurden ein Zentrumsmitglied und der Antisemit aber nicht in den Bürgerausschuß gewählt.
- 117 McGuire (wie Anm. 4), S. 156–158.
- 118 August Thorbecke: Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1903, S. 88.
- 119 HZ 09.01.1903.
- 120 Thorbecke (wie Anm. 118) S. 88.
- 121 Reinhard Alings Monument und Nation. Das Bild vom Nationalstaat im Medium Denkmal – zum Verhältnis von Nation und Staat im deutschen Kaiserreich 1871–1918 (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte Bd. 4), Berlin, New York 1996, S. 399–401.
- 122 HZ 20.01.1903.
- 123 PB 20.01.1903.
- 124 Schmitt (wie Anm. 109), S. 55. Ein Blick in die Akten zeigt aber, dass es durchaus auch Spannungen gab, denn im Juni 1904 beschwerte sich das Komitee, dass sie noch nicht die volle versprochene Summe der Studenten erhalten haben. StAH AA 79/13.
- 125 HZ 01.04.1899. Im Übrigen wurden auch am Geburtstag Kaiser Wilhelms I. Kränze vor dessen Denkmal niedergelegt.
- 126 Daran beteiligten sich 1901 auch die katholischen Studentenverbindungen Arminia und Palatia, die Ripuarier aber nicht. Die Palatia wurde 1898 noch gerügt, weil sie ihr Stiftungsfest trotz des Todes Bismarcks fortsetzte. UAH RA 614, RA 7340.
- 127 HZ 01.04.1905.
- 128 HZ 07.04.1905.
- 129 Nach McGuire hatten die Nationalliberalen Anpassungsschwierigkeiten; denn einer ihrer Hauptfeinde fiel weg, nachdem sich das Zentrum der Bismarckverehrung geöffnet hatte: McGuire (wie Anm. 4), S. 157f.

Das Jahrbuch wurde gedruckt mit freundlicher Unterstützung von:



VOLKSBANKKURPFALZ H + G BANK

Die Bank mit dem Plus

Reinhard Riese

„Treu zu Kaiser und Reich“

Patriotische Feiern in Heidelberg 1912–1914

„Kaisers Geburtstag.

Die Glocken läuten, Fanfaren schmettern, Böller werden gelöst und am Vorabend zieht ein Zapfenstreich durch die Straßen der Stadt. Festtafeln werden aufgestellt, Reden und Lieder steigen, während die Schüsseln von Gast zu Gast wandern und die Gläser gefüllt und geleert werden. An den Giebeln wehen Fahnen in den Landes- und Reichsfarben und das Leben der Stadt besinnt sich auf die allgemeine Feierstunde. Dieser eine Tag im Jahre, an dem der Kaiser seinen Geburtstag begeht, versammelt die Reichsfreunde in engeren und weitergefaßten Zirkeln; und der Tag, der längst seine traditionellen Formen gewonnen hat, bietet nicht bloß wortgewandten Rednern Gelegenheit zu rhetorischen Leistungen, sie ist dem Besonnenen und stiller Gearteten ein Tag, dazu geschaffen, um in der Stunde des Fraustausches die Resultate einer Jahresarbeit ernst zu prüfen.“¹

So der Leitartikel vom 27. Januar 1914 in den „Heidelberger Neuesten Nachrichten“, die den Nationalliberalen nahestanden, zu den hiesigen Feiern am Geburtstag Kaiser Wilhelms II. Schon die Vorschau auf das Festprogramm lässt es lohnend erscheinen, die Gestaltung der nationalen Feiertage unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg zu untersuchen. Welche Ereignisse werden in Heidelberg in den Jahren 1912–1914 festlich begangen? Wer organisiert die Feiern, welche Bevölkerungsschichten nehmen daran teil, welche bleiben ausgeschlossen? In welchen Ritualen wird das Gedenken inszeniert? Wie wird das Ereignis in Reden, Liedern und Gedichten interpretiert und bewertet? Mit welchen Absichten werden die Feiern veranstaltet? Mobilisieren sie die Bevölkerung für den möglichen Kriegsfall?

Der jährliche Feierkalender

In vielen europäischen Monarchien ist der Geburtstag des Monarchen bis heute der höchste Nationalfeiertag – so auch damals in Heidelberg, das mit Wilhelm II. und Großherzog Friedrich II. gleich zwei Monarchen huldigte. Der kaiserliche Geburtstag am 27. Januar wurde über zwei bis drei Tage gefeiert.² Am Vortag wurden die Feiern durch Böllerschüsse eingeleitet; Feuerwehrleute und Soldaten marschierten durch die fahnergeschmückten Straßen und trafen sich zum Großen Zapfenstreich. Am Geburtstag selbst, an dem die öffentlichen Dienststellen und die Schulen geschlossen blieben, wurden die Einwohner durch Militärmusik und Glockenläuten geweckt. Die Kaiserparade des hiesigen Bataillons fand mittags auf dem Jubiläumsplatz vor der Stadthalle statt, in der sich das Militär anschließend zu einem festlichen Essen traf.

Die Stadtverwaltung sowie die Militär- und Waffenvereine luden am Abend zum „Kaiser-Bankett“ in die Stadthalle ein, die mit den Fahnen der Vereine, einer Porträtbüste des Kaisers und Blumen festlich geschmückt war. In „patriotischer Feststimmung“ nahmen die Spitzen der Stadtverwaltung, Militärs und Professoren – sowie die Damen auf der Empore – teil. Reden, Trinksprüche und Hochrufe (auf Wilhelm II., Großherzog Friedrich II. und das deutsche Heer) sowie Hymnen (Kaiserhymne: „Heil

Dir im Siegerkranz“ und Badische Hymne) dienten der Loyalitätsbekundung gegenüber dem Kaiser, dem Staat und dem Militär. Der jeweilige Ortskommandant beschwor die Verbundenheit von Heer, Bürgerschaft und Universität und pries die militärischen Tugenden. Musikdarbietungen und Turnvorführungen lockerten das Programm auf. Das Thema der Festrede war meist durch ein historisches Jubiläum bestimmt. 1912 würdigte der Jurist Dr. Emil Bauer, Stadtrat und Vorsitzender der Militärvereine, zum 200. Geburtstag die geschichtliche Bedeutung Friedrichs des Großen, was die Person des Kaisers etwas in den Hintergrund treten ließ. Den kritischen Stimmen, die in der Bevölkerung einen Vertrauensschwund zu Kaiser und Reich konstatierten, setzte er den unerschütterlichen Glauben an den Kaiser entgegen, der alle innen- und außenpolitischen Schwierigkeiten bewältigen werde. Im folgenden Jahr 1913 dominierte die Erinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig.

Ebenso wie die Militärspektakel waren die Schulfeiern von den Behörden angeordnet. Ausführlich berichtete die Presse über die Veranstaltungen der Heidelberger Schulen. Musik- und Gedichtvorträge sollten eine feierliche patriotische Stimmung erzeugen. Die Festvorträge widmeten sich unterschiedlichen Themen: Verherrlichung des Kaisers, Überblick über die heldenhafte deutsche Geschichte seit Karl dem Großen, literarische Betrachtungen über Heinrich von Kleist, Weimar oder die Geschichte der deutschen Sprache. Im Jubiläumsjahr 1913 beschäftigten sich die Lehrervorträge fast ausnahmslos mit Theodor Körner, dem Dichter und „Helden“ der Befreiungskriege. So dienten die Schulfeiern dazu, die staatstragenden Werte wie Religion, Vaterland und Monarchie zu betonen und die Erziehungsziele Frömmigkeit, Patriotismus und Gehorsam in den Jugendlichen zu festigen. Ein Jahr später standen die Person und Leistung Karls des Großen (Todesstag 28. Januar 814) ganz im Mittelpunkt. Die studentischen Verbindungen feierten den Geburtstag Wilhelms II. mit einem Festkomers, auf dem ein Vertreter der Studentenschaft dem Kaiser in besonders schneidigen Worten huldigte. Stadtverwaltung und Universität waren hierbei vertreten.

Echte Volksfeste waren die Kaisergeburtstage nicht, eher monarchisch-dynastische Huldigungsfeiern; auf den Straßen dominierten die Militärparaden. In den Vororten und Dörfern der Umgebung spielten die Militär- und Veteranenvereine bei der Mobilisierung der Bevölkerung eine große Rolle, z.B. mit „Kirchenparaden“. Die Mitwirkung der Heidelberger Stadtverwaltung blieb auf das Bankett in der Stadthalle beschränkt. Von dieser exklusiven Veranstaltung waren die untere Mittelschicht und die Unterschicht ausgeschlossen; die SPD lehnte die Kaisergeburtstage grundsätzlich ab. Die Integration breiter Bevölkerungsschichten in die Monarchie wurde zwar verbal angestrebt, aber nicht verwirklicht.

„Dieser Tag hat seine Bedeutung vor allem darin, daß die allgemeine festliche Teilnahme Fürst und Volk einander näher bringt. In Baden ist es ja seit je Tradition, daß Fürst und Volk sich häufiger begegnen, daß sie öfter beieinander weilen und so ist es gekommen, daß das Verhältnis zwischen dem Fürstenhause und dem badischen Volk sich so überaus herzlich gestaltet hat. Das Schicksal des Einen ist das Los des Andern; und Freude und Trauer sind hier in Baden bei Fürst und Volk Dinge der Gemeinsamkeit.“³

Dieser Pressekommentar vom 9. Juli 1913, dessen letzter Satz sich auf einen glücklich überstandenen Attentatsversuch auf Großherzog Friedrich II. (1857–1928; Groß-

herzog seit 1907) bezieht, zeugt – auch wenn man alles idealistische Pathos abzieht – von einer gefühlsmäßigen Verbundenheit mit dem badischen Monarchen. Am Vortag eröffneten die Feuerwehr und das hiesige Bataillon die Festlichkeiten; am Abend fand das Festbankett in der Stadthalle statt. Dass dazu nur die Stadtverwaltung einlud, unterstrich den zivilen Charakter. So brachte „die Heidelberger Bürgerschaft ihre Verehrung und das Gelöbnis der Treue dem Landesherrn ... zum Ausdruck“.⁴ Nach einem Trinkspruch auf den Großherzog wurde das Programm vom Städtischen Orchester, dem Heidelberger Sängerverband und den Turnvereinen gestaltet. 1913 fand die Feier ihren Höhepunkt in einer bejubelten Vorführung der Turnerinnen, die zu beiden Seiten der großherzoglichen Büste sternensprühende Stäbe schwangen.

Der eigentliche Festtag begann mit Glockengeläut, Choralgesang und den Festgottesdiensten. Auf der folgenden Veranstaltung wurden Angehörige der Freiwilligen Feuerwehr durch Oberbürgermeister Karl Wilckens (1851–1914; OB 1885–1913) für ihre 40- bzw. 25-jährige Dienstzeit ausgezeichnet ebenso Arbeiter für ihre langjährigen treuen Dienste. Beide Ehrenabzeichen waren vom Großherzog gestiftet. Die Schulfeiern fanden auf Wunsch des Monarchen in der freien Natur, d.h. in Form von „Wandertagen“ im Heidelberger Stadtwald statt. Volkslieder, Spiele, Laufwettbewerbe und eine Laudatio auf die Schönheit der badischen Heimat und die Fürsorge des Landesherrn gehörten zum Programm. Die Feiern zum Geburtstag des Großherzogs zeigten ein stärkeres bürgerschaftliches Engagement und bezogen ansatzweise auch die Schicht der Handwerker und Arbeiter mit ein. Im Treuebekenntnis zum Monarchen äußerten die Beteiligten als Angehörige des badischen Staates ihr regionales Selbstbewusstsein. Die militärischen Veranstaltungen traten demgegenüber zurück – der oberste Kriegsherr residierte schließlich in Berlin und nicht in Karlsruhe.

An den Jahrestag der siegreichen Schlacht bei Sedan am 2. September 1870 wurde ebenfalls erinnert. „Kein Tag des Jahres ist so sehr wie der Sedanstag geeignet, den Gewinn an nationalen Werten festzustellen.“ Nötig sei die „Heranziehung eines vaterlandsbegeisterten, waffenfrohen Geschlechts“, um die „Schlagfertigkeit unserer Wehrmacht zu garantieren“ – so der Kommentar des „Heidelberger Tageblatts“ zum 2. September 1912.⁵ Aber entsprach dieses Bild der Realität? Vertreter der Stadtverwaltung legten Kränze am Kaiser- und am Bismarckdenkmal nieder. Die Kriegerdenkmäler wurden mit Blumen geschmückt; staatliche und städtische Gebäude trugen Fahnen-schmuck. Im folgenden Jahr erregte sich ein national gesinnter Bürger in einem Leserbrief darüber, dass man diesen Tag nicht mehr so wie in den ersten Jahren des Deutschen Reiches feiere. In der Hauptstraße – so stellte er fest – hingen ganze drei Fahnen an Privathäusern. Er beklagte die zunehmende Gleichgültigkeit und sah – ähnlich wie ein Leitartikel im Jahr zuvor – den Grund dafür in einer übertriebenen Rücksichtnahme auf das Ausland. Ja, der Schreiber befürchtete einen „sich patzig breit machenden vaterlandsfremden Internationalismus“!⁶ Tatsächlich war der Sedanstag schon lange zu einer reinen Militärfeier geworden und fiel mit den alljährlichen Kaisermanövern zusammen. Der zeitliche Abstand von fast 40 Jahren und die Verengung auf eine monarchisch-militärische Veranstaltung ließen in der Bevölkerung keine Begeisterung mehr aufkommen.

1913 – „Jubeljahr“ und Jahr der Jubiläen

Viermal mussten die Schülerinnen und Schüler im Jahre 1913 an patriotischen Schulfeiern teilnehmen. Ob sie es immer gerne taten, entzieht sich unserer Kenntnis – aber wenigstens fiel der übliche Unterricht aus! Denn zusätzlich zu den beiden alljährlichen Feiern wurde im Juni 1913 das 25-jährige Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II. festlich begangen; im Oktober feierte man das 100-jährige Jubiläum der Völkerschlacht bei Leipzig. Außerdem ließen die Heidelberger Ende Juni/Anfang Juli in einem „Historischen Schlossfest“ die Hochzeit von 1613 zwischen Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz und der englischen Prinzessin Elisabeth Stuart wieder aufleben.

Leitartikel und Reden zum Kaisergeburtstag am 27. Januar 1913 lassen eine tiefe Verunsicherung über die innen- und außenpolitische Stabilität des Deutschen Reiches erkennen. Anlass waren einerseits die wachsenden Erfolge der Sozialdemokratie (34,8% bei den Reichstagswahlen 1912), andererseits die Krisen im europäischen Mächtesystem. Umso mehr beschwor das national gesinnte Bürgertum die innere Geschlossenheit des Volkes und den Glauben an den Kaiser als Garanten deutscher Stärke.⁷

Die Feierlichkeiten selbst liefen in den üblichen Formen und Ritualen ab; inhaltlich standen sie schon im Zeichen der Erinnerung an die Befreiungskriege. In der Ansprache beim Festbankett wurde als Vorbild für die Gegenwart die „Opferbereitschaft und glühende Vaterlandsliebe“ der damaligen Helden gepriesen. Im Mittelpunkt der Schulfeiern standen weisungsgemäß Leben und Dichtung des „Freiheitsdichters“ Theodor Körner (1791–1813), der als Angehöriger des Lützowschen Freikorps mit 21 Jahren fiel. Sein „Heldentod“ und seine Kriegssyrik („Leyer und Schwert“) waren seit 1814 zur patriotischen Mobilisierung verwendet worden. In der „Höheren Mädchenschule mit Lehrerseminar“ entwarf der Redner Prof. Dr. Bußmann „das Bild des jugendlichen Dichters und Freiheitshelden, der sein Lebensglück und eine ruhmvolle Zukunft der Sache des Vaterlandes zum Opfer bringt. Nicht nur durch feurige Schlachtgesänge suchte er sein Volk zu begeistern, sondern durch die Tat will er es mit sich fortreißen.“ An anderen Schulen riefen Lied- und Gedichtvorträge – so der Berichterstatter – „die helle Begeisterung der Jugend“ hervor.⁸

1888–1913: Das Regierungsjubiläum Wilhelms II. am 16. Juni 1913

Die patriotische Mobilisierung der Bevölkerung, insbesondere der Jugend, setzte sich beim Regierungsjubiläum des Kaisers fort. Schon an den Tagen zuvor waren Straßen und öffentliche Gebäude festlich geschmückt. Nach den Festgottesdiensten am Sonntagvormittag führten alle Heidelberger Turn- und Sportvereine ein Spiel- und Sportfest auf dem Neuenheimer Sportplatz nahe der neu erbauten Lehrerbildungsanstalt durch, ein ziviler Kontrapunkt zu dem gewohnten militärischen Schauspiel, das diesmal auf dem Ludwigsplatz (Universitätsplatz) stattfand. Die Studentenschaft beging das Jubiläum mit einem „Kaiser-Kommers“ im Schlosshof.⁹

Eingerahmt durch patriotische Lied- und Gedichtvorträge widmeten sich die Redner bei den Schulfeiern ganz dem Leben und Wirken des Kaisers. Emphatisch feierte man die wirtschaftlichen und politischen Erfolge des Reiches in seiner Regierungszeit: Erfolge der deutschen Industrie auf dem Weltmarkt, Verstärkung des Heeres und Bau der Kriegsflotte, Aufstieg Deutschlands zu internationalem Ansehen, lange Friedenszeit, soziale Verbesserungen im Innern. So sei der Kaiser in Innen- und Außenpolitik „ein Hort des Friedens“, ein „Friedenskaiser“. Nachdenkliche, gar kritische Töne fehlten naturgemäß ganz:

„Perle reiht sich an Perle, ein Blatt in dem Ruhmeskranz fügt sich an das andere, bis das große Werk des Friedenskaisers vor den Augen der Kinder entstanden ist. Deutsche Arbeit wird in den folgenden Gedichten besungen, das deutsche Volk, der Friede und die deutschen Pioniere in den fernen Ländern.“¹⁰

Dieses Bild von Kaiser und Vaterland wurde den Kindern und Jugendlichen mit allen Mitteln nationaler Erziehung tief eingepflanzt.

Aus dem besonderen Anlass heraus gab es im Juni 1913 zwei Huldigungsfeiern: Stadtverwaltung sowie Militär und Waffenvereine luden am 14. Juni – wie an den Kaisergeburtstagen – zu einem Festbankett in der Stadthalle ein, auf dem OB Wilckens die Festansprache hielt. Ein Drittel seiner Rede widmet er der Bildung des deutschen Nationalstaates seit den Befreiungskriegen, wobei er kaum ein stereotypes Zitat auslässt: „Der Sturm brach los“ (1813), „nicht durch Reden und Parlamentsbeschlüsse“ (1848/49), „Genialität Bismarcks“, „Gewalt der Waffen“, „durch Blut und Eisen“ (1866–1871). In seiner überschwänglichen Lobrede auf Wilhelm II. feiert Wilckens den Kaiser vor allem wegen seiner militärischen und außenpolitischen Leistungen „als Freund und Hüter des Weltfriedens“.

„Unser Kaiser will indeß den Frieden nicht um jeden Preis. An den Schranken der nationalen Ehre hat er mit seinen Friedensbestrebungen noch immer halt gemacht. Wäre sie ernstlich bedroht gewesen, so hätte sich der Kaiser gewiß auch mit dem Krieg abgefunden, und wenn es bisher gelungen ist, einen solchen zu vermeiden, so muß ... gesagt werden, daß dazu in entscheidender Weise die Waffenrüstung beigetragen hat, welche sich Deutschland seither auferlegt hat und die es noch weiter zu stärken im Begriffe steht.“¹¹

Eine recht unverblümete Darstellung der deutschen Sicherheitspolitik und Kriegsbereitschaft, die das nationalliberale Stadtoberhaupt ein Jahr vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges abgibt. Im Folgenden führt Wilckens Flottenbau, Aufschwung von Industrie und Handel sowie sozialpolitische Fortschritte als Erfolge Wilhelms II. an. Gegen Ende seines Vortrags befasst er sich mit der Persönlichkeit des Kaisers, dem er „Pflicht- und Verantwortungsgefühl“, „Tatkraft und Initiative“, einen „frischen, impulsiven und lebendigen Geist“ attestiert. Er sei kein „Schattenkaiser“, sondern spreche seine Wünsche und Vorstellungen deutlich aus. Wilckens stilisiert Wilhelm II. geradezu zum idealen Monarchen – kein Wort von den verbalen Ungeschicklichkeiten, die sich der Kaiser in den zurückliegenden 10 bis 15 Jahren leistete. Handlungsbedarf sieht Wilckens nur in der Sozialpolitik, da die deutsche Gesellschaft von zu starken Unterschieden und Gegensätzen geprägt sei. Die Rede endet mit einem Appell an alle Schichten, sich in „Freude für das Vaterland“ an den öffentlichen Angelegenheiten zu beteiligen. Die Adressaten Arbeiterschaft und Sozialdemokratie waren freilich im Saal nicht vertreten.



Hermann Oncken (Foto: Max Kögel, Heidelberg; Universitätsarchiv Heidelberg)

Am 16. Juni veranstaltete die Universität einen eigenen akademischen Festakt, der sowohl der Erinnerung an die Befreiungskriege als auch der Feier des Regierungsjubiläums gewidmet war. Den Festvortrag „Der Kaiser und die Nation“ hielt der Historiker Hermann Oncken (1869–1945; seit 1907 in Heidelberg), ebenfalls ein prominentes Mitglied der Nationalliberalen Partei.¹² Das Erbe der Befreiungskriege, die er nur kurz behandelt, sieht er in dem Streben nach nationaler Einheit. Dabei hätten Kultur und Wissenschaft – in Heidelberg auch die Romantik – mitgewirkt. Anschließend analysiert er die Schwierigkeiten der ersten Regierungsjahre Wilhelms II., die durch den raschen Tod Friedrich III. und die Trennung von Bismarck belastet gewesen seien. Seiner persönlichen Herrschaftsauffassung entsprechend strebe der Kaiser „nach nichts Geringerem, als ein wahrhafter Führer der Nation zu werden“. Durch „manches

vorschnelle und scharfe Wort“, durch seine Versuche, „in die soziale Bewegung unseres Volkes ... herrisch einzugreifen“, habe er sein Ziel – die Einheit von Monarch und Volk – oft selbst gefährdet. In seiner Persönlichkeit verbinde er „eine eigenartige Mischung moderner und traditioneller Züge, eine Welt von Widersprüchen“: ein ausgeprägter Sinn für aristokratische Tradition und Autorität einerseits, Aufgeschlossenheit für die moderne Wissenschaft und Technik andererseits. Zwar versuche er die herrschende Tendenz zur Demokratisierung aufzuhalten, sei aber zugleich ein Sohn dieser modernen Zeit. Seine Außenpolitik – Weltmachtstreben und Flottenbau – habe eine bedauerliche Entfremdung von England zur Folge und sei bei seinen innenpolitischen Anhängern wie Gegnern nicht unumstritten. Unbestreitbare Leistungen seien die 25-jährige Friedenszeit und das feste Bündnis mit Österreich-Ungarn. „Heute ist das Deutsche Reich, mit seinen Bundesgenossen zur Seite, stark genug gewesen, den vereinigten Atmosphärendruck von Russland, England und Frankreich zugleich auszuhalten und trotzdem seinen Weg in Ehren weiter zu gehen.“ Mit welchem Gefühl mag Oncken diesen Satz zwei Jahre später gelesen haben? 1913 aber endet seine Rede in einem pathetisch-optimistischen Ausblick: Die Einheit von Kaiser und Reich sei im Volk fest verwurzelt; der „soziale Ausgleich im Inneren“ werde sich durch „die steigenden Anforderungen der Weltpolitik“ beschleunigen. Politik und Wissenschaft seien Teil der Nation und dienten den gleichen Zielen. In diesem Sinne spreche die Universität dem Kaiser ihre „ehrfurchtsvolle Huldigung“ und ihren Dank aus.¹³ Im Vergleich mit der konventionell-patriotischen Rede des Oberbürger-

meisters liefert der politische Historiker Oncken eine überraschend differenzierte und kritische Analyse des Wilhelminismus – und das in einer Festrede zum Regierungsjubiläum! Leider wissen wir nicht, wie die versammelte Professorenschaft darauf reagierte. Sieht man von dem der Zeit und dem Anlass geschuldeten hohen rhetorischen Ton ab, ist Onckens Bild von Wilhelm II. und seiner Regierung noch heute gültig.¹⁴ Freilich war allen Appellen zum Trotz der Versuch des Kaisers zum Scheitern verurteilt, die Monarchie durch nationale Integration aller Schichten ohne echte demokratische Fortschritte zu stabilisieren. Denn in ihrer fatalen Reformunfähigkeit war die politische Führungsschicht nicht willens, das Drei-Klassen-Wahlrecht in Preußen abzuschaffen und im Reich eine parlamentarische Demokratie zuzulassen.

1613–1913: Das historische Schloßfest

Schon zwei Wochen später Ende Juni 1913 begingen die Heidelberger ein weiteres Jubiläum, diesmal mit besonderem lokalen Bezug: die Hochzeit zwischen Kurfürst Friedrich V. und der englischen Prinzessin Elisabeth Stuart sowie ihren triumphalen Einzug in die Stadt. Die Initiative zu der Festwoche kam aus der Bürgerschaft, die Organisation lag bei dem Leiter des Fremdenverkehrsvereins Prinz Wilhelm von Sachsen-Weimar (1853–1924) und Dr. Albert Holzberg, dem Gründer des Heidelberg College und Vorsitzenden des Englischen Komitees. Nach monatelangen Vorbereitungen und wochenlangen Proben stellten insgesamt 500 ehrenamtliche Helfer und Laiendarsteller aus allen Bevölkerungsschichten – ähnlich wie beim Festzug zum Universitätsjubiläum von 1886 – ihre Freude am Historienspiel unter Beweis.¹⁵

In der „Heidelberger Woche“ vom 30. Juni bis 5. Juli 1913 fand allabendlich im Schloßhof eine Aufführung vor 1000 Zuschauern statt. Sie erinnerte an den Einzug des Herrscherpaares in ihre Residenz. Zunächst unterhielten sich „in bestem Pfälzer Ton“ Schlosskastellan und Kellermeister über die Hochzeit in England. Böllerschüsse,

Historische Schloßfeste

am 30. Juni, 1., 2., 3. und 5. Juli, nachmittags 5–7 Uhr:

Huldigungs-Festzug, Festspiel, Ritter-Turniere und Reigen-Spiele
im Schloßhof zu Heidelberg

abends von 8 Uhr an:

Schloß- und Keller-Feste mit Beleuchtung der Schloßbauten

4. Juli: Blumenboockorso

6. Juli, 4. August: Große Schloßbeleuchtungen.



Kartenverkauf: Es kommen nur Sitzplätze zum Verkauf. Die Karten berechtigen zum Besuche der Veranstaltungen am **Nachmittag und Abend**. Preis der Tribünenplätze **Mk. 4.–** bis **Mk. 20.–**. Mitglieder des Vereines zahlen auf allen Plätzen die Hälfte.

Eintrittspreis für die Abendfeste allein an jedem Tage **1 Mark**.

Zentralverkaufsstelle der Karten ist das **Deutsche Reisebureau**, Agentur von Theo. Cook & Son im **Städtischen Verkehrs-Bureau**. Weitere Verkaufsstellen befinden sich bei **R. P. Beiler**, Blumengeschäft, Hauptstraße 100, **J. G. Haas**, Kartenhandlung, Hauptstraße 99, **Karl Hoffstein**, Buchhaus, Hauptstraße 73, **Josef Rändl**, Zigarrengeschäft, Hauptstraße 1, **Eugen Pfeiffer**, Hofmusikalienhandlung, Bräutigasse 10, **Martin Wolf**, Gartenhaus, Hauptstraße 80 (gegenüber dem „Berke“), **Martin Weber**, Buchhandlung, Bräutigasse 19. In allen Verkaufsstellen werden auch Karten zu den **Abendfesten** ausgegeben; **ermäßigte Karten** für Vereinsmitglieder werden **nur im Verkehrs-Bureau** abgegeben.

Werbeanzeige in „Heidelberger Neueste Nachrichten“ v. 28.6.1913, S. 7 (Stadtarchiv Heidelberg)

Glockengeläut und Fanfaren kündigten den Einzug des kurfürstlichen Paares inmitten ihrer Hofleute und Adligen an. Von einem Thron aus nahmen sie die Huldigung der pfälzischen Stände entgegen: des Adels, der Universitätsprofessoren, der Stadtverwaltung, der Handwerkerzünfte und der bäuerlichen Bevölkerung. Jede Gruppe sprach zu ihrer Huldigung die passenden Verse; die Textvorlage hatte Oberstabsarzt a.D. Dr. Anton Ernst verfasst. Dann tanzten Bürger- und Bauernkinder, Kranzjungfrauen, Winzerinnen und Winzer einen bunten Reigen. Den krönenden Abschluss der über zweistündigen Aufführung bildete das Turnier mit acht Rittern und ihren Knappen, das wegen seiner historischen Authentizität große Bewunderung hervorrief. In allen Berichten wurden die heitere Atmosphäre und die farbenfrohe Vielfalt der Kostüme gepriesen. Einige Aufführungen waren von Orchestermusik und Chorgesang umrahmt. Das anschließende abendliche Fest fand im Schlosspark statt. Die Illumination der Wege und Grotten und die bengalischen Feuer an der Ostfassade des Schlosses schufen eine romantische Atmosphäre für den Tagesausklang. „Denn zum Pfälzer Feste gehören auch das Nachspiel: Weinschlurf, Gesang und Tanz drunten beim Perkeo, im Bandhaus, auf dem Altan, in den Laubengängen des Gartens“.¹⁶ Den Abschluss der Festwoche bildete am Sonntag, dem 6. Juli 1913, eine Schloss- und Brückenbeleuchtung mit einem prächtigen Feuerwerk.

In dem Fest ist eine dreifache Zielsetzung erkennbar: die Erinnerung an ein glänzendes Ereignis aus der Geschichte der Kurpfalz wiederzubeleben, die Identität der Heidelberger als Kurpfälzer zu stärken und auswärtige Besucher anzulocken. Die Erwartungen an Besucherzahl und Einnahmen (ca. 40 000 Mark) wurden übertroffen. Der Reinerlös kam karitativen Zwecken zugute. Die Eintrittspreise für die Tribünenplätze (4 bis 20 Mark) waren freilich hoch und für breite Bevölkerungsschichten kaum erschwinglich, schon eher der Eintritt von einer Mark für das Abendfest. Ein prominentes Besucherpaar fehlte: Die badische Großherzogin Luise hatte zwar ihre Grüße und Glückwünsche übermitteln lassen, aber trotz aller Ankündigungen besuchte das Großherzogspaar die Aufführungen nicht.

Der Unterschied zu den bisher betrachteten Feiern ist offensichtlich. Das Schlossfest von 1913 war ein echtes Bürger- und Volksfest. Konzeption und Organisation lagen bei den bürgerlichen Honoratioren; es wirkten Handwerker und Angehörige der unteren Mittelschicht mit. Professoren beteiligten sich nicht, ebenso fehlten Militärspektakel. Die hohen Eintrittspreise konnten viele Heidelberger nicht bezahlen, bei den Abenden im Schlosspark und bei den Schlossbeleuchtungen aber erlebten sie das glanzvolle Fest mit. Kurz: Pfälzer Volkstümlichkeit und Freude am Historienspiel statt verordnetem Patriotismus und Militärparaden.

Die Festveranstaltungen zum Geburtstag des Großherzogs Anfang Juli 1913 standen zwar etwas im Schatten der übrigen Jubiläen, wurden aber in gewohnter Form und den üblichen Ritualen durchgeführt, um dem Landesherrn ein Treuegelöbnis der Bürgerschaft in „Liebe und Verehrung“ zu bekunden. Wie bei den Kaiser-Jubiläen feierte die Heidelberger Studentenschaft kurz darauf einen Festkommers, zu dem sich wiederum Professoren, Bürgermeister und Offiziere einfanden, um „die Gefühle der Treue und Dankbarkeit“ auszudrücken.¹⁷

1813–1913: Hundert Jahre Völkerschlacht bei Leipzig

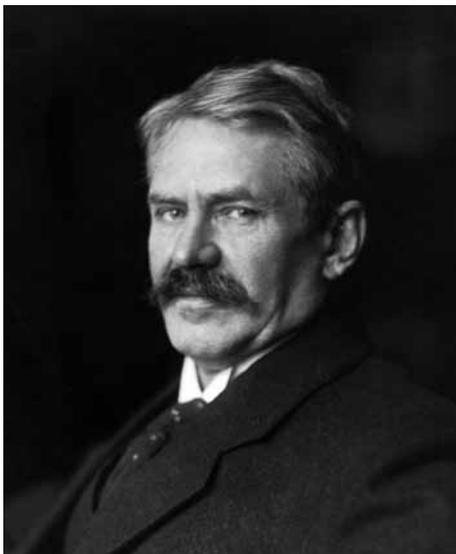
Über das letzte Jubiläum des Jahres informierte die Heidelberger Presse ihre Leser sehr ausführlich.¹⁸ Die Heldentaten und der Schlachtverlauf von 1813 wurden ausführlich beschrieben, ebenso die Einweihung des Leipziger Völkerschlachtdenkmals. Dieses düstere Monument von 91 Metern Höhe – eher ein überdimensioniertes Gefallenen-denkmal als ein Siegesmal – wurde nach 15-jähriger Bauzeit in einer militärisch-monarchischen Zeremonie eingeweiht. Die Heidelberger Feiern liefen ähnlich ab wie die Kaiser-Jubiläen: Fahنشmuck, Glockengeläut, eine kleine Parade des hiesigen Bataillons und der Militärvereine auf dem Jubiläumsplatz, „militärische Gottesdienste“ in den Kirchen, Feiern der Schulen, schließlich die zentrale Gedenkveranstaltung in der Stadthalle. Zusätzlich waren manche Schaufenster mit historischen Szenen von 1813 geschmückt. Im Theater wurden nachmittags und abends Stücke patriotischen Inhalts aufgeführt; in der „Volkslesehalle“ präsentierte Stadtbibliothekar Georg Zink (1879–1962; seit 1906 im Amt) eine Textauswahl von Berichten und Erinnerungen an 1813. Die Symbolik der „Freudenfeuer“ von 1814 nahmen die Studentenverbindungen, die Pfadfinder und die Turnvereine wieder auf. Letztere entzündeten Höhenfeuer auf dem Bismarckturm, der Molkenkur, dem Gaisberg und dem Heiligenberg. Außerdem beteiligten sie sich an den „Eilbotenläufen“ der deutschen Turnvereine. Mit den sternförmigen Stafettenläufen von den Reichsgrenzen nach Leipzig, an denen über 43 000 Turner teilnahmen, sollte die Einheit von Volk und Reich demonstriert werden.



Gedenkpostkarte von 1913 (Dieter Valentin: Das Völkerschlachtdenkmal, Leipzig 1990, S. 67)

Im Folgenden sollen die Schulfeiern und die zentrale Gedenkveranstaltung näher betrachtet werden. Auf Anordnung der Schulbehörde fanden am Samstag, dem 18. Oktober 1913, dem eigentlichen Gedenktag, in allen Heidelberger Schulen Feiern statt. Die literarischen und musikalischen Darbietungen entstammten – ähnlich wie schon im Januar 1913 – der Kriegsliteratur (damals „Befreiungsdichtung“ genannt) eines E. M. Arndt und Th. Körner mit Titeln wie „Die Leipziger Schlacht“, „Schwertlied“, „Vaterlandslied“, „Vom Gott, der Eisen wachsen ließ“, „Die Wacht am Rhein“: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ und „Lützows wilde Jagd“. In zwei Fällen wurden Szenen aus Schillers „Wilhelm Tell“ (Rütli-Schwur) und Kleists „Hermanns Schlacht“ dargeboten. In ihren Vorträgen beschrieben die Lehrer die Ereignisse und die Wirkung der Befreiungskriege, zeichneten ein romantisierendes Kriegsbild und zogen eine historische Linie von 1813 zur Gegenwart. So schloss Hauptlehrer Heinrich „seine schönen Ausführungen mit einem Appell an unsere Jugend, allezeit die Helden von 1813 zum Vorbild zu nehmen und treu zu Kaiser und Reich zu stehen.“¹⁹ Den Befreiungskriegen wurde eine sinnstiftende Bedeutung für die Gegenwart gegeben: innere Einheit der Nation, monarchisches Denken, Abwehr äußerer Bedrohung, patriotische Kampfbereitschaft, Opferwille des Einzelnen für Volk und Vaterland. Die Schule vermittelte militärische Denk- und Verhaltensmuster; bei der Wehrrerziehung und Erziehung der Jugend kam der Einübung patriotischer Lieder eine besondere Bedeutung zu.²⁰

Die musikalische Umrahmung der zentralen Festveranstaltung am 19. Oktober in der vollbesetzten Stadthalle war ebenfalls auf das Ereignis vor 100 Jahren abgestimmt: Die Siegesouvertüre „1813“ von A. Bleyele und das Körnersche „Schwertlied“, vertont von C. M. von Weber. Im Mittelpunkt stand die Ansprache von Ernst Troeltsch (1865–1923; in Heidelberg seit 1894). Da Hermann Oncken bei der Feier der Universität im Juni gesprochen hatte, gewann man den Theologieprofessor und Religions-



Ernst Troeltsch (Foto: Transocean, Berlin; Universitätsarchiv Heidelberg)

historiker als Redner. Seinem Ruf als einem der besten akademischen Rhetoriker wurde er in einer emphatischen Rede mit vielen Metaphern voll gerecht. Zunächst beschreibt er die Symbolkraft des gerade eingeweihten Leipziger Denkmals: der „wunderbare Steinkoloss, der die überirdischen Kräfte des Volksgemüts und der Volksleidenschaft zu würdigen scheint“, ein „wahres Volkendenkmal für eine Völkerschlacht“. Dann weist er auf Napoleons Bedeutung hin, der die deutsche Kleinstaaterei beseitigt und im Westen Deutschlands innenpolitische Reformen durchgeführt habe. Der Krieg von 1813 habe „die große tragische Seite“, zugleich „ein deutscher Bürgerkrieg“ gewesen zu sein, in dem Deutsche

gegen Deutsche kämpften. Dass Baden sogar bis November 1813 mit Napoleon verbündet war, erwähnt Troeltsch freilich nicht. Nach einer dramatischen Schilderung der Schlacht geht er auf Ergebnis und Folgen von 1813 ein. Auf dem Wiener Kongress seien „die alten Machtverhältnisse konserviert“ worden, der Deutsche Bund nichts als „ein Übergangswerk“. „Aber die Früchte der Befreiungskriege reiften langsam. Der Baum, der bei Leipzig gepflanzt war, wuchs weiter. Er war die deutsche Nationalidee“. Erst in den Kriegen von 1866–1870/71 sei die staatliche Einheit erreicht worden. Um dieses Reich in Frieden zu sichern, bedürfe es „steter Kampfbereitschaft“. Nationalität und Frieden benennt Troeltsch am Schluss seiner Rede als höchste Werte. Die Erinnerung an die kriegerischen Ereignisse von 1813 mündet in die Beschwörung des Friedens für die Gegenwart von 1913.²¹

Das „Jubeljahr“ 1913 in Heidelberg – eine Bilanz

„Volksfeste“ seien die Feiern gewesen, liest man mehrfach in der Presse. Diese Charakterisierung trifft allenfalls auf das Schlossfest zu, bei dem sich die Bürger engagierten und breitere Bevölkerungskreise mitwirkten. Die kaiserlichen Jubiläen wurden von der bürgerlichen Honoratiorenschicht nationalliberaler Ausrichtung in Zusammenarbeit mit dem Militär und den Militärvereinen ausgerichtet; sie liefen in den gewohnten militärisch-monarchischen Ritualen ab. Kritik und Überdruß an dem „patriotischen Taumel“ des Jubiläumsjahres 1913, wie sie die kritische Kulturzeitschrift „Die neue Rundschau“ übte, kann man in der Heidelberger Presse nicht finden.²² In den Festreden hochgeschätzt wird der Wert des Friedens (25 Jahre „Friedenskaiser“); gleichzeitig verherrlicht man das Kriegerideal, das die Erinnerung an 1813 lebendig werden ließ. Immer wieder beschworen wird die Geschlossenheit des Volkes und seine treue Ergebenheit zur Monarchie – nicht verwunderlich angesichts der politischen und gesellschaftlichen Spannungen und des unüberhörbaren Rufes nach Demokratisierung. Das gefährdete Gemeinschaftsgefühl und die nationale Integration sollten durch das Repertoire nationaler Symbole und patriotischer Kundgebungen gefestigt werden. Dazu boten sich die Befreiungskriege als Nationalmythos an.²³ Die damalige Befreiung Deutschlands und die (angebliche) Volksgemeinschaft dienten als Vorbild und Verpflichtung für die Zukunft; ohne wei-



1813–1913. Grafik in „Heidelberger Neueste Nachrichten“ v. 18.10.1913, S. 1 (Stadarchiv Heidelberg)

teres wurden sie auf die völlig veränderte innen- und außenpolitische Lage Deutschlands zu Beginn des 20. Jahrhunderts übertragen. Konkrete politische Ziele oder ein neues politisches Leitbild wurden daraus nicht abgeleitet.

Die Beschwörung der Heldentaten von 1813, der Aufruf zu Patriotismus und Wehrhaftigkeit, die Hochschätzung des Friedens – diesen unterschiedlichen Äußerungen lag das Gefühl einer latenten Kriegsgefahr zugrunde. In der Jahresmitte 1913 machte der 2. Balkankrieg die Fragilität des europäischen Mächtesystems sichtbar. Es war kein Zufall, dass der Reichstag Ende Juni 1913 mit breiter Mehrheit einer Heeresvorlage der Regierung zustimmte, die eine Verstärkung der Armee um 117 000 auf 661 000 Mann vorsah. Das Bild auf dem Titelblatt der „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ vom 18. Oktober 1913 täuschte in naiver Gleichsetzung von 1813 und 1913 eine Bündnis-konstellation vor, die längst nicht mehr bestand. Denn der österreichisch-russische Interessenkonflikt war unüberbrückbar, Russland mit den Westmächten verbündet. Wenn das Jahr 1913 „der Sommer des Jahrhunderts“ (Florian Illies)²⁴ gewesen sein sollte, dann ein Sommer mit bedrohlich dunklen Gewitterwolken am Himmel.

1914: Letzte Friedensmonate

„Aus all diesen Ereignissen ergab sich als letzter Rest die unlösbare Geschlossenheit und das fest verwurzelte Gefühl, daß über allem Leid und Weh, das uns begegnet, das Wohl des Reiches steht, dessen Bürger wir sind. In die lauten Klänge dieses Tages wird ein Ton jener düsteren Erinnerungen mit hineinschwingen und zur Nachdenklichkeit stimmen, wenn der Schwur der Reichstreue nach Berlin geschickt wird.“²⁵

So der Schlusssatz des anfangs zitierten Leitartikels zum Geburtstag Wilhelms II. im Januar 1914. Woher rührte dieser Stimmungsumschwung vom lauten Hurra-Patriotismus in eine nachdenkliche Tonlage? Anlass war die „Zabern-Affäre“, die Ende 1913 eine schwere innenpolitische Krise auslöste. Die im „Reichsland“ Elsass-Lothringen stationierten Offiziere führten sich wie Besatzer auf; im November 1913 waren in Zabern (Saverne) demonstrierende Bürger vom Militär willkürlich und gesetzeswidrig verhaftet worden. Die große Empörung darüber steigerte sich noch, als eine missbilligende Resolution der Reichstagsmehrheit aus Liberalen, Zentrum und SPD gegenüber der Regierung folgenlos blieb und zwei Kriegsgerichtsprozesse gegen die verantwortlichen Offiziere mit Freisprüchen endeten. Die monarchische Kommandogewalt und die Sonderrolle des Militärs gegenüber der Zivilgewalt blieben unangetastet; dagegen waren Reichskanzler und Reichstag offensichtlich machtlos.²⁶ Eine schmerzhafteste Erkenntnis besonders für die süddeutschen Nationalliberalen, die bisher an die Vereinbarkeit von Monarchie, Militär, Rechtsstaat und Verfassung geglaubt hatten! Im Januar 1914 wurde die Missstimmung noch durch die Tagung des erzkonservativen „Preußenbundes“ angeheizt, der jede demokratische Reform, auch die Abschaffung des preußischen Drei-Klassen-Wahlrechts ablehnte und die Abtrennung Preußens vom Deutschen Reich in die Debatte einbrachte.

Das „Heidelberger Tageblatt“ trat diesen Bestrebungen in einem Leitartikel zum Kaisergeburtstag entschieden entgegen. Die Reichsgründung von 1870/71 dürfe nicht leichtfertig aufs Spiel gesetzt werden. Die Heeresvergrößerung von 1913 habe im Volk und im Reichstag eine breite Mehrheit gefunden; vor einem Rückfall in den Partiku-

larismus sei dringend zu warnen. Auch in Preußen werde „Kaisersgeburtstag“, nicht „Königsgeburtstag“ gefeiert. Aufschlussreich die Motivsuche des Kommentators:

„Die Gespenster der drohenden Demokratisierung Preußens, der Umwandlung der Armee in ein Parlamentsheer und die Gefährdung des Besitzes müssen als Schildhalter für die Entfesselung der verstiegensten Sonderbündelei dienen, die Preußen seit der Gründung des Reiches jemals erlebt hat.“²⁷

Waren dies nur „Gespenster“ oder nicht vielmehr realistische Reformforderungen, die nach den Reichstagswahlen von 1912 (SPD 34,8%, Zentrum 16,4%, Nationalliberale 13,6%, Linksliberale 12,3%, Konservative 12,2%) unausweichlich schienen?

Die Feierlichkeiten zu Kaisersgeburtstag liefen in Heidelberg zwar im gewohnten Zeremoniell ab; die Redebeiträge beim Festbankett in der Stadthalle waren aber von der aktuellen Debatte beeinflusst. Alle drei Redner blicken auf die Befreiungskriege zurück und rühmen die Leistungen Wilhelms I. und Bismarcks bei der Reichseinigung. Nachdem Bürgermeister Friedrich Wielandt (1871–1946; seit 1901 im Amt) das Hoch auf den Kaiser ausgebracht hat, beschwört der Vorsitzende der Militärvereine Frey die Einheit des Volkes und kritisiert die Schichten, die für den Reichsgedanken nur geringes Verständnis aufbrächten. In den Mittelpunkt seiner Rede stellt er die Verdienste von Großherzog Friedrich I. um die Reichseinheit und die Entwicklung Badens; er schließt mit einem Hochruf auf dessen Nachfolger Friedrich II. Nach dieser für einen Kaisersgeburtstag eher ungewöhnlich ausführlichen Ansprache bringt der Prorektor (d.h. Rektor) der Universität, der Pharmakologe Rudolf Gottlieb (1864–1924, seit 1898 in Heidelberg), den Trinkspruch auf das Heer aus, spart aber nicht mit kritischen Worten. Der Friede könne nur durch eine starke Armee gesichert werden, die ein Abbild des Volkes, „einer Lebensgemeinschaft aller Stände“ sei. Aber

„noch werde manchmal Heer und Volk gegenübergestellt, während sie doch völlig eins sein sollen, noch halten sich manche Kreise für die einzigen, berufenen Stützen des Heeres. Das Heer muß noch demokratischer werden, dann werden sich auch Kreise, die ihm jetzt noch etwas abseits stehen, mehr um es annehmen. In der Stunde der nationalen Gefahr wird unser ganzes deutsches Volk in Waffen starren, der Kern dieser Macht aber ist doch das Friedensheer!“²⁸

In seiner – wohl teilweise spontanen – Dankesrede antwortet Generalleutnant Mathy ganz im Sinne der konservativen Ideologie:

„Volk und Heer sind nicht mehr getrennt; sie sind nur verschiedene Phasen des Lebens. Gibt es ... eine demokratischere Einrichtung wie das Heer, wo Hoch und Nieder, Reich und Arm völlig gleichberechtigt nebeneinander steht, wo es sich nur darum handelt, daß jeder seine Pflicht und Schuldigkeit tut. Wir sind ein Volksheer im wahren Sinne des Wortes, die einen sind nur dazu berufen, um die andern auszubilden und tragen deshalb immer die Uniform, die andern kommen und gehen. Ueberall im Reich sind es die gleichen Soldaten, die den Rock des Kaisers mit Stolz tragen. Glücklicher sind die zu schätzen, die in der schönen Pfalz Soldat sein können.“²⁹

Mit diesem Kompliment, das er noch weiter ausschmückt, nimmt der Offizier die Zuhörer wieder für sich ein. Symptomatisch ist das unterschiedliche Verständnis von „demokratisch“ in den beiden Reden. Der „Pfälzer Bote“, von dem als Zentrumsblatt eine gewisse Distanz zum preußischen Militarismus zu erwarten gewesen wäre, kommentiert Gottliebs Forderung nach einem demokratischeren Heer mit den bissigen Worten: „Das fehlte gerade noch. D.R.“³⁰ Die vorsichtige Kritik des Prorektors und die dogmatisch-konservative Replik erhellen exemplarisch einen Strukturangel des Kai-

serreiches, der bis zu dessen Ende nicht behoben wurde. Mit der Zabern-Affäre und der daraus folgenden Verfassungskrise hatte das Bürgertum eine schwere Niederlage erlitten. Denn es blieb bei einem deklamatorischen Protest. Die bürgerlichen Parteien waren nicht bereit, ihr Verhältnis zu Kaiser und Reich zu überdenken oder gar aufs Spiel zu setzen. So glätteten sich die Wogen der innenpolitischen Erregung rasch. Außenpolitisch war die Lage in der ersten Jahreshälfte 1914 zwar angespannt, wurde aber von der Öffentlichkeit günstiger eingeschätzt, da kriegerische Auseinandersetzungen wie die beiden Balkankriege 1912/13 ausblieben.

Juni/Juli 1914: Die Reaktion auf das Attentat von Sarajevo

In diese Phase relativer Ruhe traf das Attentat von Sarajewo auf den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gattin Sophie wie ein Blitz. Die Abscheu vor der „Bluttat“³¹ war allgemein. Obwohl mit Österreich-Ungarn eine Großmacht direkt vom Balkankonflikt betroffen war, blieb die Stimmung relativ gelassen; eine unmittelbar drohende Kriegsgefahr empfand man nicht. So wurde der Geburtstag Großherzog Friedrichs II. am 9. Juli wie gewohnt begangen: Schulfeiern mit Sport- und Spielfesten, Böllerschüsse, Glockengeläut, Parade und Zapfenstreich. Auch das Festbankett in der Stadthalle verlief unter Beteiligung der Sänger, Turner, Militär- und Waffenvereine in den gewohnten Formen. Als Festredner widmete sich Gymnasialprofessor Dr. August Hausrath in einem volkskundlichen Vortrag dem Charakter Badens und der Pfälzer sowie dem segensreichen Wirken der Zähringer Dynastie – ohne die kritische außenpolitische Situation anzusprechen.³² Es sollte die letzte derartige Feier in Friedenszeiten sein. Auch überregionale Veranstaltungen wie das akademische Turn- und Sportfest der hessischen und badischen Hochschulen (18.–19. Juli) und die Tagung der deutschen Sanitätskolonnen vom Roten Kreuz (23.–25. Juli) fanden wie geplant statt. Über die hohe Besucherzahl jubelte Ferdinand Rösiger 1915 rückblickend in der „Chronik“: „So stark flutete durch unser Volk die gesunde Lebensfreude und die Lust am Miterleben unserer Volksfeste.“³³ Wollte er damit die Ahnungslosigkeit und Friedfertigkeit der Deutschen vor Kriegsausbruch charakterisieren? Jedenfalls glaubte die Mehrzahl nach den Erfahrungen des Jahres 1913, dass auch diese Krise ohne einen europäischen Krieg beigelegt werden könne.

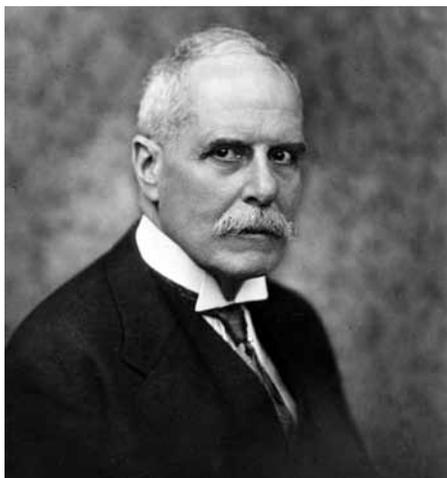
Nicht das österreichische Ultimatum vom 23. Juli, sondern erst die Mobilmachung der Donaumonarchie und Serbiens machte den Menschen den Ernst der Lage bewusst. Die Schlagzeilen der Heidelberger Presse zeigen die dramatische Zuspitzung: „Am Vorabend des Krieges?“ (HNN v. 25.7.), „Die Schicksalsstunde Europas“ (HNN v. 27.7.), „Zwischen Weltkrieg und Weltfrieden“ (PB v. 28.7.), „Vor der Entscheidung – Rußland mobilisiert“ (HT v. 30.7.), „Europas Schicksalsstunde“ (HT v. 31.7.), „Der Weltkrieg ist entbrannt“ (PB v. 3.8.1914).³⁴ Dem Appell des Parteivorstands folgend rief die relativ schwache Heidelberger SPD zu einer Protest-Versammlung gegen den drohenden Krieg am 29. Juli im „Prinz Max“ in der Marstallstraße auf. Die Versammlung war mit 250–300 Personen sehr gut besucht; der Karlsruher „Volksfreund“ sprach gar von einer „Massenkundgebung, wie sie selbst die größten Optimisten nicht erhofft hatten“.³⁵ Die Rede von SPD-Stadtrat Emil Maier (1876–1932) war typisch für die zwiespältige Haltung

der SPD. Russland als „Barbarenstaat“ habe mit seiner „Gewalt- und Eroberungspolitik“ die Krise verursacht; Deutschland sei nun zum „Mittun gezwungen“. Einen Generalstreik zur Verhinderung des Krieges lehnt Maier ab, da er gerade Deutschland als hoch entwickeltes Land schwächen werde. Stattdessen setzt er auf eine diplomatische Einigung zwischen Deutschland und Frankreich. Denn ein Krieg werde verheerende soziale und wirtschaftliche Folgen haben. Deshalb – so die Resolution – „Nieder mit dem Krieg! Hoch der Völkerfriede!“³⁶ Die Stimmung in den entscheidenden Tagen Ende Juli/Anfang August 1914 untersucht Kai Gräf in seinem Beitrag zu diesem Jahrbuch. Hier seien nur einige Stichworte angeführt: Betroffenheit und Angst, Jubel und Sensationslust, Panik und Hysterie, unterschiedliche Gerüchte und Furcht vor Spionen (damals „Spionitis“ genannt), Sorge um die Bankguthaben und Hamsterkäufe.

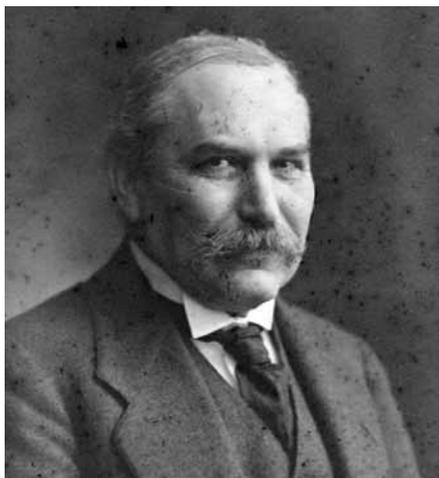
Die Kundgebung vom 2. August 1914

Unmittelbar nach der Erklärung des Kriegszustandes am Spätnachmittag des 1. August glaubte die hiesige bürgerliche Führungsschicht dieser diffusen Stimmung in der Bevölkerung entgegenzutreten zu müssen. Statt Unsicherheit wollte man Selbstvergewisserung erzielen, ein Bekenntnis zum Vaterland ablegen, eine intellektuelle und moralische Richtung vorgeben. Deshalb riefen der Oberbürgermeister Ernst Walz (1859–1941; OB seit 1914) und der damalige Prorektor der Universität, der Nationalökonom und Kulturhistoriker Eberhard Gothein (1853–1923; seit 1904 in Heidelberg), nach gegenseitiger Absprache für den 2. August zu einer gemeinsamen Kundgebung von Stadt und Universität in der Stadthalle auf. Der Text war von der Universitätsseite formuliert worden:

„In diesem ersten Augenblicke fühlen wir – Stadtverwaltung und Universität Heidelberg – uns verpflichtet, die Bürgerschaft und die Studierenden Heidelbergs zu einmütigem Gelöbnis unserer Treue gegen das Vaterland zusammenzurufen. Das unerschütterliche Vertrauen in Deutschlands große Zukunft soll in einer Reihe von Ansprachen seinen Ausdruck finden.“³⁷



Ernst Walz (Universitätsarchiv Heidelberg)



Eberhard Gothein (Foto: Robert Herbst, Heidelberg; Universitätsarchiv Heidelberg)

Offensichtlich bestand ein großes Bedürfnis nach einem solchen richtungsweisenden, integrierenden Gemeinschaftserlebnis. Den Presseberichten³⁸ zufolge war die Stadthalle überfüllt; die Sitzplätze reichten für die zwei bis dreitausend Zuhörer nicht aus. Es seien alle Bevölkerungsschichten vertreten gewesen: vom Arbeiter bis zum Professor, der einfache Soldat wie der hohe Offizier, auch viele Frauen und Mädchen. Das oft propagierte Ideal der nationalen Geschlossenheit war – den Eindruck wollen die Berichte vermitteln – in dieser dramatischen Situation Wirklichkeit geworden. Auf einige Rituale vergangener Jubelfeiern griff man in abgewandelter Form zurück. Die patriotische Musik beschränkte sich auf populäre Stücke zum Mitsingen: Die Kaiserhymne „Heil Dir im Siegerkranz“, das Deutschland-Lied „Deutschland, Deutschland, über alles“ und zur Demonstration der Verteidigungsbereitschaft „Die Wacht am Rhein“.

Dem Anlass entsprechend hatte man vier Redner aufgeboten, alle Mitglieder der in Heidelberg führenden Nationalliberalen Partei, alle der Universität verbunden.³⁹ Ihre Reden waren von patriotischem Pathos und Gemeinschaftsrhetorik getragen. Als Erster wendet sich OB Ernst Walz an die ausrückenden jungen Soldaten. Er sichert ihnen die Solidarität und Dankbarkeit der Bevölkerung zu. Über alle Unterschiede der politischen Gesinnung hinweg herrsche die Liebe zu Kaiser und Reich. Jahrzehntlang habe man Kaiser und Großherzog als „Friedensfürsten“ gefeiert. In dem „aufgezwungenen“ Krieg vertraue man jetzt auf die Monarchen als Heerführer. Mit Hochrufen auf Wilhelm II. und Friedrich II. beendet Walz seine relativ kurze Rede.

In der folgenden Ansprache des Prorektors Gothein fehlen die geläufigen Topoi nicht: die Einigkeit des Volkes über alle politischen und sozialen Grenzen hinweg; das gute Gewissen, in einem „aufgedrängten“ Krieg für eine gerechte Sache zu kämpfen sowie die Freiheit und das Recht zu verteidigen. „Denn ein gerechter Krieg ... hat zu allen Zeiten einen segensreichen läuternden Einfluß auf das Volk, das ihn führte, gehabt.“ „Eine große geistige und seelische Läuterung“ erwarte man von diesem Krieg. Dabei zählt Gothein besonders auf die Studenten: „Wenn ihr wiederkehrt, dann hoffen wir bestimmt als Sieger. Dann werden wir Euch von neuem freudig begrüßen und dann müßt Ihr Junge uns Alte lehren.“⁴⁰ – Der Krieg als große Katharsis zur Überwindung von Niedergang und Dekadenz, als Katalysator der moralischen Erneuerung.

Als nächster Redner analysiert der Historiker Hermann Oncken die politischen Ursachen des Konflikts: die Expansionspläne Serbiens und den Panslavismus Russlands, das Serbien unterstütze (Serbien als „eine Bombe Russlands“). Mit seinem Ultimatum habe Österreich-Ungarn beide Staaten gezwungen, „die Maske abziehen“. Seit seiner Gründung habe das Deutsche Reich auf Expansion verzichtet und den Status quo verteidigt. In seiner Mittellage könne es aber eine Schwächung seines Verbündeten nicht hinnehmen. Den Friedensbemühungen, die Wilhelm II. bis zuletzt unternommen habe, stellt Oncken „den russischen Vertrauensbruch“ gegenüber.⁴¹ In seinem Bestreben, Russland als den Kriegsverursacher zu brandmarken, folgt der Historiker der antirussischen Propaganda der Reichsregierung Bethmann Hollweg und demonstriert ungewollt deren Wirkung in der Bevölkerung. Als historische Vorbilder für die Bewältigung dieser schwierigen Lage verweist Oncken auf die Kriege und Siege Friedrichs des Großen und auf die Befreiungskriege.

Wie zu erwarten, bildet die Rede von Ernst Troeltsch den rhetorischen Höhepunkt des Abends. Er unternimmt keine politische Analyse, sondern gibt eine metaphysische Sinndeutung des Krieges. Ein Blick in die Geschichte zeige, dass der Friede selten länger als ein halbes Jahrhundert gehalten habe und eine lange Friedenszeit meist zu Fehlentwicklungen geführt habe. In moralischer Wertung führt er den Kriegsausbruch auf die niedere Gesinnung von Deutschlands Gegnern zurück: auf die „perfide“ Politik Russlands, die „Machtgelüste des Slaventums“ und die „Revanchegelüste Frankreichs“. Deutschland führe einen gerechten Krieg, jetzt gehe es um Sein oder Nichtsein. Mit seiner Rede wolle er den Menschen Glauben und Zuversicht vermitteln, neben der „Tapferkeit des Armes“ die „Tapferkeit des Herzens“. Diese seien für die Zivilbevölkerung wie für die Soldaten nötig. In der gedruckten Fassung seiner Rede verherrlicht Troeltsch das individuelle Heldentum der Befreiungskriege, wenn er auch den extremen Wandel in der Kriegstechnik nicht verschweigt. Seine predigtähnliche Kriegsrede, bei der er theologisch-philosophische und moralische Kategorien bemüht, endet in einem Gebetsaufruf („Gott schütze unser Vaterland!“) und dem Kampfruf „Mit Gott für Kaiser und Reich“.⁴²

Die Reden stießen auf die begeisterte Zustimmung der versammelten Heidelberger. Dies belegen nicht nur der gemeinsame Gesang patriotischer Lieder, sondern auch die spontanen Rufe aus der Zuhörerschaft: Pfuirufe bei der Erwähnung des „russischen Vertrauensbruches“, Bravorufe, als Oncken die Einheit des Volkes als unverbrüchlich beschwor. Minutenlanger Beifall dankte Troeltsch für seine pathetischen Worte. Dann überwog die Nachdenklichkeit. „Ruhig, wie es dem Ernst der Stunde entsprach, zerstreuten sich die Tausende von Menschen auf dem Platz vor der Stadthalle. ... Unauslöschlich aber wird die Stunde in dem Gedächtnis und den Herzen aller eingegraben bleiben“ – so der Schlusskommentar des Berichterstatters.⁴³

Die Wirkung der Kundgebung kann auch durch die „Kriegstagebücher“ belegt werden, die zwei Heidelberger Bürger mit ganz unterschiedlichem biographischem Hintergrund seit Kriegsausbruch zu schreiben begannen: die unverheiratete, vielleicht als Haushälterin tätige Margarethe Schmidt (1863–1938) aus Rohrbach und Onckens Kollege, der Mediävist Karl Hampe (1869–1936; seit 1903 in Heidelberg).⁴⁴ Von den Ansprachen des 2. August („ernst und begeisternd“) hebt M. Schmidt überraschenderweise die „politische Rede“ von Oncken besonders hervor. Ihrem Tagebuch vertraut sie schon am Tag der Kriegserklärung eine pessimistische Zukunftserwartung an: „Mit unserem langen Frieden u. Wohlstand, unserm Streben nach verschiedenen Richtungen, mit dem unbesorgten Leben ist es vorbei. ... Ruhe wird eintreten, eine schreckliche Ruhe, die die ersten Nachrichten von den Kriegsschauplätzen u[nd] vielleicht die ersten Züge der Verwundeten unterbrechen werden.“⁴⁵ Ihre weiteren Einträge zeugen von einer fast paranoiden Angst vor Spionen, die sie mit vielen Heidelbergern teilte und die zu willkürlichen Denunziationen und Gewaltakten führte.⁴⁶

Hampe charakterisiert die Stimmungslage der Bevölkerung als bewegt und ernst. Die Reden seiner Kollegen beurteilt er nicht nach dem Inhalt, sondern nach ihrer rhetorischen Qualität. Gothein habe „vielleicht zu schlicht“ geredet und „die Herzen nicht erschüttern“ können. Oncken habe „sehr klug und mit guter Steigerung“ gesprochen,

„namentlich auch auf Versöhnung der Sozialisten berechnet (von denen wohl nicht allzu viele in der Versammlung waren). Er weckte doch schon wärmere Anteilnahme, die dann bei Troeltsch' erschütternder Ansprache sehr stark wurde.“⁴⁷

Die emotionale Rede von Troeltsch wirkte noch lange nach. Bei seinem Weggang aus Heidelberg nach Berlin veranstaltete eine Gruppe von Honoratioren – an der Spitze OB Ernst Walz – am 20. März 1915 eine eigene städtische Abschiedsfeier in der Klingenteichhalle. (Die Stadthalle war als Lazarett belegt.) In einem unsäglichen Pathos wurde Troeltsch als „vaterländischer Prediger“ und „einer der wahrhaft Gottbegnadeten“ gerühmt, der sich mit seiner Rede als würdiger Nachfolger eines Johann Gottlieb Fichte, Friedrich Schleiermacher und Heinrich Treitschke erwiesen habe.⁴⁸ Daraus lässt sich ableiten, dass Troeltsch hier in Heidelberg am 2. August 1914 erstmals eine Ansprache vom Typus der „Kriegsrede“ oder – besser gesagt – der „Kriegspredigt“ gehalten hat.

Fazit

Hatten Feiern, Rituale, Lieder und Reden, mit denen sich diese Studie befasst, überhaupt eine Wirkung auf die politische und gesellschaftliche Wirklichkeit? Beeinflussten sie das Denken und Handeln der Menschen? Der Gelehrte Eberhard Gothein, der bekanntlich viel und gerne sprach, war sich dieses Dilemmas wohl bewusst, als er in der Versammlung vom 2. August 1914 sagte: „Was ist jetzt noch das Wort? Nichts! Die Tat ist alles. Und doch darf in solcher Stunde das Wort nicht fehlen. Denn es ist der Ausdruck der Gesinnung.“⁴⁹ Welche Elemente gehörten zu dieser „Gesinnung“? Patriotische Liebe zum Vaterland, dessen monarchische Verfassung und gesellschaftliche Wirklichkeit freilich immer weiter auseinander drifteten. Treue zu Kaiser Wilhelm II., dessen Sprunghaftigkeit und Fehlleistungen manchmal kaum erträglich waren. Gottvertrauen, Opferbereitschaft und Tapferkeit, die Teil einer heroischen Stimmung und untergründigen Kriegserwartung waren. Hochschätzung des Friedens, den man durch Flottenbau und Heeresverstärkung sichern wollte und so gerade gefährdete. Nationale Ehre, die man gegen die „Feinde“ Deutschlands verteidigen zu müssen glaubte. Geschlossenheit des Volkes, die im Mythos von 1813 beschworen wurde und der die tief greifende Spaltung der Gesellschaft so sehr widersprach.

Verkünder dieser Werte waren in Heidelberg die Oberschicht und das nationalliberale Bildungsbürgertum. Die Beschwörung in patriotischen Feiern diente der Selbstvergewisserung und Selbstbestätigung. Multiplikatoren dieses Bewusstseins waren Schule, Presse und Vereine – Turner, Schützen, Sänger, Militär- und Kriegervereine. Die rituelle Wiederkehr der Gedenk- und Jubiläumsfeiern veränderte die Mentalität breiter Schichten und ermöglichte bei Kriegsbeginn das „Wunder“ der inneren Einheit. In den Augen vieler gebildeten Deutschen bot der Krieg die Möglichkeit einer geistig-sittlichen Erneuerung, einer Katharsis. Bisher hatte man die Erhebung von 1813 als Mythos beschworen. Im Ersten Weltkrieg wurden das „Augusterlebnis“ und der „Geist von 1914“⁵⁰ zu einem neuen nationalen Mythos erhoben.

Anmerkungen

- 1 Heidelberger Neueste Nachrichten (HNN) v. 27.1.1914, S. 1. Den Mitarbeitern des Stadtarchivs Heidelberg (StAH) danke ich für die Unterstützung bei der Sichtung der dortigen Zeitungsbestände.
- 2 HNN v. 27.1.1912, S. 4; HNN v. 27.1.1913, S. 2f. und v. 28.1.1913, S.4; HNN v. 27.1.1914, S. 2 und v. 29.1.1914, S. 3. Außerdem werden die Artikel vom 27.1.1912–1914 im Heidelberger Tageblatt (HT), in der Heidelberger Zeitung (HZ) und im zentrumsnahen Pfälzer Boten (PB) sowie die Chronik der Stadt Heidelberg. Jg. 20, 1912 – Jg. 22, 1914 herangezogen. Hg. v. Ferdinand Rösiger (Chronik). Rösiger stützt sich auf die Berichte des besonders national ausgerichteten HT. Vgl. die Studien von Fritz Schellack: Sedan- und Kaisergeburtstagsfeste in Dieter Düding, Peter Friedemann, Paul Münch (Hgg.): Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, Reinbek bei Hamburg 1988, S. 278–297 und Monika Wienfort: Kaisergeburtstagsfeiern am 27. Januar 1907. Bürgerliche Feste in den Städten des Deutschen Kaiserreichs, in Manfred Hettling, Paul Nolte (Hgg.): Bürgerliche Feste. Symbolische Formen politischen Handelns im 19. Jahrhundert, Göttingen 1993, S. 157–191; Frank Bösch: Das Zeremoniell der Kaisergeburtstage, in Andreas Biefang, Michael Epkenhans, Klaus Tenfelde (Hgg.): Das politische Zeremoniell im Deutschen Kaiserreich 1871–1918 (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien. Bd. 153), Berlin 2008, S. 53–76.
- 3 HNN v. 9.7.1913, S. 4; vgl. HNN v. 8.7.1912, S. 4 und v. 10.7.1912, S. 3; HZ v. 9.7.1914, S. 4.
- 4 HNN v. 9.7.1913, S. 4; vgl. die Berichte zum 8./9.7.1912 und 1913 in HT, HZ und PB.
- 5 HT v. 2.9.1912, S. 1; vgl. HNN v. 2.9.1912, S. 1.
- 6 HNN v. 2.9.1913, S. 3 und v. 3.9.1913, S. 3 (Zitat). Vgl. Schellack: Sedan (wie Anm. 2), S. 278–286.
- 7 HT v. 27.1.1913, S. 1: „Drohend stehen Wolken am politischen Himmel.“ PB v. 27.1.1913, S. 1: „Dem Kaiser von Gottes Gnaden, wie er sich mit Stolz nennt, jauchzt heute das christlich gesinnte Volk Deutschlands doppelt freudig entgegen, bereit unter seiner Führung in einem neuen Kreuzzug das Vaterland wieder für den christlichen Staatsgedanken zu erobern.“ Vgl. Wolfram Siemann: Krieg und Frieden in historischen Gedenkfeiern des Jahres 1913, in Düding u.a. (Hgg.): Festkultur (wie Anm. 2), S. 298–320.
- 8 HNN v. 27.1.1913, S. 2f. und v. 28.1.1913, S. 4; HT v. 27.1.1913, S. 5; HZ v. 27.1.1913, S. 3f.; PB v. 27.1.1913, S. 2f.; Chronik Jg. 21, 1913, S. 145f.
- 9 HNN v. 16.6.1913, S. 3, v. 17.6.1913, S. 4, v. 18.6.1913, S. 3f.; vgl. HT v. 16.6.1913, S.4; PB v. 16.6.1913, S. 3; Chronik Jg. 21, 1913, S. 146–149.
- 10 Bericht der Feier in der Landhausschule mit der Rede von Herrn Lacroix (HNN v. 17.6.1913, S. 4).
- 11 HNN v. 16.6.1913, S. 3.
- 12 Senatsprotokolle 1909–1919 (UAH RA 825), S. 189, Sitzung v. 17.2.1913.
- 13 Hermann Oncken: Der Kaiser und die Nation. Rede bei dem Festakt der Universität Heidelberg zur Erinnerung an die Befreiungskriege und zur Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Wilhelms II. 15. Juni 1913, Heidelberg 1913, abgedr. in ders.: Historisch-politische Aufsätze und Reden. Bd. 1, München, Berlin 1914, S. 1–19, zit. S. 11, 9, 19. HNN v. 17.6.1913, S. 4 bringt bezeichnenderweise nur einen knappen, wenig aussagekräftigen Bericht über Onckens Rede.
- 14 Vgl. u.a. Rüdiger vom Bruch: Kaiser und Bürger: Wilhelminismus als Ausdruck kulturellen Umbruchs um 1900, in ders.: Bürgerlichkeit, Staat und Kultur im Deutschen Kaiserreich. Hg. v. Hans-Christoph Liess, Stuttgart 2005, S. 25–51; Thomas Kroll: Die Monarchie und das Aufkommen der Massendemokratie. Deutschland und Großbritannien im Vergleich (1871–1914), in Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Jg. 61, 2013, H. 4, S. 311–328.
- 15 Vorschau und Berichte in allen Heidelberger Zeitungen v. 26.6.–7.7.1913, insbes. v. 1.7.1913; Chronik Jg. 21, 1913, S. 150–153. Außerdem das Programmbuch: Historische Schlossfeste Heidelberg: 1613–1913. Zur Erinnerung an die 300-jährige Wiederkehr des Einzugs der Prinzessin Elisabeth Stuart von Großbritannien nach ihrer Vermählung mit dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz in Heidelberg im Juni 1613, Heidelberg 1913. Vgl. Heide Seele: „Umweht wie Geisterhauch ...“. Das Programmbuch ..., in RNZ v. 20./21.7.2013, S. 13 und Reinhard Riese: Schon vor hundert Jahren gab es eine Riesen-„Wedding“-Sause, in RNZ v. 7.8.2013, S. 10. Zu 1886 Armin Schlechter: Kaisertreu, badisch, protestantisch: Die Universitätsjubiläen der Jahre 1886 und 1903, in Frank Enghausen, Werner Moritz (Hgg.): Die Jubiläen der Univer-

- sität Heidelberg 1587–1986 (Archiv und Museum der Universität Heidelberg. Schriften 18), Heidelberg u.a. 2010, S. 39–64, hier S. 49f., 147, 150f.
- 16 Chronik Jg. 21, 1913, S. 151, 153.
- 17 HNN v. 9.7.1913, S. 4 und v. 12.7.1913, S. 8; HZ v. 9.7.1913, S. 3f.
- 18 Kommentare und Berichte in allen Heidelberger Zeitungen v. 16.–23.10.1913. Überblick über die Feiern von 1814, 1863 und 1913 bei Reinhard Riese: „Ein Volksfest, wie es seyn soll“, in RNZ v. 9.10.1913, Beilage „Blick in die Stadtteile“, S. 1. Vgl. Siemann: Krieg (wie Anm. 7), S. 304ff. und Stefan-Ludwig Hoffmann: Mythos und Geschichte. Leipziger Gedenkfeiern der Völkerschlacht im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in Etienne François, Hannes Siegrist, Jakob Vogel (Hgg.): Nation und Emotion. Deutschland und Frankreich im Vergleich 19. und 20. Jahrhundert (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft. Bd. 110), Göttingen 1995, S. 111–132, hier S. 123ff.; Hans-Ulrich Thamer: Die Völkerschlacht bei Leipzig. Europas Kampf gegen Napoleon, München 2013, S. 87ff.
- 19 HZ v. 20.10.1913, S. 2f.; ähnlich HT v. 20.10.1913, S. 2f. und v. 21.10.1913, S. 4; HNN v. 20.10.1913, S. 2f.
- 20 Heinz Lemmermann: Kriegserziehung im Kaiserreich – Studien zur politischen Funktion von Schule und Schulmusik 1890–1918. Zwei Bde. Bremen 1984, Bd. 1, S. 178ff. und Liedbeispiele in Bd. 2.
- 21 Zitate aus HT v. 20.10.1913, S. 2f.; außerdem HZ v. 20.10.1913, S. 2 und HNN v. 20.10.1913, S. 3.
- 22 „Wir werden in Feiern erstickt und werden durch Geschmacklosigkeit der üblichen Art geärgert werden. Die rasselnde Blechmusik der willigsten patriotischen Phraseologie wird mit ihren falschen Klängen oft genug die Ohren volltuten. Die unendliche Skala falscher Gefühle wird sich vor uns abrollen und neben dem moralischen wird nicht selten auch der ästhetische Sinn in Schmerzen aufstöhnen.“ (Aus Junius’ Tagebuch, in Die neue Rundschau. Jg. 24, 1913, S. 435). „Der patriotische Taumel ist Alltag geworden, er kann nicht echt sein.“ (Festklänge, ebd. S. 737).
- 23 Hoffmann: Mythos (wie Anm. 18), S. 126ff.; Siemann: Krieg (wie Anm. 7), S. 298, 313ff.; Steffen Bruendel: Volksgemeinschaft oder Volksstaat. Die „Ideen von 1914“ und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg, Berlin 2003, S. 61ff.
- 24 Florian Illies: 1913. Der Sommer des Jahrhunderts, Frankfurt a.M. 2012.
- 25 HNN v. 27.1.1914, S. 1.
- 26 Hans Ulrich Wehler: Der Fall Zabern. Rückblick auf eine Verfassungskrise des wilhelminischen Kaiserreiches, in Die Welt als Geschichte. Jg. 23, 1963, H. 1, S. 27–46; Klaus P. Oesterle: Die Affäre von Zabern aus badischer Sicht, in Badische Heimat. Jg. 93, 2013, H. 2, S. 348–353.
- 27 HT v. 27.1.1914, S. 1; ähnlich, aber moderater HNN v. 27.1.1914, S. 1.
- 28 HT v. 27.1.1914, S. 4. Vgl. HNN v. 27.1.1914, S. 2; HZ v. 27.1.1914, S. 4; PB v. 27.1.1914, S. 3. Den Titel „Rector Magnificentissimus“ führte seit 1805 der jeweilige badische Großherzog.
- 29 HT v. 27.1.1914, S. 4. Als einzige Zeitung nennen die HNN (v. 27.1.1914, S. 2) Bezirkskommandeur Oberst von Lahn als Redner.
- 30 PB v. 27.1.1914, S. 3.
- 31 HNN v. 30.6.1914, S. 1. Zur Vorgeschichte und zum Kriegsausbruch vgl. die neuen Darstellungen von Christopher Clark: Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog, München 2013, S. 475ff., Herfried Münkler: Der Große Krieg. Die Welt 1914 bis 1918, Berlin 2013, S. 25–106, 215–288 und Jörn Leonhard: Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs, München 2014, S. 83–146.
- 32 HT v. 9.7.1914, S. 4.
- 33 Chronik Jg. 22, 1914, S. 95–101, zit. S. 100f.
- 34 Schlagzeilen jeweils auf S. 1.
- 35 HNN v. 29.7.1914, S. 8 (Ankündigung der Versammlung: „Gegen den Welt-Krieg!“) und v. 30.7.1914, S. 3; HZ v. 30.7.1914, S. 5 (Angabe der Besucherzahl). Zitat aus dem „Volksfreund“ nach Wolfgang Kruse: Krieg und nationale Integration. Eine Neuinterpretation des sozialdemokratischen Burgfriedensschlusses 1914/1915, Essen 1993, S. 35.
- 36 HNN v. 30.7.1914, S. 3.
- 37 StAH UA 167,2; Senatsprotokolle 1909–1919 (UAH RA 825), S. 243–245, ao. Sitzung des Engeren Senats v. 1.8.1914 um 18 Uhr. Vgl. Folker Reichert: Wissenschaft und „Heimatfront“. Heidelberger Hochschullehrer im Ersten Weltkrieg, in Armin Kohnle, Frank Engenhäuser (Hgg.): Zwischen Wissenschaft und Politik. Studien zur deutschen Universitätsge-

- schichte. Festschrift für Eike Wolgast zum 65. Geburtstag, Stuttgart 2001, S. 494–520, hier S. 494–497.
- 38 HNN v. 3.8.1914, S. 3f.; HZ v. 3.8.1914, S. 3; HT v. 3.8.1914, S. 5: „Eine Kundgebung ..., wie sie Heidelberg noch niemals erlebt hat.“
- 39 Politisches Denken und Engagement der Heidelberger Professoren untersucht Christian Janssen: Professoren und Politik. Politisches Denken und Handeln der Heidelberger Hochschullehrer 1914–1935 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft. Bd. 99), Göttingen 1992, bes. S. 109ff. und S. 394–406.
- 40 Zitate aus HNN v. 3.8.1914, S. 3. Vgl. Helmut Fries: Die große Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrten. Bd. 1: Die Kriegsbegeisterung von 1914: Ursprünge – Denkweisen – Auflösung, Konstanz 1994.
- 41 HNN v. 3.8.1914, S. 3.
- 42 Presseberichte in HNN v. 3.8.1914, S. 3f. und HZ v. 3.8.1914, S. 3. Das HT v. 3.8.1914, S. 5 vergleicht Troeltschs Rede mit den Reden von Schleiermacher, Fichte und Arndt in den Befreiungskriegen. Da sie „frei und vom Augenblick gegeben“ sei, verzichtet das HT auf eine Inhaltsangabe und hofft auf eine gedruckte Fassung, die dann in stark bearbeiteter Form erschien: Ernst Troeltsch: Nach Erklärung der Mobilmachung. Rede, gehalten bei der von Stadt und Universität einberufenen vaterländischen Versammlung am 2. August 1914, Heidelberg, 1914. Interpretation dazu in Kurt Flasch: Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg. Ein Versuch, Berlin 2000, S. 36–47.
- 43 HNN v. 3.8.1914, S. 4.
- 44 Margarethe Schmidt: Kriegstagebuch (StAH H 250), S. 3, Eintrag v. 2.8.1914; Karl Hampe: Kriegstagebuch 1914–1919. Hg. von Folker Reichert und Eike Wolgast (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts. Bd. 63), München 2004, S. 97, Eintrag v. 2.8.1914. Den Hinweis auf das Tagebuch von M. Schmidt und die Transkription verdanke ich Herrn Günther Berger (StAH).
- 45 Schmidt: Kriegstagebuch (wie Anm. 44), S. 2, Eintrag v. 1.8.1914.
- 46 Schmidt: Kriegstagebuch (wie Anm. 44), S. 4, Eintrag v. 3.8.1914: Auf dem Heimweg von der Stadthallen-Veranstaltung beobachtete sie inmitten einer großen Menschenmenge die Verhaftung von vier angeblichen russischen Spionen, die auf einen Soldaten geschossen hätten. Vgl. einen ähnlichen Bericht in PB v. 1.8.1914, S. 5.
- 47 Hampe: Kriegstagebuch (wie Anm. 44), S. 97.
- 48 Zitate aus dem Aufruf und dem Bericht über die Veranstaltung in HNN v. 17.3.1915, S. 3 und v. 22.3.1915, S. 8; HT v. 17.3.1915, S. 5 und v. 22.3.1915, S. 6; der Aufruf auch in UAH PA 2360 Personalakte Ernst Troeltsch. Zitat aus dem Aufruf: „Wer von uns Allen, die wir die großen und bange Tage nach der Erklärung der Mobilmachung erlebten, könnte jemals die Rede ... vom 2. August 1914 vergessen? Es war eine jener höchsten rhetorischen Leistungen, die mit ehernen Lettern in die Tafeln der Geschichte unserer Stadt eingegraben sind, an Leuchtkraft und allgemeiner Wirkung vergleichbar nur jener elementaren Kundgebung Heinrich von Treitschkes, dessen edles Pathos und blühender Patriotismus den Auszug der Studenten im siebziger Kriege weihte und ihre Waffen segnete. Auch bei Troeltsch waren es keine bloßen Worte mehr, sondern eine fruchtbare Tat. ... Der große Moment hatte ... in unsrer Mitte – so dürfen wir stolz und laut vor aller Welt bekennen – seinen großen Sprecher gefunden.“
- 49 HNN v. 3.8.1914, S. 3.
- 50 Thomas Raithel: Das „Wunder“ der inneren Einheit. Studien zur deutschen und französischen Öffentlichkeit bei Beginn des Ersten Weltkrieges (Pariser Historische Studien. Bd. 45), Bonn 1996 und Jeffrey Verhey: Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft, Hamburg 2000.

Zu Schön zum Wegwerfen?

**Tausch-
und Verschenkmarkt
Heidelberg**
www.heidelberg.de/abfall



WENIGER ABFALL MEHR HEIDELBERG

 **Heidelberg**

**Amt für Abfallwirtschaft
und Stadtreinigung**

Kai Gräf

Kriegsbegeisterung und geistige Mobil- machung: Das „Augusterlebnis“ in Heidelberg

Einleitung

Die Nachricht von der Mobilmachung löste in Heidelberg Bestürzung aus: Am 30. Juli 1914 drängten sich die Menschen um die Litfaßsäulen, in den Lebensmittelgeschäften kauften Hausfrauen die Vorräte auf, und vor der städtischen Sparkasse erwarteten aufgeregte Kunden die Auszahlung ihres Ersparnis. Wie ein Lauffeuer habe sich die Meldung von der „Mobilisation“ verbreitet, berichteten die „Heidelberger Neuesten Nachrichten“:

„Dieses Wort wirkte wie ein Schuß. Man sah, wie Viele vor Schreck erbleichten und vor nervöser Angst erzitterten, hörte die Entsetzensschreie und die laute Verzweiflung von Frauen, war Zeuge von Weinkrämpfen, und der Menschheit ganzer Jammer lud jeden zum Zeugen, der noch ruhig genug war, auf dieser bewegten Szene Zuschauer zu sein. Auf der Hauptstraße rannten die Menschen wild durcheinander.“¹

Kaum ein Zeitungsbericht dieser Tage schildert so mitteilungslos die ängstlichen bis zweifelnden Reaktionen auf den Beginn des Ersten Weltkriegs, stehen doch sonst kollektiver Jubel und patriotische Begeisterungstürme im Vordergrund. Allein: Der Artikel beschreibt gar nicht die Wirkung der eigentlichen Mobilmachungsnachricht – die erfolgte nämlich erst am 1. August –, sondern die einer Falschmeldung zwei Tage zuvor.² Die Journalisten des „Heidelberger Tageblattes“ waren einer Fehlinformation gefolgt und hatten rasch ein Extrablatt drucken lassen, das eilends in der ganzen Stadt verteilt wurde und jene oben geschilderte Bestürzung auslöste. Wenn nun nach der Verkündung des tatsächlichen Mobilmachungsbefehls in den „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ behauptet wurde, die Bevölkerung habe mit „Ruhe und Entschlossenheit“ auf „dies[e] grandios[e] Tatsache“ reagiert und Angst und Panik keine Erwähnung mehr finden, dann weckt dieser Widerspruch die Aufmerksamkeit des Historikers.³

Die Falschmeldung wird somit zum Ausgangspunkt einer Untersuchung, die die Forschungskontroverse um das sogenannte „Augusterlebnis“ um das empirische Gewicht einer Regionalstudie bereichern will. Lange herrschte in der Wissenschaft wie im kollektiven Gedächtnis die Überzeugung vor, die deutsche Bevölkerung hätte den Krieg mit leidenschaftlicher Zustimmung begrüßt. „Im August 1914 ergriff eine gewaltige Woge der Kriegsbegeisterung die Deutschen“, hält etwa Thomas Nipperdey lapidar fest.⁴ Dieses Bild wurde in den vergangenen Jahrzehnten durch eine Fülle historischer Einzelstudien erschüttert, welche die vielschichtige Reaktion der Öffentlichkeit auf den Kriegsbeginn eingehend untersucht und die These vom „Augusterlebnis“ deutlich relativiert haben. „Tatsächlich gab es im August 1914 keine rauschhafte, alle Bevölkerungsschichten ergreifende Kriegsbegeisterung“, fasst Jeffrey Verhey die Position dieser revisionistischen Sicht zusammen.⁵

Beide Seiten können ihre Behauptungen auf Quellen stützen: Während als Beleg für das „Augusterlebnis“ gewöhnlich die hohe Zahl an Kriegsfreiwilligen, die von vaterländischen Reden und patriotischen Gesängen begleiteten Massenveranstaltungen sowie die Flut kriegspropagandistischer Äußerungen deutscher Intellektueller angeführt werden, verweisen die Anhänger einer revisionistischen Position auf ernste bis verzweifelte Emotionen, die sich im Ansturm auf die Sparkassen, in Hamsterkäufen oder der verbreiteten Spionagehysterie niederschlugen. Die vermeintlich allgemeine Kriegsbegeisterung sei auf bürgerlich-akademische Schichten begrenzt geblieben. Nicht die in der öffentlichen Meinung dominierenden und publizistisch vielfach aufgegriffenen patriotischen Kundgebungen, sondern die mit mehr als 750 000 Teilnehmern zahlenmäßig gewichtigeren Friedensdemonstrationen der Sozialdemokratie seien als repräsentativ für die Bevölkerung zu werten.⁶

So unbestreitbar aus den Quellen eine patriotische Euphorie für den August 1914 belegt werden kann, so unleugbar ist die Einsicht der jüngeren Forschung, dass diese Begeisterung nur ein Element in einem ganzen Spektrum von Reaktionen darstellt, die überdies je nach Gesellschaftsschicht, Region, Geschlecht, Konfession und Alter unterschiedlich ausgeprägt waren. Auch Historiker, die an der These von der nationalen Begeisterung festhalten, haben inzwischen eingestanden, dass diese „Aufbruchstimmung ... in erster Linie von den bürgerlichen Schichten und der Intelligenz in den städtischen Zentren getragen“ worden ist.⁷ In der Arbeiterschicht, bei der Landbevölkerung und in den Grenzregionen überwogen dagegen Besorgnis und Ablehnung.⁸

Heidelberg freilich war zu diesem Zeitpunkt stark bildungsbürgerlich geprägt: Die Vorkriegsjahre sind die des „Heidelberger Geistes“ mit seinen Gesprächszirkeln und seinem elitären Selbstverständnis.⁹ Politisch dominierten in der nach der Volkszählung von 1910 etwa 56 000 Einwohner großen Universitätsstadt die Nationalliberalen, konfessionell der Protestantismus.¹⁰ Die Presselandschaft bestand aus vier Tageszeitungen, von denen drei als liberal gelten können („Heidelberger Tageblatt“, „Heidelberger Neueste Nachrichten“, „Heidelberger Zeitung“) und eine („Pfälzer Bote“) als katholisch; ein sozialdemokratisches Blatt gab es vor dem Krieg nicht.¹¹

Diesen Umständen entsprechend lässt sich für Heidelberg schon auf der Grundlage des Forschungsstands eine stärkere Kriegsbegeisterung vermuten als anderswo. Dennoch macht es sich zu einfach, wer eine schrankenlose Euphorie der Heidelberger Bürgerschaft annimmt, wie sie noch zum fünfzigsten Jahrestag des Kriegsbeginns in der Presse suggeriert wurde: „Wo eben noch Angst und Bedrückung herrschten“, schrieb damals die „Rhein-Neckar-Zeitung“, „breitete sich ein Freudentaumel aus, unbegreiflich für alle, die später geboren wurden“.¹²

Die vorliegende Untersuchung geht demgegenüber davon aus, dass die Phänomene von 1914 prinzipiell begreiflich sind, sofern man sich den Quellen zuwendet. Neben den genannten Zeitungen sind amtliche Dokumente und Fotografien erhalten, Tagebücher und Briefe gewähren Einblick in individuelle Reflexionen über den Kriegsbeginn. Die Besonderheit eines über alle vier Kriegsjahre durchgehend geführten und erhaltenen Tagebuchs bilden dabei die bislang wenig beachteten Aufzeichnungen der Heidelberger Bürgerin Margarethe Schmidt, die eine alltagsgeschichtliche Perspektive

auf die Ereignisse ermöglichen.¹³ Methodisch können durch die gleichzeitige Verwendung von individuellen wie überindividuellen Quellen verschiedene Probleme zwar nicht beseitigt, ihre Verzerrungstendenzen aber zumindest ausgeglichen werden: Das betrifft sowohl das Problem der Zensur und Ideologisierung der Presse als auch das der durch verklärende Erinnerung verfälschten Aufzeichnungen, ebenso schließlich das der Differenz zwischen öffentlicher Meinung und persönlichem Erleben.¹⁴

Die ersten beiden Kapitel gehen der Frage nach, wie die Heidelberger Bevölkerung auf den Ausbruch des Ersten Weltkriegs reagiert hat. Während hier die Erfahrungsseite des sogenannten „Augusterlebnisses“ im Vordergrund steht, will das dritte Kapitel in den Blick rücken, wie der Kriegsbeginn intellektuell gedeutet wurde. Ohne diesen ideengeschichtlichen Aspekt kann eine Geschichte des Heidelberger „Augusterlebnisses“ nicht geschrieben werden: Die massive Politisierung der deutschen Professorenschaft, die unmittelbar nach Kriegsausbruch in zahlreichen öffentlichen Äußerungen die Deutung des Krieges beeinflusste, ist für eine Universitätsstadt von besonderer Relevanz.¹⁵ Anhand der in den ersten Kriegstagen gehaltenen Reden sollen verbreitete Rechtfertigungsfiguren und maßgebliche Sinngebungsmuster, kurz: die ideologische Dimension des Kriegsbeginns untersucht werden.

Nur so ergibt sich ein substanzieller Gesamteindruck, der dem Anspruch einer regionalen Analyse des „Augusterlebnisses“ im Lichte der noch immer aktuellen Forschungskontroverse gerecht wird und den spezifischen Charakter des Untersuchungsgegenstandes zu erkennen gibt. Anhand der Quellen wird sich zeigen lassen, dass die Stimmungslage auch im bürgerlichen Heidelberg vielschichtiger war, als sich zunächst vermuten lässt, zugleich aber von starker intellektueller Verklärung begleitet wurde.

Kriegsbegeisterung und Entschlossenheit

Die Falschmeldung erreichte die Stadt zu einem Zeitpunkt, an dem die Bevölkerung von den Nachrichten der Julikrise bereits beunruhigt war. „Wir leben in Stunden höchster Spannung!“, hatte schon am 27. Juli, noch vor der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien, das „Heidelberger Tageblatt“ konstatiert, den Superlativ damit aber zu früh verbraucht, denn mit jedem Extrablatt wuchs die Nervosität weiter.¹⁶ Vielfach war es Neugier, die die Menschen auf die Straßen trieb. Zeitungen waren die wichtigste Informationsquelle der Bevölkerung – und damit in einem nicht zu unterschätzenden Maße nicht nur Indikatoren, sondern zugleich Faktoren der öffentlichen Stimmung. Die Ausgaben und Extrablätter wurden gleich an den Aushängen gelesen; das Gelesene anschließend, auf der Straße oder im Wirtshaus, weiter verbreitet und diskutiert. In der letzten Juliwoche hatte man, wo größere Menschenmengen zusammenkamen, vielfach spontane Beifallsbekundungen für Österreich und das Singen vaterländischer Lieder vernehmen können. Der Germanist Friedrich Gundolf, der dem Kreis um Stefan George angehörte, schrieb am 25. Juli an den Dichter: „In den Massen ist ein ganz anderer Elan als man je an ihnen zu sehen gewohnt war, sie ziehen auf und ab, demonstrieren, singen, demolieren, und die ältern Leute meinen, seit 70 wärs nimmer so gewesen.“¹⁷

Margarethe Schmidt, über die man kaum mehr weiß, als dass sie in Rohrbach wohnte und bei Kriegsbeginn 51 Jahre alt war, hielt am 27. Juli 1914 in ihrem Tagebuch fest:

„Die Straßen waren voller Menschen, ernst u[nd] bestürzt die Telegramme lesend. Es sah drohend aus am politischen Himmel, die Wogen der Begeisterung für Österreich u[nd] seine gerechte Sache gingen hoch. Die Strecke vom Bahnhof bis in die Hauptstraße war zu beiden Seiten geschmückt in badischen, deutschen u[nd] österreichischen Farben, überall hingen Fahnen in den Straßen, es schien ein nationales Fest zu sein.“¹⁸

Folgt man diesem Bericht, dann lagen Nervosität und „nationales Fest“ Ende Juli dicht beieinander. Während anfangs noch die patriotische Begeisterung zu überwiegen scheint, mischten sich in die Massenstimmung spätestens nach Ausbruch des Krieges auf dem Balkan zunehmend Ernst und Spannung.¹⁹ Dass in dieser Situation die Meldung der Mobilmachung eine „unbeschreibliche Aufregung“ verursachte, ist kaum verwunderlich. Die Falschmeldung vom 30. Juli musste die Bevölkerung für den Kriegsbeginn halten – und reagierte mit Panik und Entsetzen. Im Gegensatz zur Berichterstattung über den tatsächlichen Kriegsausbruch zwei Tage später – als in den Zeitungen der „feierliche Ernst“ und die „Entschlossenheit“ der Menschen überbetont und die gegenteilige Seite der Reaktionen deutlich relativiert bis ausgeblendet wurde – war von Feierlichkeit oder Entschlossenheit am 30. Juli keine Rede. Im Gegenteil: „Es war ein Tag der maßlosesten Aufregung und der Nervosität, wie ihn Heidelberg kaum je gesehen hat.“²⁰

Die Unruhe der Bevölkerung legte sich auch nicht, als die Meldung dementiert worden war. Die Kunde von der Mobilmachung Russlands am selben Abend trug zusätzlich dazu bei, eine geradezu „fieberhafte“ Stimmung zu erzeugen, in der die Menschen bis spät in die Nacht durch die Stadt zogen, Lieder sangen und Hochrufe auf Kaiser und Vaterland ausbrachten.²¹ „Ueberall gehobene patriotische Stimmung und eine Begeisterung ohne gleichen“, hielt die „Heidelberger Zeitung“ am 31. Juli fest.²² Vor allem die Symbole des Militärs und Vaterlands zogen offenbar die Massen an:

„Gegen halb 12 Uhr zog ein Schwarm von etwa 2000 Menschen durch die Hauptstraße, bog über den Ludwigsplatz [d.i. der heutige Universitätsplatz] und veranstaltete unter Reden, Hochrufen und Liedern eine Demonstration vor dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal. Dann gings zum Bismarckplatz, zum Heidelberg College, zur Wohnung des Bataillonskommandeurs, Herrn Major Nolte, und ebenso wurde natürlich der Kaserne ein Besuch abgestattet. Noch spät in die Nacht hörte man Gesang und die unruhigen Stimmen einer Menge, die, von der Unruhe gequält, nicht nach Hause finden konnte.“²³

Diese anscheinend widersprüchliche Mischung aus patriotischem Eifer und ängstlicher Nervosität – das in den Quellen zur Beschreibung der Stimmung am häufigsten gebrauchte Substantiv ist „Spannung“ – wich nicht mehr aus den Massen, bis ihnen am 31. Juli Oberbürgermeister Ernst Walz vom Balkon des Rathauses aus zunächst den Kriegszustand und einen Tag später den Befehl zur Mobilmachung verkündete.²⁴ Nach den Tagen der Ungewissheit muss die bloße Klärung der Lage wie eine Erlösung gewirkt haben: „Über allen Menschen lag ein würdiger Ernst. Die 6. Nachmittagsstunde war schon überschritten. Da plötzlich! Ein hundertfältiger Schrei! Ein Bravorufen! Ein Aufflammen elementarer Begeisterung! Von Munde zu Munde eilte das erlösende Wort: Mobilmachung!“²⁵



Kriegsbeginn: Am 1. August verkündet OB Ernst Walz vom Balkon des Rathauses den Befehl zur Mobilmachung. (Stadtarchiv Heidelberg)

Zumindest das „Heidelberger Tageblatt“ war also in Jubel ausgebrochen, und man darf durchaus annehmen, dass Begeisterung auch eine zulässige Beschreibung für die versammelten Massen an diesem Tag darstellt. „Unser Volk ist einig!“, frohlockten die Journalisten und sahen „alle Parteischranken fallen. Die schwere Stunde schmiedet uns zusammen zu einem Volk von Brüdern!“²⁶ Auch die „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ schwärmten von „einer Solidarität, die wahrhaft groß und erhaben ist“, jetzt gebe es nur noch „das gemeinsame Vaterland“.²⁷ Die Erkenntnis der jüngeren Forschung, im August 1914 habe es kein alle Schichten ergreifendes Einheitserlebnis gegeben, bedeutet nicht, dass bestimmte Schichten nicht so empfunden hätten. Die gemeinsame Zeugenschaft historischer Ereignisse – so die verbreitete Ansicht – habe den Individualismus der Vorkriegszeit verschwinden und aus der nach Klassen und Milieus so fragmentierten wilhelminischen Gesellschaft eine einheitliche Nation werden lassen. Gerade das akademische Bürgertum argumentierte in dieser Weise und projizierte sein eigenes Erleben auf das Kollektiv der Gesamtgesellschaft.

Wie viele andere Intellektuelle empfand Marianne Weber den Kriegsausbruch als überwältigende Einheitserfahrung. Im Jahr 1916 schreibt sie rückblickend:

„Jeder fühlte sich über sich selbst hinauswachsen im Einswerden mit einem größeren Ganzen. Die Erschütterung der Seele durchbrach die Schranken unseres Einzelseins, und das einsame begrenzte bedürftige Ich flutete hinüber in den großen Strom der Gemeinsamkeit. Unser Blut wurde heiß von nie gekannter grenzenlos hingebender Liebe zu all den uns durch gemeinsame Not und Pflicht verbundenen Schicksalsgenossen. In der Ahnung eines riesenhaften welthistorischen Geschehens, das für Jahrhunderte Schicksal bestimmend

ist, fühlten wir uns in nie erlebter Leibhaftigkeit zum ‚Volke‘ vereint, zum lebendigen Organismus, in dem alle Glieder durch dieselbe starke Liebe zum Vaterland und, in der Stunde der Not, durch dieselben menschlichen Schicksale und Aufgaben verbunden wurden. Und im Untergang unserer Ichheit und seines Sonderseins in dieser lebendigen Einheit empfangen wir uns selbst zurück als Wesen von höherer sittlicher Würde, einer Würde, die in der bedingungslosen Bereitschaft zum Einsatz des Selbst für das Ganze bestand.“²⁸

Man kann aus alldem leicht die Geschichte eines „Augusterlebnisses in Heidelberg“ schreiben, und ganz ohne Zweifel zeigte sich in den Heidelberger Straßen im Sommer 1914 eine besondere Euphorie, die von den maßgeblichen Instanzen der Stadt – politische Obrigkeit und Universität – nicht nur mitgetragen, sondern weiter angeregt wurde. Gemeinsam riefen Stadt und Ruperto Carola zu einer Kundgebung „zu einmütigem Gelöbnis unserer Treue gegen das Vaterland“ auf, bei der am Abend des 2. August zwei- bis dreitausend Bürger in der Stadthalle die Ansprachen von Oberbürgermeister Walz, Universitätsprorektor Eberhard Gothein sowie der Professoren Hermann Oncken und Ernst Troeltsch hörten, die „die Fackel der Begeisterung, die schon entfacht war, noch höher auflodern“ ließen.²⁹ Auch der Truppenauszug am 8. August vollzog sich als patriotisches Schauspiel, und die so oft als Zeugen der Kriegsbegeisterung herangezogenen Aufschriften auf den Eisenbahnwaggons gab es auch am hiesigen Bahnhof. „Von Heidelberg nach Paris“, hieß das dann zum Beispiel.³⁰

Kriegsfurcht und Nervosität

Ein solches Bild vom Heidelberger Kriegsbeginn blendet allerdings wesentliche Aspekte selbst der in der Presseberichterstattung vermerkten Reaktionen aus, die neben dem Begeisterungsturm auch hinreichend viele Beispiele von Angst, Panik und Beklemmung geben. Und es klammert als weiteren Aspekt die Tatsache aus, dass auch im nationalliberalen Heidelberg eine Friedenskundgebung stattfand. Am 29. Juli – einen Tag, bevor die Patrioten um die Denkmäler zogen – veranstalteten die Heidelberger Sozialdemokraten im „Prinz Max“, einem Lokal in der Marstallstraße, eine „Protest-Versammlung gegen die Kriegshetze“; einziger Tagesordnungspunkt: „Nieder mit dem Krieg!“. Dem Pressebericht zufolge war die Versammlung, in der die Sozialdemokraten „ihre Meinung gegen den Krieg und für den Völkerfrieden zum Ausdruck gebracht“ hätten, „sehr stark besucht“.³¹ Diskutiert wurden die wirtschaftlichen und sozialen Folgen des Krieges: Arbeiterfamilien mussten vom Krieg Hunger, Arbeitslosigkeit und Krankheit fürchten. Entsprechend liest sich die Erinnerung des SPD-Stadtrats Emil Maier, der an diesem Abend referierte, ganz anders als die Marianne Webers:

„Ich hatte im Jahre 1914 wie alle Sozialdemokraten bis zum letzten Moment gegen den Kriegsausbruch gekämpft. Und dieser Grundeinstellung, der ich zum letzten Male in einer überfüllten Protestversammlung im ‚Prinz Max‘ am 30. Juli 1914 Ausdruck gab – am 31. Juli wurde ich in den Waffenrock gesteckt –, blieb ich auch während des ganzen Krieges treu.“³²

Auch diese Episode des Kriegsbeginns in Heidelberg, von der bürgerlichen Lokalpresse nur teilweise aufgegriffen, gehört unlösbar zum Gesamtbild des „Augusterlebnisses“ – wengleich hier, anders als im übrigen Deutschland, zahlenmäßig die Teilnehmer von Kriegsdemonstrationen jene der Friedenskundgebungen deutlich überwogen.³³ Während im benachbarten Mannheim – folgt man dem Bericht des

sozialdemokratischen „Vorwärts“ – mehr als 9000 Menschen für den Frieden demonstriert hatten, gehörte die Straße hier den Begeisterten.³⁴

Wie gemischt die Gefühle in den letzten Juli- und ersten Augusttagen waren, wird allein aus dem Vergleich der vier Tageszeitungen ersichtlich, die beständig – implizit oder explizit – die Stimmung der Bevölkerung interpretieren. Schon die Reaktion auf die Erklärung des Kriegszustandes, über die die Bevölkerung am Nachmittag des 31. Juli durch Extrablätter und öffentliche Verlesung informiert war, wird bemerkenswert verschieden geschildert. Nur das „Heidelberger Tageblatt“ weiß von patriotischen Kundgebungen.³⁵ Die „Heidelberger Zeitung“ erwähnt zwar den „starke[n] Verkehr ... bis in die späten Nachtstunden“ infolge der Nachricht, die „auf alle Teile der Bevölkerung ... tiefen Eindruck“ gemacht habe, berichtet aber vom Publikum lediglich, dass es neugierig und interessiert die einberufenen Soldaten am Bahnhof beobachtet und die Bekanntmachungen an den Anschlagstellen gelesen habe.³⁶ Der „Pfälzer Bote“ konstatiert zwar eine „gewaltige Aufregung“, fährt aber fort: „Ueberall war man sich des Ernstes der Lage bewußt. Alles verließ die Häuser, ging auf die Straßen und nahm Kenntnis von den amtlichen Bekanntmachungen, die überall angeschlagen wurden.“³⁷ In wieder andere Worte fassen die „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ die Stimmung: „Ohne Schreck und ohne Aufschrei wurde die Nachricht entgegengenommen. ... Der tiefe Ernst des Augenblicks begrub den jähen Enthusiasmus der letzten Tage und gab der Stunde eine Würde, die jeden auf das Allertiefste ergriff.“³⁸ Das ist das genaue Gegenteil des Berichts des „Tageblatts“, das den patriotischen Enthusiasmus der Vortage fortschreibt.

Einen ähnlichen Befund ergibt der Vergleich der Berichte über die Verkündung der Mobilmachung am 1. August. Alle vier Zeitungen verzeichnen eine patriotische Ergriffenheit und entschlossene Zustimmung der Bevölkerung – keine jedoch in dem außerordentlichen Maße wie das „Heidelberger Tageblatt“, das die „elementar[e] Begeisterung“ in den Mittelpunkt rückt und von nichts als der Opferbereitschaft der Bevölkerung



Ein „nationales Fest“? Die Bevölkerung beobachtet das Ausrücken der Soldaten, hier vor der Universitätsbibliothek. (Stadtarchiv Heidelberg).

und den „Tausenden“ Freiwilligen zu berichten weiß.³⁹ Die „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ heben dagegen den „feierlichen Ernst“ der Menge hervor: „Es war einer von jenen Augenblicken, in denen man den Flügelschlag des Schicksals spürte. Und als dann, von tausend Kehlen ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ über den Marktplatz hallte, da hatte dieses Lied einen neuen ergreifenden Klang und einen Inhalt, der allen ans Herz griff.“⁴⁰ Der „Pfälzer Bote“ stellt einen kollektiven Gemütszustand fest, „der, verglichen mit dem in den Tagen der vorhergegangenen aufregenden Spannung, eher als beruhigt bezeichnet werden kann. ... Edle Begeisterung erfüllt die Herzen der Bevölkerung im Vertrauen zu unserer gerechten Sache.“⁴¹ Die „Heidelberger Zeitung“ berichtet von einer „nervengerreisenden Spannung“, in der die Verkündung der Mobilmachung wie eine „Erlösung“ gewirkt habe: „alles atmete erleichtert auf.“ Der Bericht fährt jedoch unmittelbar fort: „Groß war die Begeisterung bei der Bekanntgabe der Mobilmachung. Aber jetzt rückte auch ein anderer Gedanke in die Nähe: unser Vater, unser Bruder, unser Sohn, sie alle müssen hinaus in den blutigen Kampf. Werden sie wiederkehren, oder gilt es jetzt Abschied nehmen für immer?“⁴²

Damit sind auch düstere Emotionen benannt, die das „Heidelberger Tageblatt“ schlicht nicht erwähnt. „Frauen weinten, Kinder, die das Rätsel dieser Stunde nicht zu lösen vermochten, schauten sorglos in das Gewühl“, liest man dagegen in den „Heidelberger Neuesten Nachrichten“, und der „Pfälzer Bote“ schreibt: „Über allem lag ein großer Ernst, eine Ruhe, die fast unheimlich wirkte. ... Es gab viele traurige und verweinte Augen, von Müttern, jungen Frauen, Bräuten, Brüdern und Schwestern viele Klagen um erfolgte oder bevorstehende Trennung, viel Angst vor dem Entsetzlichen, das kommen kann.“⁴³

Bei aller patriotischen Ausrichtung sind für die Berichterstattung der drei liberalen Heidelberger Tageszeitungen somit erhebliche Differenzen festzustellen, ganz zu schweigen von der relativen Zurückhaltung des katholischen „Pfälzer Boten“. Wie man den Kriegsbeginn in Heidelberg beurteilt, hängt also davon ab, welche Zeitung man liest, und das heißt auch: wie man den Kriegsbeginn in Heidelberg erlebte, hing nicht zuletzt davon ab, welche Zeitung man las. Allein das Spektrum innerhalb des liberalen Lagers reicht dabei von den „Heidelberger Neuesten Nachrichten“, die auch die sozialdemokratische Haltung in ihre Berichterstattung miteinbeziehen, bis zum „Heidelberger Tageblatt“, das noch vor der offiziellen Kriegserklärung Deutschlands die Parole „Mit Gott für Kaiser und Reich!“ ausgibt.⁴⁴ Damit bildet das größte und populärste Heidelberger Blatt die Speerspitze der Kriegstreiber, formuliert hochideologisch („Der deutsche Freiheitskrieg!“) und übt sich schon Tage vor Kriegsbeginn in Fatalismus und vaterländischem Jubel.⁴⁵ Die Konkurrenzblätter steigen darauf erst später ein, berichten ausgewogener oder sind zumindest in ihrem Enthusiasmus weniger überschwänglich. ‚Pro patria‘ sind sie freilich alle.

Jenseits der Deutungsebene enthalten die Zeitungen eine Menge an Informationen darüber, wie die Bevölkerung konkret handelte. Besonders nach dem 30. Juli stieg die Spannung in der Bevölkerung nämlich derart an, dass der „feierliche Ernst“, den die Journalisten so häufig ausmachten, mit gutem Grund angezweifelt werden kann.⁴⁶ Erst in der Rückschau aus dem Jahre 1924 wurde auf den Punkt gebracht, worum es sich dabei eigentlich handelte: einen „Panikrausch“.⁴⁷

Die Reaktionen sind dieselben, die man zu diesem Zeitpunkt überall im Reich findet: immenser Andrang in den Lebensmittelgeschäften, denen angesichts der Hamsterkäufe manche Grundnahrungsmittel schon nach wenigen Stunden ausgingen, rapide Preissteigerungen, die Angst um das Ersparte.⁴⁸ Die Klagen über unverhältnismäßige Preistreibereien wurden so laut, dass von Amts wegen mit gesetzlichen Maßnahmen gedroht wurde.⁴⁹ Viele Kaufleute fürchteten eine Geldentwertung und weigerten sich, Papiergeld anzunehmen. Wie stark besonders die Sorge um die finanzielle Sicherheit war, zeigen die über Tage hinweg wiederholten Aufrufe zur Beruhigung der Bevölkerung sowie die Tatsache, dass sich die Stadt Heidelberg gezwungen sah, ihren Bürgern die Sicherheit der Spareinlagen zu garantieren.⁵⁰

Dass sich die Stimmungslage der Bevölkerung zum Teil auch nahe an der Grenze zur Paranoia bewegte, zeigt die Angst vor und der Umgang mit (vermeintlichen) Spionen. Noch Anfang Juli hatte Heidelberg ein Bild „stärksten Fremdenverkehrs“ geboten⁵¹ – bei Kriegsausbruch war die Stadt touristenleer, für die Überwachung der verbliebenen Ausländer galten scharfe Regeln, und die feindlichen Nationen angehörenden Studenten waren allesamt exmatrikuliert worden.⁵² Gleichwohl war die Furcht vor Ausländern beträchtlich und wurde noch verschärft durch die Warnungen der Presse („Aufpassen auf die Russen!“, „Wir sind rings von Spionen umgeben!“).⁵³ Wolfgang Kruses Bemerkung über eine „regelrecht[e] Pogromstimmung“⁵⁴ trifft auch die Situation in Heidelberg, wie die unzähligen Anzeigen, angehaltene Autos, beschossene Flugzeuge und Übergriffe auf Verdächtige zeigen: Wohl mehrfach sind Unschuldige vom aufgebrachtten Mob verfolgt, geschmäht und misshandelt worden; ein Student wurde verprügelt, weil er „infolge seines ausländischen Aussehens spionageverdächtig erschien“.⁵⁵ Margarethe Schmidt weiß von russischen Spionen und fürchtet gar eine Invasion der Franzosen durch die Pfalz.⁵⁶

Die „Massenerkrankung an Panik, die eines der wunderlichsten Kriegskapitel bildet,“⁵⁷ nahm schließlich Formen an, die die nicht unwesentlich an ihrer Entstehung beteiligten Zeitungen veranlasste, die Misshandlung von bloß Verdächtigen zu verurteilen – auch Ausländer hätten „Anspruch auf den Schutz von Leben, Eigentum und Ehre“, im Übrigen entspreche dieses Verhalten „nicht dem Wesen und der Höhe der deutschen Kultur“.⁵⁸ Dass der Vorschlag eines Lesers, durch die „Schaffung von Konzentrationslagern“ die „unerwünschten östlichen Gäste“ unschädlich zu machen, möglicherweise eher dem Wesen und der Höhe der deutschen Kultur entsprechen könnte, konnten die Journalisten des „Heidelberger Tageblatts“, als sie diese Einsendung abdruckten, noch nicht wissen.⁵⁹ Am 6. August wies die „Heidelberger Zeitung“ ihre Leser darauf hin, dass bislang noch kein einziger Spionageverdacht im Großherzogtum Baden sich als begründet herausgestellt habe.⁶⁰

Als Folge dieser Angst lässt sich auch die Gründung einer freiwilligen Bürgerwehr schon in den ersten Kriegstagen deuten. Eine Mitgliederliste zählt über 400 Freiwillige, in denen sich Handwerker ebenso wiederfinden wie Professoren und Schüler. Zum Teil bewaffnet sollten sie Sicherheit und Ordnung in der Stadt aufrechterhalten. Nimmt man allerdings zur Kenntnis, dass schon eine Woche später eine Anordnung

von höherer Stelle die Aufgaben der Bürgerwehren einzudämmen anordnete, dann wirken die Aktivitäten der Bürgerwehr eher wie ein Hemmnis denn eine Garantie der öffentlichen Ordnung.⁶¹

„Jeder Leser wird aus eigener Erfahrung wissen, wieviel erschossene Spione, wieviel heruntergeschossene Flieger, wieviel größere militärische Zusammenstöße, brennende Städte, Explosionen, vergiftete Brunnen und dergleichen in der Volksphantasie schon herumgespukt haben“, fasst die „Heidelberger Zeitung“ die Folgen der Kriegsängste in der Bevölkerung treffend zusammen.⁶² Die Äußerungen dieser Ängste lassen sich oft sogar besser belegen als begeisterte Reaktionen, da sie zweifelsfrei deutbar sind. In jedem Fall sind sie, von der Spionenfurcht bis zu Invasionsängsten, in Heidelberg ebenso gut dokumentiert wie zustimmende und begeisterte Reaktionen.

Dass der Zwischenbefund an dieser Stelle eine nicht zu leugnende Begeisterung für den Krieg festhält, verwundert angesichts Heidelbergs bildungsbürgerlich-nationalliberalen Charakters nicht. Auf die Uneinheitlichkeit des Erlebens dieser Sommertage weist indes die Tatsache hin, dass es dennoch eine Friedenskundgebung gab. Differenzen in den Empfindungen werden vor allem zwischen den unterschiedlichen Schichten deutlich, wenn etwa der Ordinarius Karl Hampe über die Klagen der Handschuhsheimer Bauersfrauen bemerkt, die „Trauer um das weggeholtte Pferd“ sei „mindestens so groß wie die um die Söhne“ – und die existenzielle Dimension dieser Sorgen nicht zu begreifen scheint.⁶³ In den Aufzeichnungen Margarethe Schmidts ist von Kriegsbegeisterung dagegen wenig zu finden. Obwohl politisch wohl völkisch-alldeutsch eingestellt, stehen für sie andere Dinge im Vordergrund: „Mit unserm langen Frieden u[nd] Wohlstand, unserm Streben nach verschiedenen Richtungen, mit dem unbesorgten Leben ist es vorbei.“⁶⁴ Die Uneinheitlichkeit der Empfindungen betrifft teilweise aber auch ein und dieselbe Person – wie die des Universitätsrektors Gothein, der die Begeisterung „seltsam“ findet und dem Krieg als Privatmann skeptisch gegenüberzustehen scheint – und dennoch als Prorektor der Universität auf der Versammlung große Worte für seine Rechtfertigung findet.⁶⁵

Geistige Mobilmachung

„Was ist jetzt noch das Wort? Nichts! Die Tat ist alles“, verkündete Eberhard Gothein in seiner Rede auf der „Vaterländischen Kundgebung“ am 2. August 1914.⁶⁶ Diese Erklärung ist mindestens deshalb paradox, weil sie in einer Veranstaltung abgegeben wurde, die einzig dem Reden diene. Sie ist es umso mehr, als die Versammlung in der Heidelberger Stadthalle erst den Anfang in einer Reihe von intellektuellen Anstrengungen zur Rechtfertigung und Deutung des Krieges bildet, die Kurt Flasch auf den Begriff der „geistigen Mobilmachung“ gebracht hat.⁶⁷ Die Beredsamkeit der deutschen Gelehrten bei Kriegsbeginn ist ohne Beispiel: Im ganzen Reich unternahmen Intellektuelle Sinngebungsversuche des Großen Krieges, und das Angebot traf auf erhebliche Nachfrage. Allein in Heidelberg fanden, unter reger Beteiligung der Bürgerschaft, bis Kriegsende 62 sogenannte „Vaterländische Volksabende“ statt, auf denen das Kriegsgeschehen von prominenten Rednern intellektuell aufbereitet wurde.⁶⁸ Die Kundge-

bung am 2. August gibt ein hervorragendes Beispiel für die Ideologisierung des Krieges und ist zugleich ein wertvolles Zeugnis für das Heidelberger „Augusterlebnis“. ⁶⁹

Die vier Redner Ernst Walz, Eberhard Gothein, Hermann Oncken und Ernst Troeltsch – alle vier Mitglieder der Heidelberger Nationalliberalen Partei – sprachen vor einer bis auf den letzten Platz gefüllten Stadthalle. Gekommen waren, glaubt man dem „Heidelberger Tageblatt“,

„Offiziere in Felduniform, Soldaten, Sanitätsleute, Veteranen mit dem schlichten eisernen Kreuz von 1870, Heidelberger Professoren, die den Talar bereits mit dem Kleide des Krieges vertauscht haben, Studenten und junge Leute, die sich freiwillig zu den Fahnen melden, Männer, die in diesen Tagen der Einberufung folgen müssen, Mütter, die ihre Söhne hingeben, Mädchen, die ihre Brüder oder Geliebten ins Feld ziehen lassen, Geistliche beider Konfessionen, Krankenschwestern usw.“⁷⁰

Auch die „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ versicherten, „daß alle Schichten der Bevölkerung vertreten waren, vom einfachen Arbeiter bis zum Gelehrten und vom einfachen Soldaten bis zum hohen Offizier“, darüber hinaus „Frauen und Mädchen ... in großer Zahl“. ⁷¹ Sozialisten allerdings, vermutete Karl Hampe, dürften „wohl nicht allzu viele“ dort gewesen sein.⁷²

Margarethe Schmidt, die ebenfalls an der Versammlung teilgenommen hat, fand die Ansprachen „ernst und begeisternd“. ⁷³ Die in den Zeitungen betonte Einigkeit der verschiedenen Gesellschaftsschichten findet ihre Entsprechung im Einheitsappell der Redner: Ernst Walz erinnerte an die „Begeisterung, die durch das ganze deutsche Reich ohne Rücksicht auf der politischen Gesinnung geht“; und Eberhard Gothein hoffte, „daß über allen Parteihader und alle soziale Zerklüftung hinweg die Einmütigkeit des Volkes zu Tage tritt“. ⁷⁴ Der Wunsch nach innerer Einheit und der gleichzeitige Versuch, sie durch publizistische Aktion zu stiften, ist ein Hauptmotiv der Kriegsreden von 1914. Einer der rhetorischen Hebel dafür ist der Glaube an einen gerechten Verteidigungskrieg: Stürmischen Beifall erhielt Hermann Oncken für die Feststellung, Deutschland habe „bis in die letzten Stunden hinein die Pflicht des Friedens erfüllt.“ ⁷⁵ Ernst Troeltsch erklärte, Deutschland sei das Opfer einer „verbrecherische[n] Verschwörung“, angegriffen aus „Neid und Haß der Fremden“. ⁷⁶ Die Ursache des Krieges seien panslawistische Expansionsbestrebungen Russlands sowie die Revanchesucht der Franzosen. Letzteren immerhin gestand er das Prädikat einer geistvollen Nation zu, während Russland mit Chauvinismen wie der „asiatische[n] Tücke“ und „barbarische[n] Wut“ belegt wurde. ⁷⁷

Troeltsch, dessen Rede als der „Höhepunkt des Abends“ galt, ist überzeugt, dass Deutschland einen gerechten Kampf gegen einen moralisch niederträchtigen Gegner führt. ⁷⁸ „Seit gestern sind wir ein Volk in Waffen“, erklärt er und betont die existenzielle Dimension des Krieges: es gehe jetzt um „den Hals“. Doch nicht allein um „Sein und Leben“ habe man zu kämpfen, sondern „für die Freiheit und Menschenwürde“. ⁷⁹ Diese Argumentation ist insofern bemerkenswert, als die angeführten Werte als Errungenschaften der westlichen Zivilisation und damit nicht selbstverständlich als deutsch gelten. Aber Troeltsch löst das Problem, indem er „Freiheit“ in eine „deutsche Freiheit“ umdefiniert, die – angelehnt an Luther – die „innere Freiheit des deutschen Bürgers“ sei. Diese Freiheit ist streng zu unterscheiden von der liberal-demokratischen Regie-

rungsform – denn den modernen Staat, so Troeltsch, könnten „nur eine starke zentrale Leitung und eine geordnete Disziplin tragen“. Die Manifestation dessen sieht er in der neuen inneren Einheit Deutschlands: „Da steht alles auf von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, wie ich nie gezweifelt habe.“⁸⁰

Wenn die deutschen Kriegsredner sich an der geschichtsphilosophischen Einordnung des Weltkrieges versuchen, nehmen sie oft Hegel zu Hilfe: Troeltsch etwa erkennt eine Kriegs- und Friedensdialektik in der Geschichte, der zufolge – etwa im Rhythmus eines halben Jahrhunderts – Kriege unvermeidlich seien. Der bevorstehende erscheint ihm als „dritter schlesischer Krieg“, dazu erinnert er an die „deutsch[e] Erhebung“ von 1813. Die Friedenszeit dagegen sieht Troeltsch als „Täuschung“ und – trotz allen materiellen Wohnstands – als eine Zeit des Verfalls:

„Es scheint, als ob der arbeitende und denkende Geist, seine Forderungen und Voraussetzungen, allein die Welt bedingten, als ob eine selbsttätige Entwicklung alles von selber mit Notwendigkeit durch die Macht des Geistes vorwärtstreibe und unendlich großen Zielen der Menschheitskultur entgegenführe. Das sind die großen Friedenstäuschungen. In Wahrheit kommt stets der Punkt, wo diese geistige Entwicklung verteidigt und behauptet werden muß durch die entschlossene Tat und den Einsatz des Lebens.“

Das Leben im Frieden ist zu einem Leben im Falschen geworden, dem zu entkommen geradezu eine Pflicht ist.⁸¹

Kurt Flasch hat gezeigt, wie die Intellektuellen zum Teil an ihrem eigenen Verstand vorbeierargumentierten.⁸² Auch Ernst Troeltsch bildet hier keine Ausnahme: Mit bemerkenswerter Weitsicht schätzt er die Schrecken des technisierten Krieges realistisch ein. Er erkennt, dass das „dramatische Heldentum“ angesichts der „technischen, mühseligen Waffen des modernen Krieges“ der Vergangenheit angehört und es keinen Anlass gibt, den bevorstehenden Krieg zu romantisieren – und verkündet trotzdem anschließend, das alles sei „einerlei“: „die Losung ertönt mit allem Zauber männlichheldischer Gesinnung: Zu den Waffen, zu den Waffen!“⁸³

Bei Troeltsch wird der Krieg zum transzendentalen Erlebnis, weil er die Gewichte im Verhältnis von Rationalismus und Glauben zugunsten des letzteren verschiebe. „Heute wagt sich überall der Glaube hervor, der wohl überhaupt nicht so tot ist, wie es scheint“, triumphiert der Theologe und erhofft sich ein Wiederaufkommen der Religiosität und die Herstellung einer sittlichen Weltordnung. „Ohne Glauben gibt es keinen Sieg“, zeigt sich Troeltsch überzeugt und erwartet vom bevorstehenden Krieg einen moralischen Aufbruch.⁸⁴ Er ist nicht der einzige Intellektuelle, für den die geistige Mobilmachung zugleich eine geistliche ist. Wenn man die Predigt des Heidelberger Bezirksrabbiners Pinkuss liest, stößt man auf eine ganz ähnliche Argumentation – vertritt jener doch gar den Standpunkt, der Krieg habe, noch vor jeder Kampfhandlung, „uns zu besseren Menschen gemacht“.⁸⁵ Entsprechend verwundert es nicht, dass unter den Heidelberger Professoren, die sich während des Krieges politisch äußerten, die (protestantischen) Theologen am aktivsten waren.⁸⁶ Die erhoffte Wirkung blieb nicht aus: Zwar lässt sich die moralische Besserung der Gläubigen schwerlich nachweisen, doch zeigt sich ein nicht unbedeutender Anstieg zumindest bei den protestantischen Kirchenbesuchen im Jahr 1914.⁸⁷

Die Rechtfertigung des Krieges als aufgezwungener Verteidigungskampf, seine zauberhafte Hervorbringung einer „Volksgemeinschaft“, die Hoffnung auf einen rei-

nigenden Effekt – all das sind die Sinnstiftungsversuche einer intellektuellen Elite, die sich um ein geistiges ‚nation building‘ bemüht. Troeltsch, der auch nach seinem Wechsel 1915 von Heidelberg nach Berlin einer der umtriebigen Publizisten blieb und seinen Vortrag vom 2. August in überarbeiteter Form wenig später drucken ließ, sah sich in einer Reihe mit Arndt, Fichte und Schleiermacher. Man darf sich über Intellektuelle wie Troeltsch, Gothein oder Marianne Weber nicht täuschen: Sie als rückwärts-gewandte Nationalisten abzuurteilen ist weder sachlich richtig – tatsächlich galten die Heidelberger Gelehrten als relativ liberal –, noch beantwortet es die Frage, warum sie den Krieg deuteten, wie sie ihn deuteten.⁸⁸ Wenn Troeltsch große Dualismen aufbaut (Kultur versus Barbarentum, Geist versus Tat), wenn er dem westlichen Liberalismus eine „deutsche Freiheit“ entgegenstellt, besonders aber, wenn er angesichts der Rationalisierungstendenzen seiner Zeit eine Wiederkehr der Religion herbeisehnt – dann steckt dahinter mehr als die opportune Rechtfertigung einer politischen Angelegenheit. Vielmehr scheint es, als ob die deutschen Intellektuellen im Weltkrieg die letzte Gelegenheit erblickten, der von Max Weber nicht viel später so bezeichneten „Entzauberung“ der Welt Einhalt zu gebieten und sich gegenüber dem Herandrängen einer als bedrohlich empfundenen Moderne zurück in die Vergangenheit zu flüchten.

Der Krieg bedeutete ihnen das Ende des westlichen Modernisierungsweges:⁸⁹ „So zerbrechen auch uns heute alle rationellen Berechnungen“, erklärt Troeltsch. Nun könne man wieder „das Ungeheure, das Unberechenbare, die Fülle des Möglichen“ kosten. Im Krieg kämen die „einfache[n] Urgefühle des Menschen wieder in die Höhe.“⁹⁰ Vor diesem Hintergrund wird deutlich, wie umfassend der von Gothein in seiner Rede formulierte Wunsch gemeint war: „... eine große geistige und seelische Läuterung, das ist es, was wir von diesem Kriege erwarten und erhoffen“.⁹¹

Die Kundgebung bekräftigte laut Heidelberger Zeitung, „daß unsere Begeisterung für diesen Krieg kein leerer Rausch ist, sondern der Ausdruck der festen Ueberzeugung, daß es einen Kampf zu bestehen gilt, bei dem es sich für uns um Sein oder Nichtsein handelt“.⁹² Ganz sicher war das ihr Zweck gewesen, und von der Wirkung der Reden zeugen die Presseberichte über den frenetischen Jubel des Publikums, die herangezogenen Vergleiche mit Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ und die Aufzeichnungen der Teilnehmer.⁹³ Die Veranstaltung wurde immer wieder von Beifall und Bravorufen unterbrochen, zwischen den Reden sang man das Deutschlandlied oder „Die Wacht am Rhein“. Am Abend des 2. August war das Publikum ohne Zweifel kriegsbegeistert.

Die Veranstaltung in der Stadthalle kann als Auftakt zumindest der lokalen „geistigen Mobilmachung“ gelten, die sich in Heidelberg in einer regen kriegspublizistischen Tätigkeit, in den anfangs wöchentlich stattfindenden wissenschaftlichen Kriegsvorträgen und den „Vaterländischen Volksabenden“ bis in das Jahr 1918 fortsetzte und das breite Engagement der Intellektuellen in diesem Krieg abbildet. Seine relative Liberalität bestätigte das akademische Heidelberg der Vorkriegszeit allenfalls darin, dass sich die Professoren hier tatsächlich nicht an der alldeutschen Kriegszieldebatte beteiligten, sondern auf der Seite der gemäßigten „liberalen Imperialisten“ standen, die gegen Ende des Krieges demokratische Reformen forderten und sich in der Erklärung „Gegen die ‚Vaterlandspartei‘“ für Reichskanzler Bethmann-Hollweg einsetzten.⁹⁴

Trotzdem kann die Haltung der produktivsten Publizisten Alfred und Max Weber, Hermann Oncken, Ernst Troeltsch, Alfred Hettner und Arnold Ruge nur als kriegsbefürwortend bis kriegsbegeistert beschrieben werden: Keiner von ihnen hätte Max Weber widersprochen, der den Krieg „groß und wunderbar“ fand.⁹⁵

Schluss

„Alles ist in Fieber Erwartung Begeisterung und Angst des nahen Krieges“, schrieb Friedrich Gundolf am 25. Juli 1914 aus Heidelberg an Stefan George und suchte damit die Diversität der Empfindungen während der Julikrise in einen Satz zu fassen.⁹⁶ Der Blick in die Quellen hat diese Vielfalt der Reaktionen und damit die Annahme der revisionistischen Forschung bestätigt: Auch in Heidelberg hat es einen ausnahmslosen vaterländischen Jubel im Sinne des klassischen „Augusterlebnis“-Narrativs nicht gegeben; die Stimmungslage in der Bevölkerung reichte vielmehr von Begeisterung und Entschlossenheit über Furcht und Panik bis hin zu offener Kriegsgegnerschaft. Dabei haben sich zum einen Stimmungen überlagert – so gibt es vor Kriegsausbruch vaterländische Umzüge ebenso wie eine Friedenskundgebung, nach Kriegsausbruch demonstrative Entschlossenheit gleichzeitig mit panischen Hamsterkäufen. Zum anderen treten bestimmte Phänomene in verschiedenen Phasen unterschiedlich stark auf: Während der Julikrise existierten patriotischer Enthusiasmus neben Angst und Panik, vor allem aber hielt eine große Anspannung die Massen in Atem – und auf den Straßen, was nicht zwangsläufig auf den Ausdruck persönlicher Begeisterung zurückzuführen, sondern häufig schlicht der Neugier und dem Informationsbedarf geschuldet ist. Nach Kriegsausbruch schien unmittelbar Jubel zu dominieren und anschließend Ernst und Entschlossenheit zu überwiegen. Dass aber zugleich die Angst der Menschen nicht verschwand, belegen hysterische Verhaltensweisen, etwa gegenüber vermeintlichen Spionen.

Als weiteres Differenzierungskriterium hat sich bestätigt, dass die Reaktionen auf den Kriegsbeginn von der Gesellschaftsschicht abhängig sind. Das Ausmaß des patriotischen Jubels in Heidelberg erklärt sich aus der Sozialstruktur der Stadt: Die Heidelberger Kriegsbegeisterung war eine bürgerliche, präziser noch: eine akademische. Man musste schon Akademiker sein, um im Kriegsausbruch so etwas wie die ‚Wirklichkeit der sittlichen Idee‘ zu erblicken. Die Tradierung eines bestimmten Bildes vom August 1914 ist nicht zuletzt der Deutungshoheit der Bildungsbürger im öffentlichen Diskurs geschuldet. Die Projektion der individuellen Erfahrung auf die Gesamtgesellschaft – bestätigt durch Nachrichten wie den Burgfriedensschluss und eine Kundgebung, in der man ekstatische Massen beobachten konnte – ist dabei vielleicht weniger intendierte Propaganda als Selbsttäuschung. In ihrer „Einheitssucht“⁹⁷ haben Intellektuelle ihre Version des Augusts 1914 so oft reproduziert und verbreitet, dass sie auch aus der kollektiven Erinnerung nicht mehr verschwand. Dass die Entstehung des Mythos vom „Augusterlebnis“ damit nicht hinreichend erklärt ist, steht außer Frage.

Wenn zusammenfassend gesagt werden kann, dass die Kriegsbegeisterung der Bevölkerung in Heidelberg größer war als in anderen Städten, dann ist das durchaus keine Widerlegung der Relativierungsthese, sondern gerade ihre Bestätigung: Inso-

weit die Begeisterung bei Bildungsbürgern größer war als bei der Arbeiterschaft, in der Stadt größer als auf dem Land und – wie zu vermuten ist – im protestantischen Milieu größer als im katholischen, haben sich die aus dem bisherigen Forschungsdiskurs abgeleiteten Voraussagen als gültig erwiesen. In Heidelberg liegen die Reaktion der Bevölkerung auf den Kriegsbeginn und dessen Deutung durch einzelne Intellektuelle dicht beieinander: Das Fallbeispiel belegt eindrücklich auch den inneren Zusammenhang beider Phänomene.

Anmerkungen

- 1 Heidelberger Neueste Nachrichten (HNN) Nr. 176 vom 31.7.1914.
- 2 Vgl. Heidelberger Tageblatt (HT) Nr. 176 vom 31.7.1914.
- 3 HNN Nr. 178 vom 3.8.1914. Zur Falschmeldung, die vom „Berliner Lokalanzeiger“ ausging und vielerorts in Deutschland für Aufregung sorgte, vgl. Jeffrey Verhey: *Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft*, Hamburg 2000, S. 85.
- 4 Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1866–1918*. Bd. 2: *Machtstaat vor der Demokratie*, München 1992, S. 778.
- 5 Jeffrey Verhey: Art. „Augusterlebnis“, in Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz (Hgg.): *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn 2003, S. 357–360, Zitat S. 358. Neben Verheys umfassender Studie (s. Anm. 2) sind die folgenden regional- und schichtenspezifischen Untersuchungen zu beachten: Volker Ullrich: *Kriegsalltag. Hamburg im ersten Weltkrieg*, Köln 1982; Michael Stöcker: „Augusterlebnis 1914“ in Darmstadt. *Legende und Wirklichkeit*, Darmstadt 1994; Christian Geinitz: *Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft. Das Augusterlebnis in Freiburg. Eine Studie zum Kriegsbeginn 1914*, Essen 1998; Benjamin Ziemann: *Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914–1923*, Essen 1997; sowie Wolfgang Kruse: *Krieg und nationale Integration. Eine Neuinterpretation des sozialdemokratischen Burgfriedensschlusses 1914/15*, Essen 1993.
- 6 Vgl. für die ältere Forschungsposition beispielhaft Nipperdey (wie Anm. 4), S. 779 und zusammenfassend Thomas Rohkrämer: *August 1914 – Kriegsmentalität und ihre Voraussetzungen*, in Wolfgang Michalka (Hg.): *Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse*, München, Zürich 1994, S. 759–777, bes. 759–761. Dementgegen Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Bd. 4: *Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914–1949*, München 2008, S. 15–19; Geinitz (wie Anm. 5), S. 159–173; Wolfgang Kruse: *Die Kriegsbegeisterung im Deutschen Reich zu Beginn des Ersten Weltkrieges. Entstehungszusammenhänge, Grenzen und ideologische Strukturen*, in Marcel van der Linden, Gottfried Mergner (Hgg.): *Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. Interdisziplinäre Studien*, Berlin 1991, S. 73–87.
- 7 Wolfgang J. Mommsen: *Die Urkatastrophe Deutschlands. Der Erste Weltkrieg 1914–1918* (Gebhardt. Bd. 17), Stuttgart 102004, S. 35.
- 8 Vgl. zusammenfassend Volker Ullrich: Art. „Kriegsbegeisterung“, in Hirschfeld, Krumeich, Renz (wie Anm. 5), S. 630f., außerdem Geinitz (wie Anm. 5), S. 133, Ziemann (wie Anm. 5), S. 39–52, ferner Sven Oliver Müller: *Die Nation als Waffe und Vorstellung. Nationalismus in Deutschland und Großbritannien im Ersten Weltkrieg*, Göttingen 2002, S. 62–65.
- 9 Vgl. Eike Wolgast: *Die Universität Heidelberg 1386–1986*, Berlin u.a. 1986, S. 120f.
- 10 Zur Bevölkerungszahl vgl. *Statistisches Jahrbuch für das Großherzogtum Baden*. Hg. vom Großherzoglichen Statistischen Landesamt. Jg. 39, Karlsruhe 1912, S. 363f. Die Stärke der Nationalliberalen mögen beispielhaft die Ergebnisse der letzten Reichstagswahl vor dem Krieg belegen, bei der im Wahlkreis Heidelberg – Eberbach – Mosbach 43 % der Stimmen auf die Nationalliberale Partei entfielen (SPD: 28,9 %, Zentrum: 24,2 %; Wahlbeteiligung: 84,2 %) – bei einem reichsweiten Ergebnis von gerade einmal 11,3 %. Vgl. Gerhard A. Ritter (Hg.): *Wahlgeschichtliches Arbeitsbuch. Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1871–1918*, München 1980, S. 42.
- 11 Die Presselandschaft im Kaiserreich war klar parteipolitisch ausgerichtet. Das „Heidelberg Tageblatt“ war 1884 aus dem „Heidelberg Generalanzeiger“ entstanden und nannte sich

selbst „Bürger-Zeitung“. Nach eigenen Angaben war sie die „verbreitetste Tageszeitung Heidelbergs“. Die bereits seit 1861 erscheinende „Heidelberger Zeitung“ (HZ) bezeichnete sich als „Unabhängige Tageszeitung“; ihre Umbenennung in „Badische Post, Landesorgan der Deutschen Liberalen Volkspartei Badens“ im Jahr 1919 klärt zugleich die politische Ausrichtung des Blattes. Jene „Badische Post“ wiederum ging 1924 in den 1910 aus dem 1862 gegründeten „Heidelberger Anzeiger“ hervorgegangenen „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ auf. Mit dem „Pfälzer Boten für Stadt und Land“ (PB) gab es in Heidelberg darüber hinaus bereits seit 1866 eine katholische Zeitung, die zumindest dem Selbstverständnis nach „im Kampf für Thron und Altar in vorderster Reihe“ stand und darum „das von Liberalismus und Sozialdemokratie bestgehaßte Blatt im Lande“ (PB Nr. 209 vom 15.9.1910) gewesen sei. Ein sozialdemokratisches Presseorgan wurde mit der „Volkszeitung“ erst 1919 gegründet.

- 12 Rhein-Neckar-Zeitung Nr. 172 vom 29.7.1964.
- 13 Stadtarchiv Heidelberg (StAH) H 250. Aus der Meldekartei der Stadt Heidelberg geht hervor, dass Margarethe Schmidt (1863–1938) aus Pommern stammte und erstmals 1910 in Heidelberg gewohnt hatte. Zum Zeitpunkt des Kriegsbeginns lebte sie im damals noch nicht eingemeindeten Rohrbach, von 1915 bis zu ihrem Tod in Heidelberg. Schmidt war evangelischer Konfession und blieb unverheiratet. Ihr am 27. Juli 1914 begonnenes Tagebuch ist vollständig erhalten und füllt mehrere Hefte bis ins Jahr 1919. Briefkorrespondenzen aus der Nachkriegszeit lassen auf eine völkisch-alldeutsche Gesinnung Schmidts schließen. Zeitweise war sie wohl Mitglied der Deutschnationalen Volkspartei. – An dieser Stelle bin ich Günther Berger für das Bereitstellen eines Transkripts wie überhaupt für vielfache Unterstützung bei der Quellenrecherche zu Dank verpflichtet.
- 14 Zur methodischen Problematik vgl. Verhey (wie Anm. 3), S. 28–45.
- 15 Vgl. dazu Christian Jansen: Professoren und Politik. Politisches Denken und Handeln der Heidelberger Hochschullehrer 1914–1935, Göttingen 1992, S. 142.
- 16 HT Nr. 172 vom 27.7.1914.
- 17 Friedrich Gundolf: Brief an Stefan George vom 25.7.1914, in Stefan George – Friedrich Gundolf. Briefwechsel. Hg. von Robert Boehringer, München, Düsseldorf 1962, S. 253.
- 18 Schmidt (wie Anm. 13), S. 1.
- 19 Die Abwechslung von Phasen unterschiedlicher Stimmungen hat Verhey (wie Anm. 3), S. 54–119, auch für andere Städte festgestellt.
- 20 HNN Nr. 176, 177, 178 vom 31.7., 1.8. und 3.8.1914.
- 21 HZ Nr. 176 vom 31.7.1914.
- 22 Ebd.
- 23 HNN Nr. 176 vom 31.7.1914.
- 24 „Die Spannung, mit der man die Mobilmachung erwartete, war ungeheuer“, hält der Heidelberger Historiker Karl Hampe in seinem Kriegstagebuch fest. Karl Hampe: Kriegstagebuch 1914–1919. Hg. von Folker Reichert und Eike Wolgast, München 2004, S. 97. Vgl. außerdem HT Nr. 172, 177 und 178 vom 27.7., 31.7. und 3.8.1914; PB Nr. 174 vom 31.7.1914.
- 25 HT Nr. 178 vom 3.8.1914.
- 26 HT Nr. 177 vom 1.8.1914.
- 27 HNN Nr. 178 vom 3.8.1914.
- 28 Marianne Weber: Der Krieg als ethisches Problem, in dies.: Frauenfragen und Frauengedanken. Gesammelte Aufsätze, Tübingen 1919, S. 158.
- 29 HNN Nr. 178 vom 3.8.1914, vgl. das Flugblatt zur Ankündigung in StAH UA 167/2.
- 30 Vgl. HT Nr. 183 vom 8.8.1914.
- 31 Eine Ankündigung der Veranstaltung findet sich in HNN Nr. 174 vom 29.7.1914, der Bericht in Nr. 175 vom 30.7.1914 sowie in HZ Nr. 175 vom 30.7.1914.
- 32 HT Nr. 266 vom 13.11.1928. Maier muss sich in seiner Erinnerung im Datum irren: Die Zeitungen berichteten schon am 30. Juli über die Veranstaltung des Vorabends.
- 33 Die HZ weiß von 250 bis 300 Personen – gegenüber zweitausend Menschen, die einen Tag später jubelnd durch die Hauptstraße zogen. Vgl. HZ Nr. 175 vom 30.7.1914.
- 34 Vorwärts Nr. 206 vom 31.7.1914.
- 35 „An vielen Stellen kam es zu begeisterten Kundgebungen, und der Sturmgesang der ‚Wacht am Rhein‘ erbrauste wieder wie 1871.“ HT Nr. 177 vom 1.8.1914.
- 36 HZ Nr. 177 vom 1.8.1914.
- 37 PB Nr. 175 vom 1.8.1914.

- 38 HNN Nr. 177 vom 1.8.1914.
- 39 HT Nr. 178 vom 3.8.1914.
- 40 HNN Nr. 178 vom 3.8.1914.
- 41 PB Nr. 176 vom 3.8.1914.
- 42 HZ Nr. 178 vom 3.8.1914.
- 43 HNN Nr. 177 vom 1.8.1914; PB Nr. 175 vom 1.8.1914.
- 44 HT Nr. 177 vom 1.8.1914.
- 45 HT Nr. 178 vom 3.8.1914.
- 46 Vgl. HNN Nr. 178 und PB Nr. 176 vom 3.8.1914.
- 47 Fritz Sartorius im HT Nr. 179 vom 2.8.1924.
- 48 Vgl. Verhey (wie Anm. 3), S. 155–157.
- 49 Vgl. das Schreiben des Bezirksamts vom 3.8.1914 (StAH UA 167/2), in dem Höchstpreise für „alle wichtigeren Nahrungsmittel“ erwogen werden.
- 50 Vgl. etwa den Aufruf der Stadt vom 3.8. (HT Nr. 178), in dem „vor unbesonnenen Ankäufen“ von Lebensmitteln gewarnt wird; das ganze Land sei „auf absehbare Zeit versorgt“, sowie die am 30.7. und erneut am 4.8. veröffentlichte Bekanntmachung über die Garantie der Spareinlagen (HT Nr. 178, HZ Nr. 180).
- 51 Vgl. Sartorius (wie Anm. 47).
- 52 Vgl. die amtlichen Regelungen zur Überwachung von Ausländern, StAH UA 167/2 sowie zur Exmatrikulation HNN Nr. 181 vom 5.8.1914.
- 53 HZ Nr. 178 vom 3.8.1914, PB Nr. 178 vom 5.8.1914.
- 54 Wolfgang Kruse: Kriegsbegeisterung? Zur Massenstimmung bei Kriegsbeginn, in ders. (Hg.): Eine Welt von Feinden. Der große Krieg 1914–1918, Frankfurt a. M. 1997, S. 159–166, hier S. 163.
- 55 PB Nr. 176 vom 3.8.1914 und Nr. 178 vom 5.8.1914.
- 56 Schmidt (wie Anm. 13), Einträge vom 2. und 3.8.1914, S. 3–5.
- 57 Sartorius (wie Anm. 47).
- 58 HZ Nr. 179, 180 und 181 vom 4., 5. und 6.8. 1914.
- 59 HT Nr. 179 vom 5.8.1914. Der Leser bezieht sich auf das englische Vorbild aus dem Burenkrieg.
- 60 HZ Nr. 181 vom 6.8.1914.
- 61 Die Bürgerwehr trat ihren Dienst am 6. August an (vgl. die Meldung des PB Nr. 179 vom selben Tag). Siehe außerdem StAH UA 185/5.
- 62 HZ Nr. 179 vom 4.8.1914.
- 63 Hampe (wie Anm. 24), Eintrag vom 9.8.1914, S. 104.
- 64 Schmidt (wie Anm. 13), Eintrag vom 1.8.1914, S. 2.
- 65 Eberhard Gothein an seine Frau Marie Luise, Brief vom 26.7.1914, in Michael Maurer (Hg.): Im Schaffen genießen. Der Briefwechsel der Kulturwissenschaftler Eberhard und Marie Luise Gothein (1883–1923), Köln, Weimar, Wien 2006, S. 442.
- 66 HNN Nr. 178 vom 3.8.1914. Vgl. zur Kundgebung vom 2. August auch den Aufsatz von Reinhard Riese in diesem Band.
- 67 Kurt Flasch: Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg. Ein Versuch, Berlin 2000. Flasch widmet Ernst Troeltschs Heidelberger Rede vom 2.8. ein eigenes Kapitel, vgl. S. 36–47.
- 68 Vgl. Folker Reichert: Wissenschaft und „Heimatfront“. Heidelberger Hochschullehrer im Ersten Weltkrieg, in Armin Kohnle, Frank Engehausen (Hgg.): Zwischen Wissenschaft und Politik. Studien zur deutschen Universitätsgeschichte, Stuttgart 2001, S. 494–520. Bei Reichert findet sich eine Aufstellung über sämtliche dieser Volksabende, S. 517ff.
- 69 Ebd., S. 494–497.
- 70 HT Nr. 178 vom 3.8.1914.
- 71 HNN Nr. 178 vom 3.8.1914.
- 72 Hampe (wie Anm. 24), Eintrag vom 2.8.1914, S. 97.
- 73 Schmidt (wie Anm. 13), Eintrag vom 2.8.1914, S. 3.
- 74 HNN Nr. 178 vom 3.8.1914.
- 75 Ebd.
- 76 Die Rede Troeltschs wurde wenig später gedruckt und wird hier in der Druckfassung zitiert. Ernst Troeltsch: Nach Erklärung der Mobilmachung. Rede, gehalten bei der von Stadt und Universität einberufenen vaterländischen Versammlung am 2. August 1914, Heidelberg 1914, hier S. 5.
- 77 Troeltsch (wie Anm. 76), S. 5, 11.

- 78 HT Nr. 178 vom 3.8.1914.
- 79 Troeltsch (wie Anm. 76), S. 3, 10.
- 80 Troeltsch (wie Anm. 76), S. 3, 10f.
- 81 Troeltsch (wie Anm. 76), S. 4f.
- 82 Vgl. Flasch (wie Anm. 67), S. 39, sowie ferner Jansen (wie Anm. 15), S. 133, demzufolge die Heidelberger Gelehrten „aus Kriegsbegeisterung ihre analytischen Fähigkeiten über Bord“ warfen.
- 83 Troeltsch (wie Anm. 76), S. 6.
- 84 Troeltsch (wie Anm. 76), S. 11f.
- 85 Pinkuss hielt seine Ansprache, die anschließend „auf vielfaches Verlangen gedruckt“ wurde, vor dem Auszug der Truppen am 8. August in der Heidelberger Synagoge (StAH UA 167/2).
- 86 Vgl. Jansen (wie Anm. 15), S. 117f.
- 87 Vgl. Lucian Hölscher (Hg.): Datenatlas zur religiösen Geographie im protestantischen Deutschland. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg. Bd. 3: Süden, Berlin, New York 2001, S. 20f.
- 88 Jansen (wie Anm. 15), S. 110f., 117.
- 89 Vgl. hierzu vor allem Alfred Weber: Gedanken zur deutschen Sendung, in ders.: Politische Theorie und Tagespolitik (1903–1933). Hg. von Eberhard Demm, Marburg 1999, S. 116–177.
- 90 Troeltsch (wie Anm. 76), S. 12.
- 91 HNN Nr. 178 vom 3.8.1914.
- 92 HZ Nr. 178 vom 3.8.1914.
- 93 HT Nr. 178 vom 3.8.1914, vgl. außerdem die Einträge von Hampe (wie Anm. 24), S. 97f. und Schmidt (wie Anm. 13), S. 3.
- 94 Vgl. Jansen (wie Anm. 15), S. 109–112, 113–117, 120.
- 95 So Weber an seinen Verleger Paul Siebeck am 28. August 1914, in Max Weber: Briefe 1913–1914. Hg. von M. Rainer Lepsius und Wolfgang J. Mommsen (Max Weber Gesamtausgabe, Bd. 8), Tübingen 2003, S. 783.
- 96 Friedrich Gundolf: Brief an Stefan George vom 25.7.1914, in George – Gundolf. (wie Anm. 17), S. 253.
- 97 Jansen (wie Anm. 15), S. 125.

Philipp Osten

Großklinikum mit Bahnanschluss

Heidelberg als Lazarettstadt im Ersten Weltkrieg

Einhundert Jahre nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs ist die Auseinandersetzung über seine Verursacher mit Vehemenz neu entbrannt. Vor fünfzig Jahren wurde kontrovers über die These des Hamburger Historikers Fritz Fischer diskutiert, der von einer Hauptkriegsschuld der deutschen Staats- und Militärführung ausging. Seine Sicht setzte sich in den folgenden Jahren der deutschen Zweistaatlichkeit durch, bis zu diesem aktuellen 100jährigen Jubiläum Darstellungen bekannter Historiker populär wurden, welche die Rolle der deutschen Außenpolitik relativieren. Die europäischen Staaten seien nach der Ermordung des österreichischen Thronfolgers in Sarajewo wie Schlafwandler aus der Dynamik der Julikrise in das Inferno getaumelt. Historiker, die auf die aggressiven Kriegsvorbereitungen in Deutschland verweisen, werden zunehmend schroff kritisiert; sie würden die Quellen der ‚Kriegsgegner‘ nicht kennen. Dem Deutschen Reich habe, eingezwängt zwischen den Bündnissen der Entente, nur der Weg in die Konfrontation offen gestanden. Es ist der Stand der Geschichtsschreibung der 1950er Jahre, der die öffentliche Meinung über den Kriegsausbruch 1914 allmählich zurückerobert. Vor allem sozialhistorische Aspekte treten in der aktuellen Debatte in den Hintergrund.

Dieser Beitrag stützt sich auf ausgewählte Archivalien aus dem Heidelberger Stadtarchiv und aus dem Universitätsarchiv sowie auf zeitgenössische Zeitungsberichte.¹ Aus gedruckten Quellen ergibt sich ein nur lückenhaftes Bild vom Heidelberger Alltag in der Zeit des Krieges. Die feierlich aufgemachten Rot-Kreuz-Berichte und die zahlreichen Chroniken – die teilweise in hoher Auflage den amtlichen Adressbüchern der Stadt beigegeben waren – schweigen über persönliches Elend, über den bald alltäglichen Hunger und über die auch mitten in der Stadt untergebrachten Kriegsgefangenen (vgl. hierzu den Beitrag von Norbert Giovannini in diesem Band). Ein wenig korrigieren die Abbildungen dieses Manko, sie stammen aus einem Fotoalbum mit dem Titel „Heidelberger Kriegsbilder“, das ebenfalls im Heidelberger Stadtarchiv liegt. Die Bilder werden dem Fotografen Max Krögel (1860–1925) zugeschrieben. Sie zeigen die Kinder, die neugierig die Übernahme ihrer Schule durch die neuen Insassen beobachten, sie dokumentieren die Menschenschlange vor der Kriegsküche und geben flüchtige Blicke auf vorüber fahrende Lazarettwagen der Straßenbahn wieder.

Heidelberg ging gut vorbereitet in das Jahr 1914. Militärische Brauchtumspflege prägte das Vereinsleben der Stadt, von Veteranenvereinigungen über den Vaterländischen Frauenverein zur Vorbereitung der Kriegsrankenpflege (unter dem Vorsitz der Gattin des Bürgermeisters), Militärvereine mit weit über 1000 Mitgliedern bis hin zum Flottenverein Deutscher Frauen existierten über dreißig verschiedene Gruppierungen, die in ihren wöchentlichen Versammlungen die geistige Mobilmachung vorantrieben. Vortragsreigen zum 100. Jubiläum des Aufbegehrens gegen die

Napoleonischen Truppen in den sogenannten Befreiungskriegen (1813–1815) bestimmten die Erinnerungskultur. Der Historiker Hermann Oncken (1869–1945) „führte in mächtigen, großgeschauten Bildern von der tiefsten Erniedrigung Deutschlands durch die geistige und sittliche Vorbereitung des Befreiungskriegs zu dem Jahre der Tat und beleuchtete seine Ergebnisse für die deutsche Nation“, resümierte die Chronik der Stadt Heidelberg des Jahres 1913.²

Diese patriotisch-bellizistische Grundstimmung kann, trotz der zahlreichen gekrönten Häupter, die den Vereinen als Schirmherrinnen und Schirmherren dienten, nicht mit konkreten staatlichen Kriegsvorbereitungen gleichgesetzt werden. Anders verhält es sich bei der möglichen Bereitstellung öffentlicher Gebäude im Kriegsfall. Vor allem die zahlreichen, seit der Jahrhundertwende neu errichteten Schulen und Bildungsbauten, unter anderem das Lehrerseminar (die heutige Pädagogische Hochschule), waren besonders geeignet, als Massenquartiere verwendet zu werden. Heidelberg bot eine Besonderheit, die es dazu prädestinierte, sich im Kriegsfall in eine Lazarettstadt zu verwandeln. Hier gab es ein Großklinikum mit Bahnanschluss und darüber hinaus zahlreiche Hotels und Pensionen, die kurzfristig requiriert werden konnten. Im Schnitt gab es während der Kriegsjahre dreißig Lazarette in der Stadt. 3000 Lazarettbetten standen bereits bis Ende 1914 zur Verfügung, damit lag Heidelberg vor der Industriestadt Mannheim, die knapp 2800 Lazarettbetten bereitstellte. Vergleichbar war die Heidelberger Situation nur mit der Lage in der anderen badischen Universitätsstadt: Auch in Freiburg waren die Bahngleise nahe an die Kliniken gebaut worden. Im Verlauf des Krieges wuchs die Lazarettkapazität an beiden Orten auf jeweils ca. 4500 Betten. Das sagt noch wenig über die tatsächliche Belegung aus. Aber allein in der Psychiatrischen Klinik wurden zwischen 1914 und 1918 knapp 4000 Soldaten behandelt.

Einzig der Transportbericht des Roten Kreuzes gibt annähernd Aufschluss über den Umfang der Versorgung. Zwischen 1914 und 1918 trafen allein am Güterbahnhof 225 große Lazarettzüge ein, über 66 000 Verwundete wurden von dort und vom Hauptbahnhof aus transportiert.³ Straßenbahnwagen wurden so umgebaut, dass mehrere Krankentragen hintereinander eingehängt werden konnten. Nur durch ein Dach geschützt, wurden die Verwundeten für alle Passanten sichtbar durch die Stadt gefahren (vgl. den Text von Katharina Lustgarten).

Erster Vorbote drohender Kriegsgefahr war ein mit dem Vermerk „Geheim“ versehenes Schreiben des Karlsruher Kultusministeriums, das den Engeren Senat der Universität Heidelberg am 16. Februar 1914 erreichte.⁴ Darin ging es um das Kollegienhaus (es bildete die südliche Begrenzung des Universitätsplatzes und wurde 1929 für den Bau der Neuen Universität abgerissen). Ursprünglich als Musäum (Gesellschaftshaus gebildeter Stände) gebaut, ging es Anfang des 20. Jahrhunderts in den Besitz der Universität über. Bei der Übergabe an die Hochschule war versäumt worden, auf alte Verträge aus den 1890er Jahren hinzuweisen, nach denen das Gebäude im Kriegsfall als Vereinslazarett für den Frauen- und Männerhilfsverein Heidelberg dienen sollte. Da die drei als Lazarette vorgesehenen Schulen im Ernstfall nicht ausreichen würden, bat das Ministerium die Universität, ihm das Kollegienhaus freiwillig als Lazarett zu

überlassen. Unverzüglich kam der akademische Senat dieser Bitte nach. Zu einer Nutzung als Lazarett kam es jedoch nicht. Mit der 1903 errichteten Stadthalle stand ein weit großzügigeres Gebäude als Vereinslazarett zur Verfügung. Der Briefwechsel vom Februar 1914 belegt lediglich die immer konkreter werdenden Vorkehrungen für den Kriegsfall.

Der nächste Schritt der Vorbereitungen vollzog sich am 20. Mai 1914. An diesem Termin erklärte sich das großherzogliche Ministerium für Kultus und Unterricht auf Drängen des Territorialdelegierten der freiwilligen Krankenpflege beim Innenministerium bereit, die Vangerowschule sowie die Schulhäuser I (Sandgasse), III (Landhausstraße) und IV (Neuenheim) im Mobilmachungsfalle als Lazarette zur Verfügung zu stellen.⁵ Wohlgemerkt, dieser Schritt vollzog sich noch vor Beginn der Julikrise. Am 9. Juni 1914 wurde die Stadt offiziell darüber in Kenntnis gesetzt.

In der vollbesetzten Stadthalle begingen Universität und Stadt am 2. August 1914 offiziell den Kriegsbeginn mit einer vaterländischen Kundgebung. Und wiederum sprach, neben dem Bürgermeister, dem Prorektor und dem Theologen Ernst Troeltsch, der Historiker Hermann Oncken. Der Prorektor fand ernste Worte, Troeltsch predigte und Oncken wetterte gegen Russland.⁶ Nach dem Absingen vaterländischer Lieder wurde zusammengeräumt, bereits für den folgenden Tag hatte die Stadt die Nutzung der Stadthalle als Lazarett zugesagt. Kandelaber und Kronleuchter wurden gegen einzeln herabhängende Glühbirnen ausgetauscht, die mit Intarsien versehenen Türen wurden durch Wollvorhänge ersetzt und dicke Moltontücher schützten die Wandgemälde. Die Stadthalle war im Jahr 1913 erstmals ausgebucht gewesen. Zehn Jahre nach der Fertigstellung begann sich der teure Bau zu amortisieren, dessen Kosten lange vor der Fertigstellung explodiert waren, unter anderem auch durch den Einbau einer 25000 Goldmark teuren Konzertorgel der Durlacher Firma Voigt, deren Konstruktion knapp ein Viertel der für den Innenausbau des Gebäudes vorgesehenen Gelder verschlungen hatte. Die Heidelberger Stadträte hatten von einem Festspielhaus geträumt, von einem „Bayreuth am Neckar“.



Abb. 1: Die Landhauschule wird zum Lazarett (Stadtarchiv Heidelberg)

Der Nationalökonom Max Weber, Begründer der modernen Soziologie und als Oberleutnant der Landwehr Präsident der Heidelberger Reserve-Lazarettkommission, zog gemeinsam mit dem städtischen Oberrevisor Winterer, dem Oberstabsarzt Ernst, dem Lazarett-Oberinspektor Hennig, zwei amtlichen Bausachverständigen und zwei Schulräten durch die als Lazarette vorgesehenen Schulen. Ziel war eine lückenlose Bestandsaufnahme. Der Ersatz eventueller Schäden durch die militärische Nutzung wurde selbstredend in Aussicht gestellt, bereits vorhandene Schäden aber sollten nicht geltend gemacht werden können. Akribisch protokollierte der Nationalökonom den nicht immer einwandfreien Zustand der Heidelberger Volksschulklosetts. In der Stadthalle, das belegen Fotografien, wurden die robusten Stahlbetten der Verwundeten auf kleine Korkplättchen gestellt, um das wertvolle Tafelparkett zu schonen (Abb. 2). Ebenfalls als Krankenquartiere ausersehen waren neben zahlreichen Hotels und Privatkliniken die Säle der Harmonie und die mit Kriegseintritt Großbritanniens requirierte Englische Schule (Heidelberg College). Als Offizierslazarett diente das Hotel Bellevue im Schloss-Wolfsbrunnen-Weg 1–5, das 1919 abgebrannt ist.

Überraschungen gab es bei der Belegung der Lazarette: Ausgerechnet die moderne Mönchhofscheule im gerade acht Jahre zuvor errichteten Neubau-Wohnquartier Neuenheim wurde zum Tuberkuloselazarett erklärt. Tatsächlich wurde die Tuberkulose, eine der häufigsten Todesursachen für junge Männer zu Friedenszeiten, unter den verschlechterten Ernährungsbedingungen im Krieg und befördert durch die Massenquartiere in der Etappe, zu einem gravierenden Problem, dem durch die sofortige Aussonderung von Menschen Rechnung getragen wurde, die im Verdacht standen, sich infiziert zu haben.⁷

Der Oberstabsarzt des Lazaretts Mönchhofscheule versuchte, die besorgten Stadträte zu beruhigen, die „in der Ansammlung solcher Kranker eine Gefahr erblickt[en] für die Zeit, wenn das Haus wieder seiner Bestimmung als Schule zugeführt wird“.⁸



Abb. 2: Die Stadthalle als Lazarett (Stadtarchiv Heidelberg)

Im Sinne einer medizinischen Aufklärung schrieb er, „der Lungenkranke kann auf zweifache Weise infizierendes Material abgeben und hinterlassen:

1. durch freiwilliges und unfreiwilliges Umherspucken auf den Boden und auf die Wände
2. durch Zerstreuen feinsten bazillenhaltiger Hustentröpfchen wenn er bei starken Hustenstößen den Mund nicht bedeckt [...],

die vorschriftsmäßige Desinfektion“ garantiere jedoch, „daß Räume und Mobiliar ihre Ansteckungsfähigkeit verlieren.“⁹

Bei Kriegsende wurden die Gebäudeschäden an der Mönchhofschule mit 156 000 Mark beziffert. Beim Schulhaus I in der Sandgasse waren es 85 000 Mark und die Renovierung der Landhausschule kostete von der „Beseitigung gewaltsamer Zerstörungen“ bis hin zur „Ausräucherung und Tünchung der ehemaligen Leichenkammer“ 178 000 Mark.¹⁰

Mit der Dauer des Krieges hatte das Verständnis für die Requirierung der Schulen auf Seiten der Stadt stetig abgenommen. Ende Mai 1917 stellte der Stadtrat fest, dass die Heidelberger Lazarette wenig belegt seien. Er forderte die Rückgabe des Schulhauses I und empfahl, im Bedarfsfall ein Hotel anzumieten. Die Militärverwaltung ließ durch das Kultusministerium ausrichten, die Kriegslage könne „jederzeit zu einem starken Zustrom an Verwundeten führen. [...] Die Anschauung des Stadtrates, daß es der Militärverwaltung ein Leichtes sei, ein Hotel für diesen Zweck zu ermieten, geht von irrigen Voraussetzungen aus. Hotels sind zur Unterbringung Schwerverwundeter durchaus ungeeignet“.¹¹

Die Stadt war darauf bedacht, ihre Kosten gering zu halten. Der Marstall war zu dieser Zeit ein städtisches Gebäude. Ein Teil war an die Gewerbeschule vermietet, ein unmittelbar benachbarter Teil in der Schiffgasse diente der Universität Heidelberg, die sich in alter Tradition weiterhin als Kavaliersoniversität betrachtete, als Fecht-



Abb. 3: Menschenschlange vor der Kriegsküche (Stadtarchiv Heidelberg)

schule. Beide Gebäude waren ab 1915 ebenfalls zu Lazareträumen erklärt worden. Gut 75 Jahre nach dem Auszug der letzten Kliniken aus dem Marstall wurden hier nun wieder Patienten untergebracht. Der Bau erwies sich als denkbar ungeeignet. Regelmäßig drängte der Lazarett-Inspektor die Stadt, das Dach reparieren zu lassen und die durchgerosteten Abwasserkanäle zu erneuern.¹² Die Stadt gab die Reparaturen erst im November 1918 in Auftrag. Mit zunehmender Not gastierte die Heidelberger Kriegsküche mit ihrer Gulaschkanone vor dem Marstall (Abb. 3). Um die Versorgung der Insassen zu gewährleisten, beantragte der Chefarzt des Lazaretts bei der Stadt, 50 bis 60 Schweine in den Stallungen des Marstalls halten zu dürfen.

Aus der Universitätsfechthalle war derweil ein Lazarett für Schwerverwundete und eine Sammelstelle für Liebesgaben geworden, wie die Sachspenden aus der Bevölkerung genannt wurden. Auch hier gab es Auseinandersetzungen mit der Stadt, denn das Rektorat weigerte sich, während der Lazarettnutzung der Fechtsschule weiterhin als Mieter für Strom, Gas, Wasser und die Grubenentleerung aufzukommen. Der Streit zwischen Stadt und Universität endete vor Gericht.¹³

Die Stadthalle als Lazarett

Geleitet wurde das Vereinslazarett Stadthalle zunächst von einem fünfköpfigen Team Schweizer Ärzte. Dafür hatte unter anderem Ferdinand Sauerbruch gesorgt. Der war zu dieser Zeit Ordinarius für Chirurgie in Zürich. Unverhohlen warb er in der neutralen Eidgenossenschaft für den Dienst in badischen Lazaretten. Die ersten Patienten kamen direkt von der Westfront oder aus notdürftig errichteten Feldlazaretten nach Heidelberg. Nach dem langen Transport standen Pflege, Wundversorgung und Ruhe im Vordergrund. Rechenschaftsberichte, die im Heidelberger Stadtarchiv liegen, sprechen von der Dankbarkeit der Soldaten. Doch im Herbst 1916 kehrten die Schweizer Ärzte in ihr Heimatland zurück. Ein internationales Abkommen, vermittelt vom Heiligen Stuhl und vom Roten Kreuz, ermöglichte es ausgewählten kranken und verwundeten Gefangenen aller Kriegsparteien, in der Schweiz interniert zu werden. Sie konnten sich dort frei bewegen, durften aber das Land nicht verlassen.¹⁴ Die humanitären Bemühungen Schweizer Mediziner konzentrierten sich fortan vermehrt auf die im eigenen Land errichteten Internierten-Lazarette.

Im Oktober 1916 wurde die Stadthalle der Militärverwaltung unterstellt und in ein orthopädisches Reservelazarett umgewandelt. Amputierte Soldaten sollten zu Schlossern, Tischlern, Schuhmachern und Buchbindern umgeschult werden, und nicht wenige fürchteten, dass die Rehabilitationsmaßnahmen einzig dem Zweck dienen sollten, ihnen die Invalidenrente zu kürzen. Lazarettinsassen waren Militärpersonen. Wer sich den (militär-)ärztlichen Anordnungen verweigerte, dem drohten die gleichen drakonischen Strafen wie einem Befehlsverweigerer an der Front. In Heidelberg wurde davon reichlich Gebrauch gemacht. „Es gab Zeiten“, schreibt Max Weber, „wo wochenlang an jedem Tag durchschnittlich eine Arreststrafe verhängt wurde.“ Weber sah die Straffälligkeit als „äußerliches Merkmal der soldatischen Qualität der Lazarettkranken“.¹⁵ Als Soziologe versuchte er, die Ursachen der hohen Delinquenz in Heidelberg zu erklären: Er sah sie im Müßiggang, in mangelnder Führung durch Vor-

gesetzte und in der Verwöhnung durch das „törichte Verhalten des hiesigen Publikums“, das aus Sensationsbedürfnis und „Pseudo-Patriotismus auf billige Art“ die Verwundeten in die Familien eingeladen habe.¹⁶ Besonders oft bestraft wurden die 200 „geschlechtskranken“ Lazarettinsassen, die sich nicht damit abfanden, unter Haftbedingungen eingesperrt zu sein, und die orthopädischen Patienten, die besonders langwierige Behandlungen über sich ergehen lassen mussten. Die seelische Belastung durch Amputationen, die schmerzhaften Nachbehandlungen und die Tatsache, dass er selbst durch ein eigenmächtig verhängtes Alkoholverbot zu häufigen Strafen Anlass gegeben hatte, ließ Weber ebenso wenig gelten, wie den Unmut, den er mit der Direktive erzeugt hatte, Verwundete fortan nicht mehr in Lazaretten in der Nähe ihres Heimatorts unterzubringen. Weber fürchtete, eine Solidarisierung der Bevölkerung mit den Patienten begünstige die „Auflehnung gegen die Lazarettdisziplin“.¹⁷

„Aus dem Geiste des Vertrauens, der früher im Lazarett herrschte, entwickelte sich nach und nach ein Geist des Misstrauens und der Unzufriedenheit“,¹⁸ schrieb der Professor für Paläontologie Daniel Häberle (1864–1934), der das Lazarett in der Stadthalle als Verwaltungsvorstand leitete. Der folgende Auszug aus seinem im Stadtarchiv aufbewahrten Bericht gibt seine autoritäre Sicht auf die ihm unterstellten Lazarettinsassen wieder:

„Wie bereits in früheren Jahresberichten hervorgehoben worden ist, hatte sich sowohl im Geist, als namentlich im Benehmen der Insassen nach und nach ein recht deutlich in Erscheinung tretender Wandel vollzogen und zwar keineswegs zum Guten. [...] Dies zeigte sich schon im Spätherbst 1916, nachdem wir in ein Reservelazarett umgewandelt worden waren. Bis dahin hatten wir als chir[urgisches] Aufnahmelazarett fast alle Patienten direkt von der Front oder aus Feldlazaretten erhalten. Ab und zu kam auch ein aus Heidelberg oder Umgebung stammender Verwundeter hinzu, der auf Antrag seiner Angehörigen zur Weiterbehandlung in die Stadthalle als Heimatlazarett verlegt worden war. Alle diese Leute nahmen die ihnen gebotene Ä[rtzliche] Behandlung, sorgfältige Pflege und ausreichende Beköstigung dankbaren Herzens entgegen und fühlten sich nach den an der Front gemachten Erfahrungen bei uns wohl aufgehoben. Bei der Umwandlung in ein chirurgisch-orthopädisches Reservelazarett wurde das auf einmal ganz anders und dieser Wechsel auch sofort von dem gesamten Ärzte- und Pflege- und Wirtschaftspersonal empfunden.[...] Leute, die aus kleinen Vereinslazaretten von 20–30 Betten zu uns kamen und dort etwas verwöhnt worden waren, fühlten sich vernachlässigt [...], andere fürchteten, durch Besserung ihres Zustandes infolge orthopädischer Nachbehandlung in ihrer Rente verkürzt zu werden (Rentenpsychose) [...], andere dagegen suchten, sich möglichst lange im Lazarett herumzudrücken.“¹⁹

Im November 1918 schlug die Unzufriedenheit in offene Empörung um. „Die Bilder der Fürstlichkeiten entfernten wir nachts stillschweigend aus den Räumlichkeiten, um sie vor Beschädigungen zu schützen“, schrieb Häberle über die Revolution in der Heidelberger Stadthalle. „Am Samstagmorgen erschienen Vertreter des Soldatenrates, die Ansprachen hielten und die Leute offiziell mit den Errungenschaften der Revolution bekannt machten. Die ganze Lazarettordnung war auf einmal über den Haufen geworfen worden und es gelang auch in der Folgezeit nicht mehr, sie auch nur einigermaßen wieder herzustellen. Die Leute verließen sofort ohne Urlaub in Scharen das Lazarett und gingen zu ihren Angehörigen in die Stadt oder auf die umliegenden Dörfer; nur die Bettlägerigen blieben zurück.“ Für die „politisierenden und debattierenden“ Mannschaften hatte Verwalter Häberle nur Spott übrig. Mit Kinderreigen, Musikdarbietungen und der Fortführung der bereits zu Kriegsbeginn aufgenommenen politischen Erbau-

ungsvorträge versuchte er, die Lazarettinsassen in rechte Bahnen zu lenken. Bei einer dieser Veranstaltungen (am 5. Januar 1919) dozierte der Heidelberger Oberreallehrer Adolf Mang über die Kriegsschuld Frankreichs, das „uns 1870 ohne jeden Grund überfiel [und] sich dann 43 Jahre auf den Rachefeldzug vorbereitete. [...] Deutschland als erstes Kulturvolk der Welt“, fuhr Mang fort, „sei aber unüberwindlich.“²⁰

Als Reaktion auf dieses Kulturprogramm organisierten sich die Verwundeten ihre eigenen Veranstaltungen. Auf einer Versammlung der Heidelberger Lazarettinsassen im Stadttheater ergriff der verwundete ehemalige Soldat Lacus das Wort und berichtete über das Gerücht, das Lazarett Stadthalle solle geschlossen werden. „Die Räumung der Schulen“, sagte er, „wäre verständlich und einigermaßen begründet, [...] bei der Stadthalle können solch triftige Gründe nicht ins Feld geführt werden. Das Wohlerer, die sich für die Allgemeinheit geopfert haben und die in der Stadthalle eine zweckmäßigere Behandlung haben wie anderwärts, müßte dem Interesse der Vergnügungssüchtigen vorangestellt werden.“²¹

Tatsächlich plante Häberle seit langem, die Stadthalle zu räumen. Zu diesem Zweck hatte er es den Insassen so ungemütlich wie möglich gemacht. Wer Urlaub hatte, erhielt keine Verpflegung, ob er das Bett verlassen konnte oder nicht. Die rationierten Zigaretten wurden ersatzlos gestrichen. Der Zorn entlud sich erstmals am Himmelfahrtstag (29. Mai 1919) in einer Demonstration mit anschließender Plünderung. Auf dem Universitätsplatz (damals Ludwigsplatz) kam es zu Auseinandersetzungen, als ein Fuhrwerk gewaltsam durch den Demonstrationszug fahren wollte. „Als ihm dies nicht gelang, machte der Kutscher von der Peitsche Gebrauch. Im nächsten Augenblick stürzten sich eine Anzahl Verwundeter auf den Kutscher und prügelten den Rohling mit Krücken und Stöcken ordentlich durch“, schrieb die Heidelberger Zeitung am nächsten Morgen.²² Auch über die Plünderung des Lebensmittel- und Tabaklagers der Stadthalle wurde berichtet. Verwalter Häberle behauptete, einige Insassen hätten gedroht, die Stadthalle im Falle einer Räumung „in die Luft zu sprengen“.²³ Er forderte die sofortige Schließung des Lazarets. Verständnisvoll dagegen berichteten die Zeitungen. Sie sprachen sich dagegen aus, die Kriegsverletzten ungeordnet zu entlassen. Das Wohl der schwer Verwundeten in der Stadthalle müsse „den Interessen der Vergnügungssüchtigen vorangestellt werden“. In einem verzweifelten Leserbrief appellierten die Patienten der Stadthalle an die Öffentlichkeit: „Haben wir das wirklich verdient, daß wir jetzt noch kämpfen müssen für ein Plätzchen, an dem sich unsere Wunden schließen können?“²⁴

Im Dezember 1919 hatte Verwaltungsleiter Häberle sein Ziel erreicht. Sein zynischer Bericht über den Abzug der letzten Patienten schließt mit den Worten: „Eine Träne hat ihnen niemand nachgeweint, im Gegenteil, wir atmeten auf, als das Haus endlich geräumt war.“²⁵

Nach oberflächlicher Renovierung wurde die Stadthalle im Juni 1920 wiedereröffnet. Für hochkarätig besetzte Konzerte und rauschende Feste fehlte allerdings das Geld. Die erste Nachkriegsveranstaltung im großen Saal organisierten die Zeugen Jehovas. Der Vortragstitel lautete: „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Lichte göttlicher Offenbarung. Gibt es eine begründete Hoffnung auf bessere Verhältnisse?“ Der Eintritt war frei.

Professoren im Krieg

Der Internist Ludolf von Krehl gehörte zu den bekanntesten Hochschullehrern Heidelbergs. In einer Zeit, in der Universitätsprofessoren zu den Spitzenverdienern gehörten, präsentierte er Ansehen und Wohlstand öffentlich. Krehls Villa an der Bergstraße 106–108 gehörte ebenso wie Max Webers Prachtbau am Neckarufer (Ziegelhäuser Landstraße 17) um die Jahrhundertwende zu den repräsentativen, privaten Gebäuden der Stadt.²⁶ Kurz vor Kriegsausbruch wollten Stadt und Heidelberger Universität dem Direktor ihrer Medizinischen Klinik ein Krankenhaus errichten, das sich in seinen Ausmaßen und in seinem Fassadenschmuck an einem Entwurf des für diese Stelle unter Kurfürst Johann Wilhelm vorgesehenen „größten Schlossbau[s], der in Europa je ersonnen“, orientieren sollte.²⁷ Die Pläne für die Krehlklinik auf dem Gelände des Botanischen Gartens waren schon genehmigt, als der Krieg ausbrach. Der bis nach Kriegsende verzögerte Baubeginn erforderte – bedingt durch die Inflation – eine drastische Reduktion der Pläne auf das Notwendigste, repräsentativ geriet der Bau an der Bergheimer Straße dennoch.

Vor dem Hintergrund des um Ludolf von Krehl betriebenen Personenkults überrascht eine Korrespondenz, die sich im Heidelberger Universitätsarchiv erhalten hat, und in der es laut Aktendeckel um „Kriegssachen“ der Medizinischen Fakultät geht. Sie spiegelt eine handfeste Auseinandersetzung zwischen dem Internisten Krehl, dem späteren Direktor der Psychiatrischen Klinik und Initiator der Prinzhornsammlung, Karl Willmanns (1873–1945), und dem Soziologen Max Weber, aus der Krehl nicht als Sieger hervorging. Die Episode offenbart viel über den Habitus der Heidelberger Professoren und über den Konflikt, der sich im Kriegsalltag zwischen militärischer Notwendigkeit und akademischer Rangordnung auftat.²⁸

Am 27. Februar 1915 erhielt der Dekan der Medizinischen Fakultät, der Anatom Herrmann Braus, einen Brief der Reservelazarett-Kommission Heidelberg, dessen Tragweite für drei Wochen nicht erkannt worden war. So lange verbrachte der Brief auf den Schreibtischen der Vorzimmer, bevor er seine Adressaten erreichte.

Gemeinsam mit dem Oberstabsarzt Anton Ernst (1854–1920) schrieb Weber, „ein angesehenes Mitglied der hohen Fakultät, der Herr Generaloberarzt Geheimer Rat Prof. Dr. Krehl“, habe gegen den „Stabsarzt Prof. Dr. Willmanns im Zusammenhang mit dessen Mitarbeit an der Errichtung einer Inneren Beobachtungsstation sehr scharfe persönliche Angriffe gerichtet.“ Da Weber selbst die Einrichtung dieser Beobachtungsstation angeordnet habe, müsse er Krehls Angriffe auch auf sich und auf die von ihm geleitete Reservelazarett-Kommission beziehen. „Wir stellen unmißverständlich auf das nachdrücklichste in Abrede, daß durch die getroffenen Maßnahmen berechnete Interessen der Universität oder einer hiesigen Klinik verletzt worden seien“, da aber eine enge Zusammenarbeit mit den Heidelberger Kliniken in Fragen der „Kriegskrankenpflege“ notwendig sei, bat Weber die Medizinische Fakultät, den Sachverhalt zu prüfen.

Der Oberarzt an der Psychiatrischen Klinik und außerplanmäßige Professor Karl Willmanns hatte in enger Federführung mit Max Weber und dem Generalarzt des XIV. Armeecorps ein Konzept zur Lazarettversorgung in Baden erstellt. Zu diesem Zweck

hatte er eine große Zahl von Lazaretten besucht und ein vernichtendes Fazit über deren bisherige Organisation verfasst:

„Wiederholte Besichtigungen der dem Sanitätsamt unterstellten Lazarette haben gezeigt, daß vielerorts ernste Mißstände bestehen. [...] Die Linienkommandantur war bei dem ersten starken Zustrom an Verwundeten genötigt, die Lazarette ohne Rücksicht auf ihre Eigenart und die Leistungsfähigkeit der an ihnen tätigen Ärzte zu belegen. Infolgedessen geriet eine erhebliche Anzahl von Schwerverwundeten in kleine ländliche Lazarette, in denen ihnen nicht die ärztliche Hilfe gewährt werden konnte, deren sie bedurften. Es soll auch nicht verschwiegen werden, daß an einigen Orten chirurgisch nicht hinreichend ausgebildete Ärzte eigenmächtig Schwerverwundete den Zügen entnommen haben. Wenn auch nicht bezweifelt werden soll, daß diese Ärzte aus edlen und selbstlosen Motiven handelten, kann manchem von ihnen der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie, die Grenzen ihres Könnens überschätzend, anstatt den beratenden Chirurgen zu ihrer Unterstützung hinzuzuziehen, selbstständig die Behandlung von Verwundeten leiteten, für die sie weder die nötigen Hilfsmittel, noch die wissenschaftliche und technische Erfahrung besaßen. Die Folgen dieser mangelhaften chirurgischen Versorgung unserer Verwundeten soll hier nicht ausgemalt werden; es mag genügen, zu betonen, daß sie in hohem Maße unerfreulich sind.“²⁹

Willmanns schlug vor, die Lazarettinsassen, wie auch bei zivilen Patienten üblich, an Spezialisten zu überweisen. Dazu konzipierte er diagnostische Beobachtungslazarette, Lazarette der medizinischen Maximalversorgung (an den Universitäten Heidelberg und Freiburg), Speziallazarette für Schwerverwundete (ein solches wurde in der Fecht-halle eingerichtet), Orthopädische und Kieferchirurgische Lazarette und periphere Lazarette. Sein Ziel war es auch, Simulanten zu identifizieren und Geheilte rasch wieder dem Frontdienst zuzuführen.

Im Rahmen dieser Neuordnung wurde ein Beobachtungslazarett im Lehrerseminar (heute Pädagogische Hochschule genannt) eingerichtet und ausgerechnet ein Assistent Krehls dorthin abkommandiert. Krehl selbst leitete ein Kriegslazarett bei Luxemburg, bei einem Heimatbesuch hatte er sich bei der Fakultät über Willmanns und über den Kardiologen Albert Fraenkel (1864–1938) beschwert. Fraenkel leitete das Beobachtungslazarett Lehrerseminar. Sehr diplomatisch beschrieb Fraenkel eine von ihm daraufhin geführte, konfrontativ verlaufene Aussprache mit Krehl: Der habe die Versetzung seines Assistenten „übel vermerkt“ und fasse die Einrichtung der Beobachtungsstation „als gegen die Interessen der Klinik verstossende Handlungsweise“ auf.³⁰

An dem Tag, an dem der Dekan den Brief Max Webers in Händen hielt, schrieb ihm auch Karl Willmanns, der durch Dritte erfahren hatte, wie Krehl vor der Fakultät über ihn geredet hatte. Und auch Willmanns bat die „medizinische Fakultät, den Sachverhalt aufzuklären und die persönlichen Differenzen zwischen Herrn Geheimrat Krehl und mir in geeigneter Weise zum Ausgleich zu bringen.“³¹

Der Engere Senat der Medizinischen Fakultät ließ die Schreiben kursieren. Insbesondere der Pharmakologe Rudolf Gottlieb (1864–1924) und der Pathologe Paul Ernst (1859–1937) setzten sich für Willmanns ein. Man holte sich Expertise aus Freiburg, wo auf das Betreiben Willmanns ebenfalls Beobachtungslazarette eingerichtet worden waren. Der dortige Pathologe Ludwig Aschhoff (1866–1943) hielt die Einrichtung von Beobachtungslazaretten für richtig. Ähnlich äußerte sich der Internist Paul de la Camp (1871–1925), der allerdings Krehl gegenüber anmerkte, Willmanns habe in Freiburg bei der Einrichtung des orthopädischen Beobachtungslazaretts nicht den rechten

„Ton“ getroffen.³² De la Camp bat Krehl, sein Schreiben vertraulich zu behandeln, Krehl reichte es dennoch an die Fakultät weiter. Am Ende aber musste er einsehen, dass er sich Weber, Willmanns und Fraenkel gegenüber falsch verhalten hatte.

„Da ich in weiten Kreisen für heftig, zu scharf und oft für unbillig gelte, so bitte ich die medizinische Fakultät die Sache zu erledigen“, schrieb Krehl aus der Etappe an seinen Dekan.

Wie angespannt das persönliche Verhältnis zwischen Weber und Krehl war, konnte im Engeren Senat der Fakultät niemand wissen. Max Weber war im Jahr 1907 Krehls Patient gewesen. Als Behandlungsmethode für dessen „sexuelle Eruptionen“ hatte Krehl Webers Ehefrau Marianne gegenüber eine Kastration ins Spiel gebracht.³³ Der Soziologe war von dieser Option nicht angetan, und weigerte sich, den Arzt zu empfangen, der in dieser Angelegenheit regelmäßig seine Frau aufsuchte. 1915 wollte wiederum Krehl aus verständlichen Gründen nicht persönlich mit Weber in Kontakt treten und delegierte diese Aufgabe an die Fakultätsleitung. Diese gab die Kernaussage von Krehls Schreiben im Wortlaut an Weber und Willmanns weiter. Krehl schrieb:

„Jeder wird mir zugeben, dass ich persönlich weder Professor Willmanns noch Professor Fraenkel, die ich beide persönlich hoch schätze, habe kränken wollen. Aber es ist meine persönliche Überzeugung, dass, nachdem das akademische Krankenhaus eine grosse Zahl von Betten der Militärbehörde zur Verfügung gestellt hat, diese mit Facultät oder mit Krankenhauskommission hätte in Verbindung treten sollen, über die Frage, wohin die zu Begutachtenden d. h. die schweren inneren Fälle kommen.“³⁴

Die Kommandierung seines klinischen Assistenten habe er „als Unbilligkeit“ empfunden.

Recht verständnislos schrieb Weber zurück, dass bei der Kommandierung des Krehl-Assistenten an die Beobachtungsstation nicht bekannt gewesen sei, an welcher Klinik er seine zivile Tätigkeit ausübte. In einer militärischen Entscheidung könne er keine Unbilligkeit erkennen.³⁵ Ebenso wenig konnte Weber Krehls Darstellung nachvollziehen, in den Beobachtungsstationen würden vor allem „schwere Fälle“ versorgt. „Wissenschaftlich wertvolle Beobachtungen“ könnten dort nicht angestellt werden, denn das „wirkliche Ziel“ der dortigen Tätigkeit sei: „schleunigste Diagnose und schleunigste Hinausbefördern aller leidlich sicher diagnostizierten Fällen [sic] in die Front, Garnison oder Heimat“.

Am Ende seines Briefes an die Fakultät gab sich Weber versöhnlich, er bat, „die Ansichten, wie etwa jetzt den Interessen der Inneren Klinik Rechnung getragen werden könnte, näher kennen zu lernen. Denn wir möchten keinerlei Zweifel darüber lassen, dass wir jeden mit unseren dienstlichen Pflichten vereinbaren Wunsch zu erfüllen bereit sind.“³⁶

Daraufhin stellte die Medizinische Fakultät den Antrag, die Beobachtungsstation vom Lehrerseminar an die Medizinische Klinik zu verlegen. Dem wurde von Seiten der Reservelazarett-Kommission unverzüglich stattgegeben, doch da auch Krehl mittlerweile festgestellt hatte, dass mit den dortigen Fällen nicht zu forschen war, wurde das Vorhaben nie umgesetzt. Auch weiterhin beobachtete Krehl alle Schritte der Reservelazarett-Kommission mit Argusaugen. Ein Jahr nach dem Scharmützel mit Weber wurde er erneut bei seiner Fakultät vorstellig und gab an, die Verlegung von

Nierenkranken aus seiner Lazarettabteilung in periphere Lazarette sei geeignet, „das Ansehen der Inneren Klinik herabzusetzen“.³⁷ Die Fakultät wandte sich diesmal direkt an den Generalarzt des Sanitätsamts, der zusagte, die Verlegungen zu stoppen.

Einen anderen Antrag der Fakultät aber lehnte der Generalarzt ganz im Sinne Max Webers ab. Die Unterbringung von psychiatrisch auffälligen Patienten im Stadtzentrum hielt er für ungünstig, da sich die Bevölkerung mit ihnen solidarisieren könne. Generalarzt Statz schrieb:

„Gegen die Errichtung einer größeren Behandlungsabteilung für funktionelle Nervenkranken, Hysteriker usw. im Vereinslazarett Innere Klinik bestehen gewichtige Bedenken. Die Verpflegung dieser Kranken in den Städten führt naturgemäß zu einer häufigen Berührung mit der Zivilbevölkerung, die erfahrungsgemäß auf viele Kranke durch ihr neugieriges Mitleid ungünstig einwirkt. Aus dem Grunde wurden im XIV. Armee-korps Nervenlazarette mit 600 Lagerstellen auf dem Lande errichtet und Fachärzten unterstellt. Das Vereinslazarett Innere Klinik würde daher diese Kranken nur während der kurzen Zeit ihrer seelischen Beeinflussung vermittelt den elektrischen Strom usw. behalten können und sie nach Ablauf dieser in die Nervenlazarette zu überführen haben.“

Bald wurde sogar im Parlament über die Elektroschockbehandlungen diskutiert. Der badische Zentrumsabgeordnete Joseph Wirth nannte sie „eine Tortur“ und zitierte in einer Reichstagsrede aus Briefen von Betroffenen, die ihm aus badischen Nervenlazaretten zugesandt worden waren. Der spätere Reichskanzler forderte die Regierung auf, dafür zu sorgen, „dass unser Volk wieder mit Ruhe und Vertrauen der Arbeit der Ärzte in den Lazaretten entgegensehen kann.“³⁸

Die mögliche Fraternisierung der Bevölkerung mit Lazarettinsassen entwickelte sich zu einer beherrschenden Sorge der Militärführung. Im Herbst 1916 begannen in Berlin die Massendemonstrationen gegen Hunger und Krieg: Viele dieser eindrucksvollen und von der Militärregierung gefürchteten Protestmärsche wurden durch verwundete, aus dem Dienst entlassene Soldaten angeführt.

1917 verarbeitete der Schriftsteller Leonhard Frank seine Eindrücke dieser Demonstrationen in einer pazifistischen Novelle, der er den Titel „Die Kriegskrüppel“ gab. In Deutschland war die Publikation verboten, aber sie wurde in der Schweiz gedruckt und als anonyme Flugschrift im süddeutschen Raum verbreitet. Die Heidelberger Universitätsbibliothek besitzt eines dieser Bücher in ihrer Weltkriegssammlung, die alle Schriften zusammenführte, die für die Bibliothekare greifbar waren. Aufrufe der Reichsbank zur Zeichnung von Kriegsanleihen finden sich in den hastig gebundenen Loseblattsammlungen neben anarchistischen Flugblättern. Erst 1937 wurden die Papiere auseinandergerissen, um inkriminierte Schriften auf Anordnung des Propagandaministeriums auszusondern. Franks Geschichte beginnt in der „Metzgerküche“ eines Frontlazaretts, die Verwundeten werden mit einem Lazarettzug nach Berlin gebracht. Dort erkennen die Massen der Millionenstadt beim Anblick der verletzten und entstellten Männer den ganzen Schrecken des Krieges und sammeln sich zur Revolution „der Freiheit und der Liebe“.³⁹

Ansatzweise halten die Fotografien von Max Krögel fest, welchen Eindruck die schwer verwundet von den Schlachtfeldern herbei transportierten Männer auf die Heidelberger Bevölkerung machten. Eine Bilderserie dokumentiert, wie das offiziell zum Foto aufgestellte Empfangskomitee des Rot-Kreuz-Vereins bei Ankunft eines Laza-

rettzugs der grausamen Realität gewahrt wird. Einige der Honoratioren blicken noch feierlich in das Objektiv des Fotografen, während Sanitäter bereits damit beginnen, die Wunden der Soldaten zu begutachten.

Anmerkungen

- 1 Auszüge aus diesem Artikel erschienen im Universitätsatlas und in der RNZ, ein weiterer wird im Ärzteblatt veröffentlicht.
- 2 Ferdinand Rößiger: Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1913, Heidelberg 1915, S. 98. Viel über die Mentalität der Heidelberger Honoratioren im Ersten Weltkrieg verraten die Tagebücher des Mittelalterhistorikers Karl Hampe (1869–1936), vgl. Folker Reichert, Eike Wolgast (Hgg.): Karl Hampe: Kriegstagebuch 1914–1919 (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts 63), München 2004.
- 3 E. von Jagemann: Die Transportabteilung vom Roten Kreuz Heidelberg. Heidelberger Zeitung, 9. Januar 1919, S. 4.
- 4 Schreiben des Ministeriums des Kultus und Unterrichts an den engeren Senat der Universität Heidelberg vom 16. Februar 1914. UAH A 448/3.
- 5 Schreiben des großherzogl. Badischen Bezirksamts Heidelberg an den Stadtrat Heidelberg vom 9. Juni 1914 sowie Schreiben des Chefarztes D. Messmer (Garnisons-Lazarett Heidelberg) an das Großherz. Badische Bezirksamts Heidelberg. StAH UA 171, 1.
- 6 Vgl. Folker Reichert: Wissenschaft und Heimatfront. Heidelberger Hochschullehrer im Ersten Weltkrieg. In Armin Kohnle, Frank Engelhausen (Hgg.): Zwischen Wissenschaft und Politik. Studien zur deutschen Universitätsgeschichte (Festschrift für Eike Wolgast), Stuttgart 2001, S. 494–529, hier S. 494–495.
- 7 Vgl. Wolfgang Eckart: Medizin und Krieg. Deutschland 1914–1924, Paderborn 2014, S. 117.
- 8 Chefarzt des Reserve Lazarets HD an den verehrlichen Stadtrat der Kreishauptstadt Heidelberg am 6.1.1916. StAH UA 171, 1.
- 10 Zahlen zusammengestellt aus StAH UA 171,1.
- 11 Armeecorps XIV, Sanitätsamt Heidelberg an das Ministerium für Kultus und Unterricht, Juni 1917. StAH UA 171,1.
- 12 Laz. Insp. an Stadtgemeinde Heidelberg am 21. August 1916. StAH UA 171,2.
- 13 Universitätsfechthalle Schiffgasse 8. StAH UA 171,3.
- 14 Vgl. Eckart (wie Anm. 7), S. 371–379.
- 15 Max Weber: Abschließender Erfahrungsbericht über die Lazarettverwaltung, in: Max Weber: Zur Politik im Weltkrieg. Schriften und Reden 1914–1918 (Gesamtausgabe Band 15/1, hg. von Wolfgang J. Mommsen), Tübingen 1984, S. 5–16, hier S. 13.
- 16 Ebd., S. 14.
- 17 Max Weber an das stellv. Sanitätsamt des XIV. Armeekorps am 11. November 1914. In Weber GA 15/1 (wie Anm. 7), S. 1.
- 18 Daniel Häberle: Verwaltungsbericht der Wirtschaftsabteilung des Roten Kreuzes in der Reservelazarett-Abteilung XVIII (Stadthalle) für die Zeit vom 1. August 1918 bis 31. Dezember 1919 mit Schlussbericht vom 31. Mai 1920, S. 74.
- 19 Ebd., S. 74–77.
- 20 Lazarettunterhaltung. Heidelberger Zeitung v. 9. Januar 1919, S. 8.
- 21 Versammlung der Lazarettinsassen. Heidelberger Zeitung v. 18. Juli 1919.
- 22 Versammlung der Lazarettinsassen. Heidelberger Zeitung v. 30. Mai 1919, S. 5.
- 23 Häberle (wie Anm. 18), S. 83.
- 24 Die Patienten der Stadthalle: Räumung der Stadthalle. Leserbrief, Heidelberger Zeitung v. 19. Juni 1919, S. 4.
- 25 Häberle (wie Anm. 18), S. 83.
- 26 Vgl. Thomas Leibrecht: Die Villa Krehl in Heidelberg. Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 8 (2003), S. 99–113.
- 27 Thomas Hoffmann: Die medizinische Klinik (Ludolf-Krehl-Klinik), in Peter Anselm Riedl (Hg.): Semper Apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. 1386–1986. Band V. Die Gebäude der Universität Heidelberg. Berlin 1985, S. 432–442.

- 28 Die weit verbreitete Kriegsbegeisterung deutscher Ärzte und das zivile Selbstverständnis französischer Mediziner analysiert ein hervorragendes Buch von Susanne Michl: *Im Dienste des „Volkskörpers“*. Deutsche und französische Ärzte im Ersten Weltkrieg, Göttingen 2007.
- 29 Sanitätsamt XIV. Armeekorps, 2. Februar 1915. Unterzeichnet wurde das sechsseitige Papier von Generalarzt Statz, verfasst hat es Willmanns, worauf er in einem Schreiben an die Medizinische Fakultät Heidelberg hinwies. Medizinische Fakultät. Kriegssachen. UAH H-III-600/1.
- 30 Fraenkel an Braus, undatiert [Februar oder März 1915]. Medizinische Fakultät. Kriegssachen. UAH H-III-600/1.
- 31 Willmanns an Medizinische Fakultät am 23. Februar 1915. Medizinische Fakultät. Kriegssachen. UAH H-III-600/1.
- 32 De la Camp an Krehl, undatiert [März 1915]. Universitätsarchiv Heidelberg. Medizinische Fakultät. Kriegssachen. H-III-600/1.
- 33 Vgl. Bärbel Mäurer: *Marianne Weber. Leben und Werk*, Tübingen 2010, S. 279.
- 34 Krehl an die Medizinische Fakultät, 3. März 1915. Medizinische Fakultät. Kriegssachen. UAH H-III-600/1.
- 35 Max Weber an die Medizinische Fakultät, 28. März 1915. Medizinische Fakultät. Kriegssachen. UAH H-III-600/1.
- 36 Max Weber an Medizinische Fakultät, 28. März 1915. Medizinische Fakultät. Kriegssachen. UAH H-III-600/1.
- 37 Medizinische Fakultät an das Sanitätsamt Karlsruhe, 15. Juni 1916. Medizinische Fakultät. Kriegssachen. UAH H-III-600/1.
- 38 Redebeitrag Wirth, *Verhandlungen des Reichstags*. Band 312, Berlin 1918. S. 5383–5393.
- 39 Leonhard Frank [Anonym veröffentlicht]: *Die Kriegskrüppel*. Ohne Orts-, Verlags- und Jahresangabe [1917].

Katharina Lustgarten

Liebesgaben und Transport

Die Heidelberger Bevölkerung im Dienst der Lazarettstadt

An der Front verletzte Soldaten wurden entweder im Feldlazarett behandelt, oder aber zu Krankensammelstellen gebracht, die hinter der Front eingerichtet wurden, wobei die Sammelstellen an einem provisorischen Bahnhof liegen sollten. Nach einer ersten und oft flüchtigen ärztlichen Untersuchung wurde entschieden, wo die Soldaten weiter behandelt werden sollten. Die Verwundeten, die in die heimatlichen Lazarette verbracht wurden, wurden von den Bahnhöfen mit z.T. für den Krankentransport umgebauten Zügen in die Heimat transportiert. Die Züge fuhren mit Versorgungsmaterial und neuen Truppen in die Nähe der Front, wurden entladen und dann mit den Verwundeten beladen. Die Transportabteilung musste gelegentlich sehr vehement auftreten, damit man ihr die benötigten Züge und Hilfsgüter zu Verfügung stellte.¹

In Heidelberg existierte ein Straßenbahnnetz, mit dem viele Lazarette erreichbar waren. Die Lazarettzüge kamen am Heidelberger Güterbahnhof an. Dort wurden sie vom Roten Kreuz erwartet, das am Bahnhof eine Verbands- und Erfrischungsstelle eingerichtet hatte.² Zunächst wurden die verletzten Soldaten in Fuhrwerken zu den Lazaretten transportiert, was problematisch und für die Soldaten schmerzhaft war. Daher wurde vom Güterbahnhof über die Czernybrücke und Bergheimer Straße ein provisorisches Gleis gelegt, über das die Soldaten dann direkt vom Bahnhof mit der elektrischen Straßenbahn zu den für sie vorgesehenen Lazaretten gebracht wurden.



Empfang verwundeter Soldaten am Bahnhof (Stadtarchiv Heidelberg)



Ankunft der Verwundeten am Güterbahnhof (Stadtarchiv Heidelberg)

Ein zeitgenössischer Bericht des Roten Kreuzes beschreibt die Situation am Güterbahnhof:

„Was an brauchbaren Fuhrwerken in Heidelberg (...) vorhanden war – oft bis zu 400 – fand sich bei der Ankunft der ersten Lazarettzüge am Güterbahnhof ein, um die auf die Tragbahnen gehobenen Soldaten nach den Lazaretten zu fahren. Das war eine beschwerliche und für den Transport von Verwundeten nicht gerade angenehme Art der Beförderung, sodaß schließlich auf der Straße von dem Güterbahnhof über die Czernybrücke nach der Bergheimer Straße ein provisorisches Geleise für die elektrische Straßenbahn gelegt wurde. Zum Transport richtete man die früheren Wagen der Pferdebahn her. Auf der genannten Straßenbahnlinie bewegten sich nun die Verwundetentransporte nach der Stadt. Die Zuteilung nach den einzelnen Lazaretten erfolgte bereits bei der Übernahme in die elektrische Straßenbahn aufgrund der den Verwundeten beigegebenen Ausweise.“³



Lazarettwagen der Straßenbahn (Stadtarchiv Heidelberg)



Verbandsplatz am Bahnhof (Stadtarchiv Heidelberg)

Der Frauenverein in Heidelberg unter der Leitung von Anna Blum (1843–1917)⁴ kümmerte sich u.a. um die Zubereitung und Ausgabe der Speisen, die den Soldaten bei ihrer Ankunft verabreicht wurden.⁵ Die Frauenarbeitsstätte übernahm die Reinigung und Instandhaltung der Wäsche für 12 Lazarette.⁶ Eine große Rolle spielte das „Kriegernachmittagsheim“, das im Café Imperial am Wredeplatz [heute Ebertplatz] lag. Dort gab es Kaffee, Zeitungen, Bücher und Unterhaltung für die Soldaten. Es erfreute sich so großer Beliebtheit, dass es auch dann noch stark frequentiert wurde, als aus Kostengründen im Winter nicht mehr geheizt wurde.

Auch Schulkinder leisteten Dienste in der Lazarettstadt, teils durch die Zustellung von Briefen innerhalb Heidelbergs, unterwegs mit Rad oder Straßenbahn⁷, oder mit dem Sammeln von Laub für Pferde oder von Blättern für Tee, der dann verkauft wurde und dessen Erlös dem Roten Kreuz gespendet wurde.⁸ Lehrer und Professoren unterrichteten die Soldaten in den Lazaretten. Max Weber schrieb dazu:

„Disziplinar hat der Unterricht – wie die Abnahme der im Herbst stark angeschwellenen Arreststrafen während des Winters zeigte – sehr gut gewirkt, und nur auf diese Wirkung war es abgesehen.“⁹

Unter dem Dach des Roten Kreuzes schlossen sich verschiedene Vereine für ein effizienteres Engagement in der Verletzten- und Krankenversorgung zusammen: der Heidelberger Männerhilfsverein, der Heidelberger Frauenverein, sowie die Frauenvereine und Sanitätskolonnen der Bezirksorte, insgesamt 600 weibliche und 1500 männliche Kräfte.¹⁰ Diese wirkten auf verschiedenste Arten, beim Transport, der Sammlung und Verwaltung der „Liebesgaben“ aus der Bevölkerung (Naturalgaben und Geld)¹¹, bei der Betreuung der Soldaten z.B. im Kriegernachmittagsheim, als Krankenschwestern und bei der Verwaltungsarbeit, die als immens geschildert wurde. Über das Rote Kreuz lief die Nachweisstelle der Verwundeten, die Briefvermittlungsstelle und die Nachweis-

stelle über Verlegung und Entlassung der Lazarettinsassen, sie lagen u.a. in der Märzgasse 18 sowie in der Bienenstraße. Dort waren Schreibbüros eingerichtet, die diese Arbeit bewältigten.¹²

Auch die Belegung vieler öffentlicher Gebäude griff in den Alltag der Heidelberger ein. Die Stadthalle, erst 1903 fertiggestellt und für Konzerte und Aufführungen eingerichtet, wurde zum zentralen Lazarett und wurde zu diesem Zweck im Inneren umgestaltet.

Für das dritte Kriegsjahr findet sich der Hinweis, dass die landwirtschaftliche Selbstversorgung der Lazarette auf dem Bierhelderhof erwirtschaftet wurde.¹³

Man konnte zu Recht von der „Lazarettstadt Heidelberg“ sprechen, denn tatsächlich waren weite Kreise der Heidelberger Bevölkerung beim Transport, der Versorgung und Verpflegung der Verwundeten beteiligt und die Hilfsbereitschaft der Bevölkerung war überaus ausgeprägt.

Anmerkungen

- 1 Wilhelm Rosenbaum: Das Transportwesen im Weltkriege, in W. Hoffmann: Die deutschen Ärzte im Weltkriege, Berlin 1920, S. 315–342.
- 2 „Sodann war der nächste Posten der Bauaufwand unserer Verband- und Erfrischungsstelle am Güterbahnhof nebst den Anschaffungen für Bahren und Decken und den Schutzvorrichtungen am Straßenbahnwagen.“ Aus: Rechenschaftsbericht des Roten Kreuzes Heidelberg 1914/1915. StAH UA171/9.
- 3 W. Sigmund: Die Kriegslazarette in Heidelberg während des Weltkrieges 1914/1918, in Heidelberger Beobachter v. 28.10.1934.
- 4 Am Haus Theaterstraße 10 befindet sich eine Gedenktafel für Anna Blum. Vgl. auch Ilona Scheidle: „Weiß es der Fisch nicht, so weiß es der Herr.“ Das Vermächtnis der Anna Blum, erster weiblicher „Ehrenbürger“ Heidelbergs, in HJG Jg.2, 1997, S. 181–188, und Ilona Scheidle: „Fertige Tatsache spricht für sich.“ (Anna Blum) Zum 90. Todesjahr des ersten weiblichen Ehrenbürgers Anna Blum (1843–1917, in HJG Jg. 12, 2008, S. 69–88.
- 5 Auszug aus dem Heidelberger Stadtbuch 1919: Kriegseinrichtungen des Roten Kreuzes Heidelberg nebst Heimatdank und Lazaretten S. 3. StAH.
- 6 Rotes Kreuz Heidelberg. Rechenschaftsbericht über das 3. Kriegsjahr. StAH UA171/9.
- 7 Max Weber: Schriften und Reden zur Politik im Weltkrieg: Schriften und Reden 1914-1918 (Gesamtausgabe 15/1, hg. von Wolfgang J. Mommsen), Tübingen 1984, S. 34.
- 8 Sigmund: Kriegslazarette (Anm. 3).
- 9 Weber (Anm. 7), S. 38.
- 10 Auszug aus dem Stadtbuch (wie Anm. 5).
- 11 Aus diesen Mitteln wurde für die Soldaten beschafft, was die kgl. Intendantur nicht oder nur schwer hätte bewilligen können. Vgl. Weber (wie Anm. 7), S. 37.
- 12 Rechenschaftsbericht des Roten Kreuzes 1914/1915 1. Kriegsjahr. StAH UA 171/9.
- 13 Rotes Kreuz Heidelberg. Rechenschaftsbericht über das 3. Kriegsjahr. StAH UA171/9.

Norbert Giovannini

Heidelberg im Ersten Weltkrieg: Russische Soldatengräber, Lager und Kriegsgefangene im Arbeitseinsatz

Wer aufmerksam die Gräberreihen auf dem „Ehrenfriedhof“ der Stadt Heidelberg entlang geht, wird linkerhand in den ersten Reihen auf 18 Grabkreuze mit russischen Namen stoßen. Soldatengräber aus dem Ersten Weltkrieg. Offenbar in Heidelberg verstorbene, russische Kriegsgefangene.¹

Diese Beobachtung wirft Fragen auf. Wie ist die Anwesenheit dieser russischen Soldaten in Heidelberg fernab der Ostfront zu erklären? Was wissen wir über sie, ihre Herkunft und ihren Aufenthalt, vermutlich als Kriegsgefangene (KGF) in Heidelberg? In Lagern und Lazaretten? Und warum überhaupt befinden sich Gräber



Einzelgrab Andrey Petrow. Russischer Soldat. 13. Februar 1918. Ehrenfriedhof Heidelberg (Foto Privat)



Ehrenfriedhof Heidelberg. Kriegsgräber im westlichen Feld. Einzelgräber (Foto Privat)

mit russischen Soldaten auf einem Soldatenfriedhof, der 1933/1934 von der Stadt Heidelberg als monumentale Gedenkstätte für die deutschen Kriegsgefallenen errichtet und in einer schauerlich-pathetischen Zeremonie am 28. Oktober 1934 „eingeweiht“ wurde? Darüber hinaus wollen wir zusammentragen, was zu den Kriegsgefangenenlagern in Heidelberg inzwischen zu ermitteln war.

Was wissen wir über die 18 russischen Soldaten auf dem Ehrenfriedhof?

Nach der Beschriftung der Kreuze, einer 1954 erstellten Kriegsgräberliste Ehrenfriedhof 1914/1918 und dem amtlichen Sterberegistereintrag² sind 17 der Soldaten namentlich bekannt. Der jüngste ist der 1916 fünfundzwanzigjährig gestorbene Leutnant Piotrj Dubowitz, der einzige Offizier unter den Toten. Der Älteste ist Alexei Ivanae, am 25. Oktober 1918 fünfundvierzigjährig im Lazarett in der Landhausschule gestorben. Dem niederen militärischen Status (Soldat, Gefreiter) entspricht die soziale Herkunft der Toten: acht Landwirte und zwei Handwerker (Schneider, Zimmermann). Bei acht Soldaten ist verzeichnet, dass sie verheiratet waren. Religiös gehören sie den orthodoxen Ostkirchen an (griechisch und russisch orthodox), einer ist griechisch-katholisch, einer katholisch und einer als evangelisch registriert. Verstorben sind sie alle in Heidelberger Lazaretten zwischen dem 22. Dezember 1915 (Johann Prochorow) und dem 29. November 1918 (Peter Cijunskij), als der Krieg schon zu Ende war.

Bemerkenswert ist, dass zehn der namentlich bekannten Soldaten im Kriegsjahr 1918 zum Teil erst Monate nach der Unterzeichnung des Friedensvertrags von Brest-Litowsk verstorben sind. Da die Kriegshandlungen beendet waren, hätten sie spätestens im Frühsommer 1918 repatriert werden müssen, wenn dies medizinisch vertretbar und von ihnen gewünscht worden wäre.³ Ein Blick auf den Umgang deutscher Behörden mit russischen Kriegsgefangenen lässt aber erkennen, dass von deutscher Seite weit über das Kriegsende hinaus die Rückführung von Russen sehr hinhal tend und widersprüchlich praktiziert wurde. (s. u.)

Die im Anhang enthaltene Liste macht deutlich, dass nur sechs der Verstorbenen aus russischen Kerngebieten stammten oder dort vor der Mobilmachung wohnten. In acht Fällen deuten die Herkunftsdaten auf die Ukraine und /oder Litauen hin, d. h. Regionen des zaristischen Vorkriegsrußlands, die damals keine Eigenstaatlichkeit besaßen.

Wenig aufschlussreich ist der Blick auf die militärischen Einheiten, nur zwei der Soldaten scheinen – wenn es kein Schreibfehler ist – aus derselben Einheit zu kommen, allerdings gehören alle mit einer Ausnahme (Wasiliy Pergatsch) zu Infanterieregimentern.

Für alle ist als Sterbeort eines der Heidelberger Lazarette verzeichnet, in zehn Fällen das Lazarett in der Landhausschule, in vier Fällen das Vereinslazarett im Akademischen Krankenhaus im Stadtteil Bergheim. Zwei der Soldaten sind im Garnisonslazarett (dem Lazarett des in Heidelberg stationierten Militärs) in der Häusserstraße 18 gestorben, Johann Prochorow, über den es kaum Daten gibt, im Reservelazarett der Psychiatrischen Klinik.

Die Namen auf den Gräbern wie auch der Kriegsgräberliste von 1954 unterscheiden sich in einigen Fällen von den Angaben im Sterberegister. Da bislang keine Kranken- und Lagerakten verfügbar sind, müssen wir davon ausgehen, dass die Angaben zu den Verstorbenen von diesen selbst stammen und von den deutschen Militärbehörden nicht immer zuverlässig dokumentiert wurden. Auch Übertragungsfehler aus dem Kyrillischen sind denkbar. Leider lassen sich auch nur einige der Geburts- und Wohnorte zuverlässig identifizieren. Zuordnungen zu Gouvernements, Kreisen und Städten sind widersprüchlich. Auffallend ist jedoch, dass Geburts- und letzter Wohnort in 13 von 17 Fällen identisch sind.

Leider lässt der aktuell verfügbare Aktenbestand keine weiteren Schlussfolgerungen zu. Waren alle diese Soldaten in einem Lager in Heidelberg? Woran litten sie und woran sind sie gestorben? Wissen die Hinterbliebenen von ihrem Schicksal? Waren sie eventuell nur Patienten in den Heidelberger Lazaretten? Diese Fragen bleiben einstweilen offen.

Russische Soldaten auf deutschem Ehrenfriedhof in der NS-Zeit? Anmerkung zum sogenannten Ehrenfriedhof und den dorthin umgelegten Gräbern von Kriegsgefangenen

1913 hatte der Heidelberger Stadtrat beschlossen, einen zentralen städtischen Friedhof auf dem heutigen Tiergartengelände anzulegen. Auf dieser Anlage wurden ab 1914 allerdings ausschließlich Soldaten begraben, die im Ersten Weltkrieg in Heidelberger Lazaretten gestorben waren. Soldaten, die Einwohner von Heidelberg waren, sind nicht darunter. Sie sind entweder in den Familiengräbern auf den verschiedenen Heidelberger Friedhöfen begraben oder in Soldatengräbern nahe den Kampfstätten.

Die Hebung des Grundwasserspiegels nach der Neckarkanalisation ließen die Pläne für diesen Friedhof allerdings bald Makulatur werden, da man befürchten musste, das Wasser könnte die Grabstellen von unten fluten. Koppenhöfer, Günter und Schwörer (1986) sprechen 1986⁴ von 599 Soldaten, die auf dem nur zwanzig Jahre bestehenden Friedhof begraben wurden, darunter 498 deutsche Soldaten (und Österreicher). Zu diesen gebettet wurden zwischen 1914 und 1918 einhundert ausländische Soldaten, die aber „bis auf 24 Russen alle in ihre Heimatländer überführt wurden.“⁵ Eine neuere Untersuchung⁶ spricht von 597 Soldaten, darunter 102 aus anderen Nationen. Die Tagespresse erwähnt 1934 dagegen 584 Gefallene in Einzelgräbern. Mindestens fünf Gefallene sind (ergänzend) vom Bergfriedhof überführt worden. Diese Daten entsprechen nicht ganz den archivierten Angaben der Stadt- und Friedhofsverwaltung, die sich auf zu verschiedene Zeitpunkte beziehen. Seit 1923 wurden französische, englische und ein italienischer Soldat in ihre Heimatländer zurückgeführt.

Ob der Verbleib dieser russischen Kriegsgefangenen mit der geringen Bereitschaft der sowjetischen Regierung zu erklären ist, überhaupt Transfers von Kriegsgefallenen durchzuführen, wissen wir nicht. Auch die Zahl 24 überrascht, wenn wir an die „nur noch“ 18 schließlich auf dem Ehrenfriedhof beerdigten Russen (davon ein unbekannter Soldat) denken. Sind bei der Überführung 1934 einige russische Soldaten „vergessen“ worden oder sind deren Gräber aus anderen Gründen (mangels Pflege) schon zuvor aufgelassen worden?

Bereits 1932 stellten Oberbaurat Haller, der Stuttgarter Architekt Paul Bonatz und Oberbürgermeister Carl Neinhaus den Plan eines Ehrenfriedhofs auf dem Ameisenbuckel oberhalb der Stadt vor. Der im Mai 1933 neu gewählte Stadtrat beschloss am 23. Mai 1933 den Bau unter Verwendung der deutlich militärischen Aufmarschkonzeption Hallers. Im Verlauf der Bauarbeiten durch den Freiwilligen Arbeitsdienst (FAD) und „freiwillige“ Fürsorgearbeiter wurde das vorgesehene Hochkreuz durch einen monolithischen Altar mit ausgemeißeltem Hakenkreuz ersetzt.

Bei der Überführung der Soldatengräber auf den Ehrenfriedhof im Oktober 1934, den nachfolgenden Gedenkfeiern des Stahlhelm und den Weihefeiern der Heidelberger Kirchen wurden die russischen Soldaten, die man mit überführte, nicht erwähnt. Die als Helden-Gedächtnisblatt 1934 in den Tageszeitungen veröffentlichte Belegliste unterschlug die russischen Soldaten ebenfalls. Ihre Grabstellennummern sind mit anderen Namen verbunden. So konnte in den weihevollen und blutrünstigen Festreden der Anschein erweckt werden, dass hier ausschließlich deutsche Soldaten liegen.⁷

Aber warum überhaupt verlegen Stadt und NS-Führung 1934 noch russische Kriegsgräber, mitsamt den Kreuzen, in die deren Namen (leidlich richtig geschrieben) eingraviert waren? Und warum positionierten sie diese Kreuze in den vorderen Reihen linkerhand analog zu der Reihung, die sie auf dem städtischen Friedhof hatten? War dies eine Referenz an korrekte militärische Traditionen, an die man nicht rühren wollte? War das ein letzter Funken militärischen Respekts vor dem ehemaligen Kriegsgegner? Oder die Besorgnis, dass das Verschwinden der Russengräber zu Nachfragen im Inland und Presseberichten im Ausland führen könnte?

Das Offiziersgefangenenlager in Heidelberg

Im Unterschied zu den inhaftierten Zivilisten ausländischer Nationalität und den kriegsgefangenen Soldaten richteten das Deutsche Reich und die anderen kriegsführenden Staaten spezielle Lager für Offiziere ein. Deren Standard lag in allen Bereichen weit über dem der übrigen Gefangenenlager, ja es macht den Eindruck, dass nach den mörderischen Schlachten speziell gegenüber den kriegsgefangenen Offizieren besonderer Wert auf Einhaltung des traditionellen militärischen Standeskodex gelegt wurde. Die Brutalität der Kriegsführung wird dadurch eigenartig konterkariert, dass in den Offizierslagern einfache Soldaten als Bedienstete beschäftigt wurden und den Gefangenen großzügig kulturelle und sportliche Aktivitäten ermöglicht wurden.

So berichtet der Amerikaner Albert R. Dawson in der Berliner Illustrierten Zeitung vom 31. Oktober 1915 über die vorbildlichen Haftbedingungen im Heidelbergs Offizierslager in der Neuen Infanteriekaserne am Kirchheimer Weg. Dieses war erst kurz vor dem Krieg fertig gestellt worden und war noch nicht militärisch genutzt worden.⁸

Sie diente zunächst zur Unterbringung von ca. 100 französischen, belgischen, russischen, britischen und kanadischen Offizieren. Der Bericht Dawsons suggeriert hotelartige Unterbringung in national getrennten Wohngruppen von zwei bis zehn Personen, zahlreiche soldatische Bedienstete aus den eigenen Truppen, üppige und individuelle Ausstattung der Räume; die Engländer dürfen einen Tennisplatz einrichten



Offiziersgefangenenlager mit Tennisplätzen am Kirchheimer Weg (StAH BILDA 6234).

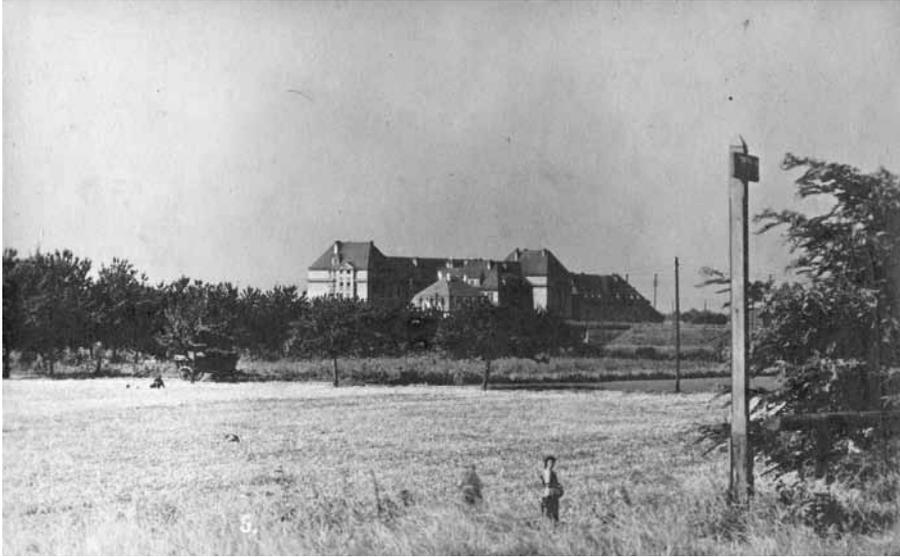
lassen, auf dem in weißem Dress aufgeschlagen wird, der English Club wird mit einem Klavier ausgestattet, die Russen frönen ihren Vorlieben für das „Malen von Frauenbildnissen und Laubsägearbeiten“, ein russischer Offizier richtet eine kleine Zahnklinik ein und ein ehemaliger Lehrer aus St. Petersburg verwaltet die tausend Bände umfassende russische Bibliothek. Ein im Privatleben als Professor tätiger Russe arbeitet seit Monaten an einer Tier- und Pflanzensammlung. Auch die Schweizer Ärztekommision, die im Auftrag des Internationalen Roten Kreuzes unterwegs ist, war bei der Inspek-



Speisesaal des Offiziersgefangenenlagers in der Neuen Kaserne am Kirchheimer Weg (StAH BILDA 6740)

tion des Offizierslazarets voll des Lobs für dieses Lager.⁹ Der vor dem Kriegseintritt der USA verfasste Artikel wird bildnerisch wirkungsverschärft durch eine weichgezeichnete Aufnahme der Kaserne, inmitten von Feldern und Wiesen und einem Ensemble von Schäfer und Schafen.

Allerdings wissen wir mangels echter Zeitzeugenberichte nicht, in welchem Umfang diese Standards gehalten wurden. Im Januar 1917 begannen Planungen zur Ausweitung des Lagers, in dem inzwischen 350 Gefangene untergebracht waren. Dazu war offenbar der Abriss der beim Exerzierplatz noch vorhandenen ehemaligen Epidemiebaracken geplant.¹⁰



Offiziersgefangenenlager (StAH BILDA 6233)

Russische Kriegsgefangene in Heidelberg 1915–1918 Kriegsgefangene im Ersten Weltkrieg

Zu den vielen Facetten der „Urkatastrophe Erster Weltkrieg“ gehört das ungeheure Ausmaß von Kriegsgefangenen. Insgesamt 7 bis 8,5 Millionen Männer gerieten in Kriegsgefangenschaft, den größten Anteil daran hatten mit 3,4 Millionen die Soldaten und Offiziere der zaristischen russischen Armee. In deutschen Internierungslagern lebten rund 2,5 Millionen „feindliche“ Soldaten, von denen 1,4 Millionen aus Russland und den in das russische Reich integrierten Nationen stammten. 57 von hundert Kriegsgefangenen in Deutschland waren Russen.

Kriegsgefangene (KGF) stellten die militärischen und zivilen Verwaltungen in allen am Ersten Weltkrieg beteiligten Ländern zunächst vor enorme Probleme. Unterbringung, Verpflegung, Bewachung absorbierten Ressourcen, die den Heeren und der Zivilbevölkerung fehlten. So war es zumindest anfangs. Aber schon Anfang 1915 wurde deutlich, dass vor allem die immensen Kontingente russischer Gefangener nahezu unverzichtbar waren – vor allem als Ersatz für die einberufenen deutschen Männer

in der Landwirtschaft, in den Versorgungsbetrieben der Kommunen, in Gewerbe und Industrie. Nur mit Hilfe von Kriegsgefangenen waren Ernte und Produktion zu sichern. Nur so waren die Millionen Verwundeter und Kriegstoter auf dem Arbeitsmarkt zu kompensieren. Entsprechend schnell wuchs die Bereitschaft der politischen und militärischen Führung, hunderttausende von Kriegsgefangenen rücksichtslos und zielgerichtet als Arbeitskräfte einzusetzen.

Artikel 6 der Haager Landkriegsordnung von 1907 ermöglichte, dass Mannschaften und niedere Unteroffiziersgrade zur Arbeit gezwungen werden konnten. Mit Ausnahme von Großbritannien hat davon jede kriegsführende Nation in Europa bedenkenlos Gebrauch gemacht. In Bergbau und Industrie kann von regelrechter Zwangsarbeit mit hohen Risiken für Leben und Gesundheit der Gefangenen gesprochen werden. In den deutschen Lagern breiteten sich zudem Infektionskrankheiten aus (Typhus, Ruhr und Fleckfieber).¹¹ Die Ernährungslage war insgesamt schwankend und verschlechterte sich – parallel zur kriegswirtschaftlich bedingten Entwicklung – ab 1917 zum Teil drastisch. Nicht zuletzt deshalb strebten viele Gefangene die Beschäftigung in der Landwirtschaft und bei städtischen und gewerblichen Betrieben an, die bessere Versorgung und Unterbringung gewährleisteten. (s. u.)

Alle europäischen Staaten bedienten sich der Kriegsgefangenen, die deutsche Kriegsverwaltung benutzte allerdings auch zwangsverpflichtete Ausländer und verpflichtete Arbeitskräfte aus den besetzten (polnischen, belgischen und russischen) Gebieten. Kriegsgefangene gewährleisteten darüber hinaus die akzeptable Behandlung der eigenen, in Gefangenschaft geratenen Soldaten; sie konnten als diplomatische Druckmittel verwendet werden. Für die deutsche Kriegsführung bestand zeitweilig auch die Option für den Aufbau nationaler und separatistischer Truppen aus den Kriegsgefangenenkontingenten. Vor allem im Hinblick auf Russlanddeutsche, Flamen, Muslime, Polen und Ukrainer aus dem Zarenreich. Für Ukrainer wurden eigens Lagerabteilungen mit privilegierten Standards geschaffen. Hier war die Absicht, Gegenkräfte zur russischen Armee zu mobilisieren und sich ukrainische Nationalbestrebungen zunutze zu machen. (s.u.)

Arbeitseinsatz in Heidelberg

Noch am 7. Januar 1915 hatte der Heidelberger Stadtrat erklärt, dass derzeit „keine Gelegenheit zur Beschäftigung russischer Kriegsgefangener durch die Stadtverwaltung ... [und] keine diesbezüglichen Bedürfnisse der hiesigen Privatunternehmen [beständen].“

Am 2. März 1915 war das Bezirksamt aber schon besser orientiert und fordert dringlich Kriegsgefangene für die Ernte an. Umliegende Gemeinden wie Nussloch, Leimen und Kirchheim reagierten zügig. Die forcierte Einberufung von Männern in den ersten Kriegsmonaten und die dramatischen Menschenverluste in den festgefahrenen Frontkämpfen ließen in den vorwiegend agrarischen Gemeinden Schlimmes für Aussaat und Ernte befürchten.

Auch an städtischen Arbeitern herrschte bald empfindlicher Mangel. Das ursprüngliche Vier-Monate-Projekt Krieg wurde zur Dauerkatastrophe, was Gefal-



Städtischer Bau- und Fuhrhof. Aufnahme vermutlich aus den zwanziger Jahren. Der städtische Bau- und Fuhrhof war einer der Lagerstandorte von Kriegsgefangenen in Heidelberg. (StAH BILDA 7715010) (Bei dem Originalfoto im Stadtarchiv handelt es sich möglicherweise um einen seitenverkehrten Abzug.)

lene, Verwundete, Invalide und in feindliche Gefangenschaft Geratene betraf. Die täglichen „Verlustlisten“ in den Zeitungen wurden länger und länger. Binnen kurzem war die Medizinerstadt Heidelberg überzogen von einem Netz an Vereins- und Reserve-lazaretten. Und trotz notorischer Siegpropaganda starben an den Fronten täglich tausende und abertausende Männer, gerieten in Gefangenschaft, wurden zu Invaliden oder gerieten in gegnerische Gefangenschaft.

Am 21. April 1915 fordert die Stadt Heidelberg erstmalig 60 russische Kriegsgefangene an. Sie sollen in einem „städtischen Magazingebäude“ auf dem Bauhof¹² in der Bergheimer Straße 138 untergebracht werden. Der Bauhof lag zwischen Bergheimer- und Vangerowstraße schräg gegenüber vom städtischen Schlachthof, dem heutigen HSB-Depot, bzw. der Abfahrt zur Czernybrücke. Zügig wurden Messbudenschuppen ausgeräumt und Lagerstätten in einem der zahlreichen Gebäude eingerichtet. Gastwirt Pfefferle wurde zur Verpflegung der Gefangenen und der Wachmannschaften unter Vertrag genommen. Ein Landsturm- und Wachkommando aus Rastatt transportierte die Gefangenen am 29. April 1915 nach Heidelberg.

Die Einrichtung dieses Arbeitslagers erklärt die Anwesenheit russischer Kriegsgefangener in Heidelberg. Und wahrscheinlich erklärt es auch die russischen Soldatengräber auf dem Friedhof.¹³

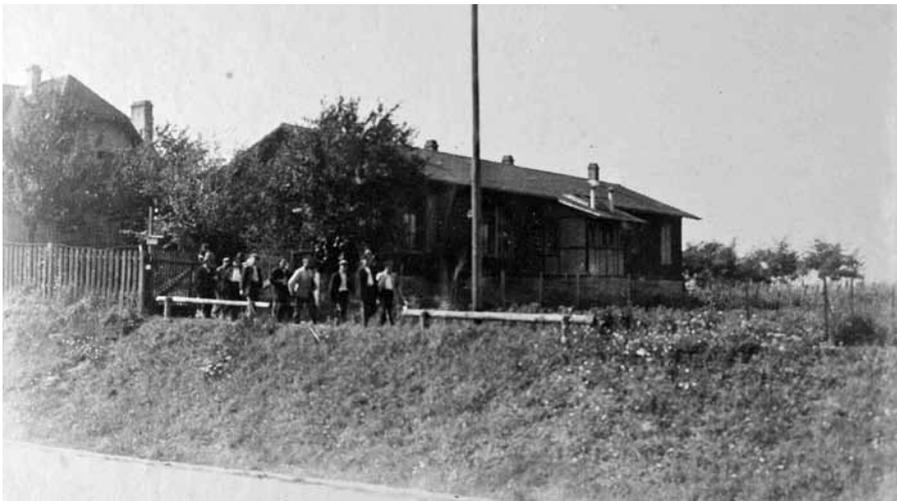
Es gibt Hinweise darauf, dass in Heidelberg noch zwei weitere KGF-Lager einfacher Soldaten bestanden (s. u.), in denen einige der verstorbenen Gefangenen inhaftiert gewesen sein könnten.

Anlässlich des Besuchs einer Kommission des Schweizer Roten Kreuzes, die in Süddeutschland und Hessen die Situation der Kriegsgefangenen inspizieren soll (und vollständig aus ehemaligen Heidelberger Medizinstudenten besteht), finden wir einen

Hinweis auf Oberst von Oertzen, der Kommandant des Gefangenenlagers sei.¹⁴ Angesichts des militärischen Rangs ist zu vermuten, dass damit der Kommandant des Offizier-Gefangenenlagers gemeint ist. Daneben besteht ein Gefangenen-Arbeitskommando unter der Leitung „des Herrn Leutnant von Sauchen“, das dem Garnisonskommando in Heidelberg direkt unterstellt war. Von diesen beiden Lagern unterschieden ist das „Kommando im Bauhof“, also das Kriegsgefangenenlager der bei der Stadt und im privaten Gewerbe beschäftigten Kriegsgefangenen.

Zur weiteren Verwirrung trägt auch bei, dass in dem Vertrag zwischen der Stadt Heidelberg und den Reservelazaretten zur Organisation der ärztlichen Betreuung von Kriegsgefangenen vom 6. August 1915 von „zur Zeit 90 französischen und russischen Zivilgefangenen“ die Rede ist. Tatsächlich hat der städtische Leiter des Gefangenenlagers, Amtmann Wollthan, kurz zuvor eine Dienstreise in das Rastatter Lager angetreten, das auch Zivilgefangene beherbergte. Letztlich ist also nicht auszuschließen, dass die verstorbenen russischen und ukrainischen Soldaten dem Gefangenen-Arbeitskommando des Leutnant von Sauchen zuzuordnen sind. Diese sind in den Epidemiebaracken untergebracht worden, die Offizier-Gefangenen in der Neuen Grenadierkaserne und die städtischen Gefangenen im Bauhof und später in der Blank'schen Fabrik in der Hölderlinstraße (heute Gleisdreieck).

Vollends verwirrend ist allerdings der Hinweis, dass die großherzogliche Eisenbahnverwaltung in den seit 1893 nicht mehr genutzten Epidemiebaracken¹⁵ ein Gefangenenlager eingerichtet habe. Einem Beschwerdebrief der Stadt an die militärische Inspektion in Karlsruhe (26. Januar 1917) zufolge bestand in Heidelberg aber unabhängig davon ein militärisches Arbeitskommando mit 240 Gefangenen und 60 Wachleuten. Auch dieses Lager müsste in den Epidemiebaracken untergebracht worden sein, wenn es sich nicht überhaupt um ein und dasselbe Lager handelt.¹⁶



Gefangenenlager in den Epidemiebaracken. Undatierte Aufnahme. Die Epidemiebaracken befanden sich im Gewann Vogelstang südlich der Hebelstraße. (StAH BILDA 6228)



Tragetierabteilung im städtischen Bauhof (StAH BILDA 6222)

Wir verfügen über ein undatiertes Bild der Tragetierabteilung im städtischen Bauhof, auf dem die Anwesenheit eines Uniformierten nahelegt, dass die „Betreuer“ der Pferde Kriegsgefangene sind.

Woher aber kamen die russischen Kriegsgefangenen?

Der nächstgelegene Standort, von dem Kriegsgefangene angefordert werden konnten,¹⁷ war Rastatt. Dort war ab Herbst 1914 in wenigen Monaten ein weiträumiges Lager entstanden, das aus mehreren Teilen bestand. Ein sog. Zivilgefangenenlager beherbergte Ausländer aus Feindnationen. Im militärischen „Russenslager“ – im Mai 1915 endgültig aufgebaut – waren überwiegend Russen, aber auch Franzosen, Belgier und Engländer interniert. Eine Sonderstellung hatten die ukrainischen Kriegsgefangenen, die als nationale Minderheit gezielt privilegiert wurden. (s.o.) Die Absicht war, ukrainische Soldaten für einen Kriegseinsatz gegen das zaristische Russland zu gewinnen. Die Haft-



Russen-/Ukrainerlager Rastatt. Lagerkommandant Major Karl Lang (Mitte) und gefangene Kosaken (Foto StA Rastatt)

bedingungen in den Lagern Rastatt, Wetzlar-Büblingshausen und Salzwedel wurden deshalb zunehmend großzügig gestaltet. Für Rastatt sind deshalb sowohl die Bezeichnung Russenlager wie Ukrainerlager zutreffend.¹⁸

Die Privilegierung der Ukrainer wird auch erkennbar an der Zuteilung von drei ukrainischen KGF an das Arbeitskommando 359 (offenbar die Kennziffer des Heidelberger Lagers). Von diesen drei wird der Ukrainer 28477 als mitarbeitender Vertrauensmann behandelt. „Er wird die Arbeitsfreudigkeit des Kommandos fördern helfen und die Kriegsgefangenen aufklären.“ Er bekommt Mittwochnachmittag und Samstag frei und macht leichtere Arbeiten.¹⁹

Unterbringung und Verwendung

Der erste Standort im städtischen Bauhof wurde im Juli 1916 aufgegeben. Die Gefangenen wurden in das Gebäude der in Konkurs geratenen Blank'schen Fabrik in der Hölderlinstr. 7 einquartiert, in der ständig auch militärische Einheiten untergebracht waren. Der Nutzungsvertrag zwischen Garnisonsverwaltung und Stadt datiert erst vom 20. Oktober 1916 und bestätigt die Unterbringung von 100 Kriegsgefangenen „und den dazu gehörigen 40 Wachmannschaften“.²⁰

Nur auf das städtische Lager berechnet können wir für September 1915 von einhundert bis 120 Gefangenen, für Dezember 1916/Januar 1917 von 185 bis 200 Gefangenen ausgehen. Da keine Beleg- und Verwaltungsdaten des Rastatter Lagers vorhanden sind, wissen wir nichts über die Fluktuation der Gefangenen und ihre „Aufstockung“ bis 1918, die allerdings erheblich gewesen sein dürfte. Eine Gesamtzählung der in Heidelberg vorhandenen KGF ist daher nicht möglich.

Im Juli 1915 waren bei der Stadt beschäftigt 16 bis 60 Gefangene in der Stadtgärtnerei, 10 bis 20 mit Landarbeiten, 10 bis 30 in den städtischen Wasser- und Elektrizitätswerken und 2 bis 5 bei der (Müll-)Abfuhr. Das Tiefbauamt will sich für die Ent-



Blank'sche Fabrik in der Hölderlinstraße (heute Gleisdreieck zwischen Römerstraße und Hebelstraße). Endgültiger Standort des städtischen Kriegsgefangenenlagers ab Juli 1916. Ab Februar 1916 wurde das Gebäude auch als Rekrutendepot der 2. Ersatzabteilung eines Jägerbataillons 14 verwendet. Das Bild zeigt vermutlich die militärische Einheit.

wässerung des Kasernenneubaus und des Krüppelheims 25 bis 30 Mann aus den hier stationierten KGF zuweisen lassen.²¹ Im Oktober 1916 wurden weiter 70 Gefangene für Waldarbeiten und 20 für das städtische Gaswerk angefordert. Zum Ausgleich für Landwirte, die zum Militärdienst eingezogen waren, verlangte die Stadt zu Anfang November 1916 zwischen 70 und 90 weitere zu landwirtschaftlicher Arbeit geeignete Gefangene. Weitere Anforderungen reichen bis in den Herbst 1918.²²

Am 10. Dezember 1918 teilte das Bezirksamt dem Stadtrat mit, dass nunmehr alle im Amtsbezirk beschäftigten ehemaligen Kriegsgefangenen zurückgezogen worden und in Transferlager verbracht worden seien.

Umgang mit den Gefangenen

Die Gefangenen wurden von den Wachmannschaften zu ihren Arbeits-Einsatzstellen begleitet oder mussten von privaten Arbeitgebern (meist Handwerksbetriebe) abgeholt und zurückgebracht werden. Vor allem im ländlichen Raum wurden auf den Bauernhöfen auch Dauerunterbringungen eingerichtet, um die aufwändigen Transporte zu den Lagern zu vermeiden. Damit wurden die KGF mehr und mehr zu einem Teil des Alltags, was – wie die Heeresleitungen und Zivilverwaltungen zurecht argwöhnten – bei der Bevölkerung die Neigung erzeugte, den Gefangene gegenüber zu wenig Distanz und Abgrenzung zu wahren.

Immerhin waren sie angehörige feindlicher Nationen und ein ganzes Regelwerk von Verhaltensvorschriften sollte sie dies permanent spüren lassen – worauf die Bezirks- und Militärverwaltungen oft genug hinwiesen. Diese Situation verschärfte sich gegen Kriegsende erheblich. (s. u.)

Zur Unterstützung der militärischen Wachmannschaft verpflichtet die Stadt Heidelberg anstelle der beiden Feldhüter Bleiler und Weisbrod zwei städtische Arbeiter als Nachtwachen im Bauhof: Wilhelm Grobs, Maurer beim Hochbauamt und Valtin Schüssler, Gärtner bei der Stadtgärtnerei. „Beide haben gedient und sind mit Gewehr 71 ausgebildet.“²³

Das Badischen Innenministerium hatte ausdrücklich den Waffengebrauch genehmigt. „Auf entweichende oder entwichene Kriegsgefangene dürfen sie, womöglich nach vorheriger Androhung und, sofern die Wiederergriffung nicht anders erreicht werden kann, auch schießen.“²⁴ Gegen Kriegsende verlangt der für die Lager zuständige städtische Beamte Wollthan auch für sich und seinen Begleiter eine Waffe, weil er sich offenbar bedroht fühlt.

Mit zunehmender Kriegsdauer scheint sich die „Stimmung“ im Lager auch tatsächlich deutlich verändert zu haben. Gefangene verhalten sich herausfordernder, beschwerten sich vehement und ungeduldig, die Unzufriedenheit wächst. Wobei die Klagen von Oberbürgermeister Walz über „das Rauchen der Kriegsgefangenen (sic!) in Ställen, Scheuern“ noch ein eher geringeres Problem ansprechen.²⁵

Ein wirkliches Problem stellen die „Entweichungen“ dar. Das Militär beklagt, dass daran nicht nur die unzureichenden Vorkehrungen der Haft (Fehlen vergitterter Fenster), sondern auch die nachlässige, ja zum Teil unterstützende Haltung vieler Bürger schuld sei. Nur so erklärt sich der skurrile Aufruf des Bezirksamts an die Stadt „Maß-



Gefangenearbeit auf dem Feld, undatiert (StAH BILDA 6229)

nahmen gegen das Entweichen von Kriegsgefangenen betr. Das Bezirksamt stellt fest, dass flüchtende Lagerinsassen sich die von ihnen zur Flucht benutzten Zivilkleider und Hüte von sog. Vogelscheuchen auf den Feldern und Gärten besorgten, und fordert die Bürgermeisterämter auf, „darauf hinwirken, dass die für Vogelscheuchen benutzten Bekleidungsstücke durch solche ersetzt werden, „welche als Männerkleidung nicht infrage kommen können oder wenigstens durch Zerschneiden, Zerreißen usw. für Bekleidungs Zwecke völlig unbrauchbar gemacht werden.“²⁶

Regelmäßig beklagen die Behörden, dass „Zivilpersonen versuchen, den Kriegsgefangenen in den Lagern Nahrungs- und Genussmittel zuzuführen. „Dies habe einen solchen Umfang erreicht, dass dadurch Ärgernis erregt wird. Auch wird dadurch ein eigentümliches Licht auf die Berechtigung der Klagen über Knappheit der Lebensmittel auf dem Land geworfen.“²⁷

Das badische Innenministerium spricht angesichts der sprunghaft angestiegenen Zahl flüchtender KGF von „tatkräftiger Hilfe der Zivilbevölkerung ... und viel zu viel Vertrauensseligkeit der Bevölkerung“.²⁸ Im Mai 1916 sind 249 Gefangene in Baden entwichen, im Mai bereits 600.²⁹

Dass jenseits der offiziellen Feind- und Hasspropaganda der Nahkontakt mit den Gefangenen auch mitfühlende und Anteil nehmende Reaktionen auslöst, wird in einem Schreiben des Tiefbauamts erkennbar. Die 20 russischen KGF, die beim Kanalbau des Krüppelheims eingesetzt sind, haben in der Frühstück- und Vesperpause nichts zu essen und „müssen zusehen wie es sich unsere heimischen Arbeiter schmecken lassen. Deshalb Bitte um kleine Verköstigung und die Kosten auf den Baukredit der betreffenden Arbeit zu verrechnen.“³⁰ Das genehmigte die Stadt tags darauf unverzüglich.

Das städtische Hochbauamt beabsichtigte im Dezember 1915 eine Weihnachtsfeier im Gefangenenlager Bauhof durchzuführen. Angedacht ist ein „Weihnachtsbaum, Gaben im Wert von 5-8 M. für die Landsturmeute und 3 M. für die Gefangenen,

im Wesentlichen als Gebrauchsgegenstände wie Taschentücher und Rauchutensilien. Beschenkt werden sollen die 100 Gefangenen sowie der „bei uns meist im Gefangenenlager beschäftigte Kriegsinvalide“. ³¹ Diese Aktion wurde 1916 für die dann schon 200 Gefangenen und 12 Wachleute wiederholt. ³²

Das staatliche Bezirksamt moniert auch, dass es Klagen wegen übermäßiger Ausnutzung der Arbeitskraft vor allem in der Landwirtschaft gebe. Es weist darauf hin, dass bei KGF das „Mass der den freien Arbeitern zugemuteten Arbeit ... nicht überschritten werden darf“ und droht an, dass den Arbeitgebern bei Missachtung dieses Prinzips die Gefangenen auch entzogen werden können. ³³

Die Standards der Beschäftigung und die Nachfrage nach Arbeitskräften

Die Haager Landkriegsordnung bestimmte unzweideutig, dass KGF bei Ernährung und Entgeltung ihrer Arbeit nicht schlechter gestellt werden durften als die übrige Zivilbevölkerung. Ebenso war die medizinische Versorgung sicher zu stellen. Die vorhandenen Unterlagen ergeben indes kein klares Bild. Die Behörden drängten einerseits darauf, dass sparsam gewirtschaftet wurde, auch was Essen und Entlohnung betraf. Zum anderen bestanden Vorgaben, denen sich – manchmal zähneknirschend – auch Arbeitgeber beugen mussten, die KGF als Billigstarbeitskräfte beschäftigen wollten.

Schmiedemeister Maßholder musste sich von der Karlsruher Lagerinspektion sagen lassen:

Für die Abänderung der Bedingungen, unter denen Ihnen der Gefangene zugewiesen wurde, besteht kein Grund. Die von ihnen zu entrichtenden Arbeitsvergütung bleibt selbst noch hinter dem für Heidelberg maßgeblichen ortsüblichen Tageslohn für ungelernete Arbeiter zurück. ³⁴

Im April 1916 fragt der Schuhmacherverein nach, ob Kriegsgefangenen bei Handwerkern und Gewerbetreibenden wirklich pro Tag 4,90 Mark bezahlt werden müssten. In Mannheim wären nur 2,80 M. üblich. Selbst ein ordentlich beschäftigter Geselle verdiene in der Woche durchschnittlich nur 16 bis 20 Mark. Einige Dokumente deuten darauf hin, dass Handwerksmeister den zu zahlenden Lohn sehr freischwebend festgelegt haben – und entsprechend verwarnt wurden. ³⁵

Auch ist erkennbar, dass durchaus anspruchsvolle Qualifikationen bei den KGF angefordert wurden. Man kann geradezu von einem schwungvollen und zielgerichteten Vermittlungsgeschäft zwischen Lagerverwaltung, Inspektion und Arbeitgebern sprechen.

Im März 1916 bittet Hoflieferant Robert Macco (Intarsien, Bildhauerei), in den badischen Gefangenenlagern nach Arbeitern zu suchen, die mit der Herstellung von Intarsien vertraut sind, sog. Marqueteure, und wenn möglich Franzosen, da alle seine Arbeitskräfte im Krieg sind. Einen Tischler zum Zuschneiden von Hölzern könnte er auch gebrauchen. Tatsächlich werden zwei geeignete Gefangene gefunden und ihm zugewiesen. ³⁶ Hutmacher Hermann Stumpf aus der Bergheimerstraße braucht einen gelernten Hutmacher. Und ein ortsansässiger Schneider fordert im April 1916 zwei Schneider aus dem Gefangenenlager Mannheim an.

Zu berücksichtigen ist indes, dass die Gefangenen kein Geld in die Hand bekamen. Die Entlohnung erfolgte mit Scheckmarken. Keinesfalls sollten die Gefangenen freie Einkäufe außerhalb des Lagers tätigen können.

Einkäufe sind nur möglich bei ausdrücklich zugelassenen Kantinen und Verkaufsstellen. Erworben werden dürfen nur „einfachste Nahrung und Gebrauchsgegenstände, keine Kuchen, Schokolade(n). Zuckerwerk und Leckerwaren ... Tabak ist gestattet“.³⁷

Für KGF werden keine Unfall-, Invaliden- und Krankenversicherungen abgeschlossen. Sie sollen von einheimischen Arbeitern getrennt gehalten werden, auch an Sonn- und Feiertagen ist der Kontakt mit einheimischen Arbeitern und Zivilbevölkerung zu vermeiden. Der Briefverkehr wird prinzipiell zensiert. Arbeits- und Unterkunftsstelle dürfen nicht verlassen werden. Für die Arbeitgeber besteht die Verpflichtung, die Gefangenen im städtischen Gefangenenlager abzuholen und zu bewachen „durch eine männliche Person nicht unter 16 Jahren“ und wieder zurück zu bringen. Bei mehr als fünf Leuten kann ein Wachmann zur Verfügung gestellt werden. Mehr als 7 km dürfen sich die Gefangenen nicht vom Lager entfernen. und streng untersagt ist natürlich das „Zurhandnehmen“ von Waffen und anderen nicht zur Arbeit gehörenden Gegenständen.³⁸

1915 betrug der Betrag für einen KGF vorübergehend 3,10 Mark.³⁹ Unmittelbar danach diskutierte das Bezirksamt mit der Stadt aber die Frage, ob man die Arbeitsvergütung „im Hinblick auf die hohen Verpflegungskosten“ nicht ganz streichen solle. Wenig später wird die Vergütung von der Armeeinspektion auf 2,70 Mark herabgesetzt, von denen der Gefangene aber nur 0,65 Mark erhält, mit dem Rest werden die Verpflegungs- und Unterbringungskosten geleistet.

Zu diesem Zeitpunkt zahlte die Stadt für jeden Gefangenen bereits nur noch 1,20 Mark, ein Betrag, der leicht angehoben werden sollte.⁴⁰ Unvorstellbar niedrig waren offenbar die Entgelte für „gemeinnützige“ Arbeiten. Ersetzte ein KGF einen Kriegsteilnehmer, so musste ihm keine Arbeitsvergütung bezahlt werden. Bei Kanalisation, Straßenbau und Abfuhr waren 30 Pfennig Abfindung zu entrichten. Gewerblich verwendete Gefangene, auch bei der Stadt eingesetzt, waren etwas teurer.

Schließlich wird ein fein abgestuftes Bezahl-System kreiert, an dem sich die Abgabe von Kriegsgefangenen an landwirtschaftliche und gewerbliche Arbeitgeber orientiert. Landwirtschaftliche Arbeiten ohne Verköstigung kosten pro Mann und Tag 2,50 Mark, mit Verköstigung 1,30 Mark, gewerbliche Arbeiten Ungelernter ohne Verköstigung 4,00 Mark, mit Verköstigung 2,80 Mark, gelernte Arbeiter ohne Kost 4,40 Mark für 2 Monate, danach 4,90 Mark, mit Kost 3,10 Mark für die ersten zwei Monate, danach 3,60 Mark.

In der Bilanz⁴¹ zeigte sich durchgehend, dass die Beschäftigung von KGF wirtschaftlich zwar unvermeidlich war, aber auch erhebliche Kosten erzeugte. Die Zuflüsse von Zahlungen der Militärbehörde und Löhnen verrechnet mit den städtischen Ausgaben ergaben keinen Einnahmenüberschuss, obgleich dies gegenüber dem Stadtrat behauptet wurde.⁴²

Die Verwendung von Kriegsgefangenen ergibt:

Jahr	Gewinn	Ausgaben	Zuschuss
1914	85 052	177 944	32 901
1915	293 166	560 921	267 755
1916	172 744	365 399	192 655
1917	79 444	86 235	6 791
Summe	630 397	1 130 502	500 105 ⁴³

Russische Kriegsgefangene – zum Kriegsende und danach Und eine merkwürdige Ausweisung zwei Jahre danach

Viele der rigiden, die KGF betreffenden Vorschriften konnten im Alltag nicht durchgehalten werden. Misstrauisch verfolgten die Behörden den zwangsläufig dichter werdenden Kontakt von KGF und Zivilisten an den Arbeitsstellen, warnten anhaltend vor Fraternisierung und Fluchthilfe, schon gar vor weitergehenden Beziehungen. Doch eben das war nicht zu vermeiden, wenn KGF dezentralisiert und einzeln oder in kleinen Gruppen an Arbeitsstellen vermittelt wurden. Zudem betraf die kriegswirtschaftlich bedingte Verschlechterung der Ernährungssituation Zivilisten und KGF gleichermaßen. Oft genug bildeten die Gefangenen und ihre Arbeitgeber eine Mangelgemeinschaft und hatten beiderseits Teil an der grassierenden Unzufriedenheit. Trotz des anhaltend patriotischen Getöses in der Öffentlichkeit wuchsen in der Bevölkerung Skepsis gegenüber Kriegsführung und den notorischen Erfolgsmeldungen von der Front.⁴⁴

Zu Anfang des Kriegs herrschte in der Bevölkerung eine fast paranoide Angst vor Russen (und Franzosen) im Inland, die als gefährliche Spione und Saboteure diffamiert wurden. Der Umgang mit den Kriegsgefangenen entschärfte diese angstbesetzten und aufgeputschten Affekte. Kaum überraschend ist deshalb, dass sich zum Ende des Kriegs die „ideologischen Abteilungen“ der Heeresleitung bemühten, an die tiefen Angstszenerien zu Kriegsbeginn anzuknüpfen. Monate nach dem Friedensschluss mit Russland verbreitete die Abwehrabteilung des 14. Generalkommandos in Karlsruhe ein Merkblatt mit eindringlichen Warnungen vor den in Deutschland verbliebenen russischen Gefangenen:

„Hiervon abgesehen betätigen sich Kriegsgefangene auch in unserem Lande vielfach noch für den Feind. ... Die jetzige Lage im Osten darf nicht dazu führen, den russischen Kriegsgefangenen blindlings zu vertrauen. Sie sind nach Wegfall der Feindseligkeiten noch nicht unsere Freunde geworden. Gerade unter ihnen hat es von jeher geheime, gut geleitete Verbände gegeben, die sich noch jetzt zu unserem Nachteil betätigen können. Gerade von Russland aus wurde schon im Frieden ausgedehnte Spionage betrieben. Gerade von Russland aus werden jetzt Umsturzgedanken nach Deutschland hineinzutragen versucht. Auch werden die anderen feindlichen Länder sich gern der Russen zu ihren Zwecken bedienen, da sie für diese größere Bewegungsfreiheit und daher bessere Wirkungsmöglichkeiten erhoffen.“⁴⁵

Die Wirklichkeit sah anders aus. Mit Ausnahme der ehemaligen russischen Gefangenen wurden nach Kriegsende alle KGF zügig repatriert. Anfang Dezember 1918 gab es auch im Amtsbezirk Heidelberg keine KGF mehr.

Allerdings weigerten sich viele russische Soldaten, in ihre Heimat verbracht zu werden. Und die Rückführungsmaßnahmen der deutschen Militärbehörden verliefen chaotisch, unter barbarischen Bedingungen und mit vielen Todesopfern. Nicht zuletzt waren die sowjetischen Behörden außer Stande, die aus Deutschland transferierten Soldaten aufzunehmen und zu verpflegen. Hinter der deutsch-russischen Grenze wartete für die russischen Soldaten also ein nächstes Inferno.

So bleiben die Russen bis 1921 auch für die Weimarer Republik ein anhaltendes Problem. Einerseits wurden sie dringend als Arbeitskräfte in der Landwirtschaft gebraucht, zum andern entzogen sie sich massenhaft der Repatriierung, indem sie untertauchten und auf Bauernhöfen Beschäftigung suchten.

Erst 1921 erhielten viereinhalb tausend Russen den Status anerkannter Ausländer und konnten legal die Arbeiten der ehemaligen polnischen Schnitter übernehmen, mindestens doppelt oder dreimal so viel versuchten sich weiter in der Illegalität durchzuschlagen.⁴⁶

Ein schwer aufklärbarer Vorgang in Heidelberg ist damit verbunden. Im August 1920, also fast zwei Jahre nach Kriegsende, verlangte das Bezirksamt von der Stadt eine Liste von abzuschiebenden russischen Staatsangehörigen anzulegen, die möglicherweise „Heimzuschaffende“ sind. In die Liste aufgenommen werden müssen ebenfalls lettische, litauische, ukrainische, estnische und finnische Russen, sowie die Angehörigen, Kinder und Ehefrauen.⁴⁷

Die Liste, die dann im September vorgelegt wurde, gibt nur Rätsel auf. Mit einer Ausnahme handelt es sich um Ehepaare oder Witwer, die vom Namen her mit einer Ausnahme nicht als russisch zu identifizieren sind. Wohnsitz und Namen sind auf zwei Adressen konzentriert. Soweit dies möglich ist, haben wir die Angaben des o.g. Verzeichnisses berichtigt und ergänzt. Eigentümlich ist, dass keiner der Verzeichneten in der städtischen Einwohnerkartei enthalten ist, sie aber alle in den Heidelberger Adressbüchern zu finden sind. Ob es tatsächlich in dem einen oder anderen Fall zu einem erzwungenen Abtransport gekommen ist, lässt sich nicht mehr feststellen. Im Januar des folgenden Jahres ergänzt das Bezirksamt einen erneuten Hinweis auf die Unterbringung von Frauen und Kindern in Abtransportlagern mit der Warnung an deutsche Frauen und Mädchen vor der Heirat mit Russen, da diese in Russland ihre Frauen häufig im Stich lassen würden.⁴⁸



Vor der Entlassung der ukrainischen Kriegsgefangenen, im Hintergrund die Lageruhr (Foto StA Rastatt)

Die Abschiebungsliste 1920⁴⁹

- Jakob Buchmann, Landwirt Eheleute, Schlierbacher Landstr. 22⁵⁰. 2 Kinder im Alter von 2 Jahren und 6 Monaten. Vater arbeitslos. (Lt. Einwohnerverzeichnis (EWZ) von 1920 als Tagarbeiter. 1919 und 1922 nicht verzeichnet)
- Georg Köhler, Schmied, Witwer, Schlierbacher Landstr. 22. 4 Kinder (Karl Köhler, 22 J., Zementwerk Leimen, seit 4 Wochen arbeitslos; Christian Köhler, 19 J., seit April 20 arbeitslos, Amalie Köhler, 17 J., arbeitet in Zigarrenfabrik Liebhold; Otto Köhler, 13 Jahre. Witwer Köhler verrichtet keine Lohnarbeit. (Lt. EWZ 1920 ist Georg Köhler Tagarbeiter. 1919 und 1922 nicht verzeichnet)
- Franz Köhler, Eheleute, V. Maler. Schlierbacher Land Str. 16 (berichtigt 22). 4 Kinder im Alter von 6, 4, 3, 2 Jahren, arbeitslos seit Mai 20. (Lt. EWZ 1920 Tagarbeiter verz. Schlierbacher Landstr. 22 (Häuser des Landesfiskus) 1919 und 1922 nicht verzeichnet)
- Karpp (berichtigt Karb), Gotthilf, Schmied, Eheleute, Untere Neckarstr. 24. 5 Kinder im Alter von 9 – 13 Jahren. Karb arbeitet in der Waggonfabrik Fuchs A.G. in Rohrbach. (Lt. EWZ 1920 Schlosser. Die Familie wohnt im Hinterhaus. 1919 nicht verzeichnet, 1922 verz. in Untere Neckarstr 24 wohnhaft, desgl. 1924 (Karb ist nahezu namensgleich mit Karp, Gotthilf, ebenfalls Schmied, der aber in der Unteren Neckarstr. 106 wohnt. Lt. EWZ 1924)
- Radianow (Radinow) , Gustav, Dreher, Eheleute, Untere Neckarstr. 24. 2 Kinder, zweieinhalb Jahre und 3 Monate alt. Arbeit in Zementwerk Leimen. (Lt. EWZ 1922 und 1924 Tagarbeiter. 1919 und 1920 nicht verzeichnet)

Fazit⁵¹

Auch wenn wir plausible Erklärungen für die Anwesenheit der auf dem Ehrenfriedhof beerdigten russischen Soldaten geben können, ist unsere Kenntnis über die Soldaten selbst, die Umstände ihres (vermutlichen) Arbeitseinsatzes in Heidelberg, aber auch ihre individuelle Geschichte nicht aufzuklären. Dies liegt am eklatanten Mangel an zuverlässigen Dokumenten sowohl aus Heidelberg und den Lazaretten wie aus dem Russen- und Ukrainerlager in Rastatt.

Über die Gründe der lokalen und regionalen Machthaber, die Gräber russischer Soldaten 1934 auf den Ehrenfriedhof zusammen mit denen deutscher Soldaten zu transfieren, können wir nur spekulieren. Der Öffentlichkeit wurden damals indes explizite Hinweise auf diese Gräber vorenthalten, die Beleglisten offenbar manipuliert. Nicht zuletzt, um dem hyperpatriotischen Opferduktus der Gedenk- und Einweihungsfeiern („Für unsere deutschen Helden“) nicht zu beeinträchtigen.

Die Kenntnisse über das örtliche KGF-Lager sind begrenzt, aber durch die Korrespondenzen von Stadtverwaltung und militärischer Inspektion des 14. Armeekorps leidlich nachvollziehbar. Über andere Lager – mit Ausnahme des Offizierslagers in der Neuen

Infanteriekaserne – haben wir keine Kenntnisse erlangen können. Die Unterbringung im Offizierslager war relativ komfortabel, zumindest in den ersten beiden Kriegsjahren. Versorgung, medizinische Betreuung und Arbeitseinsätze der anderen Gefangenen mit niederen Dienstgraden scheinen den Standards Genüge getan zu haben, die die Haager Landkriegsordnung und die verdienstvollen Inspektionsbesuche des Roten Kreuzes aus der Schweiz einforderten. Gelegentlich scheinen Härten im Umgang mit den Gefangenen erkennbar; ebenso werden Unmut, Proteste und Unzufriedenheit der Gefangenen sichtbar, was sich nicht zuletzt in der beträchtlichen Zahl an „Entweichungen“ ausdrückt. Im Ganzen wurden die Gefangenen von der Stadt und den privaten Arbeitgebern zu erheblichen Arbeitsleistungen herangezogen und ihre Entgeltung war auch durchweg bescheiden. Krasse Übergriffe und Rechtsverstöße sind jedoch nicht dokumentiert. Es gibt einige Indizien, dass sich die „Arbeitgeber“ auch bemüht haben, den Umgang mit den Gefangenen menschlich zu gestalten. Trotz der offiziellen Siegeszuversicht, die die Oberste Heeresleitung verbreitete, war es angesichts der hohen Menschenverluste, der schwierigen Ernährungssituation und der deprimierenden Kriegslage durchaus nachvollziehbar, dass Kriegsgefangene nicht als gefährliche Feinde, sondern als Leidensgenossen wahrgenommen und entsprechend anständig behandelt wurden. Dies mag kein „Massenphänomen“ gewesen sein. Aber die Klagen der militärischen Stäbe über eine laxen, verständnisvollen und hilfsbereiten Bevölkerung deuten darauf hin, dass wir es mit mehr als vereinzelt Solidaritätsbekundungen zu tun haben. Insbesondere in der Landwirtschaft und in den städtischen Betrieben bestand zudem Klarheit darüber, wie bedeutsam die Arbeit der Kriegsgefangenen für die Aufrechterhaltung der Versorgung war.

Anhang: Russische Soldatengräber auf dem Heidelberger Ehrenfriedhof

Nr.	Name	Vorname	Status	Einheit	Nation	gest.	Alter	geb.
17	Cijunskij	Peter	Sold.	208. IR	Russ/ Lit	29.11.18	26	1891
18	Kasarenko	Afanasi	Sold.	32. Inf. Reg., 6. Komp.		03.08.18	26	1892
19	Putnin	Gustav	Sold.	IR Nr. 90	Russ	15.10.18	33	1885
20	Pergatsch	Wasily	Gefr.	5. Bat. der 79. Art.Brig.	Russ	20.09.18	37	1881
21	Dubowitzki	Piotrj	Leutnant	IR 221, 10. Komp.	Russ/ Ukr.	08.04.16	25	1891
22	Gunkow	Jegor	Sold.	82. IR, 6. Komp.	Russ	07.06.17	30	1887
90	Petrow	Andrey	Sold.	1. Komp. des 49. IRs	Russ	13.02.18	33	1885
91	Ivanae	Alexei	Gefr.	IR 206	Russ	25.10.18	45	1873
92	Bolgarsky	Josef	Sold.	IR 231.	Russ	28.08.18	31	1887
93	Schljachowoj	Sacharj Petrowitsch	Sold.	2. IR	Ukr	04.06.18	28	1890
94	Gonjuk	Grigory	Gefr.	6. Komp. des 169. IRs	Lit	14.10.15	30	1885
95	unbekannt							
163	Kutschirawi	Pawel	Sold.	191. IR, 3. Komp.	Ukr, Lit (?)	25.05.16	24	1892
164	Chramtschenok	Petro	Sold.	4. Komp. des IRs 18 (oder 180)	Ukr/ Russ	31.05.18	26	1892
165	Jamulewicz	Toma	Sold.	11. Komp. des IR Nr. 21	Lit o. Ukr	28.09.18	36	1882
166	Prochorow	Johann	?	2. IR	?	22.12.15	?	?
167	Batrah	Timofe	Gefr.	11. Komp. im IR 75	?	13.02.16	27	1889
168	Djatschenko	Alexej	Sold.	IR 291	Ukr	25.10.18	32	1886

Legende: Sold. Soldat; Gefr. Gefreiter; Kom. Kompanie; IR Infanterieregiment; Bat. Bataillon; Art. Brig. Artilleriebrigade; Russ. Russland; Lit. Litauen; Ukr. Ukraine; VL Akad.KH Vereinslazarett Akademisches Krankenhaus; LZ Landhaus Lazarett Landhauerschule; Garnison LZ Garnisonslazarett; orth. orthodox; griech. griechisch; russ. russisch; kath. katholisch; evang. evangelisch

Lazarett HD	Beruf	Rel.	Fam.	Geb-O.	Wohn-O.
Landhaus LZ	Landwirt	orth.	verh.	Bedima Kowno Litauen	Ichima/ Rußland
Landhaus LZ	Landwirt	russ. orth	led.	Klisatschi, Kreis Poltawa	wie Gb.Ort
Landhaus LZ	Landwirt	evang.	?	Tula, Gouv. Tula	wie Gb.Ort
Landhaus LZ	Zimmermann	russ. orth.	verh.	Woronesh	wie Gb.Ort
VL Akad KH	?	griech.-orth.	verh.	Sewsk, Gouv. Orjol	Roslow, Kreis Smolensk
Landhaus LZ	Landwirt	griech.-kath.	?	Malkin bei Orlowski, Oblast Rostow, Süd-Rußland	wie Gb.Ort
Garnison LZ	Landwirt	russ.-orth.		Nowobagrowsk, Kreis Tomsk West-Sibirien	wie Gb.Ort
Landhaus LZ	?	kath.	verh.	Woronie	wie Gb.Ort
Landhaus LZ	?	russ.-orth.	verh.	Podlesowka/ Russland	wie Gb.Ort
VL Akad KH	Landwirt	russ.-orth.	led.	Gorodyschtsche, Kreis Kiew/Ukraine	wie Gb.Ort
VL Akad KH	Landwirt	griech.-orth.	verh.	Šiauliai (deutsch Schaulen)Kreis Wilna	wie Gb.Ort
VL Akad KH	?	griech.-orth.	verh.	Rossiena***, Gouvernement Wilna	Odessa*, Gouv. Cherson Ukraine
Garnison LZ	Schneider	orth.	led.	Pockar in Oblast Tschernihiw, russ. Gouvernement Tschernigow	wie Gb.Ort
Landhaus LZ	?	orth.	led. (?)	Brueowoschy, Kreis Wilna oder Vilna Sloboda/ Ukraine	wie Gb.Ort
Reservelazarett Psychiatrische Klinik	?	?	?	?	?
Landhaus LZ	Landwirt	orth.	led.	Micharowka, Kreis Kamebadolsk (??)	wie Gb.Ort
Landhaus LZ	?	kath.	verh.	Sorotschinzy, Gouvernement Poltawa	wie Gb.Ort

Anmerkungen

- 1 Zwei weitere Soldatengräber finden wir auf dem jüdischen Friedhof beim Bergfriedhof. Meilick Hirsch aus Nowo-Salitsch in Bessarabien. Gest. 18.11.1916; Ephraim Wolfsohn aus Baritsch. Insgesamt sind auf dem jüdischen Friedhof fünf Grabstellen vorhanden gewesen. STA HD AA 8/11 Kriegsgräber. Mittlg. Stadtgärtnerei an Stadtverwaltung 3.7.1919.
- 2 Kriegsgräberliste erstellt in Heidelberg am 18.1.1954. Kopien des standesamtlichen Sterberegisters stellte das Stadtarchiv zur Verfügung.
- 3 Der Friedensvertrag der „Mittelmächte“ Deutschland und Österreich mit der bolschewistischen Führung Russlands wurde am 3.3.1918 geschlossen. Bereits am 9.2.1918 handelte die Oberste Heeresleitung einen Separatfrieden mit der neu gegründeten Volksrepublik Ukraine aus. Faktisch bestand zwischen Deutschland und Russland seit dem 15. Dezember 1917 ein Waffenstillstand.
- 4 Peter Koppenhöfer, Albert Günter, Helmut Schwörer (Friedensgruppe des sozialistischen Büros Heidelberg): Der Heidelberger Ehrenfriedhof des Ersten Weltkriegs. Nov. 1986. Die Autoren bemühen sich, den faschistischen Duktus von architektonischer Anlage und Formsprache des Ehrenfriedhofs zu belegen (was m.E. nicht haltbar ist). Sie nehmen auch die eigentümlich auf Militärisches fokussierten Gedenkfeiern der Nachkriegszeit kritisch unter die Lupe, in denen nicht nur das Leiden der Zivilbevölkerung ausgeblendet blieben, sondern auch fragwürdige Traditionsverbände (z.B. die Waffen-SS) teilnahmen.
- 5 Kriegsgräberliste Ehrenfriedhof 1914/1918 (Erstellt Heidelberg 18.1.1954) enthält 200 Namen, Geburtstage fast vollständig, unvollständige Angaben zu Geburtsorten, Dienstgrad, Truppenteil etc., Sterbeorten (Lazarette) und Todestag, Staatsangehörigkeit (nichts spezifiziert, generell Russen), Grabfeld/Grabstelle. Z.T. Angaben zu Religion, Familienstand, Name der Ehefrau, Beruf, Beruf des Vaters.; standesamtliches Sterberegister. 17/18 Grabstellen russischer Soldaten auf dem Ehrenfriedhof. Einzelgräber, links 1. und 2. Reihe.
- 6 Annette Großmann: Für Volk und Vaterland. Deutsche Kriegsdenkmäler des Ersten Weltkriegs in der Zeit der Weimarer Republik. Magisterarbeit. Universität Tübingen 1995.
- 7 Zur Anlage des Ehrenfriedhofs, die in diesem Teil spiegelsymmetrisch ist, sei noch darauf hingewiesen, dass die im Ersten Weltkrieg gefallenen 2132 Heidelberger auf 28 Rotsandsteinblöcken alphabetisch verzeichnet sind. Die in den Lazaretten gestorbenen Soldaten und Kriegsgefangenen sind dagegen in mehreren Reihen parallel zur Sichtachse in Einzelgräbern (mit Kreuzen) gebettet.
- 8 Die alte Kaserne im heutigen Collegium Carolinum (dem Standort der heutigen Universitätsverwaltung und des früheren Studentwohnheims CA) sollte dadurch entlastet werden. StA HD UA 167 Fasz. 7 Offiziersgefangenenlager in der neuen Infanteriekaserne; s.a. KLE 171 Kriegsgefangene im Offiziersgefangenenlager bei HD 1915, in Berliner Illustrierte Zeitung Nr. 44, XXIV. Jg. 31.10.1915 (Albert R. Dawson).
- 9 StA HD UA 167 Fasz. 9 Besichtigung der dt. Gefangenenlager durch Schweizer Ärztekommisionen.
- 10 StA HD UA 167/Fasz. 7 Militärisches Bauamt an Oberbürgermeister 4.1.1917; s.a. 27.5.15 Stadtrat genehmigt die Anlage eines Tennisplatzes.
- 11 Von 1914–1918 erkrankten nahezu vierzig Tausend russische Gefangene in deutschen Kriegsgefangenenlagern (275), von denen etwa 10% verstarben, trotz der bemerkenswerten Immunität, die vor allem russische Soldaten schützte. Jochen Oltmer: Migration und Politik in der Weimarer Republik. Göttingen, 2005. Darin S. 271 ff Kap. 5 Migration als Kriegsfolge: Alte und neue Kriegsgefangene. Hier S. 275.
- 12 In Heidelberg sind auch französische Kriegsgefangene und mindestens ein italienischer Kriegsgefangener zum Arbeitseinsatz gekommen. In manchen Dokumenten ist auch vom städtischen Fuhrhof die Rede, der unmittelbar neben dem Bauhof lag.
- 13 Kaum wahrscheinlich ist, dass die verstorbenen Russen unmittelbar als Kriegsverletzte in die Heidelberger Lazarette eingeliefert worden waren. Das würde bedeuten, dass sie von der Ostfront quer durch das ganze Reichsgebiet transportiert worden wären. Die Lazarettstadt Heidelberg versorgte überwiegend Soldaten von der Westfront, im Ganzen wohl über vierzigtausend Patienten während der vier Kriegsjahre.
- 14 Hierüber gibt die Akte UA 167, Fasc. 9 des Stadtarchivs Aufschluss.
- 15 Diese befanden sich im Gewinn Oberer Vogelsand am Galgenweg.

- 16 Hinweisse auf weitere Lager können wir einem Schreiben des städt. Hochbauamts vom September 1915 entnehmen. „Für die Gefangenenlager des Bauhofes und der Epidemiebaraken sowie der verschiedenen Massenquartiere benötigen wir ca. 50 Ster Forlenscheitholz als Anfeuerholz.“ (Hochbauamt an Stadtrat 27.9.1915)
- 17 Das im Südwesten stationierte XIV. Armeekorps hatte in Karlsruhe eine Inspektion (d.i. zentrale Verwaltungsstelle) der Gefangenenlager eingerichtet, bei dem „Bestellungen“ für Zivil- und Kriegsgefangene bearbeitet wurden.
- 18 Die Situation im Rastatter Lager spiegelt sich in einem Erinnerungsbuch an das Ukrainer-Lager Rastatt, das aus Privatbesitz dem Kreisarchiv Rastatt übergeben wurde. (aus: http://www.landkreis-rastatt.de/servlet/PB/menu/2020840_h1/index.html) In diesem Lager im Bereich des heutigen Münchfelds in Rastatt waren 10 bis 20 tausend Gefangene interniert, darunter ein beachtliches Kontingent von Ukrainern. Jenseits der z.T. beschönigenden Darstellung des Lagerlebens ist erkennbar, dass die Lagerleitung sich bemühte, vor allem für die Ukrainer kulturelle Angebote zu entwickeln. „Die Gefangenen besaßen ein Versammlungsrecht und konnten Schnitzereien aus der Lagerwerkstatt zum Verkauf anbieten. Neben einer Töpferei, einer Buchbinderei und einem Buchladen existierte sogar eine Musikkapelle. Den Kriegsgefangenen wurde die Möglichkeit zum Exerzieren und Ausführen von Übungen gegeben. Diese pflegten außerdem sehr ausgiebig die eigene ukrainische Tradition und das Brauchtum, wie sich auf einigen Bildern bei Tanz und Spiel erkennen lässt. Selbst Ausflüge der Gefangenen standen auf dem Programm. (Maximilian Wawrzinek: Das Ukrainer-Lager Rastatt. In: http://www.landkreis-rastatt.de/servlet/PB/menu/2020840_h1/index.html, eingesehen 25.6.2014). Fundierte Informationen enthält Michael Feik: Zur Geschichte des „Ukrainer-/Russenlagers“ in Rastatt, in: Heimatbuch 2013 Landkreis Rastatt, 52. Jahrgang (Herausgegeben vom Landkreis Rastatt).
- 19 KGF-Lager Rastatt an Stadt Heidelberg, 26.3.1917 StA UA167.
- 20 StA HD UA 170 Fasz. 4 Unterbringung eines Rekrutendepots des Landsturmersatzbataillons Mosbach in der Blank'schen Fabrik Hölderlinstraße.
- 21 Tiefbauamt an OB 12.6.1915 StA UA167.
- 22 Am 6.9.1918 teilt die Stadtgärtnerei mit, dass sie für die nächste Zeit keine KGF benötigt. Die städt. Gas-Wasser- und E-Werke benötigen aber (Mittlg. 17.9.1918) im kommenden Winter 32 Gefangene. „Davon müssten 18 Mann im Ofenhaus des alten Gaswerkes, 6 Mann beim Abladen von Kohlen und Koks und 8 Mann auf dem Hofe des neuen Gaswerkes beschäftigt werden.“ Das städtische Forstamt beantragt 20 KGF für die Holzhauerei. Untergebracht würden diese KGF in der Gaiberger Krone. Der städtische Lagerleiter Wollthan rechnet zusammen: 52 KGF. StA UA167.
- 23 Stadtrat an Bezirksamt 16. 6. 1915. StA UA167.
- 24 Grossherzog. Bad. Ministerium des Inneren 14.6.1915. StA UA167.
- 25 OB Walz an Stadtrat, 28.1.1916 StA UA167.
- 26 Bezirksamt an Stadt Heidelberg/ OB Walz vom 31.8.1915 StA UA167.
- 27 Bezirksamt Rundschr. an Bgm. 15.3.1915.
- 28 Großherzog. Innenministerium 15.7.1916 StA UA167.
- 29 Großherzog. Innenministerium an alle Bgm. und Bezirksamter 9.5 1916 StA UA167.
- 30 Tiefbauamt an OB, 30. 07.1915 StA UA167.
- 31 Hochbauamt an OB 9.12.1915 StA UA167.
- 32 Verwaltung Lager – Amtmann Wollthan – an Stadtrat 16.12.1916 StA UA167.
- 33 Bezirksamt an Bürgermeister 16.9.1915 StA UA167.
- 34 Milit. Inspektion Karlsruhe an Ph. Maßholder 28.9.1915 StA UA167.
- 35 Schuhmacherverein an Milit. Inspektion Karlsruhe 17.4.1916 StA UA167.
- 36 Robert Macco an Stadtverwaltung 14.3.1916, Inspektion an Stadtverwaltung Amtm. Wollthan 17. 3. 1916 StA UA167.
- 37 September 1916 Amtm. Wollthan an Stadtrat zur Kenntnis. StA UA167.
- 38 11.8.1915 Inspektion an Stadtverwaltung. Desgl. Allgemeine Bedingungen für die Abgabe von Kriegsgefangenen zu Arbeiten im Handwerk, Bergbau und Industrie (Inspektion der Gefangenenlager des XIV Armeekorps, 15.8.1915) und Bedingungen für die Abgabe von Kriegsgefangenen für gemeinnützige Arbeiten (Diess. 1.9.1915) (StA UA167).
- 39 20.7.1915, Zuweisungsbescheid Inspektion an Stadtverwaltung.
- 40 Stadt an Bezirksamt 24.7.1915.
- 41 Vorlage des Stadtrats, Kriegsaufwand 18.3.1919.

- 42 In der Vorlage des Stadtrats vom 4.9.1916 wird festgehalten: „Für die Stadt sind keine Belastungen entstanden, sondern noch ein gewisser Überschuss“.
- 43 Der Zuschuss für 1914 müsste 92892 betragen haben. Vorlage des Stadtrats, hier Einladung zur öffentlichen Sitzung des Bürgerausschusses 18.2.1918, die Kriegsaufwendungen betr. UA 183 Kriegsaufwendungen / Fasz. 2 / Vorlage des Stadtrats. Eine Neuberechnung vom 18.3.1919 zeigte ein noch ungünstigeres Bild.
- 44 1918 verteilten sich die 1,5 Mio. Kriegsgefangenen auf insgesamt 750 000 verschiedene Arbeitsstellen. Entsprechend gehörte auch der Kontakt zu Kriegsgefangenen zum Alltag der Bevölkerung. Jochen Oltmer: Migration und Politik in der Weimarer Republik. Göttingen, 2005, hier S. 279. Weiterführend dazu: Jochen Oltmer (Hg.): Kriegsgefangene im Europa des Ersten Weltkriegs. Paderborn 2005; ders. Zwangsmigration und Zwangsarbeit: Ausländische Arbeitskräfte und bäuerliche Ökonomie im Deutschland des Ersten Weltkriegs, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 27 (1998), S. 135-168; ders. Arbeitszwang und Zwangsarbeit. Kriegsgefangene und ausländische Zivilarbeitskräfte im Ersten Weltkrieg, in: Rolf Spilker/Bernd Ulrich (Hg.) Der Tod als Maschinist. Der industrialisierte Krieg 1914-1918. Bramsche 1998. – Ein Beispiel dafür ist das im Stadtarchiv aufbewahrte Kriegstagebuch von Margarethe Selma Schmidt (1863-1938) von 1914-1918, das inzwischen teilweise transkribiert wurde. (Stadtarchiv HD H 250) Ähnlich gerichtet war die Berichterstattung der Tageszeitungen, die jede Verhaftung eines verdächtigen Ausländers in aller Breite schilderten.
- 45 Merkblatt über den Verkehr mit Kriegsgefangenen. Stv. Generalkommando des XIV Armeekorps Abt. Abwehr (14.9.1918) StA UA167.
- 46 Vergl. Jochen Oltmer: Migration und Politik in der Weimarer Republik. Göttingen, 2005. Kap. 5 Migration als Kriegsfolgelast: Alte und neue Kriegsgefangene.
- 47 28.8.1920 Mittlg. Bezirksamt an Stadtverwaltung HD; Verzeichnis vom 17.9.1920. StA UA167.
- 48 Bezirksamt an Stadt Heidelberg 20.1.1921. StA UA167.
- 49 Verzeichnis über diejenigen Personen, deren Abschub als erwünscht zu bezeichnen ist.“ (17.9.1920 Bezirksamt Heidelberg)
- 50 Die Häuser in der Schlierbacher Landstraße waren im Besitz des Landesfiskus.
- 51 Mein herzlicher Dank geht an Frau Weber und Herrn Berger vom Stadtarchiv Heidelberg, an Herrn Kreisarchivar Martin Walter vom Kreisarchiv Rastatt und den Leiter des Stadtarchivs Rastatt, Herrn Oliver Fieg.

Manon Lorenz

Das Collegium Academicum der Universität Heidelberg: „Bunter Haufen“, „Freies Haus“ oder „Rote Zelle“?

Eigenwahrnehmung, Funktionen und Fremdzuschreibung in den siebziger Jahren*

1. Einleitung

Während die Historie vieler Heidelberger Universitätsgebäude auf eine ausführliche Weise Beachtung findet, so gilt dies nicht für die Geschichte desjenigen Gebäudes, das inzwischen eine der zentralen Einrichtungen der Universität Heidelberg, nämlich die Universitätsverwaltung, beherbergt. Dass sich in den Gemäuern des Gebäudes Seminarstraße 2, vis-à-vis des Historischen und Romanischen Seminars, in den Jahren 1945 bis 1978 ein selbstverwaltetes Studentenwohnheim befand, ist heute den Studenten, die das Haus zu Immatrikulationszwecken aufsuchen, kaum noch bekannt. Das Collegium Academicum¹ scheint weitgehend und auch bewusst aus der Darstellung der Geschichte von Stadt und Universität ausgeschlossen zu sein.

Forscht man nach der Gründungsidee des Collegium Academicum und den Intentionen, die damit verbunden waren, sowie nach den Tätigkeitsfeldern des CA in den fünfziger und sechziger Jahren, so lassen sich diese ohne große Schwierigkeiten herausfinden, wohingegen die Frage danach, was das CA in den siebziger Jahren war, auf den ersten Blick weitaus weniger bestimmt zu beantworten ist. In der vorliegenden Arbeit wird deshalb versucht, die unterschiedlichen Bedeutungen des CA für die verschiedenen Akteure herauszuarbeiten. Hierbei soll auf die unterschiedlichen Funktionen, die das CA erfüllte, eingegangen und danach gefragt werden, welche davon in den siebziger Jahren zur Kritik an der Institution geführt hat und dafür sorgte, dass man es als unumgänglich ansah, das Wohnheim zu schließen. Im Zentrum der Arbeit steht die Kontrastierung des Selbstverständnisses der Bewohner mit den teils sehr polemischen Fremdzuschreibungen. Da Letztere das Bild des CA in den siebziger Jahren dominierten und teilweise bis heute prägen, wird auf die Darstellung der tatsächlichen Verhältnisse innerhalb des Kollegienhauses ein umso größeres Gewicht gelegt.

Bevor auf den eigentlichen Untersuchungsgegenstand, das Collegium Academicum in den siebziger Jahren, eingegangen wird, soll vorab kurz die Gründungsgeschichte des CA und dessen ursprüngliche Intention dargestellt werden, wobei der Aufsatz von Gerd Steffens² aus dem Jahr 1985 als Grundlage dient. Hierauf folgt ein kurzer Abriss über die Geschichte des CA bis zum Beginn der siebziger Jahre, der eine Verständnissgrundlage für die weiteren Entwicklungen schaffen soll. Es wird untersucht, wie es

* Leicht überarbeitete und um weitere Anhänge gekürzte Fassung einer Bachelorarbeit vom 17. Dezember 2013 am Historischen Seminar der Universität Heidelberg.



Fassade des Collegium Academicum um 1977 (Foto: Universitätsarchiv Heidelberg)

dazu kam, dass das CA die anfängliche Gunst der Universität verlor und welche Auswirkungen die Studentenbewegung auf das Kollegienhaus und sein politisches Selbstverständnis hatte. Die Sichtweisen, von denen aus man das CA betrachten kann, ergeben eine dreiteilige Gliederung des Hauptteils dieser Arbeit, in dem das CA zunächst als Studentenwohnheim, dann als öffentlicher Raum in Form eines politischen und kulturellen Studentenzentrums und schließlich als in der Öffentlichkeit vieldiskutierte Einrichtung betrachtet wird. Bezogen auf die Bedeutung des CA als Wohnheim werden zunächst die internen Verhältnisse dargestellt und danach gefragt, welches Selbstverständnis die Bewohner hatten und welche Ansprüche sie an das Kollegienhaus stellten, vor dem Hintergrund welcher politischer Strömungen dies geschah und in welchem Verhältnis Anspruch und Wirklichkeit zueinander standen. Die Betrachtung des CA als einem öffentlichen Raum erfolgt unter dem Aspekt der Entfaltungsmöglichkeiten, die der Heidelberger Studentenschaft dadurch eröffnet wurden. Entscheidend dabei ist auch die Frage, in welcher Beziehung sich die Benutzer des CA zu den in ihm lebenden Kollegiaten befanden. Schließlich wird auf das CA als Universitätsinstitution und zentral gelegene Einrichtung in der Heidelberger Altstadt eingegangen und hin-

sichtlich der Fremdzuschreibungen untersucht, wobei danach gefragt wird, von welcher Seite und zu welchem Zweck diese an das CA herangetragen wurden.

Der Untersuchungszeitraum erstreckt sich über die letzten acht Jahre des Bestehens des CA, also auf die Jahre 1970 bis 1978. Das Jahr 1970 markiert insofern einen Wendepunkt, als die Studentenbewegung, die in Heidelberg am 10. Januar 1969 durch den Polizeiüberfall auf den AStA ihren Höhepunkt erreicht hatte, mit dem Beginn der siebziger Jahre ihren Zenit bereits überschritten hatte und in ihrem Niedergang begriffen war, was unter anderem auf die Spaltung der Heidelberger Linken in Folge des SDS-Verbots im Juni 1970 zurückzuführen ist.

Die Forschungsliteratur über das CA ist aufgrund der eingangs erwähnten Nichtbeachtung des Studentenwohnheims in der Geschichte Heidelbergs entsprechend spärlich gesät. Neben dem bereits genannten Artikel von Steffens, der eine Überblicksdarstellung bietet, existieren eine Dissertation³ von Konstantin von Freytag-Loringhoven aus dem Jahr 2012 sowie ein der Arbeit vorausgehender Artikel⁴ von 2011. Darin widmet sich der Verfasser dem Vergleich verschiedener deutscher Kollegienhäuser und geht auf Reformcharakter und Erziehungsauftrag derselben ein, weshalb in erster Linie die Gründungsphase des CA im Vordergrund steht und für den hier behandelten Zeitraum lediglich als Hintergrundwissen dienlich ist. Unter einem ähnlichen Aspekt befasst sich Ullrich Schneider in seinem Aufsatz⁵ mit dem Kollegienhaus, in dem er den Blick auf das CA in den Jahren 1945–1952 vor dem Hintergrund der Hochschulreform und der Einführung des Studium Generale richtet.

Aufgrund des Mangels an Forschungsliteratur wurde der Fokus auf die Arbeit mit dem vorliegenden umfangreichen Quellenmaterial gelegt. Neben den regelmäßig erschienenen Jahresrundschriften⁶ der „Vereinigung ehemaliger Mitglieder des Collegium Academicum der Universität Heidelberg“⁷ der Jahre 1970 bis 1978/79⁸ sowie einer ebenfalls von dieser herausgegebenen Denkschrift⁹ des Jahres 1985 dienen hauptsächlich die gesammelten Dokumente der CA-Selbstverwaltung als Quellengrundlage. Des Weiteren wurden Zeitzeugeninterviews mit drei ehemaligen Bewohnern geführt, um einen Einblick in das Alltagsleben des Studentenwohnheims zu erhalten.¹⁰



„Lang lebe die Selbstverwaltung des CA!“ Wandgemälde im Collegium Academicum um 1977 (Foto: Universitätsarchiv Heidelberg)

2. Die Gründung des Collegium Academicum und seine Entwicklung bis zum Beginn der siebziger Jahre

Um die Entwicklungen des CA in den siebziger Jahren nachvollziehen zu können, ist ein Blick auf den Anfang der Geschichte des Kollegienhauses von Nöten. Deshalb werden die Entstehungsgrundlage und die Tätigkeitsfelder des CA von seiner Gründung im Jahr 1945 bis zum Beginn der siebziger Jahre kurz skizziert. Ebenfalls wird das Augenmerk auf die „Krisendiskussion“¹¹ des CA ab Mitte der sechziger Jahre und die kurz darauf einsetzende Studentenbewegung sowie deren Auswirkungen auf das selbstverwaltete Studentenwohnheim gerichtet. Einerseits soll nachvollzogen werden, wie es dazu kam, dass sich das CA vom einstigen „Lieblingskind der Alma mater“¹², wie es liebevoll genannt wurde, zum Störfaktor für die Universität entwickelte. Andererseits wird danach gefragt, wie sich das politische Selbstverständnis des CA veränderte und inwieweit sich anhand dessen erklären lässt, wie das CA in den Ruf einer linken Tradition geriet, der sich in den siebziger Jahren zum Vorwurf des Linksradikalismus verhärtete und schließlich einer der entscheidenden Gründe für die Räumung im Jahr 1978 wurde.

Das Collegium Academicum, 1945 gegründet, verdankte seine Entstehung hauptsächlich dem Drängen der damaligen Professoren auf die Wiedereröffnung der Universität Heidelberg nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs.¹³ Denn um das professorale Amt wieder aufnehmen zu können, bedurfte es in erster Linie Studenten, die man im damals überfüllten Heidelberg unterbringen musste. Zu Beginn war das CA somit eine von der Universität anerkannte Institution, die auch von der lokalen Presse enthusiastisch gefeiert wurde. Um die Erlaubnis für die Errichtung des Studentenwohnheims einholen zu können, musste gegenüber der amerikanischen Besatzungsmacht der demokratische Charakter des Wohnheims hervorgehoben werden. Das vorrangige Ziel der Einrichtung bestand deshalb darin, die Studierenden zur Selbsterziehung und Selbstverwaltung zu führen und somit einen „Beitrag zur demokratischen Erziehung und Umerziehung der aus dem Krieg heimkehrenden studentischen Jugend“ zu leisten.¹⁴ Der erste Leiter des CA, Joachim G. Boeckh, sah es als notwendig an, dass sich die junge Generation ein Verhältnis zum Politischen aneigne. Dies könne man seiner Meinung nach nicht auf der Grundlage von Parteipolitik erreichen, sondern nur, indem man mit den Studenten gemeinsam ernsthaft über zentrale Begriffe wie dem der ‚Demokratie‘ oder des ‚Sozialismus‘ debattiere.¹⁵

Zu diesem Zweck wurden im CA zahlreiche Vorträge von Professoren über politische und gesellschaftliche Grundsatzfragen gehalten, woraus die Tradition des „Studium Generale“ hervorging.¹⁶ Im Laufe der ersten Jahre nach der Entstehung des CA hatten sich die Strukturen der Selbstverwaltung durchgesetzt und man begab sich zu Beginn der fünfziger Jahre auf eine „Sinnsuche“¹⁷, da die Arbeit an den internen Verhältnissen durch das Erreichen der studentischen Autonomie hinfällig geworden war. Daraus entwickelte sich ein neues Selbstverständnis des CA, das nicht mehr nur sich selbst genügen wollte, sondern sich auch in universitäre und städtische Diskurse der Zeit einmischen und seine Legitimation in der Auseinandersetzung mit der Öffentlichkeit erreichen wollte. Wichtige Bedeutung erlangten auch die „Ostkontakte“, über

die ein Austausch mit Studenten aus der DDR stattfand, mit denen man über die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse diskutierte. Der mit dem Mauerbau 1961 gezwungenermaßen abgebrochene Kontakt wurde durch die Beziehungen zu Studenten und Professoren der Karls-Universität in Prag ersetzt, die bis zum „Prager Frühling“ 1968 zum Arbeitsschwerpunkt des CA gehörten und zu einem Forum für einen „west-östlichen Dialog“¹⁸ wurden. Zu diesem Austauschprozess bemerkt der Journalist Jürgen Runge in einem 1978 im Heidelberger Tageblatt erschienenen Artikel rückblickend, dass „der Versuch, sich kritisch mit der Wirklichkeit ‚drüben‘ und einem undogmatischen Kommunismus auseinanderzusetzen ... freilich auch jene Art von Befürchtungen, Verdächtigungen, ja Verleumdungen [begründeten], die schließlich auch den Auflösungsbeschluss des Kleinen Senats begründen halfen“.¹⁹

Bereits seit Beginn der sechziger Jahre plante die Universität die Verlegung des CA, um das Gebäude für eigene Interessen nutzen zu können. Zusätzlich zeichnete sich eine zunehmende Interesselosigkeit vieler Kollegiaten gegenüber den Aufgaben der Selbstverwaltung ab, sodass diese ab Mitte der sechziger Jahre in doppelter Hinsicht gezwungen war, ein neues Selbstverständnis zu formulieren und ein tragfähiges Konzept für das CA zu entwerfen, um den Erhalt des Wohnheims weiterhin legitimieren zu können.²⁰ Infolgedessen wurde der Soziologe Hartmut Schweitzer beauftragt, eine Studie über die Gründe für das Krisenbewusstsein anzufertigen, die 1967 als Dissertation vorlag.²¹ Zudem wurde eine Diskussion über die zukünftige Rolle des CA in Gang gesetzt, bei der der Schwerpunkt auf den politischen Auftrag der Institution gerichtet wurde, jedoch nicht ohne Berücksichtigung der möglichen negativen Folgen einer solchen Ausrichtung. So forderte 1965 der damalige siebte Leiter, Assessor Boldt, dass „in den Mittelpunkt der Arbeit ... der gesellschaftliche Auftrag der politischen Bildung gestellt werden [muss].“²² Dr. Ruprecht Breitling, der sechste Leiter des CA, hatte hingegen bereits 1964 darauf hingewiesen, welche Gefahr es in sich barg, wenn man die Beschäftigung mit der Politik zum eigentlichen Tätigkeitsfeld des CA machen wollte. Demnach bestehe die Befürchtung „einer gewissen politischen Schlagseite, nämlich politisch nach links zu tendieren“, da sich Söhne konservativer Familien eher Verbindungen anschlössen, wenn sie am studentischen Gemeinschaftsleben Interesse zeigten.²³

Somit fiel die aufkommende Studentenbewegung mit der Debatte um eine neue Selbstdefinition des CA zusammen und machte es daher empfänglicher für die Forderungen, die vonseiten der linken Studenten in der Folgezeit an das CA herangetragen wurden. Spätestens nachdem im Januar 1969 der Polizeieinsatz auf den AStA stattgefunden und die Studentenbewegung in Heidelberg ihren Höhepunkt erreicht hatte, geriet das CA in Konflikt mit den linken Studenten und der Universität, der es trotz studentischer Selbstverwaltung immer noch angehörte. Zwar nahm das CA selbst keine Vorreiterrolle hinsichtlich der hochschulpolitischen Auseinandersetzungen der Zeit ein,²⁴ bot aber den studentischen linken Agitatoren im CA Raum für ihre Veranstaltungen. Auch wenn von der Mehrheit der Kollegiaten keinerlei Impulse ausgingen, machte die sich engagierende Minderheit in der Öffentlichkeit umso mehr von sich reden.²⁵ Die Studentenbewegung änderte laut Steffens die politischen Mehrheitsver-

hältnisse im Haus nicht grundlegend, die überdurchschnittliche Härte der repressiven Maßnahmen vonseiten der Universität und der Stadt gegenüber den linken Studenten stärkte jedoch die moralische Legitimation derselben und brachte die Kollegiaten in Zugzwang, ihre Pforten fortan für die Studentenbewegung zu öffnen und ihre „Mittel dem Kampf der Studentenschaft zur Verfügung [zu] stellen“,²⁶ wie es in einem Flugblatt an die Bewohner des Hauses gefordert wurde.²⁷ Es kam zu einer internen „Kulturrevolution“²⁸ des CA, im Rahmen derer die inneren Strukturen durch ein neues Statut²⁹ und eine neue Satzung³⁰ verändert wurden mit der Folge, dass künftig auch Frauen aufgenommen wurden. Hinzu kam eine Öffnung des CA nach außen, wodurch das Haus als eine Art Studentenzentrum fungieren und als Ort des Meinungsbildungsprozesses allen Studenten zur Verfügung stehen sollte. Faktisch hat das CA infolge der inneren und äußeren Reformen im Zuge der Studentenbewegung erheblich an Attraktivität gewonnen, sodass die Bewerberzahlen mit Beginn der siebziger Jahre stark anstiegen.³¹ Folgt man Steffens, konnte sich das CA gegen diese Entwicklung nicht wehren, wollte es neben dem nachlassenden universitären Interesse an dem Wohnheim nicht auch noch die Sympathien der überwiegenden Mehrheit der Studenten verlieren.³² Der „Sündenfall“ des CA von 1968/69 sei insofern unvermeidbar gewesen, als es eine neuerliche Existenzberechtigung nur durch den Zusammenschluss mit der Studentenbewegung erhalten konnte.³³

Betrachtet man nun die ersten 25 Jahre des Bestehens des Collegium Academicum von 1945 bis 1970, lässt sich Zweierlei feststellen. Zum einen war das CA schon immer politisch, die Politisierung setzte also nicht erst im Zuge der Studentenbewegung ein. Vielmehr ist bereits bei der Gründung des CA ein dezidiert politischer Anspruch erkennbar, der sich in der Intention widerspiegelt, die aus dem Krieg heimkehrende studentische Jugend zu einem demokratischen Selbstverständnis zu erziehen. Auch Störzer erkennt rückblickend das politische Potential des CA in Bezug auf die Diskussion um ein neues Selbstverständnis Mitte der sechziger Jahre an, indem er bemerkt, dass „die politischen Interessen nicht zuletzt durch die Praxis der Selbstverwaltung stets besonders stark ausgeprägt waren“.³⁴ Hervorzuheben ist jedoch, dass der politische Auftrag bei der Gründung des CA ein anderer gewesen ist, als es nach der Studentenbewegung der Fall war. Der politische Anspruch der Gründungsphase war noch auf die Einübung demokratischer Spielregeln ausgerichtet, die der eigenen Persönlichkeitsentwicklung und der Eingliederung in das politische System der Nachkriegszeit dienen sollten. Was jedoch ausdrücklich nicht beabsichtigt wurde, waren „parteiliche Gruppenbildungen innerhalb der Studentenschaft“.³⁵

Dieses Verständnis änderte sich bereits gegen Mitte der sechziger Jahre dahingehend, dass man forderte, den politischen Bildungsauftrag auch nach außen zu transportieren. Diese Absicht erscheint plausibel, insofern das CA diesen Weg durch die Entwicklung des „Studium Generale“, das sich an die Gesamtheit der Studenten mit dem Ziel richtete, deren Horizont über die Grenzen ihrer jeweiligen Studienfächer hinaus zu erweitern, bereits eingeschlagen hatte. Im Zuge der Studentenbewegung setzte sich diese Forderung durch und wurde in dem neuen Statut des CA festgelegt.³⁶ An die Stelle der Entwicklung eines Demokratieverständnisses zur individuellen Persön-

lichkeitsbildung und Anpassung an eine neue, demokratische Staatsform ist nun der Auftrag getreten, sich kritisch mit den bestehenden politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen in ebendiesem Staat auseinanderzusetzen und diese kritische Haltung auch nach außen, in die Gesellschaft hinein, zu transportieren. Es bleibt somit festzuhalten, dass eine Kontinuität hinsichtlich eines politischen Auftrags des CA insofern besteht, als es ihn von der Gründung bis zur Auflösung gegeben hat, der sich mit dem Einsetzen der Studentenbewegung jedoch neu definierte und eine größere Bedeutung für das Selbstverständnis des CA einnahm.

Zum anderen lässt sich aus der Betrachtung der Rolle des CA im Zuge der Studentenbewegung festhalten, dass sich das CA infolgedessen zum Anlaufpunkt der studentischen linken Öffentlichkeit entwickelt hat und „zum zentralen Treffpunkt verschiedener Gruppen ‚kritischer‘ und ‚politischer‘ Studenten“ wurde.³⁷ Dies führte zur Kritik seitens der Universität und der Heidelberger Öffentlichkeit und sollte das CA für die kommenden Jahre seines Bestehens in Verruf bringen.

3. Das Collegium Academicum als Studentenwohnheim

3.1 Selbstverständnis und Anspruch

Bei der zentralen Frage nach der Bedeutung des CA für die unterschiedlichen Akteure, die an diesem Projekt studentischer Selbstverwaltung direkt oder indirekt beteiligt waren, wird zunächst der Blick auf diejenigen gerichtet, die von dessen ursprünglichem Zweck als Studentenwohnheim profitierten und das Gebäude in erster Linie als günstige³⁸ Wohn- und Arbeitsstätte in unmittelbarer Nähe zur Universität nutzten. Auf diesen pragmatischen Aspekt geht vorrangig auch Christopher Goldschmidt, der Quästor³⁹ des CA im Sommersemester 1972, in einer Hausmitteilung ein, da die Suche nach einem Selbstverständnis der Bewohner nur in „Leerformeln“ münde und man sich sowieso immer nur dann über das „Selbstverständnis des CA“ Gedanken mache, wenn man „gegenüber der Uni etc. etwas durchsetzen wollte“ und „wenn jemand sich die Privilegien ansah, die das CA bietet und überlegte, was wohl deren Begründung sein könnte“.⁴⁰

Dieser Ansicht, die sich auf die materiellen Vorzüge des Studentenwohnheims bezieht und damit sicherlich einen zentralen Aspekt anspricht, stehen jedoch gleichzeitig zahlreiche selbstreflexive Versuche von Kollegiaten gegenüber, Selbstverständnis und Anspruch des CA darüber hinaus zu definieren. Hierbei wird zunächst die Tendenz deutlich, sich von dem früheren Selbstverständnis abzugrenzen, das als elitär und realitätsfern empfunden wird. Stefan Summerer, der damalige Leiter des CA, bezeichnet in seinem Jahresbericht aus dem Jahr 1970 das ehemals herrschende humanistische Bildungsideal als „hinterweltlich verschoben und realitätsfremd“.⁴¹ Auch Wolfgang Stather, von 1973 bis 1975 Leiter des CA, setzt dem „elitären Gedanken der ‚Selbsterziehungsgemeinschaft‘ vergangener Zeit“ das neue Selbstverständnis des CA entgegen, das vielmehr „auf der Basis gemeinsamen Handelns in allen Bereichen“ aufbaue.⁴² An die Stelle einer rein ideellen Auseinandersetzung mit dem Ziel der Selbstverwirklichung und des CA als einem „Hort unbeteiligter Schöngesteirerei“ trete in den siebziger Jahren

die Absicht, sich mit der materiellen Seite dieses Anspruchs zu beschäftigen und ihn in die Tat umzusetzen.⁴³ Das heißt jedoch gleichzeitig, dass das veränderte Selbstverständnis der Kollegiaten seit Beginn der siebziger Jahre kein vollständig neues darstellt, sondern auf altem Fundament aufbaut und lediglich eine Modifikation erfahren hat. Demnach seien laut Summerer die ehemals ungesellschaftlich gesehenen Ansprüche auf „Freiheit und Selbstbestimmung“ sowie „Persönlichkeitsentfaltung und Mitverantwortung“ bloß erneuert worden, indem man sie nun mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit konfrontiert habe. Die Ansprüche hätten sich also weniger inhaltlich verändert, sondern vielmehr der Rahmen, in dem diese wirksam werden sollten. Das bedeute auch, dass das bisherige „Einverständnis mit dem Staat als Ganzem“ nicht mehr als konstitutiv gesehen werde und dass „gerade dieses Faktum auf seine Härte und Notwendigkeit hin“ überprüft werden solle, womit einhergeht, dass die Kritik an vorhandenen Missständen sich „nicht mehr als Ergänzung zum Bestehenden [versteht], sondern dessen Alternative auf[sucht]“.⁴⁴

Folgt man dem Bericht des Leiters Summerer weiter, so zeige sich seit Beginn des Jahres 1970 eine veränderte Situation innerhalb des CA, die sich wesentlich von der bis dahin nachwirkenden Krisenstimmung seit Mitte der sechziger Jahre unterscheide und diese endgültig überwinde.⁴⁵ Diese Veränderung mache sich dahingehend bemerkbar, dass die Kollegiaten zu einem „neuen, für sie glaubhafteren Selbstverständnis“⁴⁶ gefunden hätten, was sich in dem erneut aufgegriffenen Anspruch widerspiegele, „eine neue studentische Lebensweise zu verwirklichen“ sowie in dem gesteigerten „Verlangen nach Diskussion und Information“. Hinsichtlich des Zustandekommens der veränderten Situation innerhalb des CA müsse laut Summerer aber auch bedacht werden, dass diese nicht ausschließlich von den Kollegiaten selbst hervorgehoben worden sei, sondern vielmehr das „Ergebnis der gesellschaftspolitischen Entwicklung der letzten Jahre“ darstelle. Aus der anfangs zögerlichen, schließlich immer entschiedeneren Öffnung gegenüber der Studentenbewegung sei als deren Produkt „die Mehrheit des Hauses, wenn nicht mit einem neuen Selbstverständnis, so doch zumindest mit einem neuen Verständnis der Rolle des CA in Hochschule und Gesellschaft hervorgegangen“.⁴⁷

Eine „veränderte[.] Situation im Haus“⁴⁸ fällt auch dem Kollegiaten Achim Leuschen, dem Senior des Wintersemesters 1972/73, auf. Darauf hinweisend, dass wieder ein zunehmendes Interesse an den Selbstverwaltungsaufgaben zu bemerken sei, interpretiert er diese Entwicklung als „partielle[n] Ausdruck eines artikulierten Unbehagens gegenüber der rigiden Trennung von privatem und politischem Leben in den politischen Organisationen“⁴⁹ und merkt an, dass sich „die Formen alternativer Politik ..., die ansatzweise im und ums CA praktiziert werden“ demnach „aus der Situation an der Uni, aus dem Verhalten und den Strukturen der etablierten politischen Gruppen“ erklären ließen.⁵⁰ Die Verwirklichung der bereits oben von Summerer angesprochenen „neuen studentischen Lebensweise“ soll also in Form eines alternativen Lebensstils ermöglicht werden und stellt eine Reaktion auf die kritisierte strikte Trennung von Privatem und Politischem dar, die man dadurch zu überwinden sucht, dass man „das Private zur politischen Kategorie“⁵¹ erhebt. Unter der Politisierung des Privatle-

bens versteht man, „auch jene Wirklichkeiten menschlicher Existenz zu problematisieren – Sexualität, Verhältnis von Frauen und Männern, psychische Leiden ... usw., die weder von gesellschaftlichen Institutionen noch von politischen Parteien aufgegriffen werden können“.⁵²

Ebenso wird die alternative Lebensform als Abgrenzung gegenüber den als repressiv empfundenen gesellschaftlichen Verhältnissen gesehen. Demnach sei das CA eine „Wohngemeinschaft, die in der Suche nach alternativen Lebensformen ... erreichen will, dass die durch gesellschaftliche Repression erzwungene Isolierung aufgesprengt wird und die Einzelnen dazu befähigt werden, sich konstruktiv mit dem Gesellschaftlichen auseinanderzusetzen“.⁵³ Man versuche daher, die Kritik gegenüber den gesellschaftlichen Verhältnissen „nicht nur auf das Gebiet der traditionellen Politik“ zu beschränken, sondern eine „Kritik des Alltagslebens“ zu formulieren und praktisch umzusetzen, was schließlich in der Begründung einer alternativen Kultur münde.⁵⁴ An das CA wird somit der Anspruch gerichtet, „die Möglichkeit zum Einbringen der gesamten individuellen Existenz“⁵⁵ zu bieten, wodurch das politische Engagement nach außen um die Politisierung des Privatlebens erweitert wird.

Gleichzeitig werden aber auch die Probleme reflektiert, die mit dem alternativen Lebensstil einhergehen und mit denen man sich auseinandersetzen müsse aufgrund der Tatsache, dass das CA „von seinem Alltag her ein ‚Brennpunkt‘“⁵⁶ von Widerstandsbewegungen gegen die gesellschaftliche Bevormundung sei. Die Zugehörigkeit einiger der CA-Bewohner zu diesen Bewegungen zeige sich hinsichtlich der Mitwirkung an Arbeitskreisen und Gruppen, innerhalb derer sich der Widerstand formiere,⁵⁷ ohne dass das Kollegienhaus jedoch als Gesamteinrichtung einen direkten Bezug zu der Bewegung aufweise und dieser eher fremd gegenüberstehe, sodass es intern zu keinem „kontinuierliche[n] Erfahrungsaustausch oder Kommunikationsprozess“ komme.⁵⁸ Das führt, bezogen auf die Situation innerhalb des CA, paradoxerweise zu einer Umkehr der mit dem Ausleben eines alternativen Lebensstils beabsichtigten Zielsetzungen. Führte der Wunsch nach der Verbindung von individuellen Bedürfnissen und der politischen Tätigkeit anfangs dazu, sich wieder eingehender mit den internen Angelegenheiten zu befassen und die Handlungsbereitschaft nicht mehr ausschließlich nach außen, sondern auch nach innen zu richten, so scheint sich das CA auf Dauer als Institution nicht mit der Entwicklung identifizieren zu können. Dies wiederum mündet im Nebeneinanderbestehen verschiedener Einzelgruppierungen, die weitgehend unabhängig voneinander existieren und arbeiten, wodurch sich die individuelle Teilnahme jeweils nur auf einen kleinen Rahmen beschränkt und wiederum keine einheitliche Basis geschaffen werden kann, die zu einem gemeinsamen, zielgerichteten Agieren innerhalb des CA und bezogen auf die Selbstverwaltung führt. Dieser Zustand wird als exemplarisch für die gesamte Situation der Alternativbewegung gesehen, die keinen einheitlichen Zusammenschluss darstelle, sondern vielmehr aus unverbunden nebeneinander existierenden Gruppen bestehe.⁵⁹

Als problematisch wird die angestrebte Form der alternativen Lebensweise auch bezogen auf ihr Verhältnis zum Rest der Gesellschaft angesehen. Eine Auswirkung, von der auch die Bewohner des CA betroffen seien, ist demnach „die Tendenz, sich selbst

von der Gesellschaft auszugrenzen, um außerhalb einen anderen Alltag zu leben“.⁶⁰ Zusätzlich zu dieser Fluchttendenz, die dazu führen könne, die gesellschaftliche Alltagsrealität aus dem Blick zu verlieren, wird der Autonomiebegriff problematisiert und darauf hingewiesen, dass dieser zwar als Gegenbegriff zu den Restriktionen des Alltagslebens weiterhin bestehen, jedoch inhaltlich überdacht werden müsse, da er andernfalls ebenso zu einer fehlerhaften Einschätzung oder völligem Desinteresse an der gesellschaftlichen Wirklichkeit führen könne.⁶¹

Dass die alternative Szene im CA die bestimmende Rolle einnimmt, scheint auch die Hausmitteilung eines Kollegiaten zu bestätigen, in der sich dieser ausführlich und sehr kritisch mit dem oben bereits ausgeführten Konzept des „Spontismus, der [im CA] einen Ortszuschlag hat“⁶², auseinandersetzt. Kennzeichnend sei, dass die Bewegung „keinen gemeinsamen organisatorischen Nenner“⁶³ habe. Auch der befragte Zeitzeuge charakterisiert die „Spontiszene“ als einen „unsortierte[n], unsystematische[n] Haufen“⁶⁴. Allerdings seien mehrere gemeinsame Merkmale derer zu nennen, die sich der Bewegung zugehörig fühlen. Bezeichnend sei ein sehr beschränkter Blickwinkel, bei dem davon ausgegangen werde, dass die eigenen, bei Studenten sehr spezifischen Lebensumstände, auch auf den Rest der Bevölkerung übertragbar seien.⁶⁵ Indem „das Unkonventionelle ... zum Wert an sich“ erklärt werde, entstehe ein neuer Leistungsdruck, was letzten Endes eine bloße Umkehrung der Vorzeichen mit demselben Ergebnis bedeute.⁶⁶ Durch die Stilisierung der Spontaneität „zum Lebensprinzip und Dogma“ zeige sich die fehlende Einsicht, dass es Situationen im Leben gebe, „in denen man natürlicherweise nicht spontan sein kann“.⁶⁷ Bezüglich der von der Alternativbewegung angestrebten Verbindung von Privatem und Politischem sei zu bedenken, dass dies teilweise zur Folge habe, dass das „Private ... durchrationalisiert und das vormals Politische, Öffentliche ... entpolitisiert“⁶⁸ werde. Trotz aller Kritik bleiben aber auch die positiven Seiten der Spontibewegung nicht unbeachtet. Diese bestünden darin, dass die politische Diskussion durch diese neu belebt worden sei, dass man versuche, das Individuelle mit dem Kollektiven zu verbinden und der besonderen Beziehung zwischen den Geschlechtern Aufmerksamkeit schenke.⁶⁹

3.2 Destabilisierende Faktoren

Trotz des Anspruchs, sich im CA stets kritisch mit den bestehenden Verhältnissen auseinanderzusetzen und aktiv am gemeinschaftlichen und gesellschaftlichen Leben teilzunehmen, war die Motivation dazu offenbar nicht immer vorhanden. Charakterisiert wird das CA in der Definition eines Kollegiaten als „ein Ort, wo studentisches Leben ohne staatliche Kontrolle läuft, ein Ort des Widerstandes und ein Ort, wo der Widerstand organisiert wird gegen die Unterdrückung an der Universität wie auch gegen die Altstadtansanierung“.⁷⁰ Jedoch werden innerhalb des CA auch immer wieder Stimmen laut, die die fehlende Bereitschaft vieler Kollegiaten kritisieren, sich bei der Selbstverwaltungsarbeit mit einzubringen, sodass sich der „Ort des Widerstands“ teilweise zu einem Ort der Trägheit umgewandelt zu haben scheint. Formuliert wird dieser Vorwurf hauptsächlich von einzelnen Mitgliedern der Selbstverwaltung oder auch von der CA-Regierung als Kollektiv.

Zunächst lässt sich der Mangel an hausinternem Engagement daran ablesen, dass sich der Vorstand des CA im Mai 1972 dazu genötigt sieht, eine Satzungsergänzung zu beschließen, in der jedes Mitglied dazu verpflichtet wird, an den regelmäßig stattfindenden Mitgliederversammlungen⁷¹ teilzunehmen, damit diese beschlussfähig bleiben.⁷² Ein Fernbleiben von den Versammlungen muss fortan begründet und im Voraus mitgeteilt werden. Im Juli 1972 wird die Satzungsergänzung auch zu den Kriterien hinzugefügt, die zur Aberkennung einer Mitgliedschaft führen können und die demzufolge „bei mehr als zweimaligem unentschuldigtem Fernbleiben von der MV pro Semester“⁷³ eintritt.

Des Weiteren formuliert die amtierende Regierung des Jahres 1975 Kritik an der herrschenden Arbeitsmoral in einem „Bulletin“ an die Bewohner des Hauses in Form eines ironischen Gedichts.⁷⁴ Demnach lasse sich die Mehrheit der Kollegiaten lieber regieren, anstatt Eigeninitiative zu zeigen und sich aktiv an den anfallenden Selbstverwaltungsaufgaben zu beteiligen. Wie aus dem Gedicht hervorgeht, scheint ein Grund für diese Situation darin zu liegen, dass mit dem Ende der Studentenbewegung auch die Motivation verloren ging, sich in irgendeiner Weise noch politisch zu engagieren, denn „die Studentenbewegung kommt so und so nicht wieder“.

Diese Überlegung beschäftigt auch den bereits zitierten Quästor Goldschmidt, der sich in seiner Hausmitteilung von 1972 fragt: „Warum steht und fällt die Fähigkeit linker Leutchen, das Konzept einer solchen Selbstverwaltung als ein Instrument zum intensiveren, reichhaltigeren, erfreulicheren Zusammenleben zu füllen, mit dem Geist großer geschichtsschwangerer Bewegungen?“⁷⁵ Die Motivation, sich zu engagieren, scheint demzufolge nur von kurzer Dauer und an die Hochphase der Studentenbewegung als Antriebsfaktor gebunden gewesen zu sein. Mit deren Abflachen schwand dann auch die Bereitschaft, sich politisch mit einzubringen, woraus sich folgern ließe, dass die Kollegiaten aus dem CA selbst heraus noch keinen eigenständigen Tätigkeitsbereich bestimmen konnten, von dem aus gesehen man es als lohnenswert erachtete, seine Kräfte und Fähigkeiten dafür einzusetzen. Das klingt auch in den Überlegungen des Quästors an, wenn dieser sich die Frage stellt: „Warum reichen unsere eigenen Bedürfnisse nicht aus, um uns für die Belange der Selbstverwaltung zu interessieren und die Konvente zu füllen!“⁷⁶ Das sei umso unverständlicher, als das Privileg einer günstigen Wohnung in unmittelbarer Nähe zur Universität sowie das Zusammenleben von Studenten unterschiedlicher sozialer und nationaler Herkunft den Bewohnern sowohl die zeitlichen Kapazitäten wie auch die Anregung geben müsste, sich intern, beispielsweise in Arbeitskreisen, zu engagieren.⁷⁷

Die mangelnde Handlungsbereitschaft der Kollegiaten zu Beginn der siebziger Jahre kann aus der im Niedergang begriffenen Studentenbewegung, von deren Ende man in Heidelberg spätestens ab dem Wintersemester 1972/73 sprechen kann,⁷⁸ abgeleitet werden. Zum einen geht der bis dahin vorherrschende Arbeitsschwerpunkt verloren, auf den man sich fixiert hatte, zum anderen kommt es nach dem Zerfall des SDS zu einer Spaltung der Linken in eine dogmatische und eine undogmatische Fraktion, deren ständige Konfrontation auch im CA an der Tagesordnung war. Der interviewte Zeitzeuge führt den Mangel an Selbstbeteiligung zu Beginn der siebziger

Jahre daher auf den „ermüdenden Charakter“ der internen politischen Kämpfe „für die unpolitischen Bewohner“ zurück, die den Versammlungen daraufhin fernblieben.⁷⁹ Erst durch das Zustandekommen neuer Initiativen wie der Frauen- und Schwulenbewegung und eigener publizistischer Organe wie der Zeitschrift „Carlo Sponti“ habe sich die undogmatische Alternativfraktion im CA immer weiter vergrößert und sich Unterstützer geschaffen, sodass „mehr Leute bereit waren, die Ämter [der Selbstverwaltung] zu übernehmen.“⁸⁰

Aber auch gegen Ende des CA scheinen viele Bewohner keine Initiative hinsichtlich der Selbstverwaltungsämter ergreifen zu wollen, wie aus einer Hausmitteilung des Kollegiaten Volker Bäumeier hervorgeht. Dieser sieht in dem ausbeuterischen Verhältnis einiger Kollegiaten den eigentlichen Missstand des CA und fordert zu einer Auseinandersetzung mit der Frage auf, wie man die Bewohner des Hauses wieder vermehrt für die Arbeit der Selbstverwaltung mobilisieren könne.⁸¹ Neben den von manchen Bewohnern praktizierten Formen des Widerstands gegenüber den kritisierten gesellschaftlichen Verhältnissen wird einigen anderen Kollegiaten hingegen eine gewisse Hilflosigkeit attestiert, die in Resignation und Interesselosigkeit münde.⁸² Die Situation an der Universität widerspiegelnd, bilde auch das CA keine Ausnahme hinsichtlich der sich unter der Gesamtstudentenschaft ausbreitenden resignativen Haltung.⁸³ Der ehemalige Kollegiat Jo-Hannes Bauer führt diesen Zustand darüber hinaus auf das Wissen um die drohende Schließung des CA zurück, infolgedessen die interne Beteiligung immer weniger wurde und sich der organisatorische Kern des CA nur noch auf wenige Leute beschränkte.⁸⁴ Generell hätten viele Bewohner das CA vor allem als günstige Wohnmöglichkeit wahrgenommen und die Mitgliederversammlungen eher als „notwendiges Übel“ empfunden.⁸⁵ Es muss schließlich auch darauf hingewiesen werden, dass die personelle Kontinuität im CA durchgehend schwach ausgeprägt war, da die Bewohner jeweils nur ein paar Jahre während ihres Studiums dort lebten. Durch die hohe Fluktuation war es deshalb schwierig, langfristig angelegte Projekte zu verfolgen.⁸⁶

Neben dem teilweise mangelhaften Engagement innerhalb des CA wird als destabilisierender Faktor ebenfalls der Hang zu „inner- und intrafraktionelle[r] Selbstzerfleischung“⁸⁷ genannt. Trotz des Potentials, sich personell und inhaltlich breit aufzustellen, werde diese vorhandene Möglichkeit nicht ausreichend genutzt, was die Produktivität des CA erheblich einschränke.⁸⁸ Kurz vor der Räumung des CA wird sich in dem oben bereits zitierten resümierenden Artikel über dasselbe aus der alternativen Zeitung „Carlo Sponti“ kritisch mit dessen gegenwärtiger Lage auseinandergesetzt und versucht, die internen Verhältnisse darzulegen.⁸⁹ Demnach fällt es vor allem für die letzten drei Jahre des Bestehens des CA schwer, „für die Allgemeinheit bzw. die Gemeinschaft der CA Studenten gültige Aussagen zu machen“, da „ein gemeinsamer Diskussionshintergrund [fehlt]“.⁹⁰ Der Niedergang linker Studentengruppen lasse sich daran erkennen, dass Veranstaltungen nicht mehr inhaltlich ausgerichtet seien, sondern „nur noch der Selbstbespiegelung der ‚Szene‘ dienen“ und Fraktionskämpfe es schwer machen, „eine gemeinsame Suche nach politischer und persönlicher Identität aufrecht zu erhalten“. Auch wird die Einsicht um inhaltliche Schwächen des CA

nicht verschwiegen, ebensowenig das Wissen darum, dass die politischen Ansprüche oftmals nicht verwirklicht werden können. Hier lässt sich auch eine bereits 1970 vom damaligen Leiter Stefan Summerer bemerkte Schwäche des CA anführen, die seiner Ansicht nach aus dem „Anspruch eines eingreifenden, verändernden Denkens“ heraus entstand, durch den die „bloße Spekulation so sehr in Verruf geraten [war], dass die Gefahr konzeptionsloser Handlung bestand“.⁹¹

Was das Leben im CA aber trotz aller Unzulänglichkeiten laut der Verfasser des „Carlo Sponti“-Artikels ausmache, sei seine Funktion als „Sozialisationsphase“ für die Kollegiaten. Die Erfahrung, „Konflikte jederzeit öffentlich austragen zu können und die Solidarität der Gemeinschaft erfahren zu können“ sowie „Hierarchisierungen zu kritisieren und zu bekämpfen [und] Leistungs- und Konkurrenzdenken zurückzudrängen“, sei das Prägende für die Bewohner gewesen und als eigentlicher Verlust bei der bevorstehenden Schließung anzusehen. Auch der ehemalige Kollegiat Selig nennt „das Leben in Gruppen“ als „das Verführerische“ an dem „Mikrokosmos“ CA.⁹² Durch die „Bildung fester Bezugsgruppen im Haus“ und die gemeinsame Organisation des Alltags sollte das Zusammengehörigkeitsgefühl untereinander gestärkt werden und somit die durch „ständig wachsende Leistungsanforderungen des Studiums“ hervorgerufene „Unsicherheit und Beziehungslosigkeit“ der Studenten überwunden werden.⁹³ Interessant ist, dass die hier genannten Vorzüge des CA vor allem die Persönlichkeitsentwicklung der Kollegiaten betreffen, was als sehr wertvoll empfunden wird.

Während die politische Arbeit und die auf eine Außenwirkung abzielenden Projekte aufgrund interner Meinungsverschiedenheiten oder fehlendem Interesse häufig ergebnislos blieben, so scheinen die nach innen, auf die „Selbsterziehung“ der Kollegiaten gerichteten Zielsetzungen erfolgreicher gewesen zu sein. Somit wäre noch derselbe, bei der Gründung des CA intendierte Zweck einer individuellen Persönlichkeitsbildung erfüllt, wohingegen der Anspruch einer gezielten politischen Außenwirkung in die Gesellschaft hinein nicht immer realisiert werden konnte. Wie in dem Zeitungsartikel erwähnt, stellt deshalb der Kampf um das Weiterbestehen des CA auch in erster Linie einen „Kampf um unser eigenes politisches Bewusstsein und um unsere Perspektive“ dar, woraus, verbunden mit dem Anspruch, die persönlichen Erfahrungen als „Grundlage neuer Ideen und neuer politischer und kultureller Projekte zu nehmen“, dann wiederum doch der Anspruch resultiert, gesellschaftlich wirksam zu werden.

3.3 Politische Kräfte

Bei der Frage nach der politischen Zusammensetzung der CA-Bewohner sind zunächst die an eine Aufnahme geknüpften Bedingungen zu beachten. In dem neuen, seit 1971 geltenden Statut des CA wurde hinzugefügt, dass bei der Aufnahme fortan „gesellschaftspolitisches Engagement“ berücksichtigt werden solle.⁹⁴ 1970 merkt der damalige Leiter Stefan Summerer bereits an, dass „auch die früheren Auswahlkriterien: allgemeine Soziabilität, Vielseitigkeit, musische Interessen usw. eine Rolle spielen“.⁹⁵ Weiterhin gibt er zu bedenken, dass sich aus dem neuen Selbstverständnis des CA auch Aufnahmekriterien für zukünftige Bewerber um einen Wohnheimplatz erarbeiten ließen, dass diese jedoch nicht als „geheiligte Objektivität“ betrachtet werden

könnten und die Entscheidungen über neue Mitbewohner auch künftig immer noch einen Kompromisscharakter darstellen dürften. Keinesfalls wolle man erreichen, dass die Bewerber einseitig nach ihrer politischen Orientierung ausgesucht würden und die hausinterne Diskussion dadurch zum Erliegen käme, eine Grundvoraussetzung, die Summerer auch der entschiedenen Linken unterstellt. Gesellschaftspolitische Alternativen dürften nicht undiskutiert übernommen werden, sondern müssten erst mit der Gesamtheit der Kollegiaten verhandelt und geprüft werden.⁹⁶ Die Postulierung dieses Anspruchs auf Pluralismus und prinzipielle Unvoreingenommenheit gegenüber verschiedenen politischen und gesellschaftlichen Konzepten, sodass sich jeweils nur auf der Basis gemeinsamer und vorurteilsfreier Diskussion für ein Modell entschieden wird, widerspricht den später vonseiten der Universität laut gewordenen Vorwürfen, dass bei der Aufnahme ins CA „nur Sozialisten im weitesten Sinne“⁹⁷ berücksichtigt würden.

Diesem Anspruch der CA-Mitglieder pflichtet auch Dietmar Pfitzner bei und attestiert den Kollegiaten ein „überraschendes Ausmaß an Individualismus und ein genauso ernsthaftes Suchen nach Erkenntnissen und politischer Meinungsbildung“ wie ein ebenso „überraschendes Ausmaß an Zurückweisung, sich definitiv auf eine politische Ideologie festlegen zu sollen“.⁹⁸ Zwar treffe eine linksradikale Tendenz auf einige wenige Mitglieder des CA zu, jedoch nicht auf die Gesamtheit der Kollegiaten. Der Grund, weshalb man sich dennoch mit ihr auseinandersetzen müsse, sei einerseits der Umstand, dass die wenigen Vertreter ihre Meinung meist lautstark kundtun,⁹⁹ was zu Reaktionen nötige. Überdies bestehe das Ärgernis, dass die Mitglieder der K-Gruppen im Erdgeschoss, hauptsächlich des Kommunistischen Bundes Westdeutschlands,¹⁰⁰ in der Öffentlichkeit ihre eigene Ideologie als deckungsgleich mit den politischen Ansichten der Mehrheit der CA-Mitglieder darstellten.¹⁰¹ Entschieden hält Pfitzner deshalb dagegen: „Die Wirklichkeit in der Universitätsinstitution Collegium Academicum ... war das nicht. Die war bunt und zum Teil konfus, lebendig, phantasie reich, hie frech und übermütig, und da sehr ernsthaft, hie quicklebendig und da mißmutig und bissig selbstkritisch; sie trug auch solche Züge, wie sie in der KBW-Darstellung unzulässig totalisiert werden,¹⁰² weitaus mehr aber wurden diese Züge ihr übergestülpt“.¹⁰³

Zwar könne man die politische Orientierung der Kollegiaten aufgliedern, allerdings nicht anhand der zwei Kategorien einer demokratischen, staatsbejahenden und einer linksradikalen, staatsfeindlichen Gesinnung, sondern „nach dem Maßstab der Einstellung zum Grundgesetz“.¹⁰⁴ Von einer „Ablehnung der kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung“ bis zu „allen denkbaren reformpolitischen Gedanken ... unter dem Leitgedanken sozialer Gerechtigkeit“ seien verschiedene Ansätze vorhanden, die sich jedoch allesamt nur im Rahmen des als gegeben angesehenen Grundgesetzes bewegten.

Die Einstellung einiger CA-Bewohner zum KBW wird auch aus der Reaktion auf einen Demonstrationsaufruf desselben in einer Hausmitteilung des Jahres 1977 deutlich. Demnach stünden die meisten Bewohner dem Gegenstand des Aufrufs zwar positiv gegenüber, wollten sich aber nicht blindlings der Agitation und den Parolen der Organisation unterordnen, da man „nicht der Illusion des KBW [anhängt], der in

seinem Aufruf wieder von den Kämpfen der Volksmassen spricht“.¹⁰⁵ Auch der ehemalige Kollegiat Achim Leuschen spricht in einem Artikel in dem Mitteilungsblatt des Altkollegiatenvereins 1976 von einem stetig geführten „Kampf gegen die Ideologisierung“ innerhalb des CA, der sich nach wie vor in der „Auseinandersetzung mit dogmatischen Verfallserscheinungen der Studentenbewegung“ bemerkbar mache.¹⁰⁶ Der einzige Grundsatz, dem sich die Bewohner verpflichtet fühlten, sei das „Prinzip gründlicher Kritik“.

Der Anspruch der Mehrheit der CA-Bewohner war es, ein nach außen hin wirksames kritisches politisches Verständnis zu den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen zu entwickeln und diese kritische Haltung auch im Alltag uneingeschränkt ausleben zu können. Das CA fungierte so als ein Ort, der ein Alternativmodell zu der als unterdrückend empfundenen gesellschaftlichen Alltagsrealität und der darin praktizierten strikten Trennung von Privatem und Politischem darstellte.

Dem erhobenen Anspruch, nach außen hin politisch wirksam zu sein und einen Ort des Widerstandes zu bilden, stellte sich ein immer wieder beklagter Mangel an Eigeninitiative hinsichtlich der Selbstverwaltungsaufgaben gegenüber. Den vorhandenen Formen des Aufbegehrens gegen die kritisierten gesellschaftlichen Verhältnisse der Einen trat gleichzeitig die Orientierungslosigkeit manch anderer entgegen, was dazu führte, dass sich „beide Formen neutralisieren ... und eine diffuse, unstrukturierte Situation“ entsteht, innerhalb derer das „Auseinanderklaffen von Anspruch und Realität auch unter der undogmatischen Linken immer größer“ wurde.¹⁰⁷ Aufgrund des Mangels einer einheitlichen inhaltlichen Basis, der dadurch entstehenden und mit jeweils unterschiedlichen Zielsetzungen verbundenen Kleingruppierungen und innerhalb derer stattfindenden Fraktionskämpfen, bleibt die Produktivität des CA deshalb vor allem gegen Ende hin hinter seinen Möglichkeiten zurück.

4. Das Collegium Academicum als öffentlicher Raum

4.1 Das Collegium Academicum als Studentenzentrum

Eine Funktion des CA, die nicht in erster Linie für die Kollegiaten von Bedeutung war, sondern von der Allgemeinheit der Heidelberger Studenten und auch von Nichtstudenten wahrgenommen wurde, war die Nutzung des Gebäudes als Studentenzentrum. Die besondere Bedeutung des CA geht aber nicht nur aus dieser Funktion an sich hervor, sondern auch aus der Tatsache, dass es das einzige Studentenzentrum in Heidelberg war, also jegliche Alternativen fehlten. „Seit der westdeutschen Studentenrevolte im Jahr 1967 ist das Collegium Academicum das Zentrum der kritischen Studenten an der Heidelberger Universität, das kulturelle Zentrum in der durch ‚Altstadtsanierung‘ verwüsteten Heidelberger Altstadt“,¹⁰⁸ wie es in einem Mitteilungsblatt heißt. Dem CA fallen demnach als für die Heidelberger Studentenschaft zugänglichem Raum zwei Aufgaben zu, indem es sowohl eine politische als auch eine kulturelle Lücke in Bezug auf das universitäre und städtische Leben ausfüllt.

Hinsichtlich der politischen Komponente lässt sich sagen, dass das CA „seit dem Ende der 60er von der Studentenbewegung genutzt“ wurde, indem es die „Möglichkeit

für regelmäßige Treffen von Instituts- und Basisgruppen zur Organisierung gegen die reaktionäre Politik von Rektorat und Kultusministerium“ bot.¹⁰⁹ Auch der interviewte Zeitzeuge bezeichnet das CA als ein „Überbleibsel der Bewegung“,¹¹⁰ das „die Reste der Studentenbewegung ... konservierte“, indem es dieser einen organisatorischen und personellen Kern lieferte¹¹¹ und die mit der Schließung des CA als endgültig gescheitert betrachtet werden musste.¹¹²

Des Weiteren sollte das CA als Hauptträger des „Studium Generale“-Programms sowie von Tutorien und Arbeitsgemeinschaften der Allgemeinheit als „gesellschaftskritisches Universitätsforum“ zur Verfügung stehen.¹¹³ An diesem Ort sollte die der Universität attestierte Unterdrückung des Pluralismus aufgehoben werden und auch der „unerwünschte[.]‘ Teil der Studentenschaft“ den Freiraum genießen können, der ihm sonst nirgendwo mehr gewährt werde.¹¹⁴ Frei von jeglicher Zensur könne im CA eine Meinungsvielfalt gewährleistet werden, was die uneingeschränkte Akzeptanz von Gruppen jedweder politischen Couleur garantiere. Laut eines Artikels in der Wohnheim-Info des Asta fungierte das CA als „Refugium, als Freiraum“ und ergänzte die als „Gewaltapparat“ empfundene Universität „mit ihrer Forderung nach blinder, sinnentleerter Leistung und Leistungskontrolle“ um ein „Denken ohne Scheuklappen“.¹¹⁵ Somit wurde das CA zur Anlaufstelle vor allem derjenigen Gruppen, die zuvor vergeblich versucht hatten, andere Universitätsräume für ihre Zwecke zu nutzen. Dies hatte laut Dietmar Pfitzner, dem Vorsitzenden des Altkollegiatenvereins, die positive Auswirkung, dass aggressive Gruppen nicht mehr versuchten, nach einer Ablehnung vonseiten der Universität den Zugang zu deren Räumlichkeiten mit Gewalt zu erzwingen, sondern auf direktem Wege ins CA gingen. Diese Ausweichmöglichkeit habe die Funktion einer Ventilwirkung erfüllt und dazu geführt, dass „die Atmosphäre in der Heidelberger Studentenschaft ... in den vergangenen Semestern weniger angeheizt“ gewesen ist.¹¹⁶

Neben dem politischen Aspekt des Studentenzentrums wurden im CA zahlreiche Initiativen gemeinschaftlicher und kultureller Art gefördert, indem ihnen Platz zur Entfaltung gegeben wurde. Diese wurden teils von den Kollegiaten selbst, teils von Studenten außerhalb des CA geprägt. Als gemeinschaftliche Initiativen der Bewohner selbst sind die CA-Bar und das Kommunikationszentrum, in der Studentenschaft bekannt als „KOZ“, zu nennen. Darüber hinaus beherbergte das CA eine eigene Theatergruppe, das „Theater im Gewölbe“, das Kabarett „Bügelbrett“, ein CA-Orchester sowie einen privat betriebenen Folk-Club, die teilweise über die Grenzen Heidelbergs hinaus bekannt waren.¹¹⁷

4.2 Das Verhältnis zwischen Kollegiaten und Besuchern

Durch die Nutzung des CA von studentischen Gruppen und Arbeitskreisen stellt sich aufgrund der Nähe zu den als Wohn- und Arbeitsstätte genutzten Räumlichkeiten der Kollegiaten die Frage, ob es einen Austausch oder eine Zusammenarbeit zwischen beiden Bereichen gegeben hat. Eine Hausmitteilung vom Oktober 1977 scheint dieser Vermutung zu widersprechen. Hierin wird der Vorschlag gemacht, eine Benutzerversammlung einzuberufen, um in Erfahrung zu bringen, wem man die Erdgeschossräume überhaupt zur Verfügung stellte, da die CA-Bewohner selbst darüber kaum Kenntnisse

besäßen.¹¹⁸ Dennoch hatte die Präsenz der im CA tagenden Gruppen selbstverständlich Auswirkungen auf das Studentenwohnheim und seine Bewohner. Hinsichtlich der nicht politischen Gruppen, wie beispielsweise den zahlreichen Theaterensembles, bemerkt der Leiter des Jahres 1976, Eberhard Gretz, dass durch deren Anwesenheit „immer wieder ... auch Kollegiaten zur Mitarbeit angeregt“ werden, „so dass auch Gruppen, die ‚von außen‘ kommen, bald ins Leben des Hauses integriert sind“.¹¹⁹ Der interviewte Zeitzeuge fügt hinzu, dass man als CA-Bewohner zwar mit vielen der regelmäßigen Besucher bekannt war, sich aber insofern von diesen als Bewohner abgrenzte, als man nur als Kollegiat auf den Mitgliederversammlungen das Recht hatte, Entscheidungen herbeizuführen.¹²⁰

In einer weiteren Hausmitteilung wird die Beziehung zur linken Szene in Heidelberg reflektiert, deren überwiegender Aufenthaltsort das CA gewesen sei.¹²¹ Demnach bestehe vonseiten der meisten Kollegiaten ein Interesse am Austausch mit Linken, weshalb der Kontakt zu diesen gefördert werde. Trotzdem beschränke sich das Verhältnis wie bei den anderen Besuchern auch letztendlich auf die bloße Bereitstellung der Räumlichkeiten.¹²² Trotz der politischen Orientierung des CA nach links bestehe noch lange keine Deckungsgleichheit mit der linken Szene, die sich im Erdgeschoss versammelte. Das CA verstehe sich eher als einen „linken Dienstleistungsbetrieb“, der durch das Kommunikationszentrum und die CA-Bar ein „Bindeglied“ zur linken Szene in Heidelberg schaffen wolle.¹²³ Trotz alledem wird auch auf Interessenunterschiede hingewiesen, da für die Kollegiaten die Möglichkeit, in Ruhe wohnen und arbeiten zu können, vorrangig sei.¹²⁴ In dem oben bereits erwähnten Brief Dietmar Pfitzners an Oberbürgermeister Zundel gibt dieser ebenfalls eine Einschätzung der Beziehung zwischen Kollegiaten und Benutzern des CA und geht darin von einer „erhebliche[n] ideologische[n] Distanz gegenüber den die Erdgeschossräume benutzenden Gruppen“¹²⁵ aus, wobei sich Pfitzner auf die um den KBW als linksradikal einzustufenden Gruppierungen bezieht. Unterstelle man den Bewohnern das Gegenteil, so unterschätze man „Autonomiebedürfnis und -anspruch der CA-Mitglieder“.¹²⁶ Des Weiteren weist Pfitzner darauf hin, dass den Bewohnern nicht die Verantwortung für die Aktivitäten der Raumbenutzer übertragen werden könne. Seit der Amtszeit Rektor Niederländers sei überdies festgelegt worden, dass die Nutzung von Räumlichkeiten durch studentische Gruppen von der Zustimmung der Universität abhängig sei, diese somit eine Kontrollfunktion inne hatte, dadurch aber auch die Verantwortung für deren Inhalt und Zielsetzungen übernehmen müsse. Diese Kontrollentscheidung wurde allerdings nicht auf die Erdgeschossräume des CA ausgedehnt, sodass die Kollegiaten das Gewohnheitsrecht der Selbstverwaltung in Bezug auf die Praxis der Raumvergabe weiterhin in Anspruch nahmen und deshalb wie zuvor ihrem Selbstverständnis gemäß keine Zensurmaßnahmen ergriffen hätten.

Eine wichtige Funktion, die den Gruppen im Erdgeschoss vonseiten der Kollegiaten zugeschrieben wurde, lässt sich hinsichtlich des Ringens um die Erhaltung des CA erkennen. So wollte man im Zusammenhang mit der bereits oben erwähnten Einberufung einer Benutzerversammlung ebenfalls herausfinden, inwieweit man von diesen auf politische Unterstützung im Kampf gegen die Schließung des CA hoffen konnte.¹²⁷

Hiermit beschäftigt sich auch der Verfasser der zweiten oben genannten Hausmitteilung, da diese Frage offenbar zu Auseinandersetzungen innerhalb des Hauses geführt hatte. Zum einen werde die „Funktionalisierung der linken Szene“ vorgeschlagen, was der Meinung des Schreibers zufolge „zu dem romantischen Traum einiger CA-Bewohner vom Endkampf des CA“ führe.¹²⁸ Zwar werde die linke Szene für die Verteidigung des CA gebraucht, allerdings fielen dieser und den Bewohnern unterschiedliche Aufgaben zu, sodass man von einer arbeitsteiligen Strategie ausgehen müsse. Die Kollegiaten wollten die „Auseinandersetzungen [auch noch] auf anderen, z.B. institutionellen Ebenen“ angehen und sich nicht auf die Zusammenarbeit mit der „linken Szene der Straße“ beschränken.¹²⁹

In beiden Hausmitteilungen klingt ebenfalls an, dass die Kollegiaten sich nicht der Vermutung entziehen konnten, in gewisser Weise von den Gruppen, die ihre Räume belegten, ausgenutzt zu werden. So geht man davon aus, dass manche „ohne mit der Wimper zu zucken nach der Liquidierung des CA die Räume im Triplex benutzen werden“¹³⁰ und gibt trotz allem Interesse am Austausch mit den Linken zu bedenken, dass diese „ein zum Teil recht ausbeuterisches Verhältnis [zum CA] besitzen“.¹³¹ Auch Dietmar Pfitzner teilt diese Ansicht und bezeichnet rückblickend in einem Bericht von 1978 vor allem die kommunistischen Gruppierungen um den KBW als „zerstörerische Nutznießer des gewesenen Collegium Academicum“.¹³²

Als der studentischen und nicht studentischen Öffentlichkeit zugänglicher Raum nahm das CA seit Beginn der siebziger Jahre die Ausläufer der Studentenbewegung in sich auf. Als einziges in Heidelberg bestehendes Studentenzentrum sollte das CA politischen und kulturellen Studentengruppen die Möglichkeit geben, sich uneingeschränkt ihren Projekten zu widmen und zwar vor allem dann, wenn ihnen das aufgrund der erstarkenden Zensur an der Universität dort nicht mehr möglich war. Die Bewohner hegten zwar mehrheitlich Sympathien gegenüber den sich im CA versammelnden linken Gruppen und regten einen Gedankenaustausch an, betonten aber gleichzeitig auch die unterschiedlichen Interessensphären. Von vorrangigem Interesse für die Bewohner war nicht eine organisatorische Zusammenarbeit mit den politischen Gruppen, sondern die Möglichkeit, im CA in Ruhe wohnen und arbeiten zu können. Da man sich als eine Art Dienstleistungsbetrieb für die Studentenschaft verstand, wurde darauf gehofft, dass man als Gegenleistung die Benutzer neben dem eigenen Vorgehen auf institutioneller Ebene für den Kampf um die Erhaltung des CA gewinnen könnte, wobei vonseiten der Kollegiaten mehrfach der Vorwurf des Desinteresses und eines bloßen Ausnutzungsverhältnisses der Gruppen zum Wohnheim anklingt.

5. Das Collegium Academicum in der Öffentlichkeit

Nachdem in den beiden vorangegangenen Kapiteln auf das Innenleben des CA geblickt und dessen Bedeutung für die Bewohner und die Studentenschaft herausgearbeitet wurde, wird nun auf die Rolle des CA in der Heidelberger Öffentlichkeit eingegangen. Ein nicht zu unterschätzender Faktor hierbei ist, dass das CA schon aufgrund seiner zentralen Lage in der Altstadt und in unmittelbarer Nähe zur Universität zwangsläufig die Blicke auf sich zog. Im Zentrum dieses Kapitels stehen deshalb die an das CA heran-

getragenen Fremdzuschreibungen vonseiten der Universität und der Stadtverwaltung unter Oberbürgermeister Reinhold Zundel sowie der regionalen und überregionalen Presse.

Als zentrales Problem für das CA muss vorab der Umstand genannt werden, dass in der öffentlichen Wahrnehmung keine Unterscheidung mehr zwischen den in den ersten beiden Kapiteln dargestellten Funktionen des CA als Wohnheim und als frei zugänglichem Studentenzentrum gemacht wurde. Es blieb daher häufig unbeachtet, dass die Aktivitäten der im Erdgeschoss des CA tagenden Studentengruppen nicht mit den Aktivitäten der Kollegiaten gleichzusetzen waren und andernfalls eine „Identifizierung zweier organisatorisch und personell getrennter Bereiche“¹³³ vorlag, die den tatsächlichen Umständen nicht entsprach. Diese undifferenzierte Wahrnehmung wurde vonseiten der Bewohner als gezielte Diskreditierung verstanden mit dem Ziel, das CA durch die Gleichsetzung mit teils linksradikalen Ansichten der Gruppen im Erdgeschoss in Verruf zu bringen. Die Diffamierung werde zum einen vonseiten der Stadt und der Universität gezielt eingesetzt, um die Auflösung des CA voranzutreiben und als unumgänglich darzustellen,¹³⁴ andererseits wurde auch der Vorwurf laut, dass einige der Studentengruppen selbst an der Kompromittierung des CA beteiligt seien. So erklärt der Vorsitzende des Altkollegiatenvereins Dietmar Pfitzner in einem Brief an Oberbürgermeister Zundel, dass viele Gruppen auf ihren Flugblättern als Anschrift des Herausgebers absichtlich die Adresse des CA angegeben hätten, um den Eindruck zu erwecken, dass der teils kommunistische und linksradikale Inhalt der Flugblätter mit den politischen Ansichten der Mehrheit der Kollegiaten deckungsgleich sei. Da die Linken das CA nicht für ihre eigenen Zwecke hätten gewinnen können, sei es deshalb das Ziel, diese als bürgerlich verschriene Eliteninstitution bei den eigenen politischen Gegnern in Misskredit zu bringen und von diesen beseitigen zu lassen.¹³⁵

5.1 Universität und Stadtverwaltung

Der zentrale Vorwurf, der das Bild vom CA in der Öffentlichkeit prägte, war deshalb auch der, eine linksradikale Hochburg zu sein, von der aus demokratiefeindlich agiert wurde. Vonseiten der Universität wurde diese Unterstellung am radikalsten von Dr. Gunther Gottlieb¹³⁶ formuliert:

„Das mit so weitgespannten Erwartungen gegründete, und über eine Zeit lang sicher erfolgreiche CA wurde nach 1965 ein Opfer der Politisierung der Universität. In wenigen Jahren war es ein Zentrum linksradikaler Umtriebe und eine Stätte des Marxismus-Leninismus. Kommunistische Ideologie, unerbittliche Feindschaft zum bürgerlichen Wesen, primitive Agitation und Aktion hatten die hohen Ideale geistiger und sittlicher Bildung gründlich verdrängt. Die Themen vieler Tutorien und Arbeitskreise richteten sich gegen den Rechtsstaat und die Freiheitlichkeit unserer Gesellschaftsordnung.“¹³⁷

Neben dieser aufgrund der ideologisch aufgeladenen Wortwahl offensichtlich polemischen Auseinandersetzung mit dem CA befasste sich auch der Kriminologe Hans Udo Störzer¹³⁸ in einem 1975 im Unispiegel erschienen Artikel¹³⁹ mit der Situation innerhalb des Studentenwohnheims, der zumindest den Anschein einer wissenschaft-

lich fundierten Arbeit macht. Störzer stellt zunächst ausführlich die Geschichte des CA bis 1967 dar und beleuchtet daran anschließend die Reaktion der Kollegiaten auf die Studentenbewegung sowie die dadurch inspirierten Änderungen in Statut und Satzung zu Beginn der siebziger Jahre. Er geht dann aber nahtlos über in die Beschreibung der Arbeit der Senatskommission, ohne über die Aktivitäten der CA-Mitglieder sowie das Dasein und Arbeiten der verschiedenen Studentengruppen im Erdgeschoss des CA zu informieren.¹⁴⁰ Darüber hinaus wird von Störzer die Behauptung aufgestellt, die Aufnahmekommission des Sommersemesters 1971 habe beschlossen, dass „nur Sozialisten im weitesten Sinne“¹⁴¹ aufgenommen würden. Dieser schwerwiegende Vorwurf wird in einem kritischen Kommentar eines ehemaligen Kollegiaten¹⁴² zu Störzers Artikel mit der Erklärung zurückgewiesen, dass nur ein einziges Mitglied der Aufnahmekommission diese Meinung vertreten hätte, innerhalb derer daraufhin herbe Kritik laut geworden sei.¹⁴³

Die Vorstellungen des Oberbürgermeisters Reinhold Zundel von den politischen Verhältnissen innerhalb des CA werden aus einer Briefkorrespondenz mit Dietmar Pfitzner, dem Vorsitzenden des Altkollegiatenvereins, ersichtlich.¹⁴⁴ In seinem Antwortschreiben an den Vorsitzenden vom 8. Juni 1977 bestätigt Zundel seine Behauptung, „über die Aufnahme in das CA werde nach vorgängiger Prüfung der kommunistischen oder doch zumindest linksradikalen Gesinnung entschieden“, was seiner Meinung zufolge „bereits bei der Betrachtung des Veranstaltungsprogramms des CA einiges an Wahrscheinlichkeit“ gewinne, das ausschließlich „kommunistisch ..., anarchistisch ... oder sonstwie linksextrem ...“ orientiert sei.¹⁴⁵ Eine „linksradikale politische Grundtendenz des CA“ lasse sich zudem „aus der auffallenden Häufung der in der Seminarstraße 2 wohnenden Herausgeber linksradikaler Flugblätter“ ableiten.¹⁴⁶ Auch auf den darauffolgenden sehr ausführlichen Brief Pfitzners, in dem er die genannten Vorwürfe zu widerlegen versucht, antwortet Zundel am 26. Oktober 1977 mit der nach wie vor bestehenden Überzeugung, dass das CA „das Kommunikations- und Aktionszentrum der linksradikalen Gruppen in der Heidelberger Altstadt“ sei.¹⁴⁷

Dennoch gab es auch Befürworter des CA¹⁴⁸ wie den Philosophieprofessor und ehemaligen Leiter Dieter Henrich, der sich der Vorstellung des Studentenwohnheims als einem Hort linksradikaler Umtriebe in einer Stellungnahme zu dessen Schließung entgegenstellt. Demzufolge sei ein angebrachter Vorwurf an das CA nicht, dass dort eine sozialistische Kaderschmiede betrieben wurde, denn dieser ihm vorausseilende Ruf „war zwar ganz einseitig, aber, wie sich gezeigt hat, in den Folgen fatal“.¹⁴⁹ Das eigentlich Unentschuldbare am Verhalten der Kollegiaten habe in dem Umstand gelegen, dass man „in Entfaltung und Genuss einer Gruppenatmosphäre ... auch die noch ungestört tönen [ließ], welche das Haus vorab als Agitationsbasis schätzten und die ihm seinen Ruf als Kaderzitadelle eintrugen“.¹⁵⁰ Henrich entlarvt damit zwar den von den Gegnern des CA vorgebrachten Vorwurf der Linksradikalität als völlig unangemessen, erspart den Kollegiaten jedoch nicht ein gewisses Maß an Schuldzuschreibung hinsichtlich der Schließung.

Zu dem Vorschlag, bestimmten studentischen Gruppen den Zutritt zum CA zu verweigern, äußerten sich die Bewohner in einem Flugblatt an die Heidelberger Bevöl-

kerung vom November 1977, indem sie klarstellten, dass die Funktion des CA gerade darin bestehe, auch dem „unerwünschten“ Teil der Studentenschaft einen gewissen Freiraum [zu] sichern“ und somit keinerlei Zensurmaßnahmen gerechtfertigt werden könnten.¹⁵¹ Während Henrich im Nachhinein als Rettungsmöglichkeit des CA einen Ausschluss der extremen linken Gruppen aus dem Erdgeschoss sieht, wirft der Vorsitzende des Altkollegiatenvereins Dietmar Pfitzner den Bewohnern hauptsächlich vor, lediglich ihre Distanz zu den Gruppen nach außen hin nicht mehr ausreichend klargelegt zu haben.¹⁵² Das trotziges Beharren auf der Praxis, die Räume auch dem Rektorat missliebigen Gruppierungen zur Verfügung zu stellen, ließe sich zwar nachvollziehen, erhöhe aber nicht die Überlebenschancen des CA. Da die Bewohner sich jedoch nicht dazu nötigen lassen wollten, Zensurmaßnahmen zu ergreifen, hätten sie unmissverständlich klarstellen müssen, dass ihr Vorgehen einzig auf der „Betonung des Grundgesetzes auch für Andersdenkende“ beruhe, um „keinen Anlass zu nicht gewollten Fehldeutungen“ zu geben.¹⁵³ Dies sei vor allem mit Blick auf die Furcht vor dem in den siebziger Jahren aufkeimenden Linksterrorismus und im Speziellen im Zuge der Attentate der RAF in Heidelberg und während des „Deutschen Herbstes“ 1977 umso dringlicher gewesen.¹⁵⁴ Laut Pfitzner bestehe der Fehler der Kollegiaten daher hauptsächlich im Verkennen der Notwendigkeit „klärender interner Diskussionen mit dem Ziel der richtigstellenden Selbstdarstellung des CA nach außen“.¹⁵⁵ Der interviewte Zeitzeuge stellt zwar den Erfolg eines solchen Vorgehens in Frage, gibt aber zu, dass man sich der öffentlichen Meinung bezüglich des Wohnheims durchaus bewusst gewesen war und deshalb „von Anfang an eine andere Politik [hätte] betreiben können“, dies aber nicht getan hätte, da man sich, im Selbstverständnis Teil der Linken, nicht von dieser distanzieren wollte.¹⁵⁶

5.2 Das Collegium Academicum in der regionalen und überregionalen Presse

Bei der Auseinandersetzung mit der bevorstehenden Schließung des CA in den Medien lässt sich zunächst ein deutlicher Unterschied zwischen der regionalen und der überregionalen Presse feststellen. Während die überregionalen Zeitungen wie die „Süddeutsche Zeitung“¹⁵⁷, die „Stuttgarter Zeitung“¹⁵⁸ und die „Frankfurter Rundschau“¹⁵⁹ allesamt einen neutralen bis wohlwollenden Tenor aufweisen und in ihren Artikeln auch Sympathisanten des Wohnheims zu Wort kommen lassen, ist die Darstellung in der Heidelberger Presse eine zumeist sehr einseitige und zwar zuungunsten des CA. Dennoch ist auch hier eine unterschiedliche Einschätzung desselben in dem eher linksliberal orientierten Heidelberger Tageblatt und der mehr konservativ ausgerichteten Rhein-Neckar-Zeitung zu bemerken,¹⁶⁰ was im Folgenden jeweils exemplarisch an einem Artikel aufgezeigt wird. Letztere tritt in der öffentlichen Diskussion um die Schließung des CA mit einer stets kritischen Stimme auf, die oftmals auch nicht vor stark polemischen Formulierungen zurückschreckt, weshalb von einem „enthusiasmierten“ Blick auf das CA wie bei dessen Gründung¹⁶¹ nicht mehr die Rede sein kann. Am radikalsten rechnet der RNZ-Journalist Dieter Haas in einem Artikel¹⁶² vom 16. Mai 1977 mit dem CA ab, in dem er das Kollegienhaus als einen „Hort der Linksfaschisten“ charakterisiert, in dem zum Großteil Leute wohnen, „die diesen, unseren Staat nicht

wollen, die, wenn immer in Heidelbergs Straßen chaotische Zustände herrschen, ihre „unterschiedliche Auffassung von Recht und Ordnung“¹⁶³ demonstrieren“ und die die „Aufnahme Andersdenkender in das Studentenwohnheim [verweigern]“. Zustimmend äußert sich Haas auch hinsichtlich einer von Oberbürgermeister Reinhold Zundel vorgebrachten Formulierung, in der dieser den ZDF-Beitrag „als böse Agitation eines unverantwortlichen Verdrehungs-Journalismus à la Goebbels“ bezeichnet. Darüber hinaus bot die RNZ wenige Tage vor der Räumung des CA dem Universitätsrektor Niederländer Raum für eine Stellungnahme, in der er die Schließung als „zwangsläufige Folge einer Zwangslage“ darstellt, die finanzieller Art sei und nichts mit den inneren Verhältnissen des CA zu tun habe.¹⁶⁴

Entgegen diesen Negativdarstellungen vermittelt Jürgen Runge in einem Artikel im Heidelberger Tageblatt eine gänzlich andere Vorstellung des CA.¹⁶⁵ Runge verweist vornehmlich auf das „vielgestaltige[.] kulturelle[.] und politische[.] Leben“, das sich im Zuge der Öffnung des CA nach außen entwickeln konnte und ein „vielfarbig schillerndes Bild eines allseitig engagierten und genutzten Kollegienhauses“ entstehen ließ. Die Furcht vor einem dort entstehenden „Anarchistensumpf“ führt er auf ebendiese vielgestaltige und nicht nur auf einen einzigen Aspekt reduzierbare Ausformung des CA zurück, die einzig „die Grenzen der Vorstellungskraft von Verwaltungstechnokraten“ überschreite.

In allen drei oben bereits genannten überregionalen Zeitungen werden jeweils die Argumente der CA-Befürworter und -Gegner aufgenommen und gegenüber gestellt, wobei den Sympathisanten des Wohnheims vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt wird. Während die Stuttgarter Zeitung eine weitgehend neutrale Sicht auf das CA hält, wird in den zwei Artikeln der Süddeutschen Zeitung und der Frankfurter Rundschau tendenziell eher wohlwollend über das CA berichtet, indem auf die besondere kulturelle und politische Bedeutung hingewiesen und die auf finanziellen Gründen basierende Argumentation des Rektorats skeptisch betrachtet und als bloßer Vorwand dargestellt wird.¹⁶⁶ Im selben Tenor äußert sich der Moderator der ZDF Aspekte-Sendung, in der die Funktion des CA als „Kommunikationszentrum, wo sich vielfältige politische und kulturelle Ansätze frei entwickeln können“,¹⁶⁷ betont wird und Professor Niederländer eine von politischen Gründen freie Entscheidung bezüglich der Schließung des CA abgesprochen wird.¹⁶⁸

Hinsichtlich der Rolle des CA in der Heidelberger Öffentlichkeit kann festgehalten werden, dass das Kollegienhaus in den siebziger Jahren nicht mehr in seiner Funktion als Wohnheim im Fokus der öffentlichen Debatte stand, sondern in seiner Funktion als Studentenzentrum. Dass das CA nach wie vor ein Studentenwohnheim mit einem spezifischen Selbstverständnis darstellte, wurde nicht mehr wahrgenommen, da eine Vermischung beider Nutzungssphären stattfand. Vonseiten der Universitätsspitze, der Stadtverwaltung und der lokalen Presse wurde die politisch fragwürdige Ideologie einiger weniger Bewohner und mancher der studentischen Gruppen auf die Gesamtheit der Kollegiaten projiziert, sodass das Studentenwohnheim auch vonseiten der Altstadtbevölkerung zunehmend als Bedrohung angesehen werden musste.¹⁶⁹ Die einvernehmliche Ablehnung wurde von den Kollegiaten als eine Kooperation der jewei-

ligen Führungsriege interpretiert mit dem Ziel, auch das CA als störenden Faktor im Rahmen der Altstadt-sanierungspläne zu beseitigen.¹⁷⁰ Trotz der teilweise gezielten und übertriebenen Negativdarstellung des CA muss auch darauf hingewiesen werden, dass eine angemessene Reaktion der Kollegiaten in Form einer deutlichen Abgrenzung gegenüber radikalen Tendenzen ausblieb.

6. Fazit

Wenn sich eines mit Bestimmtheit sagen lässt, dann, dass das CA in den siebziger Jahren alles andere als ein klar zu definierendes Gebilde war, sondern vielmehr tatsächlich ein „bunter Haufen“¹⁷¹, der Interessen unterschiedlicher Art miteinander vereinte. Es scheint gerade die Heterogenität des Kollegienhauses der entscheidende Faktor gewesen zu sein, der es für seine Anhänger so attraktiv machte, seine Gegner jedoch verunsicherte.¹⁷² Aus einem selbst gedichteten Lied der Kollegiaten über das CA lassen sich die wichtigsten Funktionen desselben sowie die Reaktionen der Öffentlichkeit darauf noch einmal zusammenfassend darstellen.¹⁷³ Das Fundament stellte demnach die Autonomie des Studentenwohnheims dar, das sich in „eigne[r] Kunst und Selbstverwaltung“ manifestierte.

Ein politischer Anspruch, ein Selbstverständnis als linke Studenten und die Abwehr gesellschaftlicher Unterdrückung, wie sie in Heidelberg durch die Altstadt-sanierung sowie verschärfte Repressionen in Form von Polizeieinsätzen stattfand, bildeten die Eckpfeiler des Kollegienhauses nach innen. Nach außen hin verstand man sich als „freies Haus“, das für die Allgemeinheit zugänglich sein sollte. Die Selbständigkeit des CA und das daraus erwachsene „Selbstbewusstsein“ der Kollegiaten sowie die Öffnung des Hauses nach außen, wodurch mannigfaltigen politischen und kulturellen Bestrebungen Raum zur Entfaltung gegeben wurde, machten es zu einem Dorn im Auge der „Herren“ von Universität und Stadtverwaltung, die es mithilfe von „Verwaltungsstricks“ sowie durch „Drohung und Gewalt“ zu beseitigen suchten. Hinzuzufügen ist, dass dem Anspruch, politisch aktiv zu sein und verändernd auf die gesellschaftlichen Verhältnisse einzuwirken, der zeitweilige Missstand mangelnden Engagements hinsichtlich der Selbstverwaltungsaufgaben entgegen stand sowie die Tendenz zur Vereinzelung und zu internen Fraktionskämpfen. Dies schränkte die Produktivität des CA als Kollektiv erheblich ein, weshalb sich Anspruch und Wirklichkeit nicht immer deckten.

Deshalb ist als vorrangiges Problem des CA in den siebziger Jahren weniger die Gefahr eines linksradikalen politischen Übermuts vonseiten der Bewohner zu sehen, wie es in der öffentlichen Debatte die vorherrschende Meinung war, sondern vielmehr die immer wieder aufkommende politische Lethargie der Kollegiaten gegenüber der Wahrnehmung der Selbstverwaltungsaufgaben und -rechte. Dadurch konnten die zeitweise wenigen politisch Aktiven einen umso größeren Einfluss ausüben, was zu einer einseitigen Einschätzung der im CA vorherrschenden politischen Gesinnung führte.

Hinzu kam der Umstand, dass in der öffentlichen Wahrnehmung eine Vermischung zweier getrennter Nutzungssphären des CA vorgenommen wurde. Zwar hatte das CA in den siebziger Jahren wie aufgezeigt nach wie vor ein eigenes Selbstverständnis, über das es sich definierte, das als solches aber kaum noch Beachtung fand, da nicht

mehr die ursprüngliche Funktion als selbstverwaltetem Studentenwohnheim im Fokus der öffentlichen Debatte stand, sondern die hinzugetretene Funktion des CA als politischem und kulturellem Studentenzentrum. Die Kollegiaten selbst förderten diese Tendenz und schmälerten dadurch die Anerkennung der Autonomie des Hauses, indem keine ausreichende Abgrenzung von den sich nur temporär im CA aufhaltenden Besuchern und deren Aktivitäten stattfand. In die Kritik geriet das CA deshalb aufgrund der Identifikation mit dem teils linksradikalen Gedankengut der studentischen Gruppen, die einzig die Räumlichkeiten des Wohnheims in Anspruch nahmen, nicht aber aufgrund einer solchen vorherrschenden politischen Gesinnung im Kollegienhaus selbst.

Selbstwahrnehmung und Fremdzuschreibung des CA standen sich in den siebziger Jahren unvereinbar gegenüber und die bereits verhärteten Fronten boten wenig Möglichkeit für eine konstruktive Auseinandersetzung.¹⁷⁴ Auf beiden Seiten zeigte sich ein Unverständnis hinsichtlich der jeweils anderen Sichtweise, gleichzeitig aber auch ein Desinteresse daran, diesen Zustand zu überwinden. Scheint es, als habe sich der Großteil der Heidelberger Öffentlichkeit nicht eines Besseren belehren lassen wollen, so setzten sich die Kollegiaten dies aber auch nicht zum vorrangigen Ziel, dass es zu verfolgen galt.

Anhang

Interview mit Jo Hannes Bauer¹⁷⁵ am 12. Dezember 2013¹⁷⁶

ML: Was war das Selbstverständnis und der Anspruch des CA?

JHB: Ein humanistisches Bildungsideal, Selbstbildung, fächerübergreifendes Studium, Blick über den Tellerrand des eigenen Faches hinaus, Erziehung zum mündigen Bürger.

ML: Was waren die zentralen Faktoren des Lebens im CA?

JHB: Das Alltagsleben politisieren und künstlerisch ausgestalten (siehe Wandmalereien, Karikaturen, allgemein ironisierende Tendenz).

ML: Wurden ins CA wie behauptet „nur Sozialisten im weitesten Sinne“ aufgenommen?

JHB: Aufnahmekommission hatte zum Ziel, mehrheitlich linke Studenten aufzunehmen, wollte keine rechten Unruhestifter, hatte aber nichts mit der politischen Struktur des CA an sich zu tun, vielmehr wollte man garantieren, dass sich die Leute ins Gemeinschaftsleben mit einbrachten und das CA nicht nur aufgrund der billigen Wohnsituation ausnutzten.

ML: Inwieweit haben sich die Bewohner an dem Konzept der Selbstverwaltung beteiligt?

JHB: Auf den Mitgliederversammlungen beriet man über Hausinternes, oft wurde engagiert und ausufernd diskutiert, nicht immer zielführend, das meiste davon war allgemeine Rhetorik über Strömungen der Zeit, gegen Ende kam vor allem die Betroffenheit über die bevorstehende Schließung zum Ausdruck und es wurde über persönliche Probleme und Befürchtungen geredet sowie über Strategien, wie man den „Abgang“ aus dem CA vollziehen sollte.

Die Mehrheit der Bewohner hat sich intern nicht engagiert, sondern das CA vor allem als günstige Wohnmöglichkeit betrachtet und die Mitgliederversammlungen als notwendiges Übel empfunden.

ML: Mit welchen Problemen sah man sich in den siebziger Jahren im CA konfrontiert?

Gegen Ende, als die Schließung des CA schon beschlossene Sache war, also der Räumungsbeschluss (77) vorlag und das CA als besetzt erklärt worden war, hat die Universität ihr Personal abgezogen (Hausmeister etc.) und zeigte keine Präsenz mehr im CA, was zur Folge hatte, dass keine soziale Kontrolle stattfand, Obdachlose das Haus belagerten. Teilweise setzte Verwahrlosung ein, da das Gebäude nicht mehr ordnungsgemäß instand gehalten werden konnte.

Seit dem Räumungsbeschluss wurde auch die interne Beteiligung immer weniger, der organisatorische Kern bestand noch aus ca. 20 Leuten, hinzu kam hohe Fluktuation, viele bekannte Gesichter verschwanden und Neuankömmlinge mussten sich erst integrieren.

Als generelles Problem kann der Umstand genannt werden, dass die personelle Kontinuität schwach ausgeprägt war, da man nur seine Studienzzeit, also in der Regel drei bis vier Jahre im CA verbrachte. Für die Durchsetzung politischer Pläne braucht es jedoch eine längere Vorlaufzeit, wofür im CA aufgrund der personellen Instabilität nicht die Basis vorhanden war.

ML: Welchen Bezug hatte man zu den Gruppen, die die Erdgeschossräume des CA nutzten?

JHB: Ein bis zwei Räume standen schon immer zur Verfügung, die das CA selbst für Sitzungen des Studium-Generale Programms und Arbeitskreise nutzte, die nach der Studentenbewegung aber auch für die Öffentlichkeit zugänglich waren. Nachdem die übrigen bis dahin von der Universität gebrauchten Räume infolge des Räumungsbeschlusses leer standen, wurden diese ebenfalls studentischen Gruppen zur Verfügung gestellt. Das Dasein der Gruppen lief relativ unkontrolliert und spontan ab, wenn ein Raum frei war, konnte dieser benutzt werden.

Die Funktion des CA als Studentenwohnheim hat sich mehr und mehr verschoben hin zu der Funktion als allgemeine Anlaufstelle für Studenten.

ML: Inwiefern hat Sie das Leben im CA bereichert?

JHB: Gelernt, soziale Prozesse zu beobachten und sich darüber eine eigene Meinung zu bilden, ein Bildungserlebnis, der Versuch den „Inhalt CA“ auch Jugendlichen zu vermitteln und in Form alternativer Publizistik darstellbar zu machen (z.B. Flugblätter zur Altstadtanierung), viele Kontakte und Freundschaften geschlossen.

ML: Welches Bild vom CA kursierte in der Öffentlichkeit?

JHB: Auseinandersetzung um das CA war auch von der Situation der Zeit geprägt, der Polarisierung zwischen der Universität und den Studenten, innerhalb derer es wenig Möglichkeiten für eine konstruktive Auseinandersetzung gab, da beide Parteien ihre „Scheuklappen“ auf hatten.

Die Presse hat das CA weitgehend ignoriert, vor allem dann etwas darüber geschrieben, wenn es etwas Negatives zu berichten gab. Das Heidelberger Tageblatt war liberaler eingestellt, hat manchmal auch kritische Bürgerstimmen zu Wort kommen lassen, die RNZ war wesentlich konservativer.

Anmerkungen

- 1 Im Folgenden „CA“ abgekürzt.
- 2 Gerd Steffens: Collegium Academicum 1945–1978. Zur Lebensgeschichte eines ungeliebten Kindes der Alma mater Heidelbergensis, in: Auch eine Geschichte der Universität Heidelberg, hg. v. Karin Buselmeier, Mannheim 1985, S. 381–410.
- 3 Konstantin von Freytag-Loringhoven: Erziehung im Kollegienhaus. Reformbestrebungen an den deutschen Universitäten der amerikanischen Besatzungszone 1945–1960 (Wissenschaftsgeschichte Pallas Athene 45), Stuttgart 2012.
- 4 Konstantin von Freytag-Loringhoven: Der universitäre Erziehungsauftrag im Collegium Academicum, in: „Einsamkeit und Freiheit“. Zum Bildungsauftrag der Universität im 21. Jahrhundert, hg. v. Asta von Schröder, Christoph Jamme, Paderborn 2011, S. 83–102.
- 5 Ullrich Schneider: Hochschulreform, Studium generale und das Collegium Academicum Heidelberg 1945–1952, in: Bildung und Erziehung 36, 1983, S. 55–67.
- 6 Collegium Academicum der Universität Heidelberg. Jahresrundschriften 1970–1977, hg. von der Vereinigung ehemaliger Mitglieder des Collegium Academicum der Universität Heidelberg e.V.
- 7 Auch „Altkollegiatenverein“ genannt und im Folgenden abgekürzt.
- 8 Collegium Academicum der Universität Heidelberg. Jahresrundschriften 1978/79, hg. von der Vereinigung ehemaliger Mitglieder des Collegium Academicum der Universität Heidelberg e.V., Heidelberg 1979.

- 9 Denkschrift 1945–1985. Collegium Academicum. 40 Jahre Idee und Verwirklichung einer Reform in Heidelberg, hg. von der Vereinigung ehemaliger Mitglieder des Collegium Academicum der Universitätsstadt Heidelberg e.V., Heidelberg 1985.
- 10 Interview wurden Thomas Selig am 2.12.2013, Jo Hannes Bauer am 12.12.2013 sowie ein Zeitzeuge, der namentlich nicht genannt werden will, am 6.12.2013. Da Letzterer die erste Hälfte der siebziger Jahre bis 1975 im CA wohnte, Herr Selig und Herr Bauer hingegen von 1975 bis zur Räumung 1978 dort lebten, konnte ein Eindruck des CA über den gesamten hier behandelten Zeitraum gewonnen werden. Im Sinne der Oral-History-Methode werden die Aussagen der Interviews nicht als unverfälschte historische Wahrheit betrachtet, sondern als Einblick in die subjektive Wahrnehmung der ehemaligen Kollegiaten in dieser Zeit.
- 11 Steffens: Collegium Academicum (wie Anm. 2), S. 393.
- 12 Hans Udo Störzer: Das Collegium Academicum der Universität Heidelberg. Ein Rückblick in Streiflichtern, in: *Ruperto Carola* 27, 1975, H. 55/56. S. 121–134., hier S. 130.
- 13 Steffens: Collegium Academicum (wie Anm. 2), S. 382f.
- 14 Ebd., S. 383.
- 15 Ebd., S. 384.
- 16 Ebd., S. 385.
- 17 Ebd., S. 388.
- 18 Ebd., S. 394.
- 19 Jürgen Runge: „Collegium Academicum ‚gescheitert‘. Als hoffnungsvolles Projekt der Selbsterziehung begonnen“, in: *Heidelberger Tageblatt*, Nr. 44 vom 22.2.1978, in: *Mitteilungsblatt 1978/79*, S. 95f., hier S. 96.
- 20 Störzer: Collegium Academicum (wie Anm. 12), S. 129.
- 21 Hartmut Schweitzer: Kollegienhaus in der Krise. Bericht über das Experiment einer neuen studentischen Gemeinschaftsform. Eine Analyse des Collegium Academicum der Universität Heidelberg, Diss., Heidelberg 1967.
- 22 Störzer: Collegium Academicum (wie Anm. 12), S. 129.
- 23 Gunther Gottlieb: Die Diskussion um das Collegium Academicum, in: *Dokumentation 7*, Wintersemester 1974/75 an der Universität Heidelberg, S. 5ff., *UAH X Zsb* 52, S. 5.
- 24 Steffens: Collegium Academicum (wie Anm. 2), S. 396.
- 25 Störzer: Collegium Academicum (wie Anm. 12), S. 130.
- 26 Flugblatt „An die Kollegiaten“, *UAH REP* 175, 15.
- 27 Steffens: Collegium Academicum (wie Anm. 2), S. 397.
- 28 Ebd., S. 397.
- 29 Statut des Collegium Academicum vom 22. April 1971, in: *Mitteilungsblatt 1970–1972*, S. 28–31.
- 30 Satzung des Collegium Academicum vom WS 1970/71, in: *Mitteilungsblatt 1970–1972*, S. 31–34.
- 31 Rundschreiben der CA-Aufnahmekommission vom 9.9.1970 an die Bewerber, in: *Mitteilungsblatt 1970–1972*, S. 25f., auf 20 freie Plätze kamen demnach 100 Bewerber; Steffens: Collegium Academicum (wie Anm. 2), S. 397f. Im Vergleich dazu war das Verhältnis von Bewerbern und freien Wohnheimplätzen in den sechziger Jahren nahezu ausgeglichen, insgesamt bot das CA Platz für ca. 130 Studenten.
- 32 Vgl. Steffens: Collegium Academicum (wie Anm. 2), S. 395ff.
- 33 Ebd., S. 402f.
- 34 Störzer: Collegium Academicum (wie Anm. 12), S. 129.
- 35 Gottlieb: Die Diskussion (wie Anm. 23), S. 5. Zitat des ersten Nachkriegsrektors der Universität Heidelberg, Karl-Heinrich Bauer, in einem Brief an die amerikanische Militärregierung vom 3. Oktober 1945.
- 36 Hierin heißt es: „Die Mitglieder wollen ein kritisches Bewusstsein von Wissenschaft und Gesellschaft erarbeiten und wirksam machen“, in: *Mitteilungsblatt 1970–72*, S. 28.
- 37 Störzer: Collegium Academicum (wie Anm. 12), S. 130.
- 38 Der monatliche Unkostenbeitrag betrug laut Zeitzeugenaussagen zwischen 30 und 40 Mark.
- 39 Das Amt des Quästors war eines von drei Ämtern der jedes Semester neu gewählten CA-Regierung. Während sich der Quästor um das Finanzielle kümmerte, fungierte der Senior als Repräsentant des Hauses. Der Präfekt war zuständig für die Betreuung des Hauswesens.

- 40 Christopher Goldschmidt: Ein paar Überlegungen zum CA aus Anlass der Neuwahl der Ämterträger der Selbstverwaltung, 1972, UAH REP 175, 26, S. 1.
- 41 Stefan Summerer: Bericht des Leiters des CA, in: Denkschrift 1945–1985. Collegium Academicum. 40 Jahre Idee und Verwirklichung einer Reform in Heidelberg, hg. von der Vereinigung ehemaliger Mitglieder des Collegium Academicum der Universitätsstadt Heidelberg e.V., Heidelberg 1985, S. 28–33, hier S. 32.
- 42 Wolfgang Stather: Bericht des Leiters, in: Mitteilungsblatt 1973, S. 49ff., S. 51.
- 43 Summerer: Bericht des Leiters (wie Anm. 41), S. 31.
- 44 Ebd., S. 29.
- 45 Ebd., S. 29.
- 46 Ebd., S. 29.
- 47 Ebd., S. 29.
- 48 Achim Leuschen: Einige Bemerkungen zum CA – anstelle eines Semesterberichts für das WS 1972/73, UAH REP 175, 26, S. 1.
- 49 Ebd., S. 2.
- 50 Ebd., S. 3.
- 51 Interview vom 6.12.2013, 00:53:16-6.
- 52 Selbstverwaltung, Nachrichten aus der BRD: Politische Repression als Angriff auf die Lebensverhältnisse – Beispiele eines exemplarischen Widerstandes, 29.3.1977, UAH REP 175, 64, S. 3.
- 53 Ebd., S. 3.
- 54 Thesenvorschlag für den CA-Beitrag anlässlich der Beiratsgründung und der Dokumentation für die Diskussionsveranstaltung, Titel: „Verwaltete Welt und Alltagsleben“, 1976/77, UAH REP 175, 4, S. 2.
- 55 Ebd., S. 1.
- 56 Ebd., S. 2.
- 57 Wie beispielsweise in Frauengruppen, Umweltgruppen, Theatergruppen, Anti-AKW-Gruppen usw.
- 58 Thesenvorschlag (wie Anm. 54), S. 2.
- 59 Ebd., S. 2.
- 60 Ebd., S. 2.
- 61 Ebd., S. 2.
- 62 Reinhard Mayer: Hausmitteilung Januar/Februar 1977, UAH REP 175, 22, S. 1.
- 63 Ebd., S. 3.
- 64 Interview vom 6.12.2013, 00:53:59-8.
- 65 Mayer: Hausmitteilung (wie Anm. 62), S. 4.
- 66 Ebd., S. 4.
- 67 Ebd., S. 4.
- 68 Ebd., S. 5.
- 69 Ebd., S. 6.
- 70 Flugblatt „Zur Lage des CA“, 21.12.1977, S. 1, UAH ZA II a 71, 75–78.
- 71 Die „Mitgliederversammlung“ (MV), bis zur Statutsänderung von 1971 „Konvent“ genannt, stellte die „Vollversammlung aller Kollegiaten“ und somit „das Herzstück der Selbstverwaltung“ dar. Die MV wählte ab 1975 den Leiter und die Regierung des CA und ihre Beschlüsse waren bindend, da es sich um eine Versammlung aller Hausbewohner handelte, vgl. Stefens: Collegium Academicum (wie Anm. 2), S. 387.
- 72 Der Vorstand, Hausmitteilung 2.5.1972, UAH REP 175, 26, „Jedes Mitglied ist verpflichtet, an der Mitgliederversammlung teilzunehmen.“
- 73 Satzungsänderung, 6.7.1972, UAH REP 175, 26.
- 74 Bulletin der Regierung des Collegium Academicum SS 1975, UAH REP 175, 4.
- 75 Goldschmidt: Überlegungen zum CA (wie Anm. 40), S. 3.
- 76 Ebd., S. 3.
- 77 Ebd., S. 1.
- 78 Michael Buselmeier u.a.: „Sozialistische Avantgarde und antiautoritärer Massenprotest“. Studentenbewegung in Heidelberg, in: Auch eine Geschichte der Universität Heidelberg, hg. v. Karin Buselmeier, Mannheim 1985, S. 411–488, hier S. 463. Auch im Interview vom 6.12.2013 gab der Zeitzeuge an, dass „die Studentenbewegung eigentlich mit ‘72 zu Ende [war]“, 00:45:25-4.
- 79 Interview vom 6.12.2013, 00:17:14-3.

- 80 Ebd., 00:17:37-9.
- 81 Volker Bäumer: So etwas wie eine Hausmitteilung, 16.5.1977, UAH REP 175, 111, S.1.
- 82 Thesenvorschlag (wie Anm. 54), S. 1.
- 83 „Die Linke und das CA“, in: Carlo Sponti, 26.1.1978, UAH ZA II a 70, 1978–1981, S. 1.
- 84 Interview mit Jo Bauer vom 12.12.2013, Transkription in Anhang. Auch der am 6.12.2013 interviewte Zeitzeuge, der zu dieser Zeit bereits nicht mehr im CA wohnte und deshalb nur eine Vermutung anstellt, bringt diesen Zustand mit der Schließung des CA in Verbindung, infolgedessen „die Leute nur [noch] mit Mühe für etwas zu begeistern waren“, 00:18:34-3; Selig hingegen bezeichnet die Beteiligung an den Aufgaben der Selbstverwaltung als „Selbstläufer“ und „ungeschriebenes Gesetz“, dem sich niemand hat entziehen wollen, 00:18:50-4.
- 85 Interview mit Jo Hannes Bauer im Anhang.
- 86 Ebd.
- 87 Mayer: Hausmitteilung (wie Anm. 62), S. 3.
- 88 Ebd., S. 3.
- 89 „Die Linke und das CA“ (wie Anm. 83), S. 1.
- 90 Ebd., S. 1. Dies sei dagegen der Fall in der Phase der Studentenbewegung von 1968–71 sowie während der Emanzipationsdiskussion von 1972–75 gewesen.
- 91 Summerer: Bericht des Leiters (wie Anm. 41), S. 31.
- 92 Interview Selig vom 2.12.2013, 00:02:49-0.
- 93 Eberhard Gretz: Aspekte über das CA. Jahresrückblick 1976 des Leiters, in: Mitteilungsblatt 1977, S. 57ff., hier S. 57f.; „Bericht zum CA“, in: Wohnheim-Info des Asta, 1977, UAH REP 175, 64.
- 94 Statut des Collegium Academicum (wie Anm. 29), S. 30.
- 95 Summerer: Bericht des Leiters (wie Anm. 41), S. 33.
- 96 Ebd., S. 33.
- 97 Störzer: Collegium Academicum (wie Anm. 12), S. 130.
- 98 Dietmar Pfitzner: Brief an Oberbürgermeister Reinhold Zundel vom 4.10.1977, in: Mitteilungsblatt 1978/79, S. 209–256, hier S. 233.
- 99 Ebd., S. 233.
- 100 Im Folgenden „KBW“ abgekürzt.
- 101 Dietmar Pfitzner: Das Collegium Academicum ist geschlossen. Bericht des Vorsitzenden der Vereinigung ehemaliger Mitglieder des CA e.V., in: Mitteilungsblatt 1978/79, S. 7–33, hier S. 20.
- 102 In diesem Flugblatt des KBW mit der Überschrift „Das CA bleibt wie es ist und wo es ist – Volle Selbstverwaltung!“ vom 26.01.1978, wird die ideologische Orientierung des KBW auf die Gesamtheit der im CA wohnenden Kollegiaten übertragen und diesen dieselben Zielsetzungen wie den K-Gruppen unterstellt. Ebd., S. 19f.
- 103 Ebd., S. 20.
- 104 Pfitzner: Brief an Zundel (wie Anm. 98), S. 233f.
- 105 Hausmitteilung, Betreff: Zum Fall Helga Rosenbaum, 2.8.1977, UAH REP 175, 111, S. 1.
- 106 Achim Leuschen: Kritischer Kommentar zu zwei Artikeln über die Geschichte des CA seit 1968, in: Mitteilungsblatt 1976, S. 32–37, hier S. 37.
- 107 Thesenvorschlag (wie Anm. 54), S. 1.
- 108 Selbstverwaltung, Nachrichten aus der BRD (wie Anm. 52), S. 3.
- 109 Flugblatt „Zur Lage des CA“ (wie Anm. 70), S. 1.
- 110 Interview vom 6.12.2013, 01:03:30-6.
- 111 Ebd., 00:45:25-4.
- 112 Ebd., 01:02:01-4.
- 113 Flugblatt „Das CA bleibt!“, in: Mitteilungsblatt 1977, S. 63–68, hier S. 67; „Das CA bleibt da!“, in: Carlo Sponti, 1976, UAH REP 175, 64.
- 114 Ebd., S. 67.
- 115 „Bericht zum CA“ (wie Anm. 93), S. 6.
- 116 Pfitzner, Brief an Zundel (wie Anm. 98), S. 239.
- 117 Steffens: Collegium Academicum (wie Anm. 2), S. 391f.
- 118 Hausmitteilung von Gerd, 1977, UAH REP 175, 22, S. 4.
- 119 Gretz: Aspekte (wie Anm. 93), S. 58.
- 120 Interview vom 6.12.2013, 00:28:02-9.
- 121 „Zur Hausmitteilung von Thomas“, 6.10.1977, UAH REP 175, 22.
- 122 Ebd., S. 2.

- 123 „Zur Hausmitteilung von Thomas“ (wie Anm. 121), S. 2.
- 124 Ebd., S. 3.
- 125 Pfitzner: Brief an Zundel (wie Anm. 98), S. 242.
- 126 Ebd., S. 243.
- 127 Hausmitteilung von Gerd (wie Anm. 118), S. 4.
- 128 „Zur Hausmitteilung von Thomas“ (wie Anm. 121), S. 2.
- 129 Ebd., S. 2.
- 130 Hausmitteilung von Gerd (wie Anm. 118), S. 4.
- 131 „Zur Hausmitteilung von Thomas“ (wie Anm. 121), S. 3.
- 132 Pfitzner: Bericht des Vorsitzenden (wie Anm. 101), S. 20.
- 133 Pfitzner: Brief an Zundel (wie Anm. 98), S. 235.
- 134 Selbstverwaltung, Nachrichten aus der BRD (wie Anm. 52), S. 4.
- 135 Pfitzner: Brief an Zundel (wie Anm. 98), S. 243.
- 136 Dr. Gunter Gottlieb war zusammen mit Dr. Hans-Joachim Arndt und Prof. Dr. Dr. Heinz Lefrenz Teil der am 16.7.1974 eingesetzten ad-hoc-Kommission des Senats der Universität Heidelberg, die eine Beschlussfassung über Fortbestand oder Auflösung des CA vorbereiten sollte.
- 137 Gottlieb: Die Diskussion (wie Anm. 23), S. 5.
- 138 Der Kriminologe Störzer wurde mit diesem Artikel beauftragt, um Materialien über das CA zu sammeln, die der ad-hoc-Kommission des Senats der Universität Heidelberg als Grundlage für den Schließungsbeschluss vom 18.2.1975 dienen.
- 139 Laut der Zeitzeugenaussage im Interview vom 6.12.2013 fand die Auseinandersetzung um das CA jedoch nicht nur in schriftlicher Form statt, vielmehr wurde vonseiten der Universität auch das persönliche Gespräch zu den Kollegiaten gesucht, um sich einen Einblick in die Verhältnisse des Hauses machen zu können. Die sich daran beteiligten Professoren hätten aber „unter einem Druck gestanden, das linke Zentrum zu schließen“. „Zwar gaben sie sich gesprächsbereit“, hatten aber „einen ziemlich eindeutigen Auftrag“, 00:40:04-7.
- 140 Vgl. auch Leuschen: Kritischer Kommentar (wie Anm. 106), S. 34.
- 141 Störzer: Collegium Academicum (wie Anm. 12), S. 130.
- 142 Der ehemalige Kollegiat Achim Leuschen schrieb im Mitteilungsblatt des Altkollegiatenvereins aus dem Jahr 1976 einen kritischen Kommentar zu den zwei Artikeln von Hans Udo Störzer und Gunther Gottlieb über das CA, in dem er beiden Verfassern eine unzutreffende und polemische Darstellung des CA vorwirft, S. 32–37.
- 143 Leuschen: Kritischer Kommentar (wie Anm. 141), S. 35.
- 144 Mitteilungsblatt 1978/1979, S. 204–259. Hierin verlangt Dietmar Pfitzner in einem Brief vom Mai 1977 eine Stellungnahme des Oberbürgermeisters hinsichtlich einer in der RNZ ihm zugeschriebenen Behauptung, im CA werde bei der Aufnahme neuer Bewohner „nach Prüfung der kommunistischen oder wenigstens doch linksradikale[n] Gesinnung entschieden, S. 204.
- 145 Reinhold Zundel: Brief an Dietmar Pfitzner vom 8.6.1977, in: Mitteilungsblatt 1978/79, S. 206f., S. 206.
- 146 Ebd., S. 207.
- 147 Reinhold Zundel: Brief an Dietmar Pfitzner vom 26.10.1977, in: Mitteilungsblatt 1978/79, S. 257ff., hier S. 258.
- 148 Allerdings war „die Gruppe der Befürworter unter dem Lehrkörper ... eine Minderheit“, da die eher liberal eingestellten Dozenten „vorher schon von Heidelberg weg sind“, z.B. nach Berlin oder Frankfurt, Interview Selig, 00:27:41-3.
- 149 Dieter Henrich: Warum Collegium Academicum und wieso sein Ende? Stellungnahme für die Professorengruppe „Initiative“ zum Rechenschaftsbericht des Rektors, in: Unispiegel Nr. 1/79, 31.1.1979, in: Mitteilungsblatt 1978/79, S. 57–62, S. 60.
- 150 Ebd., S. 60.
- 151 „Das CA bleibt!“ (wie Anm. 93), S. 67.
- 152 Pfitzner, Bericht des Vorsitzenden (wie Anm. 100), S. 2; Pfitzner: Brief an Zundel (wie Anm. 97), S. 242.
- 153 Pfitzner, Brief an Zundel (wie Anm. 98), S. 252f.
- 154 Pfitzner, Bericht des Vorsitzenden (wie Anm. 101), S. 10.
- 155 Pfitzner, Brief an Zundel (wie Anm. 98), S. 253.
- 156 Interview vom 6.12.2013, 00:32:44-3.

- 157 Theo Wurm: Die Musterschüler machen sich missliebig. Dem renommierten Collegium Academicum droht Schließung, in: Süddeutsche Zeitung Nr. 166 vom 22.7.1977, in: Mitteilungsblatt 1978/79, S. 91f.
- 158 Collegium Academicum noch zu retten? Vereinigung ehemaliger Mitglieder plädiert für Beibehaltung der Rechtsgrundlage, in: Stuttgarter Zeitung Nr. 283 vom 8.12.1977, in: Mitteilungsblatt 1978/79, S. 93f.
- 159 Barbara Gutsche: Ein Freiraum soll geschlossen werden. Heidelbergs Uni-Leitung will das Collegium Academicum abschaffen, in: Frankfurter Rundschau Nr. 47 vom 27.2.1978, in: Mitteilungsblatt 1978/79, S. 99f.
- 160 Laut Bauer war die RNZ eher konservativ, wohingegen das „Heidelberger Tageblatt“ liberaler eingestellt war und auch gelegentlich kritische Bürgerstimmen zu Wort kamen. Auch Selig bezeichnet das HT als liberaler gegenüber der RNZ, in der „die Restauration der Studentenbewegung“ betrieben worden sei, 00:35:56-3.
- 161 Steffens: Collegium Academicum (wie Anm. 2), S. 381.
- 162 Dieter Haas: Rüde Sendung zu „Heidelberger Aspekten“ in: RNZ, 16.5.1977, in: Mitteilungsblatt 1978/79, S. 202f. Der Artikel stellt die Reaktion auf eine am 13. Mai 1977 ausgestrahlte Aspekte-Sendung im ZDF dar, die sich in einem zehnminütigen Beitrag mit der bevorstehenden Schließung des CA beschäftigte, bei der hauptsächlich die Bewohner zu Wort kamen und in der die Räumung des Kollegienhauses als Verlust interpretiert wurde. Der Text der Sendung ist im Mitteilungsblatt 1978/79 auf den Seiten 81–84 abgedruckt und der vollständige Beitrag im Internet unter folgendem Link abrufbar: <http://youtube/SKP3VUc84DY>, letzter Zugriff am 14.12.2013.
- 163 Verweis auf eine Formulierung im Text der Aspekte-Sendung: „Wegen unterschiedlicher Auffassung von Recht und Ordnung über das Selbstverständnis der Selbstverwaltung geriet das CA seit den kritischen Jahren der Studentenbewegung immer mehr in Konflikt mit der Universität“, in: Mitteilungsblatt 1978/79, S. 82.
- 164 Hubert Niederländer: „CA-Auflösung ‚zwangsläufige Folge einer Zwangslage‘. Rektor Prof. Niederländer zu Gründen und Hintergründen“, in: RNZ Nr. 53 vom 4.3.1978, in: Mitteilungsblatt 1978/79, S. 101f.
- 165 Runge: „Collegium Academicum ‚gescheitert‘“ (wie Anm. 19), S. 96.
- 166 Die SZ schreibt, dass trotz der vorgebrachten hohen Renovierungskosten als Grund für die Schließung kaum ein Zweifel daran bestehe, dass Rektor Niederländer „dieses ‚trojanische Pferd‘ lieber heute als morgen endgültig aus dem Universitätsgelände verbannt sehen möchte“, S. 92 und die Frankfurter Rundschau merkt an, dass die Universitätsleitung „geschickt mit formal unpolitischen Gründen, die eine Räumung des Hauses unabdingbar machten, [taktiere]“, S. 100.
- 167 Text der ZDF-Sendung „Aspekte“ (wie Anm. 163), S. 82.
- 168 Ebd., S. 84.
- 169 In der Bevölkerung und im Heidelberger Polizeijargon wurde das CA als „Rote Zelle“ bezeichnet, vgl. Störzer: Collegium Academicum (wie Anm. 12), S. 130.
- 170 Vgl. „Das CA bleibt da!“; Schlüsselloch-Lied, undatiert, Strophe 5, UA REP 175, 22. Das „Schlüsselloch“ war ein Informationsdienst für die Bewohner, der den Informationsfluss über CA-politische Angelegenheiten verbessern und zur internen Kommunikation beitragen sollte. Auch laut Selig störte die bunte und wilde Kultur des CA OB Zundels Vorstellungen einer „cleanen Stadt ... mit chicen Boutiquen“ im Rahmen seiner Altstadt-sanierungspläne, 00:37:55-3.
- 171 „Das CA bleibt!“ (wie Anm. 113), S. 67.
- 172 Vgl. auch Interview Selig, 00:10:22-0.
- 173 Ein Lied über das CA, in: Schlüsselloch, 21.1.1977, UAH REP 175, 4.
- 174 Vgl. auch Interview Bauer, Anhang.
- 175 Jo Bauer wohnte von 1975 bis zur Räumung 1978 im CA.
- 176 Das Gespräch konnte nicht aufgezeichnet werden, weshalb das Interview nur in schriftlicher Form vorliegt.

„Keine Massenveranstaltungen“

Die Entstehung der Fakultät für Klinische Medizin Mannheim bis zur Eröffnung 1964 aus Heidelberger Sicht

„500 Studenten sind in einer Hauptvorlesung zuviel“ – diese Parole beschrieb Anfang der 1960er Jahre die Situation von Studierenden nicht nur, aber auch an der Heidelberger Medizinischen Fakultät.¹ Im Mai 1961 äußerten sich die drei Medizinischen Fakultäten im Land Baden-Württemberg – Freiburg, Heidelberg und Tübingen – in einem „Memorandum zur Frage der Errichtung medizinischer Akademien“ über Lösungsmöglichkeiten dieses Problems. Sie sprachen sich für den Aufbau einer Medizinischen Akademie in Konstanz als „Keimzelle einer vierten Landesuniversität“ und explizit gegen Medizinische Akademien in Stuttgart und Mannheim aus.² Denn Großstädte – so die Begründung – hätten „die Beziehung zur Landschaft, aus der sie hervorgegangen sind, weitgehend verloren“ und entwickelten sich „mehr und mehr zu farblosen Gebilden“. Wie sehr die drei traditionsreichen Landesuniversitäten die Vorstellung von einer „echten Universitätsstadt“ prägten, wird in der abschließenden Forderung des Memorandums deutlich: „Eine Universität sollte ferner eine Stadt zur Heimstätte haben, die Mittelpunkt einer kulturhistorischen Landschaft ist und für überschaubare Zeit bleibt.“³ Mit dieser traditionellen Sichtweise konnten sich die Medizinischen Fakultäten jedoch nicht durchsetzen.⁴ Anderen Interessengruppen erschien die akademische Ausbildung in einer Groß- und Industriestadt offenbar nicht so abwegig. In Heidelberg jedenfalls protestierten die Medizinstudenten im Juli 1962 wegen „untragbarer Zustände“. Sie forderten „Zweitkliniken“ in Mannheim, der zweitgrößten Stadt des Landes.⁵

„Massenvorlesungen“ hatte Ministerpräsident Kurt Georg Kiesinger (1904–1988), seit 1958 Regierungschef in Baden-Württemberg und 1966–69 Bundeskanzler in einer großen Koalition, bereits 1960 kritisiert und die Hochschulpolitik in das Zentrum seiner Landesbildungspolitik gestellt. Die Reformen, in einer Zeit wirtschaftlichen Wachstums begonnen, in ihren Grundlinien aber auch bei abgeflauter Konjunktur ab Mitte der 1960er Jahre fortgesetzt, betrafen insbesondere die Medizinischen Fakultäten.⁶

Mit neuen Standorten für das Medizinstudium beschäftigte sich auf Bundesebene auch der Wissenschaftsrat. Von 1960 stammen Empfehlungen dieses Gremiums über den Ausbau der wissenschaftlichen Hochschulen, in denen es die Heranziehung „leistungsfähiger kommunaler Krankenhäuser zum praktischen klinischen Unterricht“ anregte.⁷ Bereits einige Monate vor den erwähnten Studentenprotesten in Heidelberg, am 21. Februar 1962, hatte eine Delegation des Wissenschaftsrates die Stadt Mannheim besucht. Die Delegation trug den Wunsch vor, die Mannheimer Städtischen Krankenanstalten im Rahmen einer Kooperation mit der Medizinischen Fakultät Heidelberg für Forschung und Lehre zu öffnen. Dabei konnte die Delegation auf die Empfehlungen von 1960 verweisen.⁸ Diese zielten u.a. darauf, die Universität Heidel-

berg bei ständig steigender Zahl Medizinstudierender zu entlasten, und gleichzeitig die Studienplätze für Medizin in Baden-Württemberg insgesamt zu vermehren.

Die Stadt Mannheim reagierte positiv auf den Vorschlag. Ohnehin war man zu dieser Zeit in den dortigen städtischen Gremien sensibilisiert für das Thema akademischer Zukunftsplanung, denn es stand eine Erweiterung der Wirtschaftshochschule, der heutigen Universität Mannheim, zur Diskussion.⁹ Zudem traf die von der Delegation des Wissenschaftsrates geäußerte Idee auf eine Situation, in der man die Zukunft der stationären Krankenversorgung in Mannheim neu überdachte. Im Herbst 1961 hatte ein Gutachten des Deutschen Krankenhausinstituts Düsseldorf ein negatives Urteil über die 1922 eröffneten Städtischen Krankenanstalten Mannheim gefällt. Die Gutachter hatten vorgeschlagen, die Städtischen Krankenanstalten zugunsten eines größeren Neubaus aufzugeben. Nach der Initiative des Wissenschaftsrates machte sich die Stadt die Idee einer Kooperation zwischen der Universität Heidelberg und den Städtischen Krankenanstalten zu Eigen. Ein neu zu bauendes Universitätsklinikum hätte in Trägerschaft des Landes entstehen und betrieben werden müssen – mit positiven Konsequenzen für den Haushalt der Stadt.¹⁰ Die Idee einer Kooperation zwischen der Heidelberger Medizinischen Fakultät und den Städtischen Krankenanstalten war daher zunächst eng verknüpft mit dem Plan eines Neubaus. Realisiert wurde schließlich nur die Einbeziehung der Stadt Mannheim und ihrer Krankenanstalten in die Medizinische Fakultät der Universität Heidelberg, nicht der Neubau eines Universitätsklinikums. Dieser Plan wurde 1976 aufgegeben. Als Name des Krankenhauses wurde 1979 „Klinikum der Fakultät für Klinische Medizin Mannheim der Universität Heidelberg“ festgelegt.¹¹

1963: Erste Schritte auf dem Weg zur Fakultät für Klinische Medizin Mannheim der Universität Heidelberg

Zunächst musste eine organisatorische Form für die akademische Zusammenarbeit zwischen Heidelberg und Mannheim gefunden werden. Zur Debatte standen zwei Modelle: das Akademiemodell und das Fakultätsmodell. Eine medizinische Akademie hätte als autonome Ausbildungseinrichtung für Mannheim eine größere Eigenständigkeit bedeutet. Die Stadt legte sich jedoch bereits im Sommer 1962 auf das Fakultätsmodell fest. Man sah es als vorteilhaft an, einen Teil der traditionsreichen Heidelberger Medizinischen Fakultät in Mannheim zu etablieren und an deren internationalem Ruf teilzuhaben.¹² Vertreter der Heidelberger Universität reagierten zunächst zurückhaltend auf die Planungen. Rektor Fritz Ernst (1905–1963) ließ beispielsweise verlautbaren, man werde sich „zur Teilnahme an der Errichtung einer zweiten Medizinischen Fakultät in Mannheim zur Verfügung stellen“.¹³ Andererseits äußerte sich der Dekan der Medizinischen Fakultät Heidelberg, Prof. Josef Hämel (1894–1969), bereits im Mai 1962 grundsätzlich positiv.¹⁴

1963 kam es zu ersten konkreteren Initiativen. Am 8. Februar dieses Jahres nahm der Mannheimer Oberbürgermeister Dr. Hans Reschke (1904–1995) Kontakt mit dem neuen Dekan der Medizinischen Fakultät Heidelberg, Prof. Josef Becker (1905–1983), auf. Während in den universitären Gremien noch orientierende Beratungen statt-

fanden, begannen in Mannheim schon einzelne Lehraktivitäten.¹⁵ Eine Fakultätskommission „Medizinische Fakultät Mannheim“ traf sich zu ersten Beratungen im November 1963. Das wichtigste Ergebnis dieses Treffens war der Auftrag an Wilhelm Doerr (1914–1996), der 1963 als Ordinarius für das Fach Pathologie von Kiel nach Heidelberg berufen worden war und seine Erfahrungen beim Aufbau der Medizinischen Akademie Lübeck einbringen konnte, einen „Stufenplan“ für den Aufbau einer Mannheimer Medizinischen Fakultät zu erarbeiten.¹⁶ Noch bevor der „Stufenplan“ im Februar 1964 im Rektorat beschlossen wurde, sprach sich am 20. Dezember 1963 der Landtag Baden-Württemberg endgültig für die Einrichtung einer zweiten Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg in Mannheim aus. Das „Akademiemodell“ war hiermit aufgegeben.



Prof. Dr. Wilhelm Doerr (1914–1996), Ordinarius für Pathologie in Heidelberg und „Gründungsbeauftragter“ für die Einrichtung der Fakultät für Klinische Medizin Mannheim, 1965/66, Fotograf: Haendler-Krah, Kiel (Universitätsarchiv Heidelberg, Pos. 1 00623)

1964: Das entscheidende Jahr

Nachdem der Landtagsbeschluss von Dezember 1963 den Weg für die zukünftige Mannheimer Fakultät geebnet hatte, folgte im März 1964 die Gründung einer neuen Kommission. Sie war im Heidelberger Rektorat angesiedelt und wurde „Mannheimer Kommission“ oder „Große Kommission“ genannt.¹⁷ Als Aufgabe war definiert, dem Kultusministerium Empfehlungen über Aufbau, Betrieb und räumliche Unterbringung der Mannheimer Fakultät vorzulegen. Neben dem Rektor und dem Dekan gehörte der „Gründungsbeauftragte“ Wilhelm Doerr zu den Vertretern der Heidelberger Universität in dieser Kommission. Hinzu kamen der ärztliche Direktor der Städtischen Krankenanstalten Mannheim, Günther Schallock (1906–1974)¹⁸, sowie jeweils ein Vertreter des Kultus- und des Finanzministeriums.¹⁹ Die Stadt Mannheim wurde von Oberbürgermeister Hans Reschke und dem Sozial- und Gesundheitsdezernenten Dr. Hans Martini (geb. 1927) vertreten.²⁰

Die entscheidenden sieben Sitzungen der „Großen Kommission“ fanden 1964 statt.²¹ Der durch die Kommission unterstützte „Stufenplan“ von Doerr²² ging vom Neubau eines Mannheimer Universitätsklinikums in mehreren Schritten aus, vertrat aber gleichzeitig die Auffassung, bereits im Rahmen einer „Vorstufe“ – das Wort „Provisorium“ wollte man vermeiden²³ – solle in den Städtischen Krankenanstalten mit der Errichtung der Fakultät begonnen werden. Weiterhin erschien es Doerr unerlässlich, einen „thematischen Akzent“ für die Mannheimer Neugründung zu finden. Dabei

verwies er auf die Bestrebungen des Wissenschaftsrates, neugegründete Lehrstätten mit speziellen Ausrichtungen auszustatten. Doerr vermutete zudem, dass man mit dieser Argumentation „gegenüber den Stuttgarter Instanzen sehr viel leichter vorankommen“ werde.²⁴ Mannheim als größtes Industriezentrum in Baden-Württemberg könne, so schlug der Pathologe Doerr vor, einen Schwerpunkt Umwelt-Pathologie „sehr gut vertragen“.²⁵ Seine Stellungnahme endet mit dem Satz: „Das Land Baden-Württemberg hat nichts dieser Art: Tübingen ist eine winzige Stadt; Freiburg hat keine Industrie; Heidelberg ist längst überbläht. Die Neugründung in Ulm kann bei dem weiten bäuerlichen Hinterland kaum einen gewerbepathologischen Anstrich bekommen“.²⁶

Angesichts der Raumnot in den Städtischen Krankenanstalten Mannheim und des engen Zeitplans – bereits zum Wintersemester 1964/65 wollte man mit der Ausbildung beginnen – stellte die Entscheidung, bereits während der „Vorstufe“ das Programm für die ersten vier klinischen Semester vollständig anzubieten, hohe Anforderungen an die beteiligten Personen. Aber eine Entlastung der Studiensituation in Heidelberg wurde nun dringend gewünscht.²⁷

Die Aufgabe, möglichst rasch ein Lehrangebot auf die Beine zu stellen, wurde einer „Kleinen Kommission“ übertragen. Sie hatte die Aufgabe, als „ständiges Bindeglied“ zwischen der Medizinischen Fakultät Heidelberg und der „Großen Kommission“ zu fungieren. Neben Doerr waren in dieser Kommission der Chirurg Fritz Linder und der Internist Gotthard Schettler vertreten. Aus Mannheim kamen neben Bürgermeister Martini der ärztliche Direktor der Städtischen Krankenanstalten Günther Schallock und Verwaltungsdirektor Kurt Kihm (1914–2001).²⁸ Ungewöhnlich schnell“ seien die Vorbereitungen für den Aufbau einer Lehr- und Forschungsstätte „zu einem guten Abschluss gebracht“ worden, wurde später in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung geurteilt.²⁹ Tatsächlich mussten zahlreiche praktische Probleme innerhalb etwa eines halben Jahres gelöst werden, um die inhaltlichen, organisatorischen und baulichen Voraussetzungen für den akademischen Betrieb zu schaffen.³⁰ Als einer der ersten Planungsschritte fand im April 1964 eine Begehung der Städtischen Krankenanstalten statt, um die „dort gegebenen Unterrichtsmöglichkeiten“ zu erfassen. Zunächst rechnete man damit, ein Hörsaalgebäude mit geeigneten Kursräumen errichten zu müssen. Am 27. Mai 1964 entschied man jedoch, durch Umbaumaßnahmen einen Unterrichtsraum zu gewinnen. Zusätzlich sollte ein zuvor als Kapelle genutzter Raum zum Vorlesungsraum mit 180 Sitzplätzen umgebaut werden.³¹ Um den Universitätsbetrieb zu gewährleisten, mussten zudem neue Lehrstühle eingerichtet und ordnungsgemäße Berufungsverfahren durchgeführt werden. Keinesfalls wollte man den Eindruck von Zweitrangigkeit, einer „Oberarzt fakultät“ der Heidelberger Medizinischen Fakultät, erwecken. Viele Fachrichtungen wurden bereits durch Chefärzte in den Städtischen Krankenanstalten vertreten, einige von diesen konnten aufgrund ihrer Qualifikation zu Lehrstuhlinhabern berufen werden – in Berufungsverfahren, die es rasch durchzuführen galt.

Bei aller Aktivität bestand eine gewisse Sorge, dass sich zu wenige Studierende entschließen würden, nach den vorklinischen Semestern aus dem vertrauten Heidelberg nach Mannheim überzuwechseln. Während des Sommersemesters nahm Martini daher Kontakt zur Heidelberger Fachschaftsvertretung auf. Um einer Unzufriedenheit

der Studierenden, der „Unbekannten in der Rechnung“³², vorzubeugen, informierte er sich über deren Wünsche, beispielsweise bezüglich Bibliothek, Mensa und Studentenzentrum³³. Zwischen Mannheim und Heidelberg wurden Briefe gewechselt wegen eines geplanten Studienführers, wegen Werbung in der Presse und auf Plakatkästen.³⁴ Plakate wurden in Heidelberg angeschlagen, sie informierten darüber, dass 50–60 Studierende in Mannheim sofort aufgenommen werden könnten und dass dort „die vier ersten Klinischen Semester in lückenloser chronologischer Folge zur Entfaltung gelangen“ sollten.³⁵

Kurz vor der Eröffnung der neuen Fakultät wurde am 21. Oktober 1964 eine Rahmenvereinbarung zwischen der Stadt Mannheim und dem Land Baden-Württemberg unterzeichnet, die als formale Grundlage für die Ausbildung von Studenten der Heidelberger Universität an der „Vorstufe“ der 2. Medizinischen Fakultät in Mannheim gelten kann.³⁶

Den Herren Mitgliedern der Medizinischen Fakultät, einschließlich den Herren Lehrbeauftragten

Überreiche ich ergebenst die Einladung zur akademischen Feier anlässlich der Eröffnung des "Klinikum Mannheim". Das Ministerium hat gebeten, daß ich mich nachdrücklich dafür einsetze, daß die Herren Fakultätsmitglieder in großer Anzahl an der Feier teilnehmen. Eine dürftige Beteiligung wäre für das Ansehen der Fakultät sehr schädlich.

Die Talare werden vom Rektorat aus nach Mannheim überführt werden, es wird auch ein Umkleidezimmer zur Verfügung gestellt werden; Hinweisschilder zur Auffindung des Umkleidezimmers werden angebracht werden. Es wird gebeten, daß sich die Teilnehmer dort bis 16.30 Uhr einfinden, auch diejenigen, die nicht Talarträger sind.

Der Senat, auswärtige Rektoren und Dekane und die anwesenden Mitglieder der gesamten Fakultät einschließlich der Lehrbeauftragten, ziehen geschlossen ein und verlassen nach Ablauf der Feier geschlossen den Rittersaal.

Der Herr Verwaltungsdirektor stellt für diejenigen Teilnehmer, denen ein eigener Kraftwagen nicht zur Verfügung steht, oder die den eigenen Wagen wegen der Gefahr von Parkschwierigkeiten nicht benutzen wollen, einen Omnibus zur Verfügung. Er wird um 15.30 Uhr s.t. vor dem alten Klinikum abfahren. Er steht hinter dem Verwaltungsgebäude. Auch für eine Rückfahrmöglichkeit wird gesorgt werden.

Es wird dringend gebeten die Antwortkarte auszufüllen, rechtzeitig zurückzusenden und dabei auch anzugeben, ob auf einen Platz im Omnibus Wert gelegt wird.

gez. B.Mueller
(Dekan)

Rundschreiben des Dekans der Heidelberger Medizinischen Fakultät, Prof. Dr. Berthold Mueller (1898–1976), an die Fakultätsmitglieder, undatiert (Herbst 1964) (Universitätsarchiv Heidelberg, Akten der Medizinischen Fakultät H-III-601/5)

Vor 50 Jahren: Feierliche Eröffnung der neuen Fakultät

Am 5. November 1964 fand der Festakt zur Eröffnung der „Vorstufe“ einer neuen Fakultät im Rittersaal des Mannheimer Schlosses statt.³⁷ Bei diesem feierlichen Ereignis sprachen neben dem Heidelberger Rektor Wilhelm Gallas (1903–1989), der Mannheimer Oberbürgermeister Hans Reschke, der Heidelberger Dekan Berthold Mueller (1898–1976) und Ministerpräsident Kurt Georg Kiesinger.³⁸ Die „erlauchte Festversammlung“



Abb. links: Prof. Dr. Wilhelm Gallas (1903–1989), Rektor der Universität Heidelberg, als Redner beim Festakt zur Eröffnung der Fakultät für Klinische Medizin Mannheim im Rittersaal des dortigen Schlosses am 5.11.1964, Quelle: Mannheimer Hefte, Nr. 1 (1965), S. 29, Fotograf: Thomas (aus dem Exemplar der Mannheimer Hefte im Universitätsarchiv Heidelberg, Akten der Medizinischen Fakultät H-III-601/5). Abb. rechts: Die Mannheimer Professoren Wolfgang Hoffmeister (1910–1999), Hans Oberdallhoff (1909–1988) und Günther Schallock (1906–1974) und der Heidelberger Dekan Berthold Mueller (1898–1976) beim Festakt zur Eröffnung der Fakultät für Klinische Medizin Mannheim im Rittersaal des dortigen Schlosses am 5.11.1964, Quelle: Mannheimer Hefte, Nr. 1 (1965), S. 31, Fotograf: Thomas (aus dem Exemplar der Mannheimer Hefte im Universitätsarchiv Heidelberg, Akten der Medizinischen Fakultät H-III-601/5)

habe sich bei dessen Erscheinen schweigend von den Plätzen erhoben, wurde am folgenden Tag im „Mannheimer Morgen“ berichtet.³⁹ Der Zeitungsartikel spiegelt die altherwürdig-feierliche Ausstrahlung der Festversammlung wider – zahlreiche Professoren aus Heidelberg kamen zur Eröffnung, die damals noch üblichen Talare konnten in einem eigens eingerichteten Umkleidezimmer angelegt werden.⁴⁰ Die Festrede hielt Wilhelm Doerr zum Thema „Lehrbares und Lernbares“.⁴¹ Während der Feierlichkeiten erhielten die ersten drei Lehrstuhlinhaber der Mannheimer Fakultät, der Chirurg Hans Oberdallhoff (1909–1988)⁴², der Internist Wolfgang Hoffmeister (1910–1999)⁴³ und der Pathologe Günther Schallock vom Ministerpräsidenten ihre Bestallungsurkunden.

Bereits am 10. November 1964 hielt Schallock seine erste Vorlesung vor 59 in Mannheim eingeschriebenen Medizinstudenten.⁴⁴ Die „Aula“ war „pünktlich auf die Minute“ fertig geworden und ihre Auslastung zeigte bald, dass die Möglichkeit zum Medizinstudium in Mannheim von den Studenten gut angenommen wurde. Auch deren Integration gelang: „Medizinstudenten fühlen sich sehr wohl“ titelte der „Mannheimer Morgen“ zum Ende des ersten Semesters.⁴⁵ Als attraktiv galt besonders das Studium fernab der Massenuniversität.⁴⁶

Ausblick: Erweiterung der Ausbildungskapazität ab 1965

Zunächst war geplant, nur die ersten vier Semester des klinischen Studienabschnittes in Mannheim zu etablieren. Doch diese Einschränkung wurde bald infrage gestellt.⁴⁷ Denn dauerhaft, so glaubte man, würden die Studenten nur dann in Mannheim bleiben, wenn sie ihr Studium hier auch beenden und vor allem das Examen vor ihren eigenen Lehrern ablegen könnten. Die Erweiterung forderte Wilhelm Doerr bereits am 30. Dezember 1965 in einem Memorandum „Zur prospektiven Entwicklung des Kli-

nikum Mannheim“.⁴⁸ Tatsächlich konnten im Herbst 1967 erstmals 50 Medizinstudenten ihr Examen in Mannheim ablegen.⁴⁹ Die „ersten jungen Ärzte aus Mannheim“ waren der Stadt einen festlichen Empfang im Rittersaal wert.⁵⁰

Die Entscheidung, noch während der „Vorstufe“ in den Städtischen Krankenanstalten die Zahl der anzubietenden Semester zu erhöhen, war folgenswer. Denn mit ihr vermehrte sich auch die Zahl der Lehrstühle, ohne dass es zu dem ursprünglich geplanten Neubau eines Klinikums gekommen wäre.⁵¹ Nicht nur die Zahl der Lehrstühle war dabei zu bedenken, sondern auch deren Ausrichtung im Sinne des Schwerpunktes Umweltpathologie: Sein Konzept der „relativen Komplementarität“ der beiden Fakultäten vertrat Doerr auch in den nach Eröffnung der „Vorstufe“ verstärkt einsetzenden Planungen für die Aufbaustufen.⁵² In Abgrenzung zu Bestrebungen, in Mannheim eher praktisch orientierte Ausbildungseinheiten einzurichten, strebte Doerr zunächst eine Gleichrangigkeit beider Fakultäten an.

Insgesamt sah man die Realisierungschancen für ein neues Klinikum in Mannheim bis 1966 recht optimistisch. Aufgrund finanzieller Nöte des Landes sank in der folgenden Zeit das Tempo der gesamten Planungsaktivitäten allerdings deutlich. Dies führte am 5.2.1966 zu einem gemeinsamen Erlass des Finanzministers und des Kultusministers, der die dreißigprozentige Kürzung der Bauvorhaben und die dreißigprozentige Belegung aller Neubauten mit anderen Institutionen bestimmte.⁵³ Dieses Faktum schien der Fakultät noch 1966 eine Denkschrift notwendig zu machen, die in der Hauptsache Doerr verfasste. Allerdings bemerkte sogar dieser stets sehr engagierte Verfechter des Mannheimer Ausbaus in einem Brief an Dekan Schettler vom 26. Oktober 1966, er habe „die Dinge hängen lassen“, weil er „unter dem Eindruck der zunehmend stärker werdenden finanziellen Enge gänzlich ratlos“ gewesen sei.⁵⁴ Doerrs Denkschrift weist zudem auf einen Interessenkonflikt zwischen den medizinischen Fakultäten in Heidelberg und Mannheim hin: Der Autor befürwortete nun eindeutig die Vordringlichkeit der Errichtung eines neuen Klinikums an der „Heidelberger Traditionsfakultät“. Die skandalösen Zustände im Heidelberger Altklinikum, wie sie ein Spiegel-Artikel 1967 schließlich einer größeren Öffentlichkeit bekannt machte,⁵⁵ waren Insidern längst bekannt. Unterschwellig bestimmte der finanzielle Interessenkonflikt fortan die Diskussion über Vorrang, Gleichrang oder Nachrang Mannheims und Heidelberg mit, und zwar zunehmend mit den finanziellen Nöten des Landes. Trotz aller Debatten ist die Medizinische Fakultät Mannheim auch nach ihrer Komplettierung zur Vollfakultät durch Einrichtung einer eigenen Vorklinik zum Wintersemester 2006/2007 noch 50 Jahre nach ihrer Gründung Teil der Universität Heidelberg.

Anmerkungen

- 1 Der vorliegende Text entstand im Rahmen der vom „Verein zur Förderung der Stiftung Zentralinstitut für Seelische Gesundheit e. V.“ bei der Verfasserin in Auftrag gegebenen und honorierten Recherche zur Geschichte des Mannheimer Zentralinstituts (eröffnet 1975). Vgl. Heinz Häfner und Hans Martini: Das Zentralinstitut für Seelische Gesundheit. Gründungsgeschichte und Gegenwart, München 2011 (unter Mitarbeit von Andreas Meyer-Lindenberg, Recherchen und erste Version: Maike Rotzoll), hier besonders die stark gekürzte Version des vorliegenden Textes auf S. 43–49. Mein besonderer Dank gilt Herrn Dr. Dr. hc. Hans Martini für zahlreiche Literaturhinweise, Dokumente und persönliche Gespräche über die Gründung der Fakultät für Klinische Medizin Mannheim.
- 2 Heidelberg, UAH, Akten der Medizinischen Fakultät, Klinikum Mannheim 1961–1963, H-III-601/6, Memorandum zur Frage der Errichtung medizinischer Akademien, 2. Entwurf vom 7.5.1961, S. 2. Ministerpräsident Kiesinger hatte bereits im September 1959 Konstanz vorgeschlagen, falls eine Universitätsneugründung notwendig werden sollte. Vgl. Thomas Schnabel: Bildungspolitik in der Ära Kiesinger, in Günter Buchstab, Philipp Gassert, Peter Thaddäus Lang (Hgg.): Kurt Georg Kiesinger 1904–1988. Von Ebingen ins Kanzleramt, Freiburg/Basel/Wien 2005, S. 341–369, hier S. 348.
- 3 Memorandum zur Frage der Errichtung medizinischer Akademien (wie Anm. 2), S. 4.
- 4 Neue Medizinstudienplätze für Baden-Württemberg wurden schließlich nicht in Konstanz, sondern in Ulm und Mannheim geschaffen.
- 5 Uwe Bleyl: 25 Jahre Fakultät für Klinische Medizin Mannheim. Konzeption und Wirklichkeit, Ruperto Carola 80, 1989, S. 77–93, hier S. 79.
- 6 Schnabel (wie Anm. 2), S. 350–366.
- 7 Zitiert nach Doerr, Entwurf eines Exposé über den Aufbau der II. Medizinischen Fakultät, handschriftlich datiert am 4.2.1965, S. 1, Heidelberg, UAH, Akten der Medizinischen Fakultät, Klinikum Mannheim Januar–Mai 1965, H-III-601/10.
- 8 Bleyl (wie Anm. 5), S. 77–78. Nach Eike Wolgast: Die Universität Heidelberg 1386–1986, Berlin u.a. 1986, S. 179 hatte schon der bekannte Heidelberger Internist Ludolf Krehl (1861–1937) eine solche Lösung ins Auge gefasst.
- 9 Eine Denkschrift der Landesregierung vom 16.4.1963 erwähnte sowohl die Wirtschaftshochschule als auch den Ausbau der Medizinischen Fakultät Heidelberg in Mannheim, auch im Landtagsbeschluss vom 20.12.1963 werden beide Projekte behandelt. Vgl. Axel Bauer: Vom Nothaus zum Mannheimer Universitätsklinikum. Krankenversorgung, Lehre und Forschung im medizinhistorischen Rückblick, Ubstadt-Weiher 2002, S. 97. Bereits im Herbst 1961 hatte Kultusminister Storz das Kabinett gebeten, entsprechende Vorschläge zu prüfen. Vgl. Schnabel (wie Anm. 2), S. 358.
- 10 Vgl. Hans Martini: Zur Gründung einer Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg in Mannheim, Mannheimer Hefte 1981, S. 52–57, hier S. 56f; Bleyl (wie Anm. 5), S. 78. Zum Thema vgl. auch Hans Martini: ohne Titel [Das Klinikum Mannheim], Mannheimer Hefte 1965, Heft 1, S. 30–32; Hans Martini: Zur Gründung einer Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg in Mannheim, in Bernhard Kirchgässner, Jürgen Sydow (Hgg.): Stadt und Gesundheitspflege (Stadt in der Geschichte. Veröffentlichungen des südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung, Bd. 9), Sigmaringen 1982, S. 50–58.
- 11 Vgl. Bauer (wie Anm. 9), S. 109–110.
- 12 Bleyl (wie Anm. 5), S. 79.
- 13 So informierte der Heidelberger Rektor am 13.11.1962 den Mannheimer Oberbürgermeister Hans Reschke von einem Fakultätsbeschluss, zitiert nach Bleyl (wie Anm. 5), S. 79.
- 14 Bleyl (wie Anm. 5), S. 79; Bauer (wie Anm. 9), S. 96.
- 15 So berichtete der „Mannheimer Morgen“ am 16. Mai 1963 („Neue Vorlesung begann mit 25 Studenten“) über die zum Sommersemester 1963 neu eingeführte Lehrveranstaltung im Fach Klinische Chemie (Mannheimer Morgen vom 16.5.1963, Nr. 113). Auch „Praktische Übungen“ im Fach Hals-Nasen-Ohrenheilkunde und eine „Chirurgische Visite“ wurden eingeführt, ein Perkussions- und Auskultationskurs im Fach Innere Medizin fand schon seit Wintersemester 1962/63 statt. Dies belegt ein Brief des Dekans der Medizinischen Fakultät, Jaeger, an den Tübinger Dekan Fröhlich vom 22.6.1963, Heidelberg, UAH, Akten der Medizinischen Fakultät, H-III-601/6.
- 16 Bleyl (wie Anm. 5), S. 80. Doerr hatte sich 1943 in Heidelberg habilitiert, war als Ordinarius für Pathologie zunächst seit 1953 an der FU Berlin, seit 1956 in Kiel tätig. Nach 20-jähriger Tätigkeit

- in Heidelberg wurde er 1983 emeritiert. Der Kommission „Medizinische Fakultät Mannheim“ gehörten aus Heidelberg außer ihm der neue Dekan Prof. Friedrich Wilhelm Brauß (1913–1998) sowie die Professoren Fritz Linder (1912–1994) und Gotthard Schettler (1917–1996) an.
- 17 Vgl. Protokoll der ersten Kommissionsitzung Heidelberg am 12. März 1964, Heidelberg, UAH, Akten der Medizinischen Fakultät H-III-601/7. Vgl. auch Bauer (wie Anm. 9), S. 97. Eine vorbereitende Sitzung der Heidelberger Beteiligten fand am 28.2.1964 statt, ein Protokoll hierzu findet sich in Heidelberg, UAH, Akten der medizinischen Fakultät, H-III-601/12.
 - 18 Vgl. Bauer (wie Anm. 9), S. 88.
 - 19 Bleyl (wie Anm. 5), S. 80.
 - 20 Martini studierte Rechtswissenschaften, zunächst in Freiburg/Breisgau, ab 1948 in Heidelberg. Dort promovierte er 1953 bei Professor Walter Jellinek über ein völkerrechtliches Thema. Noch vor dem juristischen Staatsexamen (1954) wurde Martini 1953 für die CDU in den Mannheimer Gemeinderat gewählt, 1959 wurde er wiedergewählt. Von 1954 bis 1961 war er als Rechtsanwalt in Mannheim tätig. Nach seiner Wahl zum Bürgermeister 1961 war er 20 Jahre zuständig für das Sozial- und Gesundheitswesen. In dieser Zeit wirkte er maßgeblich an der Gründung der Mannheimer Medizinischen Fakultät und des Zentralinstituts für Seelische Gesundheit mit. Vgl. Häfner u. Martini (wie Anm. 1), S. 49.
 - 21 Nach der ersten Sitzung am 12.3.1964 folgten Sitzungen am 29.4., 9.6., 22.7., 12.8., 5.10. und 11.12.1964. Die achte Sitzung im Januar 1965 und die folgenden wurden thematisch von der Planung des später nicht realisierten Klinikums in Mannheim-Feudenheim bestimmt.
 - 22 Vgl. Niederschrift über die Ausführungen von Doerr über den sogenannten Stufenplan vom 13.3.1964, Heidelberg, UAH, Akten der medizinischen Fakultät, H-III-601/7. Der ursprüngliche Stufenplan umfasste neben der Vorstufe vier Aufbaustufen. Vgl. hierzu das Protokoll der Kommissionsitzung vom 12.3.1964, Heidelberg, UAH, Akten der Medizinischen Fakultät, H-III-601/7 und die von Doerr verfasste „Denkschrift über die Entwicklungslinien der medizinischen Fakultäten der Universität Heidelberg“ aus dem Jahr 1966, Heidelberg, UAH, Akten der Medizinischen Fakultät, H-III-601/4, S. 17.
 - 23 Martini (wie Anm. 10, Mannheimer Hefte 1981), S. 56.
 - 24 Heidelberg, UAH, Akten der Medizinischen Fakultät, H-III-601/9, Brief von Doerr an Martini vom 21.4.1964.
 - 25 Ebd. In diesem Zusammenhang bedauerte Doerr fast, „dass die Pläne zur Eröffnung des sogenannten Deutschen Krebsforschungszentrums einigermaßen an Heidelberg fixiert zu sein scheinen“.
 - 26 Heidelberg, UAH, Akten der Medizinischen Fakultät, H-III-601/9, Brief von Doerr an Schallock vom 21.4.1964.
 - 27 Martini (wie Anm. 10, Mannheimer Hefte 1981), S. 56–57.
 - 28 Vgl. den Brief von Doerr an Dekan Brauß vom 13.3.1964, Heidelberg, UAH, Akten der Medizinischen Fakultät, H-III-601/12.
 - 29 Brigitte Beer: Mehr Platz für Studenten am Krankenbett. Das zweite Klinikum der Heidelberger Medizinischen Fakultät in Mannheim, in Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 23.10.1964.
 - 30 Bereits auf der zweiten Sitzung der „Großen Kommission“ rief man daher eine Arbeitsgruppe „Baumaßnahmen Vorstufe“ ins Leben, deren Vorsitz wiederum Doerr übernahm, vgl. Heidelberg, UAH, Akten der Medizinischen Fakultät, H-III-601/9.
 - 31 Heidelberg, UAH, Akten der Medizinischen Fakultät, H-III-601/9, Brief von Doerr an Ulrich Werkle vom Universitätsbauamt Heidelberg vom 3.4.1964. Heidelberg, UAH, Akten der Medizinischen Fakultät, H-III-601/9, Aktenvermerk des Universitätsbauamts.
 - 32 Brigitte Beer: Mehr Platz für Studenten am Krankenbett. Das zweite Klinikum der Heidelberger Medizinischen Fakultät in Mannheim, in Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 23.10.1964.
 - 33 Heidelberg, UAH, Akten der Medizinischen Fakultät, H-III-601/9, Brief von Martini an Doerr vom 18.6.1964 und Martini an Heinz Autenrieth (Kultusministerium Stuttgart) vom 15.7.64.
 - 34 Vgl. Heidelberg, UAH, Akten der Medizinischen Fakultät, H-III-601/9, Brief Doerr an Martini vom 24.9.1964, Brief Martini an Doerr vom 22.10.1964, Doerr an Martini vom 28.10.1964.
 - 35 Horst-Dieter Schiele: „Werbung“ für das Klinikum Mannheim, in „Mannheimer Morgen“ vom 7.10.1964.
 - 36 Bleyl (wie Anm. 5), S. 81.
 - 37 Zunächst wurde die Mannheimer Neugründung als „Sektion D“ der noch ungeteilten Heidelberger Medizinischen Fakultät bezeichnet. Mit der „Grundordnung“ vom 30.6.69 gliederte sich die Heidelberger Fakultät in vier neue Fakultäten und am 17.12.1969 konstituierte sich als Fünfte

- die Fakultät für Klinische Medizin Mannheim. 1993 und 1994 fand eine „Wiedervereinigung“ der vier Heidelberger Fakultäten statt. Seither ist die Zahl der Heidelberger Medizinischen Fakultäten auf zwei beschränkt – jeweils eine in Heidelberg und in Mannheim, vgl. Bauer (wie Anm. 9), S. 106.
- 38 Vgl. den Bericht in der *Ruperto Carola* (1964), S. 295 und Hans Reschke: *Das Klinikum Mannheim*. Ansprache des Oberbürgermeisters der Stadt Mannheim am 5. November 1964, *Mannheimer Hefte* 1, 1965, S. 26–28.
- 39 Horst-Dieter Schiele: Ein Vorstoß in akademisches Neuland. Festakt zur Eröffnung des Klinikums Mannheim, in „*Mannheimer Morgen*“ vom 6.11.1964.
- 40 Heidelberg, UAH, Akten der Medizinischen Fakultät, H-III-601/5, Rundschreiben des Dekans Mueller und Listen der Teilnehmer.
- 41 Vgl. Wilhelm Doerr: Lehrbares und Lernbares in der ärztlichen Ausbildung. Gedanken zur Reform des medizinischen Unterrichts, in *Ruperto Carola* 36, 1964, S. 296–302. Das Referat fand Erwähnung in einer kurzen Notiz der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom folgenden Tag, Referat und Zeitungsnotiz finden sich in Heidelberg, UAH, Akten der Medizinischen Fakultät, Klinikum Mannheim, Juli bis Dezember 1964, H-III-601/8.
- 42 Vgl. Bauer (wie Anm. 9), S. 84.
- 43 Vgl. Bauer (wie Anm. 9), S. 81.
- 44 Zum Beginn der Vorlesungen vgl. Martini (wie Anm. 10, *Mannheimer Hefte* 1981), S. 56; Bleyl (wie Anm. 5), S. 82. Im weiteren Verlauf wurde das erste Semester von etwa 70 Studenten besucht, so berichtete Martini auf der 9. Sitzung der „Großen Kommission“ am 23.3.1965, vgl. das Protokoll dieser Sitzung in Heidelberg, UAH, Akten der Medizinischen Fakultät, Klinikum Mannheim, Januar–Juni 1965, H-III-601/10.
- 45 Horst-Dieter Schiele: Medizinstudenten fühlen sich sehr wohl. Lob für die Stadt/ Medizinerball zum ersten Mal im Rosengarten, in „*Mannheimer Morgen*“ vom 9.2.1965. Alle seien sich „darin einig, daß bei der augenblicklich noch geringen Zahl der Studierenden in Mannheim geradezu ideale Verhältnisse herrschen“.
- 46 Wolfgang Hoffmeister: *Das Klinikum Mannheim der Universität Heidelberg*, *Ruperto Carola* 49, 1971, S. 92–97, hier S. 92.
- 47 Vgl. das Protokoll der 9. Sitzung der „Großen Kommission“ am 29.3.1965, Heidelberg, UAH, Akten der medizinischen Fakultät, Januar–Mai 1965, H-III-601/10, S. 7.
- 48 Vgl. Bauer (wie Anm. 9), S. 109. Am 28. Januar 1966, traf sich Doerr in dieser Sache mit dem Ministerpräsidenten. Anschließend berichtete er der Medizinischen Fakultät Heidelberg, die „Aufmerksamkeit der Landesregierung [sei] in hohem Maße geweckt“. Vgl. Sitzungsprotokolle der Medizinischen Fakultät Heidelberg, Sitzung vom 3.2.1966. Der Dekan empfiehlt „dringend, die Entwicklung durch erhöhte Aktivität weiter voranzutreiben“, u.a. den personellen Ausbau und die baulichen Notwendigkeiten in Mannheim.
- 49 Ulla Hofmann: Die ersten jungen Ärzte aus Mannheim. Klinikum wird II. Medizinische Fakultät der Uni Heidelberg, in „*Die Rheinpfalz*“ vom 1.12.1967.
- 50 Horst-Dieter Schiele: Drei neue Lehrstühle für das Klinikum. Über 300 Studenten im Wintersemester. Am 8. Dezember gibt die Stadt für die Mediziner einen Empfang, in *Mannheimer Morgen* Nr. 259 vom 9.11.67.
- 51 Geplant waren zunächst Lehrstühle für Pathologie, Hygiene und Mikrobiologie, Pharmakologie, Innere Medizin, Chirurgie, Frauenheilkunde und Geburtshilfe, Kinderheilkunde und Radiologie, vgl. Bleyl (wie Anm. 5), S. 86.
- 52 Diesem Thema galt beispielsweise sein Vortrag auf der 8. Sitzung der Rektoratskommission am 26./27.1.1965, vgl. Heidelberg, UAH, Akten der Medizinischen Fakultät, H-III-601/5, Sitzungsprotokoll und Vortragstext mit dem Titel „Bemerkungen über die Bedingungen einer künftigen Strukturierung der medizinisch-akademischen Einrichtungen im Raume Nordbaden“.
- 53 Vgl. Ansgar Schmitt: *Das Neuenheimer Feld nach 1945*, in Peter Anselm Riedl (Hg.): *Semper Apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386–1986*, Bd. 5, *Die Gebäude der Universität Heidelberg*, Berlin u.a. 1985, S. 514–558, hier S. 524.
- 54 Heidelberg, UAH, Akten der Medizinischen Fakultät, H-III-601/4.
- 55 „Der Spiegel“ Nr. 35, 1967, S. 49–51: „Kalk in Kulturen“.

Fundamente einer bisher unbekannt Schlossmauer und Brunnenstube des späten Mittelalters

1. Einführung

Das erste große Interesse an der Heidelberger Schlossruine spiegelt sich Anfang des 19. Jahrhunderts in den nationalen und internationalen Protesten gegen den bereits verfüzten Abriss der Ruine wider. Ende des 19. Jahrhunderts tobte ein Streit um den Wiederaufbau der Schlossruine, bei dem der moderne auf Erhaltung der Ruine zielende Denkmalschutz entstand. Damit verbunden war der Beginn erster wissenschaftlicher Beschäftigung mit dem Schloss durch Adolf von Oechelhäuser 1887, Bezirksbaudirektor Julius Koch und Architekt Fritz Seitz 1891, Gymnasialprofessor Karl Pfaff 1897, Baudirektor Josef Durm 1903: Die zu dem Ergebnis kam, die historische Quellenlage insbesondere, was die erste Heidelberger Burganlage betrifft, ist ausreichend uneindeutig.¹ Einzig der Baubefund als solcher biete nach Koch und Seitz die Möglichkeit Fragen zu beantworten. So wurde erstmals die Ruine selbst als Primärquelle aufgefasst. Die Quellenlage, wie sie sich uns heute zeigt, besagt auch, dass man sich dabei vor allem auf die Ruine selbst beschränkte; was außerhalb der Ringmauer war, blieb im wahrsten Sinne des Wortes außen vor, weil die zusätzlichen Kosten der Bearbeitung durch Koch und Seitz nicht zu finanzieren waren. Insbesondere die Südwestecke ist ein relativ unbeschriebenes Blatt. Eine Erklärung dafür mag sein, dass der Zugang zum Schloss seit Jahrhunderten von Osten bzw. Süden erschlossen war.

Durch die Bautätigkeit in den letzten Jahrzehnten rückte das Schloss wieder in den Blickpunkt der Wissenschaftler. So machte sich die moderne Bauforschung die wissenschaftlichen Disziplinen Bau- und Kunstgeschichte und vor allem die Archäologie zu Nutzen. Erste Schritte waren die archäologischen und bauhistorischen Untersuchungen der letzten Jahre (u.a. 1995 und 1999) durch Manfred Benner und Achim Wendt in Zusammenarbeit mit dem Kurpfälzischen Museum im Auftrag des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg.² Auch die Universität Heidelberg führte im Bereich des Schlossgartens in den Jahren 2005 und 2006 archäologische Untersuchungen durch.

Aktuell boten die Planungen des Landes Baden-Württemberg bzw. die Bauarbeiten für das neue Besucherzentrum im Schlosshof eine weitere Gelegenheit zur archäologischen Forschung. Allerdings wurde aus zeitlichen und finanziellen Gründen auf eine frühzeitige Ausgrabung vor den eigentlichen Bauarbeiten verzichtet. Scheinbar erste Spuren bzw. Hinweise auf Befunde liefern uns im Nachhinein Luftaufnahmen des Heidelberger Städtischen Vermessungsamtes von Ende März des Jahres 2010.³ Die Aufnahme gibt uns einen guten Überblick auf das in der Folge beschriebene Gelände. Dies fand Bestätigung bei der baubegleitenden archäologischen Untersuchung im Sommer 2010.

Für Ende des Monats Juli 2010 waren dem Regierungspräsidium Karlsruhe Referat für Denkmalpflege im Zuge des routinemäßigen Genehmigungsverfahrens der Beginn der Erdarbeiten für den Neubau des Besucherzentrums im Heidelberger Schloss angezeigt worden. Im Bereich des ehemaligen Parkplatzes westlich der sogenannten Sattelkammer sollte bis Ende 2011 ein Informations- und Besucherzentrum mit Café und Toilettenanlagen entstehen. Die Archäologische Abteilung des Kurpfälzischen Museums wurde daraufhin mit der Überwachung jener Arbeiten beauftragt.

Am Freitag, den 23. Juli 2010, begannen die Baggerarbeiten an der östlichen Flanke des Baugrundstückes. Die das Baufeld an der Südseite abgrenzende Stützmauer des Schloss-Wolfsbrunnen-Weges sollte auf die ganze Länge mit Betonkeilen unterfangen werden. Dies war in alternierenden Abschnitten bzw. Arbeitsschritten vorgesehen. Die anschließende Grabung wurde von der Archäologischen Denkmalpflege Karlsruhe in Zusammenarbeit mit dem Kurpfälzischen Museum Heidelberg durchgeführt.

2. Der archäologische Befund

Ca. 7,50 m westlich der Ecke Sattelkammer und ca. 2,84 m nördlich der Stützmauer am Schloss-Wolfsbrunnen-Weg kamen knapp unter der Oberfläche erste Mauerreste zutage. Ihre Maße an dieser Stelle waren 2,30 m Stärke und insgesamt 1,40 m noch erhaltene Höhe. Durch das nach Norden abfallende Gelände lag die Krone der Mauer (NN 194,32 m) verdeckt im Erdreich 1,80 m über dem Niveau der angrenzenden Straße (NN 192,52 m) zum Schloss. Mit ihrer besonders massiven Bauart machte sie dem Bagger und anderen Beteiligten erhebliche Probleme. Ein Testgraben vor der nördlichen Kante gab den Hinweis auf ihren Verlauf diagonal durch das gesamte Baufeld.

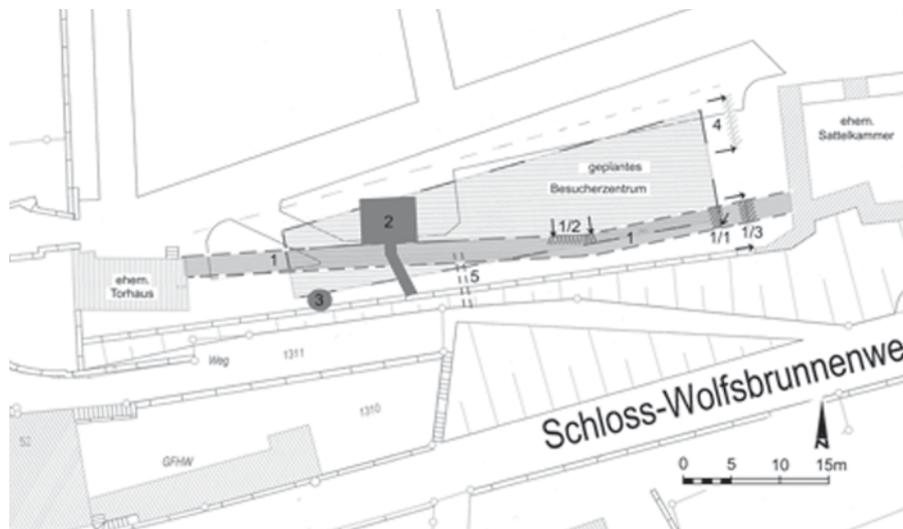


Abb. 1: Übersichtsplan des Grabungsareals (Vorlage: Verfasser):

- 1 Verlauf der ehemaligen Südmauer
- 2 Brunnenstube des 16. Jahrhunderts
- 3 Sandsteinbrunnen des 16. Jahrhunderts
- 5 Brunnenstube des 17. Jahrhunderts in der Stützmauer am Schloss-Wolfsbrunnen-Weg

Die Benachrichtigung des Regierungspräsidiums am Montag, den 26. Juli 2010, sowie eine Besprechung der Bauleitung und der Schlossverwaltung mit dem Landesdenkmalamt und der Archäologischen Abteilung des Kurpfälzischen Museums am Mittwoch, den 28. Juli 2010, hatten eine auf zwei Tage angesetzte vorläufige archäologische Untersuchung zur Folge.

Die Grabungen an den darauf folgenden beiden Tagen (29. und 30. Juli 2010) brachten überraschende, neue und bisher unbekannte Befunde zutage (Abb. 1).

Befund 1: Erweiterte Befestigung südliche Wallmauer

Der erweiterte Testgraben Richtung Westen zeigte, dass die Mauer ungefähr 23 m westlich der Sattelkammer einen leichten Knick im Winkel von ca. 10 Grad Richtung Norden macht und wohl ziemlich genau an der Nordostecke des 1716 erbauten Torhauses endet. Architektur und Bauweise der Mauer lassen auf eine Entstehungszeit in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts schließen (Abb. 2).



Abb. 2: Teilstück der ehemaligen Südmauer (Foto: Hans Peters, Archäologische Denkmalpflege Karlsruhe)

Kurfürst Ludwig V. (1478–1544, Kurfürst 1508–1544), dem „großen Schlossbaumeisters“, war das Schloss zu klein und nicht sicher genug. Er veranlasste die erste Erweiterung des Schlosses. Ihr Merkmal ist die Festigkeit der Konstruktion zum Zwecke der Verteidigung.⁴

Infolge der Schlosserweiterung stieg der Wasserverbrauch und neue Erschließungsbauwerke wurden notwendig. Die relativ einfache Erschließung von Quellen zur Wasserversorgung hatte ihre Ursache in den günstigen geologischen Voraussetzungen im Berg. Hier in den Klüften, wo Sandstein auf Granit stößt, bildeten sich Wasseradern, die als Quellen angezapft werden konnten. So entstanden eine neue Brunnenstube (Befund 2) und ein Tiefbrunnen aus Sandstein (Befund 3): Eine Art Industriegebiet zur Wasserversorgung wurde damals geschaffen.

Befund 2: Brunnenstube in der Wallmauer

Als Brunnenstube oder auch Quellfassung bezeichnet man die Einfassung einer Quelle zur Gewinnung von Trinkwasser. Brunnenstuben als Abschlussbauwerke der Brunnen verhindern, dass Oberflächenwasser in den Brunnen fließt und das Grundwasser verunreinigt. Das Bauwerk besteht dabei aus gemauerten Steinen mit Zwischenräumen, durch die das aufzufangende Wasser hindurchströmen kann. Im anschließenden Wasserbecken können sich im Wasser mitgeführte Feststoffe, durch die das Wasser ver-

schmutzt ist, absetzen. Ist sie aufwändiger gestaltet und durch ein Dach und sonstige Konstruktionen geschützt, spricht man traditionell von einem Brunnenhäuschen oder Brunnenhaus.⁵

Im weiteren Verlauf des Testgrabens wurde eine in o.g. Wallmauer integrierte Brunnenstube festgestellt und dokumentiert. Sie liegt nochmals 20 m weiter westlich des Mauerknickes und lehnt sich nördlich an die Wallmauer an (Abb. 3). Versorgt wurde die Stube über einen Kanalstollen, der unter der Stützmauer entsprang und von schräg oben das Wasser aus den Quellen dahinter sammelte. Das Wasser lief am Boden des Stollens in schmalen flachen aneinandergesetzten Sandsteinrinnen L 1,27 m B 0,36 m H 0,27 m, die zum Verlauf der Mauer leicht nach Osten abgewinkelt waren. Der anschließende Einlauf in die Brunnenstube durchbricht die Wallmauer auf eine Breite von ca. 1 m.



Abb. 3: Markierter Umriss der Brunnenstube des 16. Jahrhunderts (Foto: Verfasser)

Im Innenbereich waren an den Längsseiten ca. 0,40 m tiefe und 2 m lange Sandsteinbänke. Sie dienten vermutlich als Plattform zum Stehen, um beim Arbeiten keine nassen Füße zu bekommen. Nach innen war die Brunnenstube türartig geöffnet. Über einer Bodenschwelle bildete eine aufrecht stehende Sandsteinplatte mit einem runden Durchlass oberhalb der Mitte den Abschluss.

Zwei „Hälften“ wurden im Bereich der Nordseite gefunden. Nicht in situ, sondern verstürzt, weil bei Verlegung einer eisernen Wasserleitung im letzten Jahrhundert die ursprüngliche Konstruktion gestört wurde. Die beiden Stücke scheinen auf den ersten Blick zusammenzupassen, allerdings wird schnell deutlich, dass sie von zwei verschiedenen Platten stammen müssen.

Um das Wasser ableiten zu können, befand sich in der Platte ein Deicheleinlass mit einem Durchmesser von ca. 0,16 m bis 0,18 m. Den Deichel – ein angespitztes Holzrohr – steckte man in das zur Innenseite enger werdende Loch in der Platte und dichtete es mit einem Futter aus senfgelbem tonigen Lehm ab.⁶ Laut Baufugen und Mauerverbänden muss man davon ausgehen, dass die Brunnenstube gleichzeitig mit der Wallmauer gebaut wurde. Der Befund lässt keine Verbindung zum neuen Schlossgraben erkennen; einzig die Lage ziemlich parallel bzw. rechtwinklig zum Stückgarten lässt auf eine wohl gleichzeitige Entstehung schließen.

Befund 3: Sandsteinbrunnen unter der Stützmauer

Das als Schachtbrunnen zu bezeichnende Bauwerk aus sorgfältig gearbeiteten roten Sandsteinsegmenten steckt teilweise in bzw. unter der Stützmauer am Schloss-Wolfsbrunnen-Weg (Abb. 4). Er ist demnach älter als diese und wohl gleichzeitig mit der Brunnenstube in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstanden. Die Löcher belegen die oben geschilderte Situation als Einlass für das Wasser in den Brunnen. Der Brunnen hat folgende Maße: Innendurchmesser 1,29 m, Außendurchmesser ca. 1,90 m, Oberkante Höhe ca. 196 m NN. Konstruktiv besteht die Brunnenwand aus vermutlich ursprünglich nicht mehr als 3–4 aufeinandergesetzten Steinreihen, die wiederum jeweils aus 5 bis 6 Segmenten bestehen. Die einzelnen Segmente haben den gleichen Querschnitt, sind allerdings unterschiedlich groß.



Abb. 4: Sandsteinbrunnen unter der Stützmauer (16. Jahrhundert) (Foto: Hans Peters, Archäologische Denkmalpflege Karlsruhe)

Befund 5: Brunnenstube 17. Jahrhundert

Unter Kurfürst Friedrich V. erlebte Heidelberg eine neue Blütezeit. Seine Heirat mit der englischen Prinzessin Elisabeth Stuart beflügelte Kunst und Kultur. Gedanken an Krieg und Verteidigung traten in den Hintergrund. Man förderte u.a. das Theater und plante einen neuen Schlossgarten. Sein Architekt de Caus ließ sich von der baulichen und geologischen Situation inspirieren. Er machte sich den Wasserreichtum im Berg (dies beweist auch eine weitere Brunnenstube im Untergeschoss des heutigen Lokales „Zur Burgfreiheit“ in wenigen Metern Entfernung)⁷ zu Nutzen. Er plant Quellen, Grotten und an der Südseite eine Bäderterrasse (1615–1619)⁸, mit ihr entstand die südliche Hangbefestigung. Folge war der Abriss der südlichen Wallmauer und Neubau der Stützmauer am Schloss-Wolfsbrunnen-Weg mit einer neuen Brunnenstube. Die Stützmauer liegt etwa in der Flucht der Rückseite der südlichen oberen Terrasse bzw. des Großen Gewölbes. Vermutlich wurde sie gleichzeitig mit der Sattelkammer (erbaut 1618–1648) gebaut. Die beiden frühesten Pläne, in denen die Stützmauer eingetragen ist, wurden erstmals 1692⁹ und zwischen 1764 und 1767¹⁰ gezeichnet. Beide Male waren unbekannte Künstler die Urheber.

Der für unsere archäologische Untersuchung relevante Bereich hatte nach den Plänen de Caus folgendes Aussehen: „De Caus ließ hier entsprechende Gewölbe bauen, auf denen die Obere Terrasse weiter als heute nach Westen geführt werden sollte. Am

Ende dieser Terrasse war wie im Osten eine Nische mit Brunnen und portalartiger Umrahmung sowie einem Standbild vorgesehen. Nach dem 30-jährigen Krieg wurden die Gewölbe für Stallungen, sowie als Geräte-, Wagen- und Kutschenhaus genutzt, bis sie schließlich im 18. Jahrhundert einstürzten. Von 1977 bis 1979 hat man diesen Gebäudeteil wieder aufgebaut und eine Cafeteria eingerichtet.“¹¹



Abb. 5: Brunnenstube in der Stützmauer (17. Jahrhundert) (Foto: Verfasser)

Die Schwächung der Verteidigungsanlagen im Zusammenhang der Entstehung des Hortus Palatinus unter Kurfürst Friedrich V. hat wesentlich dazu beigetragen, dass das vormals als uneinnehmbar geltende Schloss im Dreißigjährigen Krieg vom östlichen Grabenbereich aus erobert werden konnte.¹²

Anmerkungen

- 1 Achim Wendt, Manfred Benner: Das Heidelberger Schloss im Mittelalter. Bauliche Entwicklung, Funktion und Geschichte vom 13. bis zum 15. Jahrhundert, in Katalog zur Ausstellung „Der Griff nach der Krone. Die Pfalzgrafen bei Rhein im Mittelalter“, Regensburg 2000, S. 165–181, hier S. 165.
- 2 Achim Wendt, Manfred Benner: „Heidelberg incognita“ Archäologische und bauhistorische Ergebnisse zu den Anfängen Heidelbergs, in Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 1, 1996, S. 61–101.
- 3 Geo-Informationssystem Heidelberg (GIS).
- 4 Julius Koch, Fritz Seitz: Das Heidelberger Schloß, Darmstadt 1891, S. 3.
- 5 <http://de.wikipedia.org/wiki/Brunnenstube>.
- 6 Freundliche Auskunft von Dr. Peter Marzloff: Vergleiche den gleichen Lehm als Deichdichtung im westlichen Vorhof von St. Michael auf dem Heiligenberg.
- 7 Freundliche Auskunft von Fritz Hartmann, Heidelberg Oktober 2010.
- 8 Bernd Müller: Architekturführer Heidelberg. Bauten um 1000–2000 (Sonderveröffentlichungen des Stadtarchivs Heidelberg 10), Mannheim 1998, S. 50.
- 9 Roland Vetter: „Die ganze Stadt ist abgebrannt“. Heidelbergs zweite Zerstörung im Pfälzischen Erbfolgekrieg 1693, Karlsruhe 2009, S. 66: Plan der Fortifikation Heidelbergs Dezember 1692.
- 10 Gerhard Walther: Der Heidelberger Schloßgarten, Heidelberg 1990, S. 52f.
- 11 Ebd., S. 82.
- 12 www.Jk-multimedia.deD:\deutsch\architek\graben.htm.

Hans-Martin Mumm

Der Plättelsweg auf den Königstuhl

Eine von der Denkmalpflege vergessene Altstraße

Vor elf Jahren habe ich in diesem Jahrbuch an die historische Bedeutung des Plättelswegs erinnert.¹ Dabei bin ich auf dessen Trasse nicht näher eingegangen, weil sie mir allgemein bekannt zu sein schien. Manfred Benner weist 2006 im Archäologischen Stadtkataster auf die Diskussion um diesen Höhenweg und auf meinen Beitrag hin, ebenfalls ohne eine Streckenführung zu nennen.² In zwei aktuellen Publikationen wird nun eine irreführende Lokalisierung vorgenommen. In dem Stadtführer „Heidelberg in Mittelalter und Renaissance“ schreibt Achim Wendt:

„Wenn man zwischen der Molkenkur und dem Weg um die ‚Burgschanze‘ den Blick zu Boden richtet, fällt die linear aus großen Sandsteinplatten gebildete Wegbefestigung ins Auge, auf die sich die volkstümliche Bezeichnung ‚Plättelsweg‘ bezieht.“³

Gemeint ist der westliche Abschnitt des Friesenwegs, der vom Molkenkurweg entlang der ehemaligen Steinbrüche bis zur Alten Burg führt. Bei meinen Waldführungen habe ich stets vermieden, über die Konnotation ‚Platten – Plättel‘ zu witzeln, um nicht falsche Deutungsmuster zu prägen. Aber Wendt meint es offenbar ganz ernst. Auch die Denkmaltopographie bringt ein Bild des Friesenwegs. Im Text schreibt Wolfgang Seidenspinner dazu:

„Der an der Burgstelle vorbeiführende, mit Steinplatten befestigte ‚Plättelsweg‘, der durch die Burg bzw. Schanze gesperrt werden konnte, war zumindest mittelalterlichen Ursprungs, nach einer jüngst vorgetragenen These wird in ihm ein Abschnitt einer alten Fernverbindung von Worms her vermutet.“⁴

Hier liegt derselbe Irrtum vor: Ein Weg, der weder aus dem Tal kommt noch über den Kleinen Gaisberg hinausführt, kann nie eine ‚Fernverbindung‘ gewesen sein.

Im Folgenden will ich zunächst den Plättelsweg kartografiegeschichtlich belegen und die Stellen auflisten, an denen er heute wahrgenommen werden kann. Ein Exkurs nähert sich dem Gelände östlich der alten Burg. Im letzten Kapitel soll die verkehrsgeschichtliche Bedeutung des Plättelswegs herausgearbeitet werden.

I. Kartografische Belege für die Trassenführung des Plättelswegs

Der älteste bildliche Beleg für den Plättelsweg oberhalb der Alten Burg findet sich auf der Grafik, die der Heidelberger Stadtkommandant Heinrich van der Merven 1622 seiner Rechtfertigungsschrift („Relatio“) beifügt. Zu sehen ist, dass die eigentliche Straße, die östlich an der Alten Burg vorbeizog, durch die Bastion „Affnest“ zur Belagerungsabwehr gesperrt war (Abb. 1). Die älteste Kartierung des Plättelswegs unterhalb des Kleinen Gaisbergs findet sich auf dem Befestigungsplan von 1622. Dargestellt ist hier eine Verbindungsstraße vom Schloss zur Burgschanze auf dem Kleinen Gaisberg.⁵ Diese Verbindungsstraße folgt dem Plättelsweg von der heutigen Schlosstation der Bergbahn, um sich dann in einem Bogen nach Westen zu wenden. Vorher gabelt sie sich in zwei Wege, die die Burgschanze von deren Nordseite erschließen. Es ist zu ver-



Abb. 1: Der Plättelweg (dd) oberhalb der Burgschanze (Relatio historica posthuma obsidionis Heidelbergensis, Frankfurt 1622, Ausschnitt)

den Fahrstraßen gestrichelt, also als Fußweg. Er beschriftet die Trasse mit „Plättelweg“ und fügt dem unteren Abschnitt zwischen Schloss und Kleinem Gaisberg ein „sehr unbequem“ und dem oberen Abschnitt ein „bequem“ hinzu. Die Trasse verläuft eindeutig östlich der Alten Burg; der Friesenweg ist nicht dargestellt, weil es ihn noch nicht gab.

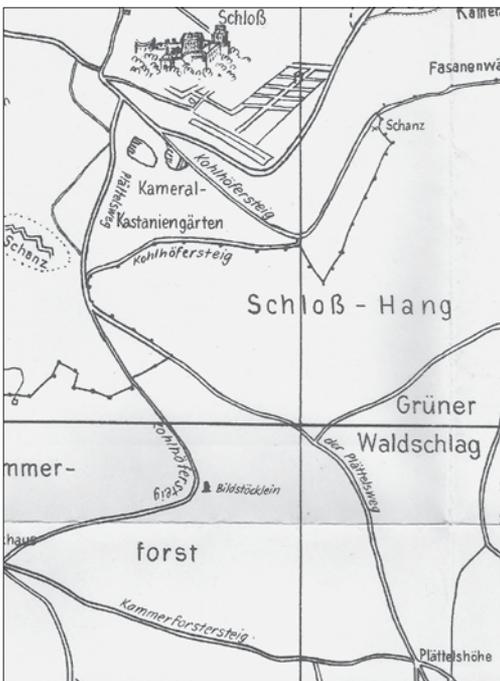


Abb. 2: Der Plättelweg begann oberhalb des Schlosses, passierte die alte Burgschanze auf der Ostseite und zog über die Plättelshöhe Richtung Neckargemünd. („Der Wald um 1800“, Beigabe zu Herbert Derwein: Flurnamen (wie Anm. 9), Ausschnitt)

muten, dass diese Zugänge von der Stadtseite her mit dem Ausbau der Burgschanze⁶ neu angelegt wurden und im Befestigungsplan nicht dargestellt ist.

Der nächste kartografische Beleg ist der Stadtplan, den der Geometer Friedrich Ludwig Hoffmeister vor 200 Jahren erarbeitet hat. Arnold Scheuerbrandt datiert ihn auf „um 1820“, die Denkmaltopographie auf „um 1812“.⁷ Hoffmeister zeichnet den Plättelweg im Unterschied zu

den Fahrstraßen gestrichelt, also als Fußweg. Der vierte Beleg ist ein selten abgebildeter Stadtplan aus der Zeit um 1850.⁸ Dieser Plan nennt zwar keine Wegenamen, stellt aber die Plättels-Trasse in voller Länge vom Schloss bis zur Plättelshöhe dar. Während das heutige Wegenetz noch nicht existiert, ist der 1840 angelegte Friesenweg⁹ dargestellt. Dieser kreuzt den Plättelweg an einer Stelle, ihre Trassen haben sonst aber keine Gemeinsamkeiten.

Der Bau des Friesenwegs markiert gewissermaßen den Anfang des modernen Wegenetzes im Wald, das in erster Linie dem Fremdenverkehr und der Erholung dient. Dafür spricht schon die Inschrift, die seit 1841 an den romantischen Maler Ernst Fries erinnert. Das Hauptmotiv für seine Anlage dürfte aber die Erschließung des Steinbruchbetriebs unterhalb der Alten Burg gewesen sein, um den er im Halbkreis herumführt. Die Platten für



Abb. 4: An der Stelle, wo die Achse des Schlossberg nach Süden versetzt ist, bog der Plättelsweg zum Kleinen Gaisberg ab. (Foto: Verfasser)

1. Der spätmittelalterliche Fahrweg zum Schloss, der Schlossberg, weist an der Stelle, wo ihn heute die Bergbahn kreuzt, einen markanten Doppelknick, eine Achsenverschiebung auf (Abb. 4). An dieser Stelle zweigte der Plättelsweg zum mittleren Gaisberg ab. Heute ist die Situation durch die Anlage der Bergbahn stark verändert. Noch bevor es den Schlossberg gab, kam der Plättelsweg vom Kettentor her in starker Steigung direkt von der Stadt.

2. Knapp östlich der Stelle, an der der Friesenweg die Bergbahn kreuzt, ist die Hohle des Plättelswegs zu sehen. Auf der Talseite liegt sie zwischen dem Brunnenhaus und dem Garten der Villa Schloss-Wolfsbrunnen-Weg 10, auf der Bergseite ist die Krümmung nach Westen, wie sie auf dem Befestigungsplan abgebildet ist, gut zu erkennen.

3. In dem unwegsamen Gelände östlich des ehemaligen Steinbruchs unterhalb der Molkenkur sind über kurze Abschnitte die beiden Gabeln der Erschließungswege zur Burgschanze auszumachen. Einer davon hat die Breite eines Fahrwegs, der andere war wohl eher ein Fußweg. Der Fahrweg ist in der laubarmen Zeit auch westlich der Bergbahn im Vorbeifahren zu sehen.

4. In der Nähe der oberen Station der unteren Bergbahn zweigt der Felsenmeerweg vom Molkenkurweg ab. Im Zwickel dazwischen beginnt die Straße, die 1622 zur Verbindung der oberen Schanzen gebaut wurde. Ihre Trasse ist bis zur Haarnadelkurve des Molkenkurwegs als Absatz im Gelände zu sehen, bei der Himmelsleiter auch noch auf einer kurzen Strecke begehbar. Diese Militärstraße ist nicht Teil des Plättelswegs, belegt aber die Darstellung des Befestigungsplans von 1622 und zeigt, welche Formen der Waldboden dort konserviert, wo weder Mensch noch Vieh ihn nutzen.

5. Die „Affennest“ genannte Schanze von 1622 ist Teil des „Historischen Pfads“. Sie liegt oberhalb des Brunnenhauses neben der oberen Bergbahntrasse und ist vom Felsenmeerweg zugänglich. Oberhalb des Affennests ist ein stark erodierter Hohlweg parallel zur Bergbahn bis unterhalb des Schwabenwegs zu erkennen. Das Affennest wurde während der Belagerung von den Verteidigern erfolgreich zurückerobert; hier gelang Tilly kein Durchbruch.¹² Aufgabe des Affennests war die Sperrung des Plättelswegs,¹³ der hier bis 1622 verlief.

6. Dort, wo der Molkenkurweg durch den Halsgraben der Alten Burg verläuft, ist im Felsen auf der Bergseite eine mächtige Eintiefung, die – von ihrem oberen Rand aus betrachtet – unschwer als Hohlweg zu erkennen ist (Abb. 5). Diese jüngere Trasse des Plättelswegs verläuft zwischen der Bergbahn und dem Steinbruch am Gaiberger Weg und taucht am Schwabenweg wieder auf.

7. Der Schwabenweg wird von der Bergbahn unterbrochen. Auf der westlichen Seite sind zwei Hohlwege im Abstand von rund 50 m angeschnitten: die Fortsetzung des Plättelswegs beim Affennest, deren Verlauf von der Bergbahntrasse auf einer kurzen Strecke überlagert wird, und die jüngere Trasse, deren Beginn unter 6. beschrieben ist.

8. Zwischen Bergbahn und Königstuhlweg verlaufen – ebenfalls im Abstand von rund 50 m – zwei Trassen nach oben. Sie haben beide ungefähr dasselbe Profil, sodass ein Altersunterschied nicht zu erkennen ist. Möglicherweise fanden hier und nicht am weiter oben gelegenen Nasenplatz, den Derwein 1940 nennt, die Grabungen statt, die Forstamtsleiter Karl Krutina „zu Anfang des Jahrhunderts ... in Gegenwart von Schuhmacher, [Friedrich] v[on] Duhn, [Karl] Christ u.a.“ durchführte.¹⁴ Der vermutete römische Ursprung des Plättelswegs hatte sich dabei nicht bestätigt.

9. Der Kriegsweg, im Sommer 1914 angelegt, endet vor der Bergbahn. Kurz vor der Wendepalte ist bergseitig wieder eine der beiden Hohlwegtrassen sichtbar.

10. Der Kammerforster Weg schneidet etwas unterhalb der obersten Bergbahnstation die jüngere Trasse des Plättelswegs, die von dort zu ihrem höchsten Punkt, der Plättelhöhe, weiter zieht.



Abb. 5: Die jüngere Trasse des Plättelswegs oberhalb des Halsgrabens an der Burgschanze. (Foto: Ildiko Mumm)

III. Nach 1622 wurde der Plättelsweg erneuert. Die beiden Trassen oberhalb der Burgschanze

Wenn zwei oder mehr Hohlwegtrassen in dieselbe Richtung gehen, sind unterschiedliche Erklärungen für diesen Befund möglich: Ausweichstelle, Berg- und Talverkehr oder Ausweichrouten für verderbte Abschnitte. Für den Plättelsweg oberhalb der Burgschanze kann es nach dem topografischen und kartografischen Befund aber nur eine Deutung geben: Die östliche Trasse wurde bis 1622 befahren und dann aufgegeben, die westliche Trasse danach neu angelegt und bis ins 18. Jahrhundert als Fahrweg benutzt.

Die östliche Trasse wurde 1622 durch das Affennest gesperrt und danach nicht wieder frei geräumt. Auch das stark erodierte Profil des Hohlwegs oberhalb dieser Schanze lässt darauf schließen, dass hier seither kein Fahrzeug mehr gefahren ist. Die westliche Trasse ist auf van der Mervens Plan noch nicht abgebildet, an dieser Stelle sind Geschützstellungen der Verteidiger zu sehen. Westlich der Bergbahn liegen weiter oberhalb, wie in Kapitel II Nr. 8 beschrieben, zwei Trassen nebeneinander; dass sie

gleich tief sind, lässt sich mit den Grabungen vor 100 Jahren erklären. Ein Grabungsbericht liegt mir nicht vor und wäre wohl in der Tagespresse zu suchen. Der Abraum müsste an Ort und Stelle verblieben sein.

Der unterste Abschnitt der westlichen Trasse wurde in den Felsen hineingearbeitet oder -gesprengt, ist also kein lediglich durch Nutzung entstandener Hohlweg. Dieser Aufwand wurde offenbar deshalb getrieben, weil die extreme Steigung im Bereich des Affennests zu dieser Zeit nicht mehr akzeptiert wurde. Andernfalls wäre es einfacher gewesen, die Schanze zu schleifen und den bisherigen Weg wieder befahrbar zu machen. Zur Datierung bietet sich die Annahme an, dass es mit der bayerischen Besetzung Heidelbergs zwingend erforderlich war, wieder zivile Verhältnisse herzustellen und den Erfordernissen des Wirtschaftsverkehrs Rechnung zu tragen. Dann wären es Tillys Pioniere gewesen, die die Hohle durch den Felsen angelegt haben. Vielleicht kam es aber erst in der Karl-Ludwig-Zeit nach 1648 zu dieser Neutrassierung. Als Fahrweg benutzt wurde der Plättelweg offenbar bis zum Bau der Straße durch das Neckartal 1763.¹⁵ Danach diente er weitere 100 Jahre als Fußweg, zuletzt nur noch als „Schleifweg für die Holzsammler“¹⁶, bis er über das moderne Wegenetz in Vergessenheit geriet.

IV. Exkurs: „Obere Stufe“ und „Halsgraben“. Das Gelände östlich der Burgschanze

Der Bereich östlich der Burgschanze hat viele Umgestaltungen durchgemacht (Abb. 6). Fast nichts ist so, wie es scheint. Hier treffen sich heute drei Straßen: Molkenkurweg, Gaiberger Weg und Klingenteichstraße. Der letzte Abschnitt des Molkenkurwegs verläuft durch einen von Felswänden begleiteten Graben. Die Einkerbung in die südliche Felswand wurde in Kapitel II 6. bereits als Ansatz der jüngeren Plättelwegtrasse gedeutet. Oberhalb des Gaiberger Wegs sind die Reste eines Trockenmauerzugs zu erkennen.



Abb. 6: Links der „Halsgraben“ und rechts die „obere Stufe“. Das Gelände östlich der Molkenkur ist voller Geheimnisse. (Foto: Verfasser)

Ein Blick auf die beiden ältesten Kartierungen ergibt ein uneinheitliches Bild. Auf dem Befestigungsplan von 1622 fällt die Burgschanze nach Süden und Osten hin steil ab; Vorwerke außerhalb des Verteidigungsringes sind nicht dargestellt. Der Plan der Relatio zeigt zwei Kanonenreihen der Verteidiger, eine auf und eine vor der Burgschanze, durch keine Vertiefung getrennt. Das Mündungsfeuer dieser Kanonen zeigt Richtung Königstuhl.

In den textlichen Beschreibungen wird der Graben immer der mittelalterlichen Burg zugeordnet. Johann Metzger spricht 1829 davon, dass das „Schloß durch einen Graben, durch den jetzt der Fahrweg führt, ... abgeschnitten und geschützt“ wurde.¹⁷ Auch Karl Pfaff sieht diesen Zusammenhang: Die Burganlage sei „nur durch einen in den Fels geschnittenen Graben von dem überhöhenden Hauptgebirgsstock getrennt“.¹⁸ Achim Wendt kennt den Halsgraben seit Langem. Jüngst hat er die Vermutung geäußert, dieser habe eine „einst tiefer reichende Sohle“ gehabt,¹⁹ ohne dafür Anhaltspunkte zu benennen.

Ludwig Merz hat zunächst den Graben für weniger bedeutend gehalten. In seinem Aufsatz von 1956 unterscheidet er für die Burgschanze von 1622 zwei Stufen: „Die obere Stufe lag auf dem Gelände der Molkenkur und bezog auch den Halsgraben der alten Burg mit ein.“²⁰ Merz hatte dabei die Karte der Relatio vor Augen. Zwei Jahre später unterscheidet Merz drei Stufen: „Die obere Stufe kann auf dem Gelände ... östlich des Halsgrabens gelegen haben.“²¹ Burkhard Pape macht nun 2006 aus diesem sehr unregelmäßig geformten Geländestück unter Berufung auf Ludwig Merz eine obere „Ebene“, deren Fundhaltigkeit er etwas apokryph beschreibt: „Die obere Ebene ist abgeräumt, aber weitgehend ungestört, so daß die einstigen Abwehrstellungen noch zu erahnen sind.“²²

Während der Graben – mit der Fahrstraße hindurch – markant wahrgenommen wird, bleiben die Beschreibungen des östlich anschließenden Terrains reichlich unbe-



Abb. 7: Rest einer trockenen Stützmauer an der „oberen Stufe“ oberhalb des Gaiberger Wegs (Foto: Verfasser)

stimmt. „Obere Ebene“ passt gar nicht, weil hier nichts eben ist. „Obere Stufe“ entspricht zwar dem heutigen Augenschein; nach den Untersuchungen von Karl Pfaff und 100 Jahr später durch Achim Wendt ist aber bekannt, dass Burg und Burgschanze erheblich höher lagen als das heutige Laufniveau der Molkenkur. Das Gelände östlich des Halsgrabens lag demnach unterhalb der Hauptbefestigung.

Dass hier heute keine Spuren einer Artilleriestellung zu sehen sind, liegt an zwei massiven Eingriffen: der Bau der jüngeren Plättelswegtrasse 1622/48 und der Bau der oberen Bergbahn 1907. Das Mauerfragment ist schwerlich als Geschützbastion zu deuten (Abb. 7). Schanzen waren entweder gemauert oder bestanden aus Erdwällen, Trockenmauern sind viel zu fragil. Ich vermute hier die Stützmauer einer Straße von der Burgschanze zum Blockhaus, angelegt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, spätestens 1692/93. Solche talseitigen Mauern sind typisch für den Wegebau des 17./18. Jahrhunderts und im Stadtwald an vielen Stellen anzutreffen.

Bleibt noch der Graben. Auffällig ist, dass die Sohle des jüngeren Plättelswegs deutlich oberhalb des Niveaus der heutigen Fahrstraße liegt. Erst recht hätte eine Straße auf der Höhe der Trockenmauer oberhalb des Gaiberger Wegs keine Verbindung zur heutigen Grabensohle gehabt. Die Felswände lassen drittens keine acht Jahrhunderte zurückreichenden Verwitterungs- oder Erosionsspuren erkennen.

Tatsächlich ist die heutige Tiefe des Grabens das Ergebnis einer Baumaßnahme von 1867/68. Am 19. April 1866 wies Bürgermeister Heinrich Hoffmeister „auf Antrag des Molkenkurwirts Wagner und zweier Kutscher“ die Wegebaukommission an, „ohne allen Verzug die Verbesserung des Fahrweges vom Schlosse zur Molkenkur in Angriff zu nehmen.“ Ein Vierteljahr später meldet Bezirksförster Obermeyer die Fertigstellung des unteren Straßenabschnitts. Am 1. August 1867, also ein ganzes Jahr später, trägt Obermeyer für den letzten Abschnitt zwei Varianten vor, eine „gründliche Ausbesserung“ oder eine „neue Weganlage“. „Letztere würde den großen Vorzug einer geringeren Steigung haben; hierdurch würde einem sehr großen Übelstand abgeholfen werden.“²³ Eine ursprünglich vorhandene Planzeichnung ist heute in der Akte nicht mehr enthalten. Es ist aber anzunehmen, dass der Molkenkurweg mindestens um 3 m abgesenkt wurde, vielleicht auch um 4 oder 5 m. Auch vorher war ein Graben zu sehen, wie Metzger bezeugt, aber der ‚in den Fels geschnittene Graben‘ ist ein Produkt der Wegebaukommission des 19. Jahrhunderts.

V. Die verkehrliche Bedeutung des Plättelswegs vom 12. bis zum 18. Jahrhundert

Soweit Fahrzeuge benutzt wurden, fand der Verkehr im Mittelalter auf dem Wasser und nur in geringem Anteil auf dem Land statt. Die herkömmliche Verkehrsgeschichtsschreibung betrachtet die einzelnen Transportwege getrennt voneinander. Meinrad Schaabs Arbeiten zum unteren Neckarraum sind dafür typisch. Elementar ist dabei die Beschreibung des Sachverhalts, dass der Neckar stromabwärts Holz und Steine, stromaufwärts in geringerem Umfang Getreide und Wein zu transportieren hatte.²⁴

Die neuere Verkehrsgeschichtsforschung interessiert sich für das Verkehrsnetz und die dabei auftretenden Verknüpfungen. Grundlegend unterscheidet Detlev Elmers

sechs verschiedene Schnittstellenarten.²⁵ Die Übergänge von Fluss zu Binnensee oder Meer treffen auf Heidelberg ebensowenig zu wie die Überwindung von Wasserscheiden. Das Aufeinandertreffen von Zubringerstraßen passt allerdings auf eine Situation, in der eine Wasserstraße aus dem Mittelgebirge in eine verkehrsreiche Ebene tritt. Genau hier werden Produkte in beide Richtungen umgeladen, und hier entstehen Siedlungen und Märkte. Zur Römerzeit lag diese Schnittstelle auf beiden Neckarseiten in der Nähe der Römerbrücke, im hohen Mittelalter im von der Abtei Lorsch beherrschten Neuenheim. Irgendwann sicherte sich auch der Wormser Bischof an der Sandgasse (= Straße zum Ufer) einen Platz, und zuletzt traten die beiden Klöster in Schönau und Lobenfeld am Süd- resp. Nordufer des Neckars mit ihren Höfen auf. Diese Anlagen, die noch vor dem eigentlichen Gebirgsrand lagen, sind also frühestens in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstanden. Meinrad Schaab denkt beim Schönauer Hof an die Welfenzeit (1195–1214), „man darf aber annehmen, daß er noch etwas älter ist“.²⁶ Der Lobenfelder Meierhof bei der heutigen Hirschgasse „erscheint 1263 als Ausstellungsort einer Urkunde“, 1364 verleiht Ruprecht I. dem Kloster Lobenfeld an dieser Stelle ein Wehr am Neckar.²⁷

Im Unterschied zum Staken war das Treideln mit Menschen- oder Pferdekraft auf Einrichtungen an Land angewiesen und bildete insofern eine weitere Schnittstelle.²⁸ Für den unteren Neckar liegen keine Kenntnisse vor, ab wann getreidelt wurde, welche Personengruppen dafür herangezogen wurden und wer die Leinpfade zu unterhalten hatte. Jedenfalls zwangen die großen Flussmühlen in Heidelberg ab dem 13. Jahrhundert den Schiffsverkehr auf die Nordseite des Flusses. Sebastian Münsters Stadtansicht von 1550 zeigt ein Schiff, das von einem Pferd gezogen wird (Abb. 8).

Diese beiden Schnittstellenarten sind jenseits aller territorialgeschichtlichen und dynastischen Erwägungen konstitutiv für die Siedlungs- und Gründungsgeschichte Heidelbergs. Für den Plättelsweg, der über das Königstuhlmassiv nach Neckargemünd führt, also zum Neckar zurückkehrt, ist aber eine weitere Schnittstellenart zu beachten, nämlich Situationen, in denen „Hindernisse im Fluss keine durchgehende

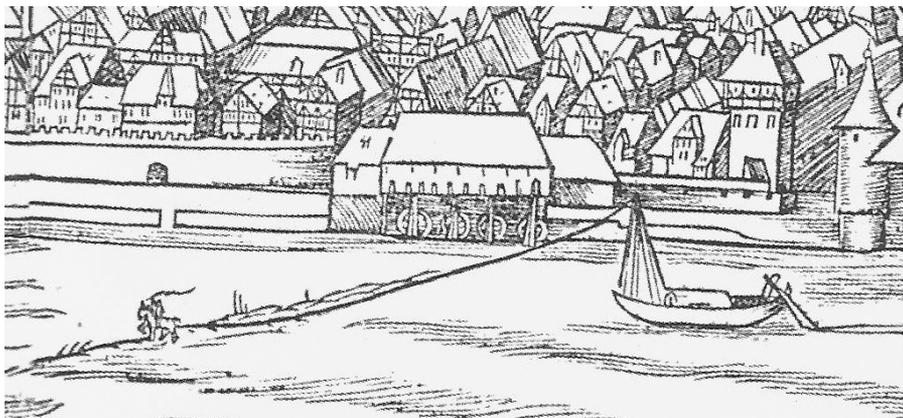


Abb. 8: Ein Schiff wird von einem berittenen Pferd neckaraufwärts gezogen, Sebastian Münster 1550, Ausschnitt

Schiffahrt zuließen. ... Für das Umgehen hatten sich lokale Organisationsformen eingespielt, durch die zumindest ein durchgehender Warenfluss innerhalb absehbarer Zeit sichergestellt war.“²⁹

Ein absolutes Hindernis oberhalb von Heidelberg gab es nicht, denn Schiffahrt fand in beiden Richtungen statt. Davon zeugen um 1220 die Ziegelhütte und 1417 das Kornhaus, die die Schönauer Mönche am Ziegelhäuser Neckarufer errichteten.³⁰ Davon zeugen weiterhin die Heidelberger Stadtordnung von 1465 sowie Frachttarife von 1560 und 1571. Und Matthäus Merian schreibt in dem Begleittext zu seiner Stadtansicht von 1620: „Der vorüberlaufende Strom des Neckars ist Schifffreich biß acht Meilen über diese Stadt hinauf.“³¹

Nahe liegt die Vermutung, der Plättelsweg sei eine Ausweichroute für die Zeiten von Hochwassern gewesen. Allerdings ist fraglich, ob eine Unterbrechung der Schiffahrt für einen kurzen Zeitraum den Aufwand des Umladens rechtfertigen kann. Aufzeichnungen über das Hochwassergeschehen in Heidelberg für die Zeit vor dem 18. Jahrhundert gibt es nicht.

Der Treidelbetrieb war auf der gesamten Neckarstrecke „von je ein wenig lukratives Gewerbe, zumal es eine unregelmäßige und kostspielige Lebensweise bedingte und zeitweise – im Winter und bei ungünstigem Wasserstande – brach lag.“³²

Auch die motorisierte Schleppschiffahrt ab 1878 änderte diese Unregelmäßigkeiten zunächst nicht. In dem besonders trockenen Jahr 1893 konnten nur 58,8 % der Arbeitstage ausgenutzt werden.³³ Nicht in diesem exakten Prozentsatz, aber im Grundsatz lagen diese Verhältnisse auch in Mittelalter und früher Neuzeit vor.

Neben diesen allgemeinen Einschränkungen des Schiffsverkehrs gab es aber auch geologische Besonderheiten im Streckenabschnitt unmittelbar oberhalb von Heidelberg:

„Solange der Neckar in Schichtgesteinen fließt, räumt er diese meist bankmäßig ab. Zwischen der Orthopädischen Klinik in Heidelberg-Schlierbach und der Ortsmitte von Ziegelhausen jedoch schneidet der Neckar die Steinbach-Verwerfung und tritt in den Granit ein. Dessen Festigkeit schwankt in der Waagerechten stark: widerständige Quader, verquarzte Spalten u.ä. können lange stehen bleiben. Über 100 Klippen waren gefährliche Hindernisse. Besonders berüchtigt war der ‚Hackteufel‘ ca. 250 m oberhalb der jetzigen Staustufe Heidelberg-Karlstor.“³⁴

Auf dem Granit oberhalb von Heidelberg blieben also Hindernisse stehen, die bei niedrigem Wasserstand den Schiffsverkehr zu reduzierter Ladung zwangen oder gänzlich ausschlossen. Der heute aufgestaute Neckar lässt nicht mehr ahnen, dass er vor der Kanalisation – besonders in Trockenperioden – ein klippenreicher Gebirgsfluss war. Nur wenige Hinweise habe ich bislang darauf gefunden, dass es auch schon vor der Kanalisation des 20. Jahrhunderts bauliche Arbeiten an der Schiffahrtsrinne gegeben hat. Heimann erwähnt für die Zeit um 1840 beiläufig „zweckmäßige Wasserbauten“, die das Gefälle abmilderten.³⁵ Die romantische Schriftstellerin Helmina von Chezy schreibt in ihren 1858 erschienenen Erinnerungen:

„Der Neckar hatte noch sein Felsenbett, diese Aeolsharfe von Wellen durchrauscht, dies Labyrinth, durch welches nur die kundigsten Schiffer ihre Nachen lenken konnten ... Im Jahre 1811 fand ich den Neckar noch mit seinem Perlenschein und seinen Hymnen, doch als ich manches Jahr später wieder nach Heidelberg kam, floß er flach und leise durch sein

breites Bett, wie ein anderer Fluß oder wie ein Poet, der ein Zollbeamter geworden und keine Verse mehr macht. Auch die Felsen an seinem rechten Ufer waren ein großes Stück weit weggesprengt worden.“³⁶

Demnach wurde schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Fahrrinne im Granitbereich vertieft. Leider gibt es bis heute keine bautechnische Geschichte der Neckarschifffahrt, die Rückschlüsse auf frühere Jahrhunderte zuließe. Ob es nun Hochwasser, Niedrigwasser oder Eis waren – der Neckar war nicht ganzjährig schiffbar. Der Waren- und Personenverkehr mit Fahrzeugen brauchte Wege über Land.

Der letzte Aspekt, der noch anzusprechen ist, betrifft die Frage nach einer Fahrstraße durch das Neckartal. In meinem Aufsatz von 2004 war ich gegenüber dem Insistieren Meinrad Schaabs auf einer frühen Neckartalstraße zu nachgiebig. Die Stiftung des Leprosenhauses 1430 ist kein Beweis für eine Straße, weil an dieser Stelle eine Furt bestand und somit ein Verkehrsbezug auch ohne Fahrstraße vorhanden war, und wenn es nur der Seitenwechsel des Treidelns war. Und ob Sebastian Münsters Kartierung einer Neckartalstraße von 1528 eine Fahrstraße und nicht einen Reitweg meint, lässt sich nicht entscheiden.³⁷ Der Erkenntnisfortschritt ist nun, dass der Plättelsweg nach 1622 neu angelegt wurde, also immer noch seinen ursprünglichen Zweck erfüllte. Natürlich ließe sich dabei mit Annahmen ab- und zugeben: Vielleicht gab es ja doch schon früher eine Fahrstraße am Neckar, die jedoch immer wieder durch Erosion und Bergstürze unpassierbar war. Sicher ist, dass der Plättelsweg erst mit dem Straßenbau Karl Theodors in der Mitte des 18. Jahrhunderts seine Funktion verlor. Heute geht es darum, die verkehrliche Situation am Eintritt des Neckars in die Ebene zu erfassen, das Wechselspiel zwischen Wasser- und Landverkehr besser zu verstehen, die Bedeutung des Plättelsweg als einer „platea“³⁸, einer Straße des Mittelalters, zu würdigen und den Verlauf seiner Trasse zu ermitteln und zu schützen.

Anmerkungen

- 1 Hans-Martin Mumm: Am jähem Steig. Altstraßen und Hohlwege im Stadtwald. Erwägungen zu den Verkehrsbeziehungen Heidelbergs in Mittelalter und früher Neuzeit, Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 9, 2004/05, S. 79–101, bes. S. 95f.
- 2 Wolfgang Seidenspinner, Manfred Benner: Heidelberg (Archäologisches Stadtkataster Baden-Württemberg 32), Stuttgart 2006, S. 33.
- 3 Achim Wendt: Die obere Burg auf der Molkenkur, in Christoph Mauntel, Carla Meyer, Achim Wendt (Hgg.): Heidelberg in Mittelalter und Renaissance. Eine Spurensuche in zehn Spaziergängen, Ostfildern 2014, S. 55–71, hier S. 70.
- 4 Melanie Mertens (Hg.): Stadtkreis Heidelberg (Kulturdenkmale in Baden-Württemberg II.5.1.), S. 332. Autor dieses Abschnitts ist laut Vorwort Wolfgang Seidenspinner.
- 5 Die Mervensche Karte ist abgedruckt in der Denkmaltopographie (wie Anm. 4), S. 73 und 91. Der Befestigungsplan ist abgebildet bei Arnold Scheuerbrandt: Heidelbergs Aufstieg und Niedergang in kurpfälzischer Zeit, in Elmar Mittler (Hg.): Heidelberg. Geschichte und Gestalt, Heidelberg 1996, S. 48–87, hier S. 51; siehe auch Denkmaltopographie (wie Anm. 4), S. 89.
- 6 Zur Archäologie der Alten Burg siehe Achim Wendt, Manfred Benner: „... des lieux depuis si long-temps condamnés au silence“. Archäologische Spurensuche auf der oberen Burg auf der Molkenkur, Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 8, 2003/04, S. 9–40. Die Grabung von 2001 bestätigte zwar den Umriss und im Grundsatz das Alter der Anlage, gab aber für das Mittelalter keinen Aufschluss über eine Torsituation oder über die kleinräumige Zuwegung.

- 7 Scheuerbrandt (wie Anm. 5), S. 85; Denkmaltopographie 1 (wie Anm. 4), S. 106.
- 8 Abgedruckt bei Claudia Dutzi: Heidelberg und „seine“ Landschaft, Denkmalpflege in Baden-Württemberg 2, 1993, S. 93–103, hier S. 96. Dutzi datiert „um 1860“; da aber die Theaterstraße noch nicht dargestellt ist, muss der Plan vor 1853 entstanden sein.
- 9 Zum Friesenweg siehe Herbert Derwein: Die Straßen- und Flurnamen von Heidelberg. Straßen, Plätze, Feld, Wald. Eine Stadtgeschichte (Veröffentlichungen der Heidelberger Gesellschaft zur Pflege der Heimatkunde 1), Heidelberg 1940, S. 136.
- 10 Siehe Denkmaltopographie (wie Anm. 4), S. 115, S. 112.
- 11 Ludwig Merz: Alte Paßwege, Steigen und Hohlen im Stadtwald, Ruperto Carola 28, 1960, S. 307–313, hier S. 311.
- 12 Siehe Hermann van der Merven: Relatio ..., wiedergegeben bei Hermann Wirth: Schicksale Heidelbergs im dreißigjährigen Krieg, Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg 2, 1869, S. 1–36, 63–94, 162–190, hier S. 14 und 19.
- 13 So richtig bei Ludwig Merz: Befestigungen um Heidelberg 1622, Ruperto Carola 20, 1956, S. 152–162, hier S. 155. Für andere Bereiche tendiert Merz dazu, die Altstraßen als militärische Laufgräben der Belagerer zu deuten.
- 14 Derwein: Flurnamen (wie Anm. 9), S. 224.
- 15 Zur Neckartalchausee siehe Ludwig Merz: Durch das Karlstor in den Kraichgau. Zum Jahr des Barock 1981, Kraichgau. Beiträge zur Landschafts- und Heimatforschung 7, 1981, S. 177–185, hier S. 177.
- 16 So Friedrich Krutina in einem Vermerk von 1888, StA AA 380a/19.
- 17 Zit. n. Wendt, Benner: Obere Burg (2003, wie Anm. 6) S. 20.
- 18 Karl Pfaff: Heidelberg und Umgebung, Heidelberg 1902, S. 210.
- 19 Wendt: Obere Burg (2014, wie Anm. 3), S. 59.
- 20 Merz: Befestigungen (wie Anm. 13), S. 154.
- 21 Ludwig Merz: Burg und Bургschanze auf dem kleinen Gaisberg bei Heidelberg, Ruperto Carola 23, 1958, S. 228–235, hier S. 232f.
- 22 Burkhard Pape: Die Befestigungen am Heidelberger Schloss. Bau, Architektur und Funktion der Fortifikationen und die Geschichte der Belagerungen, Neckargemünd 2006, S. 95.
- 23 StA Heidelberg, AA 380a/1.
- 24 Siehe Meinrad Schaab: Verkehr, in Die Stadt- und Landkreise Heidelberg und Mannheim. Amtliche Kreisbeschreibung 1, Karlsruhe 1966, S. 328–339.
- 25 Detlev Elmers: Techniken und Organisationsformen zur Nutzung der Binnenwasserstraßen im hohen und späten Mittelalter, in Rainer Christoph Schwinges (Hg.): Straßen und Verkehrswesen im hohen und späten Mittelalter (Vorträge und Forschungen 66), Ostfildern 2007, S. 161–183, hier S. 167.
- 26 Meinrad Schaab: Die Zisterzienserabtei Schönau im Odenwald, Heidelberg 1963, S. 94.
- 27 Otto Jäger: Die Flurnamen von Neuenheim 765–1891, Heidelberg 1966, S. 97, Nr. 568f.
- 28 Elmers: Binnenwasserstraßen (wie Anm. 25), S. 164f.
- 29 Ebd., S. 167.
- 30 Reinhard Hoppe: 750 Jahre Ziegelhausen 1220–1970, Heidelberg 1970, S. 31, 101.
- 31 Hanns Heimann: Die Neckarschiffer. Bd. 1: Beiträge zur Geschichte des Neckarschiffgerwerbes und der Neckarschiffahrt, Bd. 2: Die Lage der Neckarschiffer seit Einführung der Schleppschiffahrt. Heidelberg 1907, hier Bd. 1, S. 10f., 13f., 17f.
- 32 Ebd. Bd. 2, S. 17.
- 33 Ebd. Bd. 2, S. 46.
- 34 Fritz Fezer: Der Neckar in seiner geologischen, geomorphologischen und geografischen Vielfalt, in Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg (Hg.): Der Neckar. Das Land und sein Fluss, Ubstadt-Weiher 2007, S. 44–108, hier S. 98.
- 35 Heimann: Neckarschiffer (wie Anm. 31), Bd. 1, S. 226.
- 36 Helmina von Chezy: Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmina von Chezy, 2 Bde., Leipzig 1858, zit. n. Peter Koppenhöfer: Im „Waldgebirgsschoss“. Helmina von Chezys letzter Heidelberg-Aufenthalt 1843–1848, Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 13, 2009, S. 45–66, hier S. 48.
- 37 Siehe Mumm: Altstraßen (wie Anm. 1), S. 88f.
- 38 Zur Herleitung des Namens „Plättelsweg“ siehe ebd., S. 95.

Ewald Keßler

Ein Bericht über den Heidelberger Konfessionsstreit von 1719

I. Vorbemerkung

Im Jahr 2013 feierten „evangelische Kirchen in aller Welt das 450jährige Jubiläum des Heidelberger Katechismus. Der HEIDELBERGER ist wie die Confessio Augustana und Luthers kleiner Katechismus ein wichtiger Lehr- und Bekenntnistext der Reformation“.¹ „Ihn als wichtigsten Heidelberger Exportartikel zu bezeichnen, ist nicht übertrieben.“² Aber er ist ein „inzwischen weniger wahrgenommener Text. So wurde eine Ausstellung veranstaltet, um die Öffentlichkeit „für seine Wirkungsgeschichte zu interessieren.“³

II. Reformation in der Pfalz

Ähnlich wie der pfälzische Kurfürst⁴ um 1450 den Streit um die „via moderna“ (Nominalisten) und die „via antiqua“ (Realisten) an der Universität Heidelberg dadurch beendete, dass er beide Denkrichtungen lehren ließ, suchte Friedrich II, seit 1544 Kurfürst, „zwischen dem katholischen Kaiser und den evangelische Fürsten zu vermitteln“.⁵ Er hat damit „bald nach seinem Regierungsantritt der Lehre Luthers Einlaß gewährt“.⁶ Erst sein Nachfolger Ottheinrich „reformierte mit Gewalt und Hast“⁷. Er erließ am 16. April 1556 ein „Reformationsmandat“, nach dem „Lehre und Ordnung der Kirche entsprechend der Heiligen Schrift und dem Augsburgener Bekenntnis zu gestalten“ waren.⁸ Auf Empfehlung Melanchthons berief Ottheinrich, der selbst wie sein Kirchenrat mehr der „geistig-geistlichen Dimension des christlichen Glaubens“, die der calvinistischen Richtung entsprach, verpflichtet war, den streitbaren „Gnesiolutheraner“ Tileman Heshusen als obersten Kirchenbeamten.⁹ Die Pfalz liegt nicht nur geographisch zwischen der sächsischen Heimat Luthers und der Schweiz mit Zwingli und Calvin. In der Pfalz kamen auch die Einflüsse beider Zentren der Reformation zur Wirkung.¹⁰ „Neu war allerdings die Öffnung nach Westeuropa. Heidelberg wurde zu einem Refugium reformierter Emigranten, die sogar in Regierung und Hof Platz fanden.“¹¹

Als Kurfürst Friedrich III. nach der kurzen Regierungszeit Ottheinrichs 1559 an die Regierung kam war der Streit um die Lehre vom Abendmahl zwischen Heshusen und den führenden Mitgliedern des Kirchenrats bereits in vollem Gang. „Von zänkischen Gottesgelehrten wie Heshusen abgestoßen widmete sich der fromme Kurfürst selbst mit großem Einsatz und nächtelanger Bibellektüre den theologischen Streitfragen, die er 1560 auch in einer Disputation erörtern ließ.“¹² „Theologisch sehr interessiert und von Bibelfrömmigkeit geprägt, wandte er sich, von der Abendmahlslehre Luthers unbefriedigt, dem Reformiertentum zu“¹³.

Das Gegenbild zum Kurfürsten, den „die Nachbarn“ als „den ‚Papst‘ von Heidelberg verspotteten“ und von seiner „pfälzischen Heiligkeit“ sprachen,¹⁴ stellte der Speyerer Bischof Marquard von Hattstein dar, der 1560, ein Jahr nach dem Kurfürsten, sein Amt übernommen hatte. So tüchtig er „als weltlicher Beamter gewesen sein mag, so wenig

hat er den Anforderungen des Bischofsamtes entsprochen,“ so „daß der päpstliche Nuntius Gropper i. J. 1573 von der Diözese Speyer nach Rom berichtete, daß die geistlichen Dinge im ganzen Bistum mit Gleichgültigkeit behandelt würden.“¹⁵

Vor diesem Hintergrund ließ Friedrich III., der 1561 vom lutherischen zum reformierten Bekenntnis übergetreten war¹⁶, den Heidelberger Katechismus ausarbeiten. Er hatte „den siebenundzwanzigjährigen, aus Breslau stammenden Theologen Zacharias Ursinus“ berufen¹⁷, der wegen seiner Abendmahlslehre von Breslau nach Zürich ausgewichen war und im September 1561 nach Heidelberg kam¹⁸. Schon 1562 hatte Ursinus „einen größeren und einen kleineren lateinischen Katechismusentwurf (Summa Theologiae und Catechesis Minor)“ ausgearbeitet.¹⁹

Entstanden ist der „Heidelberger“ als ein „Brückentext“. Er sollte „die verschiedenen Strömungen der Reformation in der Kurpfalz in eine gemeinsame Richtung führen“.²⁰ Auch wenn der Kurfürst Friedrich III. nicht über eine theologische Ausbildung verfügte, ist der Katechismus doch von seiner Hand geprägt.²¹

Eine weitere wichtige Reform war die Einziehung bzw. Säkularisation der Klöster, die in den Jahren 1562–1573 durchgeführt wurde.²² „Die Einziehung aller dieser Kirchengüter eröffnete eine ganz neue finanzielle Hilfsquelle.“ Doch weil „Niemand mehr zu Kirchen, Schulen und anderen milden Sachen beitrage, hieß es, solle die Summe der eingezogenen Güter eine eigene Kasse bilden, aus der man Kirchen, Schulen und Hospitäler bereichern wollte. Eine eigene Verwaltungsbehörde wurde errichtet,“²³ die Geistliche Administration, der Kirchenrat, „getrennt von der obersten Regierungsbehörde.“²⁴ „Die Unabhängigkeit der reformierten Kirche vom Wohl- oder Uebelwollen des Staates ward [durch] die ganze Einrichtung wesentlich gesichert; selbst in der Zeit der katholischen Reaction und gewaltsamen Unterdrückung gab dieser Wohlstand der Kirche einen bedeutenden Halt.“²⁵

Die „kontinuierliche Entwicklung von den neu einsetzenden reformatorischen Maßnahmen Friedrichs II. über die eigentliche Reformation Ottheinrichs zur Hinwendung Friedrichs III. zum reformierten Bekenntnis“²⁶ fand aber keine Zustimmung bei den übrigen pfälzischen Wittelsbachern, ganz abgesehen von den bayerischen Verwandten, die katholisch blieben.²⁷

„In seiner Ablehnung der römisch-katholischen Theologie, etwa im Verständnis der Heiligenverehrung und des Messopfers, war der Heidelberger Katechismus schroff. Mit manchen Formulierungen reagierte er dabei vermutlich auf Ergebnisse des Trienter Konzils (1545–1563)“. „So wurden die römisch-katholische Kirche und das Papsttum zum eigentlichen ‚Gegner‘ des Katechismus.“²⁸

Noch kurz vor der Publikation des Katechismus führte Friedrich III. in der Abendmahlslehre mit der Ersetzung der Hostien durch Brot eine Aufsehen erregende Neuerung ein, die ihm den Vorwurf des Zwinglianismus einbrachte. Als Begründung gab er an: „Er habe bei seinen Unterthanen gefunden, daß sie mit solcher Abgötterei gegen die Hostie im Nachtmahl behaftet gewesen, daß sie dieselbe für den wahren Gott selbst angesehen, sie angebetet und wenn sie dieselbe nicht genießen könnten, sie (oder wie sie zu reden pflegten, den Herrgott selbst) in ihren Nöthen zu sehen begehrten.“ Von den Priestern wurde die Hostie gezeigt, „so daß also öffentlich und ungescheut Abgötterei getrieben wurde“.²⁹ „In dieser Lebensfrage – der Lehre vom

Abendmahl – ist seine [des Katechismus] eine sehr bestimmte und stellt sich dem lutherischen Dogma direct entgegen.“³⁰

Der „von Zacharias Ursinus entworfene Text“ des Katechismus „verbindet melanchthonische und calvinische Einflüsse mit zwinglischen, aber auch mit lutherischen Elementen.“³¹ Nur die 80. Frage vom ‚Unterschied zwischen dem Abendmahl des Herrn und der päpstlichen Messe‘ wird auf Kaspar Olevian „zurückgeführt. In der Erstausgabe war diese Frage noch nicht enthalten. Sie wurde kurz nach Erscheinen zunächst handschriftlich beigelegt, dann in den Zweitdruck eingefügt und erhielt, nach einer erneuten Erweiterung, in der dritten Auflage ihre endgültige Form.“³²

Die Veröffentlichung des Katechismus im Februar 1663 bedeutete den „religiösen Umsturz in der Pfalz“³³, den Eintritt des „beschwerlichen, ergerlichen falls des bei der churfürstlichen Pfaltz eingerissenen Zwinglianismus“.³⁴ Im Mai 1563 meldete der Nuntius Morone an Karl Borromäus, der neue Katechismus „muß angenommen und jeden Sonntag erklärt werden. Es dürfen neben dem Sonntag keine Feiertage mehr gehalten werden. Altäre, Statuen und Bilder sind zu zerstören. Das Abendmahl muß man an einem hölzernen Tisch feiern und dabei Brote, nicht Hostien, verwenden. Die Ehesegnungen werden abgeschafft.“³⁵ Man erachtet es als gleichgültig, ob Kinder getauft würden. Falls sie nicht getauft würden, bestehe für sie keine Gefahr.“³⁶

III. Eindringen des Katholizismus

Der Katholizismus kam im Dreißigjährigen Krieg ab 1622³⁷ durch die „von spanischen, bayerischen und französischen Besatzungstruppen durchgeführten Rekatholisierungen“ wieder in die Kurpfalz. Die Katholiken bildeten nach dem Westfälischen Frieden „eine nicht unansehnliche Minderheit, waren aber aufgrund des Normaljahres 1618 als Konfession in der Kurpfalz rechtlich nicht existent. Ihre Duldung war von Kurfürst Karl Ludwig (1648–1680) auf die *devotio domestica*³⁸ beschränkt worden.“³⁹ Das reformierte Bekenntnis hatte das Monopol einer Staatsreligion, die Lutheraner waren zu dulden, „aber sie standen ganz unter der Kontrolle des reformierten Kirchenrats“.⁴⁰ Andererseits zwang der trostlose Zustand des durch den Krieg verwüsteten Landes den Kurfürsten zur religiösen Toleranz, da jede Hand, die beim Wiederaufbau helfen konnte, willkommen sein musste.⁴¹ An der Heidelberger Universität wurde mit Jacob Israel sogar ein Jude Professor.⁴² Immerhin ist bis 1685 „wohl mit einem ständigen Rückgang des Anteils der Katholiken an der Bevölkerung der Pfalz zu rechnen.“⁴³

Kurfürst Karl (1680–1685) betonte wieder mehr die reformierte Konfession. Unter ihm erreichte der reformierte Kirchenrat einen neuen Gipfel kirchlicher Machtausübung.⁴⁴ Da Karl ohne leibliche Erben blieb fiel die Kurpfalz an den katholischen Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg. Vertraglich wurde in einem Rezess in Halle festgelegt, dass der *status quo* in kirchlichen Dingen beibehalten werden sollte. „Nur die Vergabe weltlicher Beamtenstellen auch an Katholiken, jedoch ohne Nachteile für die Reformierten, war dem künftigen katholischen Regenten zugestanden.“⁴⁵ „Damit war der westfälische Frieden im weltlichen Bereich durchbrochen worden, um ihn für den geistlichen Bereich zu garantieren.“⁴⁶ Die Konsequenz war die komplette Verdrängung der Reformierten aus den leitenden Staatspositionen zugunsten der Katholiken.⁴⁷ Schon

Philipp Wilhelms Sohn Johann Wilhelm (1690–1716), der in Düsseldorf residierte, bestätigte zwar bei seinem Regierungsantritt den Rezess, behauptete aber bald, dass dieser Vertrag ebenso wie der Westfälische Friede „keine bindende Kraft besitze.“⁴⁸ „Mit dem Erbfall von 1685 begann der vorläufig letzte Versuch in der europäischen Geschichte, die konfessionelle Struktur eines Landes von Grund auf zu verändern.“⁴⁹ Erst die totalitären Regime des 20. Jahrhunderts wiederholten diesen Versuch.

In der Kurpfalz gestattete Philipp Wilhelm schon am 13. Oktober 1685 den Katholiken die freie Religionsausübung. Die Franzosen führten in den von Ludwig XIV. bei den Reunionen (1674–1684) und im Orleanschen Erbfolgekrieg (1688–1697) besetzten Gebieten energische Rekatholisierungen durch und enteigneten reformiertes Kirchengut. Im Frieden von Rijswijk (1697) wurde dann bestimmt, dass die Katholiken in den an die Kurpfalz zurückgegebenen Gebieten den unter den Franzosen erreichten Besitzstand behalten durften.⁵⁰ Damit war eine zentrale Bestimmung des Westfälischen Friedens mit Zustimmung der Reichsebene außer Kraft gesetzt und Kurfürst Johann Wilhelm „betrieb mit französischer Unterstützung seit 1697 eine rücksichtslose Rekatholisierungspolitik. Wallonische und hugenottische Familien, die bisher in der Kurpfalz durchgehalten hatten, wurden 1699 ausgewiesen und zogen nach Baden-Durlach, wo sie Friedrichstadt gründeten. So wurde nun die Kurpfalz, die bisher ein beispielhaftes Einwanderungsland für Glaubensflüchtlinge gewesen war, zu einem Land konfessionsbedingter Auswanderung.“⁵¹ Die evangelischen Reichsstände, Holland, Schweden und England protestierten. Preußen wandte die antiprotestantischen Methoden Johann Wilhelms auf die Katholiken in seinem Machtbereich an. Sogar der katholische Kaiser musste den Kurfürsten 1791 ermahnen, die Bestimmungen des Westfälischen Friedens einzuhalten. Es kam zu Verhandlungen und Johann Wilhelm erließ am 21. November 1705 eine Religionsdeklaration, ein Kompromiss, der niemand befriedigte, aber immerhin einen *modus vivendi* eröffnete. „Wichtig war, daß die Religionsdeklaration Gewissensfreiheit und freies Religionsexercitium für alle drei christlichen Konfessionen festschrieb.“⁵² Bei der Aufteilung des Kirchenguts bis 1707 wurden in der Kurpfalz 212 Kirchen den Reformierten zugesprochen, 113 den Katholiken, 130 wurden simultan benützt, die Lutheraner gingen leer aus. In Städten, wo nicht mehrere Kirchen bestanden, wurde die Errichtung von Scheidemauern zwischen katholischem Chor und reformiertem Schiff vorgesehen. Letzte Beschwerden gegen diese Regelung wurden 1714 geregelt und so war die Kurpfalz bei Johann Wilhelms Tod 1717 zur Ruhe gekommen.

Sein Bruder und Nachfolger „Karl Philipp war seinem Vorgänger an Energie und Entschlossenheit überlegen, als Absolutist und Katholik grundsätzlich den gleichen Zielen verhaftet.“ Ursprünglich sollte er Geistlicher werden, wurde dann aber Soldat im Dienste des Kaisers und war während des Spanischen Erbfolgekrieges Statthalter in Tirol. „Karl Philipp wurde in Heidelberg begeistert begrüßt, weil er seine Residenz in der Pfalz nehmen wollte.“⁵³

IV. Neue Religionsstreitigkeiten

Doch die Freude dauerte nicht lange. Bisher war der Kurfürst weit weg in Düsseldorf. Von dort schickte er seine katholischen Beamten, die dann vor Ort mit dem reformierten Establishment, insbesondere mit dem reformierten Kirchenrat, zusammenarbeiten mussten. So dürften manche Anordnungen und Wünsche von höchster Stelle auf örtlicher Ebene durch den gesunden Menschenverstand abgemildert und durchführbar geworden sein. Zwei Fragenkomplexe tauchten nun neu auf und rückten in den Mittelpunkt des kurfürstlichen Interesses: Erstens fehlte in der neuen Residenzstadt Heidelberg ein Kirchenraum für repräsentative Feiern der Regierung und zweitens enthielt der Heidelberger Katechismus in seiner Frage 80 überaus scharfe Aussagen über den katholischen Gottesdienst. Es ist leicht nachvollziehbar, dass der ursprünglich für den geistlichen Stand erzogene Karl Philipp empfindlicher auf die konfessionelle Polemik der Frage 80 reagierte als sein Bruder. Dazu war er von seiner Vergangenheit her an militärischen Gehorsam gewöhnt. So war ihm der reformierte Kirchenrat mit seiner Selbständigkeit ein Dorn im Auge. Als absoluter Herrscher wollte er „im reformierten Kirchenrat kein von ihm unabhängiges Organ im Lande dulden.“⁵⁴

Andererseits musste der Kirchenrat die Interessen der einheimischen reformierten Bürgerschaft gegen die katholische Regierung wahren. In den Jahrzehnten seit 1685 war das nicht leicht gewesen und Misstrauen war immer angebracht. Am 29. August 1719 eröffnete der Kurfürst dem Kirchenrat, dass er die ganze Heiliggeistkirche als Hofkirche beanspruche. Er habe zwar angeboten, den reformierten „einen anderen Kirchplatz oder das Baumaterial anzuweisen, wenn aber die Kirche nicht gutwillig abgetreten werde, so könne von einer Entschädigung überhaupt nicht die Rede sein.“ Der Kirchenrat antwortete, er habe kein Recht, „Kirchen zu veralienieren oder zu permutieren, sondern nur zu konservieren.“ Am 4. September erklärte er entschieden, „daß er die Kirche unter keinen Umständen abtreten könne.“⁵⁵ Nun wollte der Kurfürst „die Sache im Handstreich beenden.“ Noch am selben Tag „ließ er die Kirche durch sein Militär besetzen und die Trennmauer von Tiroler Handwerkern niederreißen.“⁵⁶

V. Der Bericht im Universitätsarchiv

Im Universitätsarchiv Heidelberg, findet sich unter der Signatur Theol.Fak. 83 der folgende „Recit veritable et succinct“, der das Vorgehen des Kurfürsten zu rechtfertigen sucht.

[S. 1] Wahrhafter und prägnanter Bericht über die Ereignisse um den Katechismus der Reformierten und die Heiliggeistkirche in Heidelberg.

[S. 3] Kaum jemandem sind der Lärm und die Klagen verborgen geblieben, die sich nicht nur im Reich, sondern auch in den benachbarten Königreichen und Staaten erhoben über die Verordnung, die Seine durchlauchtigste Hoheit der ruhmreich regierende Kurfürst der Pfalz dieses Jahr erlassen hat, um gewisse Ausdrücke des Katechismus der Reformierten von Heidelberg zu streichen und das Kirchenschiff der Heiliggeistkirche dieser Stadt zu besetzen, bis hin zu dem Vorwurf, der Fürst habe damit den Inhalt des Westfälischen Friedens verletzt. Aber wie unrecht und schlecht begründet das ist, kann man leicht aus dem Folgenden beurteilen.

Denn was den besagten Katechismus angeht, so hat sowohl die frühere wie die gegenwärtige kurfürstliche Regierung die Lehre bemerkt – und man kann das nicht ohne Entsetzen lesen – die der Katechismus fälschlich in der Frage Nr. 80 und an mehreren anderen Stellen den Römischen Katholiken zuschreibt, unter die man auch Ihre kaiserliche Majestät, das Haupt des ganzen Reiches und viele andere gekrönte Häupter und andere Kurfürsten und Fürsten, kirchliche und weltliche, zählt. Mit welcher Abscheu und Beleidigung, als verfluchte Götzendiener und Anhänger des Antichrist, sie in diesem Buch behandelt werden, kann jedermann aus dem hier folgenden Auszug aus diesem Katechismus klar sehen, dessen Geist nicht voreingenommen ist, welcher Religion er auch sei.

[S. 4] Diese gottlose und anstößige Lehre, die man bössartiger Weise der römisch katholischen Religion zuschreibt, wird nicht nur den Kindern in den öffentlichen Schulen der Pfalz von frühester Jugend an gelehrt und besonders planmäßig als einer der wichtigsten Punkte des besagten Katechismus dargestellt, sondern ebenso auch alle Jahre (ein besonderer Sonntag im Jahr ist dafür bestimmt) mit Nachdruck und Betonung in allen Kirchen der Reformierten behandelt. So wird ihrem Geist eine so furchtbare Ansicht von dem grauenhaften Opfer der Messe eingeprägt, dass sie

[S. 1] Recit veritable et succinct de ce qui s'est passé à l'égard de Cathéchisme des Reformés et de l'église du St.Esprit à Heidelbergh.

[S. 2] <leer>

[S. 3] Il n'y a presque personne qui ne sache quels sont les bruits et les clameurs qu'on fait non seulement dans l'Empire, mais aussi dans les Roiaumes et Pais voisins, de l'ordre, que a donnée S<on>. A<ltesse>. S<erenissime>. E<lecteur>. aujourd'hui glorieusement regnante cette année de retrancher certains termes du Cathéchisme des Reformées de Heidelbergh et d'occuper dans cette ville la Nef de l'église du St:Esprit, jusques là que d'accuser le Prince d'avoir enfreint par là, la teneur du Traité de Westphalie. mais combien cela est injurieux et mal fondé! on en pourra aisement juger par ce qui s'ensuit.

Par pour ce qui regarde le dit Cathéchisme, la Regence Electoral precedente aussi bien que la moderne a remarqué et on ne peut même Lire sans horreur, le Dogme, que le Cathéchisme attribue faussement dans la demande 80eme et dans plusieurs autres endroits aux Catholiques Romains, parmi lesquels on doit compter Sa Majesté Impériale le Chef de tout l'empire et tant d'autres Têtes couronnées et autres principaux Electeurs et Princes Ecclésiastiques et Seculiers qu'on traite dans le livre, avec autant de Scandale que de calomnie, de maudits Idolatres et Sectateurs de l'antechrist, ainsi que toute personne dont l'esprit ne sera pas préoccupé, de quelque Religion même qu'elle puisse être pourra clairement voir de l'Extrait-cy joint du même Cathéchisme.

[S. 4] Cette doctrine impie et scandaleuse qu'on impute si maliiceusement à la Religion Catholique Romaine non Seulement est enseignée aux enfans dès leur plus tendre Jeunesse dans les Écoles publiques du Palatinat et inculquée avec une methode particuliere comme un des points les plus essentiels du dit Cathéchisme, mais même est deduite et traitée Tous les ans /: certain jour de Dimanche étante spécialement destiné pour cela :/ avec éclat et Solemnité dans toutes les Eglises des Reformés; Ce qui a imprimé dans leur esprit une idée si affreuse de ce redoutable Sacrifice de la Messe, qu'ils en ont

von einem unversöhnlichen Hass gegen ihren eigenen Herrscher, ihre Vorgesetzten und ihre katholischen Mitbürger besessen sind, dass sie sie als Götzendiener und Anhänger des Teufels ansehen, entsprechend den falschen Ansichten, die man ihnen beigebracht hat.

Dieser Hass wird heute noch dazu dadurch geschürt, dass nicht grundlos festzustellen ist, dass die Anzahl römisch katholischer Untertanen und Einwohner merklich vermehrt wurde durch die Ankunft seiner kurfürstlichen Hoheit mit einem zahlreichen Gefolge in der Kurpfalz; dieser Vorgang gab in kürzester Zeit den Anlass für innere und gefährliche Wirren und darauf folgend Aufstände und Rebellionen. So war es natürlich und man konnte es nicht übel nehmen, wenn bei sich bietender Gelegenheit [S. 5] die Katholiken gerechter Weise empört waren durch eine so gottlose und schändliche Verleumdung in einem der wichtigsten Punkte ihres Glaubens und ihrerseits in flammende Wut gerieten gegen ihre reformierten Mitbürger. Dies umso mehr, weil die Katholiken nie gewohnt waren an irgendwelche Schmähungen einer anderen Religion, weder bei ihrer grundlegenden Lehre noch in den Glaubensbüchern, noch viel mehr an Verfluchungen in dem Namen.

Es war daher an der Zeit, um den Unglücksfällen vorzubeugen, die unausweichlich und bald drohten und um vorzusorgen als gemeinsamer Vater für die Ruhe und Zufriedenheit seiner Untertanen mit verschiedener Religion, was die wichtigste seiner Sorgen und seiner Aufmerksamkeit war, daß seine Hoheit der durchlauchtigste Kurfürst es angemessen fand, jenen Katechismus zu verbieten und an keinem Ort, der zur Pfalz gehört, weiter zu dulden, der die erwähnte 80. Frage und mehrere weitere nicht weniger beleidigende enthält, die gedruckt und veröffentlicht sind unter seinem Namen und mit seiner Zustimmung, und mit Ausdrücken voll und ganz der Wahrheit entgegen und unvereinbar mit dem Ansehen eines katholischen Fürsten, die folgendermaßen lauten: Auf kurfürstliche Anordnung und mit Erlaubnis des durchlauchtigsten Kurfürsten der Pfalz.

Es steht fest und ist sicher dass seine Hoheit der durchlauchtigste Kurfürst nichts getan hat [S. 6] in dieser Angelegenheit, als das

concû de là une haine irreconciliable contre leur propre Souverain, leurs superieurs et leurs Concitoyens Catholiques qu'ils considerent selon les fausses impressions qui leur ont été données Comme des Idolatres et des Sectateurs de l'antechrist.

Cette haine a même toujours été tellement fomentée, que ce n'a pas été sans raisons, qu'on a apprehendée, que le nombre des Sujets et habitans catholiques Romaines considerablement augmenté par l'arrivée de S.A.S.E. avec une nombreuse Cour dans cet Electoral, cette affaire ne donna en peu de temps Lieu à des troubles internes et dangereux et ensuite à des Seditions et à des Rebellions; Car il étoit naturel et on ne pouvoit pas même prendre en mauvaise part, Si l'occasion favorable [S. 5] Se presentant, les Catholiques justement irrités d'un si injurieuse et Calomnieuse imputation dans un de leurs principaux points de leur foi, prenoient feu à leur tour contre leurs Concitoyens reformés, d'autant plus que les Catholiques n'ont jamais été accoutumés d'invectiver quelqu'un d'une autre Religion dans Sa doctrine fondamentale ni dans ses livres de creance, beaucoup moins de les maudire par le Nom.

C'a donc été pour prevenir à temps les malheures qui paroisoient inevitables et prochains et pour pourvoir en pere commun au repos et à la tranquillité de ses Sujets de differente Religion, qui font l'objet le plus important de ses Soins et de son attention, que S.A.S.E. a trouvé convenable de revoquer et de ne plus souffrir à l'avenir dans aucun endroit dependant du palatinat le Catechisme contenant la Susd<ite>: 80eme demande et plusieurs autres non moins outrageuses imprimées et publiées Sous Son nom avec ses aimes et des expressions tout à fait opposées à la verité et à la reputation d'un prince catholique telles que sont les suivantes: Par ordonnance electoralre et avec permission de S<erenissime>. E<lecteur>. P<alatin>.

Il est constant et positif que S.A.S.E. n'a rien fait [S. 6] dans ce cas, que ce qui lui appartient en vertu du pouvoir annexé à la dignité Elec-

was ihm zusteht kraft der Gewalt, die mit der Würde des Kurfürstentums und mit der Souveränität des Staates verbunden ist und als das was begründet ist in den Gesetzen des Reichs und wozu er gleichfalls durch einen Brief seiner durchlauchtigsten kaiserlichen Majestät bevollmächtigt ist, erlassen im Jahr 1715.

Indessen war die Intention seiner Hoheit des durchlauchtigsten Kurfürsten nie gewesen und ist es auch nicht in irgend einer Weise, seinen reformierten Untertanen die Ausübung ihrer Religion oder die Gewissensfreiheit entgegen dem Inhalt des Westfälischen Friedens zu beschneiden, da er ihnen ja die unbeschränkte Freiheit ließ, ihren Katechismus zu drucken und zu veröffentlichen und sich seiner zu bedienen wie sie wollten, wenn sie nur die falschen und verleumderischen Unterstellungen, die nichts zu tun haben mit den Grundsätzen ihrer Lehre, weglassen und wenn sie jene skandalösen Auslegungen, die in ihrem Katechismus in einer langen Zeitspanne nicht enthalten waren, unterdrückten, und wenn sie die Waffen von seiner Hoheit dem durchlauchtigsten Kurfürsten, der seine Erlaubnis gibt, wegnähmen und die anderen Ausdrücke, die niemals bis in die Gegenwart von einem katholischen Kurfürsten der Pfalz genehmigt worden sind.

Was die oben erwähnte Besetzung des Kirchenschiffs der Heiliggeistkirche betrifft, der Kirche des Hofes und der Begräbnisort der pfälzischen Kurfürsten und Grafen, so ist zur Genüge bekannt, daß es Ruprecht, König der Römer und gleichzeitig Kurfürst der Pfalz ist, der sie hat erbauen lassen, um hier [S. 7] öffentlich den Gottesdienst zu feiern, sowohl für sich, wie für seine Nachfolger in der Kurwürde, und er hat sie bestimmt zum Gebrauch für jeden derselben als Herrscher des Staates. Weiter weiß man auch, dass die Nachfolger Ruprechts im Kurfürstenamt die Religion geändert haben, wenn sie dauernd in Heidelberg residierten. Und da seine durchlauchtigste Hoheit der jetzt regierende Kurfürst hierher gekommen ist mit dem Plan hier seine Residenz zu nehmen und da er gewünscht hat, hier den Gottesdienst öffentlich mit den gewohnten Zeremonien der Katholiken zu feiern, weiß man, dass das nicht nur vorübergehend sei, wie seit dem Jahr 1705. Mit dem Chor allein, – es ist mehr als einmal

torale et à la Souveraineté du Pais, et que ce qui est fondé sur les Constitutions de l'Empire et autorité même par un mandement de S<erenissime>. M<ajesté>. I<mpérial>. emané l'an 1715

Cependant l'intention de S.A.S.E. n'a jamais été et n'est pas encor de rétraindre en aucune maniere à ses Sujets reformés l'exercice de Leur Religion ni la liberté de conscience contre la teneur du traité de Westphalie puisqu'on leur laisse une entiere liberté d'imprimer et publier leur Catechisme et de S'en Servire comme ils voudront en ommettant les faux et Calomnieux Suposés qui ne font rien à l'essentiel de leur doctrine, en Supriment ces Scandaleuses interpretations qui n'ont été ajoutées à leur catechisme qu'après un long intervalle de temps et en otant les armes de S.A.S.E. cette concession pretendre et les autres expressions, qui n'ont jamais été permises jusqu'à present par aucun des Electeurs Palatins Catholiques.

Quant à l'occupation de la Nef ci dessus enomée de l'église du St:Esprit, Eglise de la Cour et Lieu de la Sepulture des Electeurs et Comtes Palatins, il est assez connu, que C'est Rupert Roi des Romains et en même temps Electeur Palatin, qui l'a fait bâtir, y [S. 7] Celebrer publiquement le Service divin tant pour lui que pour ses Successeurs dans l'Electoral et l'a destinée à l'usage de chacun d'iceux comme Souverains du Pais. outre cela l'on Ssait aussi que les Successeurs de Rupert dans l'Electoral aissant changé de Religion lorsqu'ils ont fermement residé à Heidelberg, et comme S.A.S.E. aujourd'hui regnante S'y étoit transportée dans le dessein d'y faire sa residence et qu'elle a souhaité d'y faire publiquement le service divin avec les Ceremonies accoutumées des Catholiques, l'on Ssait que ceux cy n'aient eu ad interim depuis l'an 1705. que le seul choeur, il est plus d'une fois arrivée, lorsqu'il y a eu des funerailles ou quelqu'autres Solemnités, ou que S.A.S.E. vouloit à certains jours Solennels assi-

geschehen, wenn zu Begräbnissen oder irgendwelchen anderen Feierlichkeiten, oder wenn seine durchlauchtigste Hoheit der Kurfürst an bestimmten Feiertagen selbst den Gottesdienst mit seinem zahlreichen Hof mitfeiern wollte, – mussten Tausende Personen vor der Tür der Kirche im Freien bleiben, da der Chor in keiner Weise all die Leute aufnehmen konnte.

Seine Hoheit der durchlauchtigste Kurfürst, der heute glücklich regiert, hat diese Angelegenheit reiflich überlegt und seinen reformierten Untertanen auf die schonendste und annehmbarste Weise der Welt bekannt gemacht, dass er das Schiff dieser Kirche benötige und ihnen äußerst großzügig angeboten, ihnen eine neue Kirche bauen zu lassen.

[S. 8] Seine Hoheit der durchlauchtigste Kurfürst hat allen Grund zu glauben, dass wegen dieser offenbaren Notwendigkeit seine reformierten Untertanen von sich aus gern bereit wären, auf seine gerechte Forderung einzugehen, da sie nicht die Gnaden und das Wohlwollen ignorieren konnten, die er ihnen bisher erwiesen hatte, ohne im geringsten auf die Religion zu sehen und weil kein katholischer Fürst im Reich in seinem Dienst, sowohl dem zivilen wie dem militärischen in so großer Zahl Beamte der zwei Religionen, Evangelische und Reformierte, bis jetzt hat, wie der durchlauchtigste pfälzische Kurfürst, so dass er für die Katholiken wie für die Mächte, die der Augsburgerischen Konfession anhängen, die gleichen Bedingungen fordert. Aber, da ja die Reformierten so unbescheiden gewesen sind und ihre Interessen bis zu dem Punkt verkannt haben, dass sie das Entgegenkommen zurückgewiesen haben, das ihnen Seine Hoheit der durchlauchtigste Kurfürst angeboten hat, ihnen eine eigene Kirche zu bauen entsprechend ihren Bedürfnissen, wird es niemand, der es hört, seltsam finden, dass Seine Hoheit, der durchlauchtigste Kurfürst in Anbetracht einer derart großen Not und gleichzeitig eines offenbaren Nutzens für seine reformierten Untertanen, das erwähnte Kirchenschiff besetzt hat. Das geschah ohne die mindeste Gewalt, wobei nichts den Vollzug ihrer Religion hindern kann. Da es auch bekannt ist, dass wenn die Reformierten wollten, [S. 9] sie die Gebetsstunden akzeptieren würden, sowohl an normalen Tagen, wie an Tagen mit außeror-

ster au Service divin avec sa nombreuse Cour, que des milliers de personnes ont été obligées de rester à la porte de l'Eglise en plein air, le Choeur n'étant point abeaucoup près capable de contenir tant de monde.

S.A.S.E. aujourd'hui heureusement regnante aiant mûrement considéré cette affaire fit connoitre de la maniere du monde la plus douce et la plus agreable à ses Sujets reformés le besoin qu'elle avoit de la Nef de cette Eglise, en leur offrant très-gracieusement de leur faire bâtir une autre Eglise.

[S. 8] S.A.S.E. tout lieu de croire qu'a raison de cette manifeste necessité, ses Sujets Reformés auroient été d'autant plus prompts à condescendre à sa juste demande, qu'ils ne pouvoient ignorer les graces et les faveurs qu'elle a jusqu'a present repondues Sur Eux, Sans avoir le moindre egard à la Religion et qu'il n'y a point de Prince Catholique dans l'empire, qui ait dans Son Service tant Civil que militaire si grande quantité d'officiers des deux Religions Evangelique et Reformés, qu'en a eu jusqu'a present le Serenissime Electeur Palatin, de sorte qu'il seroit à souhaiter pour les Catholiques que les Puissances attachées à la confession d'Augsburgh eussent pour Eux les mêmes egards. Mais puisque les Reformés ont été si indiscrets et ont meconnus jusque'à ce point leurs interêts que de refuser le benefice que S.A.S.E. leur à offert de leur faire bâtir une Eglise entiere pour la partie de celle qu'elle leur demandoit, personne ne Ssauroit trouver étrange, que S.A.S.E. eu egardé à une Si grande necessité et même à l'utilité palpable, que en resultoit à ses Sujets reformés, ait occupé la Nef susdite, Sans qu'il se Soit fait pour cela la moindre violence en rien, qui ait pû empecher l'exercice de leur Religion, Car il est assez Connu, que si les Reformés eussent voulu [S. 9] Convenir entre eux des heures de prieres tant à l'egard des jours ordinaires, que pour les jours de prieres extraordinaires, comme il leur à été suffisamment insinué et remontré par leurs propres Conseillers et Ministres et comme il leur a été par ce devant accordé à Manheim, ils auroient pû faire sans aucun difficulté l'exercice accoutumé de leur Religion dans la grande

dentlichen Gebeten, wie ihnen zur Genüge vorgeschlagen und vorgehalten worden ist durch ihre Berater und Beamten, wie das mit ihnen in Mannheim vereinbart wurde, dann hätten sie ohne irgend welche Schwierigkeit die Ausübung ihrer Religion in der großen Peterskirche mitten in der Stadt durchführen können, bis dann, wenn die neue Kirche erbaut wäre, die man ihnen angeboten hat und die tatsächlich schon weitgehend von Grund auf mit ihren Fundamenten errichtet wäre und in kurzer Zeit fertiggestellt werden und ihnen zum Gebrauch dienen könnte.

Die Dinge sind dann durch Seine Hoheit den durchlauchtigen Kurfürsten mehrmals seinen reformierten Untertanen sowohl wie den Abgeordneten der Mächte, die für sie eingetreten sind und sich augenblicklich noch an seinem Hof befinden, erklärt worden. Es war nämlich niemals seine Absicht, mit seinem Vorgehen in den genannten beiden Punkten im mindesten den Inhalt des Westfälischen Vertrags anzugreifen, den er gewissenhaft befolgen will, noch will er andererseits im geringsten dem Glauben oder der Religionsausübung schaden und er ist bereit, sich dem Urteil zu unterwerfen, das durch seine ehrwürdige Majestät⁵⁷ und durch das ganze Reich gesprochen wird, da er nicht im geringsten zweifelt, dass sie seiner gerechten Erklärung ebenso zustimmen werden, [S. 10] wie die Mächte, die eintreten für seine reformierten Untertanen, und außerdem, dass die ganze Welt am Ende die Lage der Dinge nicht so empfinden wird, wie sie ganz anders und fälschlicher Weise von einigen Böswilligen verbreitet wird; denn man weiß aus Erfahrung, dass, wenn die reformierten oder lutherischen Evangelischen, die in katholischen Staaten wohnen, sich einbilden (wie es gegenwärtig ohne irgend einen Grund die reformierten Evangelischen in der Pfalz tun), den mindesten Grund zur Klage zu haben, so findet sich eine Unzahl von Berichterstatern, die das in aller Welt publizieren und daran tausend Umstände fern aller Wahrheit hinzufügen, wie das unlängst in einer Druckschrift aus Regensburg geschehen ist. Darin haben sie verbreitet, dass man sich mit bewaffneter Hand des Gebäudes der Universität Heidelberg bemächtigt habe. Das wurde öffentlich widerrufen als böswillig erfundene Geschichte. Hingegen verliert niemand in der Öffentlichkeit

Eglise de St. Pierre située au milieu de la ville, jusqu'a ce qu'on eut bâti cette nouvelle eglise, qu'on leur a Offerte et qui étant déjà effectivement élevée beaucoup au dessous des fondements sera achevée en peu de temps et pourra servir en leur usage.

Les choses donc étant ainsi et S.A.S.E. aiant plusieurs fois déclaré à ses Sujets reformés de même qu'aux minstres des Puissances, qui ont intercedés pour eux et qui sont encor actuellement à Sa cour, que Son intention n'a jamais été de donner par son procedé dans les deux points cy dessus mentionnées la moindre atteinte à la Teneur du Traité de Westphalie qu'elle veut obsequir religieusement, ni de porter le moindre prejudice à la creance ou exercice de la Religion d'autrai et qu'elle étoit prête de Soumettre ce qu'elle avoit fait au jugement de S. M. S. et de tout l'Empire, ne doutant point qu'ils n'acquiesceront [S. 10] et sa juste declaration de même que les puissances qui S'interposent en faveur de ses Sujets reformés et que toute le monde ne trouvera en effet l'état de cette affaire bien different de ce qui en a été fausement repandu par quelques mal intentionnés; Car on Ssait par experience que quand les Reformés ou les Lutheriens Evangeliques demeurers dans les pais Catholiques s'imaginent /: comme font presentement Sans aucune raison les reformés Evangeliques du palatinat :/ d'avoir le moindre sujet de plainte, ils se trouve une infinité de Nouvellistes, qui le publient dans tout l'univers en y ajoutant mille circonstances éloignées de tout verité, comme ils ont fait dernièrement dans un imprimé de Ratisbonne, par lequel ils divulgoient qu'on S'étoit emparé à main armée de la maison de l'université de Heidelbergh, ce qui a été publiquement revocqué, comme un chose malicieusement controuvée, tandis qu'on ne fait aucune bruit dans le public de ce que les pauvres Catholiques Romains demeurans dans les Pais des princes de la Confession d'Augsburgh souffrent par la cloture de leur

einen Ton über die armen römischen Katholiken, die in Staaten von Fürsten der Augsburger Konfession wohnen und die leiden wegen der Schließung ihrer höheren Schulen, wegen der Wegnahme ihrer Präbenden und vieler anderer Dinge, die sie zum Leben nötig haben, die man ihnen wegnimmt durch neue ungerechte Steuern, [S. 11] die ihnen auferlegt werden so hoch sie sie bezahlen können, gegen die fromme Meinung und zur Zerstörung ihrer Stiftungen, die ihre katholischen Ahnen und Vorfahren gemacht haben, wie auch gegen die betreffenden Verträge und anderen Bestimmungen und durch eine Unzahl von anderen Belastungen, von denen man die Aufhebung und angemessene Wiedergutmachung mit eben so viel Ruhe wie Geduld erbittet und erwartet.

Auszug aus dem in Heidelberg veröffentlichten Katechismus der Reformierten⁵⁸

80. Frag

Was ist für ein Unterschied zwischen dem Abendmahl des Herrn und der Päpstlichen Meß?

Antwort: Das Abenmahl bezeuget uns: Daß wir vollkommene Vergebung aller unsrer Sünden haben durch das einige Opfer JESU Chrtisti [a]⁵⁹ so er selbst einmal [b] am Creutz vollbracht hat [c] und daß wir durch den Heil. Geist Christo werden einverleibt [d] der jetz- under mit seinem wahren leib im Himmel zur Rechten des Vaters ist [e] und daselbst will angebetet werden [f]. Die Meß aber lehret, daß die Lebendigen und Todten nicht durch das Leyden Christi Vegebung der [S. 12] Sünden haben, es sey denn, daß Christus noch täglich für sie von den Meß-Priestern geopffert werde: Und daß Christus leiblich unter der Gestalt Brods und Weins sey: Und derhalben darinnen soll angebetet werden. Und ist also die Meß im Grund nichts anders, dann eine Verläugnung des einigen Opffers JESU Christi [g] und eine vermaledeyte Abgötterey [h].⁶⁰

Frage⁶¹: Was soll man über die Messe denken?

Antwort: Dass im Grund die Messe nichts anderes ist als 1. eine Verleugnung des einma-

Coléges, par la Soustraction de leurs Prebendes et de plusieurs autres choses necessaires pour leur subsistence qu'on leur ôte par des taxes nouvelles injustes [S. 11] Qui leur sont imposées au de la même de ce qu'ils peuvent paier, contre la pieuse intention et à la destruction entiere des fondations faites par leurs ancetres et predecesseurs Catholiques Comme aussi contre les Traités et autres Recés à ce Sujet, et enfin par une infinité d'autres Vexations, dont on Sollicite et attend avec autant de tranquillité, que de patience la cessation et le remede convenable.

Extrait du Catechisme des Reformés publié à Heidelbergh

80eme question

qu'elle difference y at-il entre la Cene du Seigneur et la Messe des Papstes!

R.<eponse> La Cene du Seigneur nous est un temoignage que nous avons une pleine remission de tous nos pechés par l'unique et seul sacrifice de Jesus Christ, qu'il a lui même accompté une seule fois à la Croix, et que nous Sommes unis par le St: Esprit à Jesus Christ, qui est presentement au Ciel, ou il souhaite que nous l'adorions; mais la messe enseigne que les vivans et les Morts ne peuvent obtenir la remission de Leurs [S. 12] Pechés par la Passion de Jesus Christ à moins qu'il ne soit encor tous les jours offert par Eux par les Messes des Prêtres. Elle enseigne aussi que Jesus Christ est veritablement et corporellement sous les especes du pain et du vin et qu'on l y doit adorer, tellement que le Sacrifice de la Messe n'est au fond autre chose qu'une denegation de l'unique Sacrifice de Jesus Christ /:g:/ et une maudite Idolatrie /:h:/

D.<emande> que doit on donc penser de la Messe?

R. Qu'au fond la Messe n'est rien d'autre 10 qu'un denegation de l'unique Sacrifice de Jesus

ligen Opfers Jesu Christi /:g:/ und zweitens ein vermaledeiter Götzendienst /:h:/.

Frage: Woher weißt du, dass die Messe nichts ist als eine Verleugnung des einmaligen Opfers Jesu Christi?

Antwort: /:g:/ Gal. 5,4 Ihr habt Christus verloren, die ihr durch das Gesetz gerecht werden wollt, und seid aus der Gnade gefallen. Und das kann mit noch mehr Grund von den Päpsten gesagt werden. Christus ist für euch verloren, die ihr durch die Messe gerettet werden wollt, denn dieses Gebot kommt von Gott, wohingegen die Messe vom Teufel kommt.

Frage: Woher weißt du, dass die Messe nichts als ein vermaledeiter Götzendienst ist?

[S. 13] Antwort: Daniel 11, 38–39 Dagegen wird er auf seinem Thron den Gott Mausim{x}⁶² verehren mit Gold, Silber, Edelsteinen und Kostbarkeiten, den Gott von dem seine Väter nichts gewusst haben. Und er wird die starken Festungen dem fremden Gott unterstellen. Denen, die ihn erwählen, wird er große Ehre antun und sie zu Herren machen über viele und ihnen Land zum Lohne austeilten.

Und das ist der Anti-Christ (so wie die Papisten selbst ihm nahekommen) den Daniel in diesem Kapitel unter der Figur des Tyrannen Antiochus darstellt.

{x} Mausim bedeutet Gewalt oder Festung. Mausim ist daher jenes Idol in der Messe, das verehrt wird in reichen Kirchen von Kollegien, Klöstern, Palästen der Könige, Festungen und anderen vergleichbaren Orten mit dem Gold und dem Silber, den kostbaren Steinen und den Perlen und mit all dem, das von großer Seltenheit auf der Welt ist. wovon der Gott der Messe und des alten Christentums nicht das Geringste wusste. Das ist es, warum er mit Recht von Daniel ein Gott genannt wird.

Ebenso Deut. 27, 15 Verflucht sei der Mann, der ein (Götter)bildnis schnitzt oder gießt, das dem Ewigen ein Greuel ist, ein Künstlermachwerk, und es [S. 14] heimlich aufstellen wird. Und das ganze Volk wird antworten und sagen: Amen.

Da ja jene, die an einen geheimen Ort dieses geschnitzte oder gegossene Götzenbild bringen um Gott im Verborgenen zu dienen, vermaledeit sind, um so mehr sind das durch Göttliches Urteil jene papistischen Götzendiener, die das Götzenbild Mausim anbeten. Das ist sozu-

Christ /:g:/ et Secondement qu'une maudite idolatrie /:h:/.

D. D'ou Ssavez vous que la Messe n'est qu'une denegation de l'unique Sacrifice de Jesus Christ?

R. /:g:/ Gal. 5:4 Christ est aneanti à l'égard de vous tous qui voulez êtes justifiés par la loix et vous êtes de la grâce Et Cela peut être dit avec bien plus de raison des Papistes. Christ est aneanti à l'égard de vous qui voulez être sauvez par la Messe, car ce precepte provient de Dieu, mais la Messe provient du diable.

D. D'ou connivez vous que la Messe n'est qu'une maudit Idolatrie?

[S. 13] R. Daniel n⁶².38.39. Toutefois il honnonera dans son siege le Dieu Mausim {X} et même il honnonera avec l'or et l'argent et des pieces precieues et des choses desirables le Dieu que ses peres n'ont point connu, et il viendra à bout des forteresses les plus fortes avec ce Dieu Etranger, qu'il aura connu et leur et leur multipliera la gloire et leur fera dominer sur plusieurs et leur partagera les Pais.

Et C'est l'ante-Christ /:ainsi que les Papistes même l'avoiiient:/ que Daniel depeint dans ce Chapitre sous la figure du Tiran Antiochus.

{X} Mausim signifie force ou forteresse. Mausim est donc cette Idole dans la Messe, qui est honnore dans Riches Eglises Collegiales, Monasteres, Palais de Rois, fortresses et autres lieux semblables avec l'or et l'argent des pieces precieuses et des perles et avec tout ce qu'il y a de plus rare dans le monde, duquel Dieu de la Messe et ancien Christianisme n'a pas en la moindre connoissance. C'est pour quoi il a été que raison appellé par Daniel un Dieu.

Item Deut: 27:15 Maudit soit et l'homme qui fera une image taillée ou de fonte qui est en abomination à l'Eternel et l'ouvrage des mains d'un ouvrier et qui la [S. 14] Mettra dans un lieux Secret et tout le peuple repondra et dira, amen.

Puisque Ceux qui mettent dans un lieux Secret cette image taillée ou de fonte pour servir Dieu en cachete sont maudits, combien plus le sont par cette Sentence de Dieu ces Idolatres Papistes, qui prient l'Idole Mausim, l'est à dire l'hostie sous l'espece de la quelle ils assu-

sagen die Hostie, unter deren Gestalt, wie sie fälschlich versichern, Jesus Christus körperlich da ist, die sie während der Messe erheben, die sie zeigen und öffentlich ausstellen in den Kirchen, überhäuft mit Gold und Silber. Zudem tragen sie sie an bestimmten, extra dazu festgelegten Festtagen, überall herum mit Pomp und ehren und beten dieses Götzenbild an, sich niederwerfend mit Sorgfalt und Frömmigkeit, als den wahren Gott, gegenwärtig in Göttlichkeit. Sie fördern diesen Götzendienst mit einer abscheulichen und verabscheuungswürdigen Tyrannei. Darum ist dieses Götzenbild zweifellos vermaledeit durch den Mund Gottes, ebenso wie dieser schreckliche Götzendienst. Und das ganze Volk wird antworten und sagen: Amen.

rent fausement, qui Jesus Christ est corporellement, qui l'elevent dans la Messe, le montrent et l'exposent publiquement dans les Eglises entouré d'or et d'argent et qui Certains jours de fêtes à cela particulièrement destinées le portent partout avec pompe et ses prosternans devant lui une attention et une piété très-ardente honnoient et adorent cette Idole comme le vrai Dieu present en divinité et protegent aussi telle Idolatrie avec une Tyrannie detestable et abominable, C'est pourquoi cette Idole est sans doute maudite par la Bouche de Dieu, de même que cette horrible Idolatrie et tout le peuple repondra et dira. amen.

VI. Zur Verfasserschaft des Berichtes

Der Bericht ist undatiert und nicht unterschrieben. Die Schreibung „Heidelberg“ deutet auf einen französischen Verfasser⁶⁴, ebenso der ausgedehnte Gebrauch französischer Ausgaben des Heidelberger Katechismus. Er ist sicher nach der Besetzung der Heiliggeistkirche im September 1719 verfasst und wohl vor dem Einlenken des Kurfürsten am 29. Februar 1720. Von den katholischen Theologieprofessoren an der Heidelberger Universität⁶⁵ kommt keiner als Verfasser in Frage. Sie haben wohl den Bericht als Abschrift zur Kenntnisnahme erhalten und ihn dann zu den Akten gelegt. Der Verfasser dürfte in kirchlichen Kreisen am kurfürstlichen Hof zu suchen sein.

VII. Schlussbemerkungen

Der Kurfürst erreichte, dass die beleidigenden Kommentare im Heidelberger Katechismus nicht mehr gedruckt werden durften, aber die Scheidemauer in der Heiliggeistkirche musste wieder aufgebaut werden. Deshalb wurden die Regierung und die Residenz nach Mannheim verlegt. Die Scheidemauer blieb nun bis zum 500jährigen Universitätsjubiläum 1886 bestehen. Nach der Säkularisation am Beginn des 19. Jahrhunderts war die Heiliggeistchorkirche als Pfarrkirche für die Heidelberger Katholiken zu klein geworden und durch die Jesuitenkirche ersetzt worden. Aber die Heiliggeistchorkirche wurde wieder zum Zankapfel zwischen den Konfessionen: Als im Gefolge des Ersten Vatikanischen Konzils, auf dem der Papst seine Unfehlbarkeit und seinen Jurisdiktionsprimat dogmatisiert hatte, eine erhebliche Anzahl von badischen Katholiken exkommuniziert wurde, teilte die badische Regierung 1874 mit dem „Altkatholikengesetz“ die Benützung des katholischen Kirchenvermögens in Baden zwischen Anhängern und Gegnern der neuen Dogmen auf. Die Anhänger der bisherigen Kirchenlehre, die Alt-Katholiken, bekamen die Heiliggeistchorkirche als Pfarrkirche, während jene, die sich den neuen Dogmen unterwarfen, die römischen Katholiken, die übrigen katholischen Gottesdiensträume benützten. Zum Universitätsjubiläum 1886

wurde die Mauer im Einverständnis von Katholiken und Protestanten abgetragen, damit die ganze Kirche für die Universitätsfeierlichkeiten benützt werden konnte. Die Benützer der Kirche – Alt-Katholiken und Protestanten – einigten sich 1885 auf eine gemeinsame Benützung des ganzen Kirchenraumes, doch der römisch-katholische Erzbischof von Freiburg setzte als Verwalter des katholischen Kirchenvermögens in einem langwierigen Prozess 1892 die Wiedererrichtung der Mauer durch.

Die Protestanten wollten nun die Chorkirche kaufen, doch die römischen Katholiken, die die Kirche nicht benützten, weil sie von den Alt-Katholiken „entweiht“ war, waren zu keinen ernsthaften Verhandlungen bereit. Erst nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten konnte angesichts des bevorstehenden 550jährigen Universitätsjubiläums zwischen dem stadtbekanntem „Judenfreund“ Pfarrer Hermann Maas und der römisch-katholischen Kirchengemeinde mit tatkräftiger Unterstützung der Stadtgemeinde ein Kaufvertrag abgeschlossen werden. Da die römischen Katholiken nicht bereit waren, den Alt-Katholiken wieder einen katholischen Gottesdienstraum zu überlassen, stellte die Stadt Heidelberg aus ihrem Besitz die ehemalige „englische“ Kirche zur Verfügung, die nach dem Ersten Weltkrieg vom benachbarten Hölderlinggymnasium als Unterrichtsraum benützt worden war. Diese Kirche gehörte einst zum Kloster der Dominikanerinnen, mit dessen Gründung 1724 „neue Impulse“ gesetzt wurden,⁶⁶ nachdem die Jesuiten den Bau ihrer Kirche 1723 unterbrochen hatten. Sie ist damit ein Symbol für den Überlebenswillen der Stadt Heidelberg. Die reformierte Heiliggeistkirche, die alt-katholische Erlöserkirche und die dazwischen liegende lutherische Providenzkirche verkörpern aber auch den Willen zu gegenseitiger Toleranz der verschiedenen christlichen Gemeinden in der Stadt.

Anmerkungen

- 1 Flyer zur Ausstellung „450 Jahre Heidelberger Katechismus“, Seite „feiern“.
- 2 Christoph Strohm: in Christoph Strohm (Hg.): Heidelberg und die Kurpfalz (Magazinreihe Orte der Reformation), Leipzig 2013, S. 1. Er ist „das bis heute am weitesten verbreitete Druckerzeugnis“ der Kurpfalz und „hat maßgeblich zum internationalen Bekanntheitsgrad Heidelbergs sowie zur intellektuellen Blüte der Universität im 16. und frühen 17. Jahrhundert beigetragen.“ Armin Kohnle und Eike Wolgast, Der Heidelberger Katechismus von 1563 – Entstehung und Verbreitung, in Peter Meusburger und Thomas Schuch (Hg.), Wissenschaftsatlas der Universität Heidelberg, Knittlingen o.J., S. 58.
- 3 Jörg Schmidt: Vorwort, in Jörg Schmidt, Aleida Siller: 450 Jahre Heidelberger Katechismus, Entstehung, Inhalt, Wirkung (Begleitheft zur Ausstellung), o.O., [2012], Vorwort.
- 4 Philipp der Aufrichtige bzw. sein Onkel und Vormund Friedrich I.
- 5 Strohm: Reformatorische Anfänge (wie Anm. 2), S. 36; siehe auch Volker Press: Die „Zweite Reformation“ in der Kurpfalz, in Heinz Schilling (Hg.): Die reformierte Konfessionalisierung in Deutschland – Das Problem der „Zweiten Reformation“, Gütersloh 1985, S. 105.
- 6 Ludwig Stamer: Kirchengeschichte der Pfalz, III. Teil, 1. Hälfte, Das Zeitalter der Reform (1556–1685), Speyer 1955, S. 13.
- 7 Ebd. S. 13.
- 8 Strohm: Reformatorische Anfänge, (wie Anm. 2), S. 36.
- 9 Ebd. S. 37 und Thomas Maissen: Kurfürst Friedrich III., in Strohm (wie Anm. 2), S. 39.
- 10 Siehe auch Press (wie Anm. 5), S. 106–107.
- 11 Ebd. S. 109.
- 12 Maissen: Friedrich III., in Strohm (wie Anm. 2), S. 39.
- 13 Kohnle/Wolgast (wie Anm. 2), S. 58.

- 14 Stamer (wie Anm. 6), S. 16.
 15 Ebd. S. 16.
 16 Gustav Adolf Benrath: Zacharias Ursinus (1534–1583), in *Blätter für pfälzische Kirchengeschichte und religiöse Volkskunde*, 37./38. Jahrg., 1971 (Festgabe für Prof. Dr. Theodor Schaller zum 75. Geburtstag), S. 202–215, hier S. 202.
 17 Ebd. S. 202.
 18 Ebd. S. 204.
 19 Ebd. S. 205.
 20 Flyer (wie Anm. 1) Seite „Konfessionalismus?“ Siehe auch A. Kluckhohn: Briefe Friedrich des Frommen, Kurfürsten von der Pfalz mit verwandten Schriftstücken, I. Bd, 1559–1566, Braunschweig 1868, S. 35.
 21 Press (wie Anm. 5), S. 108; siehe auch Ludwig Häusser: *Geschichte der Rheinischen Pfalz*, II. Bd., Heidelberg 1924 (Unveränderter Neudruck der Erstausgabe von 1845), S. 35. Hauptverfasser des Katechismus war Zacharias Ursinus, dem eine Kommission mit Kaspar Olevian und Thomas Erastus zur Seite standen. Kohnle/Wolgast (wie Anm. 2), S. 58.
 22 Häusser (wie Anm. 21), S. 28 mit Aufzählung der aufgehobenen Klöster.
 23 Ebd. S. 29.
 24 Ebd. S. 30.
 25 Ebd. S. 29.
 26 Siehe Press (wie Anm. 5), S. 108.
 27 Zur konfessionellen Entwicklung siehe auch Karl-Heinz Rothenberger, Karl Scherer, Franz Staab, Jürgen Keddigkeit (Hgg.): *Pfälzische Geschichte*, Bd. I, Kaiserslautern 2001, S. 256.
 28 Flyer (wie Anm. 1), Seite „Ökumene?“
 29 Kluckhohn (wie Anm. 20), S. 372 dort Anm. 2.
 30 Häusser (wie Anm. 21), S. 35.
 31 Flyer (wie Anm. 1), Seite „feiern“; Ursinus verband „die theologischen Traditionen Melancthons, Bullingers und Calvins miteinander“ und er war der erste Melancthonschüler, der sich noch unter den Augen seines Lehrers für die reformierte Konfession entschied, Benrath (wie Anm. 16), S. 202.
 32 Schmidt/Siller (wie Anm. 3), Tafel 3; der dritte Druck wurde „mit Bibelstellen am Rand als Beleg der theologischen Aussagen versehen“, er „wurde 1563 in die Kirchenordnung Friedrichs III. Integriert“, Kohnle/Wolgast (wie Anm. 2), S. 58; siehe auch Häusser (wie Anm. 21), S. 36, der auf „Gründlicher Bericht vom heil. Abendmahl, gestellt durch der Universität Heidelberg Theologen, Heidelberg 1664“ verweist.
 33 Stamer (wie Anm. 6), S. 12.
 34 Kluckhohn (wie Anm. 20), S. 368.
 35 Siehe auch Häusser (wie Anm. 21), S. 32.
 36 Stamer (wie Anm. 20), S. 12.
 37 Meinrad Schaab: *Die Wiederherstellung des Katholizismus in der Kurpfalz im 17. und 18. Jahrhundert*, S. 170.
 38 „Die Katholiken konnten für sich in häuslicher Abgeschiedenheit und ohne den Beistand eines Priesters bei ihrem Bekenntnis bleiben und den Gottesdienst außerhalb des Territoriums besuchen. Doch wurde ihnen das von den Beamten Karl Ludwigs vielfach schwer und unmöglich gemacht.“ Schaab (wie Anm. 37), S. 154. Da Kurfürst Maximilian von Bayern den Katholizismus in der ihm 1648 zugesprochenen lutherischen Oberpfalz durchsetzen wollte, wurde im Gegenzug auf den Schutz der Katholiken in der Kurpfalz verzichtet. Schaab (wie Anm. 37), S. 148.
 39 Markus A. Maesel: *Der Kurpfälzische Reformierte Kirchenrat im 18. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der zentralen Konflikte in der zweiten Jahrhunderthälfte*, Heidelberg 1997, S. 4.
 40 Ebd. S. 4; siehe auch Schaab (wie Anm. 37), S. 148–149 und 154.
 41 Siehe auch Schaab (wie Anm. 37), S. 149.
 42 Dagmar Drüll: *Heidelberger Gelehrtenlexikon 1652–1802*, Berlin Heidelberg 1991, S. 75; siehe auch Ewald Keßler: *Die Habilitation Alexander Haindorfs 1811 und die Frage der Judenemanzipation an der Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg*, in *Heidelberg, Jahrbuch zur Geschichte der Stadt* 2005/06, Jahrgang 10, Heidelberg 2005, S. 39f.
 43 Schaab (wie Anm. 37), S. 155. Ähnliches dürfte für die Lutheraner gelten.
 44 Maesel (wie Anm. 39), S. 4.

- 45 Schaab (wie Anm. 37), S. 149.
- 46 Maesel (wie Anm. 39), S. 4.
- 47 Rothenberger u.a. (wie Anm. 27), S. 314.
- 48 Schaab (wie Anm. 37), S. 149. Er konnte sich dabei auf den römischen Papst berufen, der den Westfälischen Frieden nicht anerkannte.
- 49 Maesel (wie Anm. 39), S. 1.
- 50 Am Ende des vierten Artikels über die Rückgabe besetzter Gebiete heißt es: „Religione tamen Catholica Romana in locis sic restituta in statu, quo nunc est, remanente“ Die Klausel wurde 1734 durch Kaiser Karl VI. aufgehoben.
- 51 Albrecht Knoch: Geschichte der Migrationsbewegungen, in Kirchengeschichte des Oberrheins, ökumenisch und grenzüberschreitend, im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen, hgg. von Klaus Bümlein, Marc Feix, Barbara Henze und Marc Lienhard, Ubstadt-Weiher 2013, S. 509.
- 52 Meinrad Schaab und Hansmartin Schwarmaier (Hgg.): Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. II, Die Territorien im alten Reich, Stuttgart 1995, S. 320f.
- 53 Ebd., S. 320f.
- 54 Meinrad Schaab: Geschichte der Kurpfalz, Bd. 2, Neuzeit, Stuttgart 1992, S. 173.
- 55 Friedrich Walter: Geschichte Mannheims von den ersten Anfängen bis zum Übergang an Baden (1802), Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart, Bd. I, Mannheim 1907, S. 404; der Kirchenrat schlug „alle möglichen Ersatzlösungen vor, u.a. auch die, den Chor einfach nach Osten zu erweitern“; andererseits war Heiliggeist „die Kirche der pfälzischen Reformationsgeschichte und durch kein noch so großzügiges Angebot zu ersetzen.“ Schaab (wie Anm. 54), S. 174.
- 56 Schaab (wie Anm. 54), S. 174.
- 57 Den Kaiser.
- 58 Die Übersetzung ist dem Text der letzten Ausgabe vor diesem „Recit“ entnommen. Der Titel lautet: Catechismus Oder Christl. Lehre Für die angehende Jugend in Chur-Fürstlicher Pfaltz Schulen: Ohne die Agenda und anders in Druck verfertigt. [kurpfälzisches Wappen] Zu finden bei Georg Loß, Universitäts Buchbinder 1717. Der Katechismus umfasst 84 Seiten; die Frage 80 steht S. 43–44. Im Exemplar der Theol. Fakultät Heidelberg, Signatur K IV d 60, steht auf der Vorderseite des letzten Blattes handschriftlich: „Hicce Catechismus in Anno MDCCXVIII à Catholicis fuerat sequestratus; ast paulò post, scilicet 1719 ipsi Catholici, intercedente Borussorum Rege Friederico Wilhelmo, aliarumque Potestatum valore et Potentia hunc libellum ad locum unde, reddere coacti fuerant, Quod verum est attestor T. W. Heddaeus
- 59 Hinweis auf eine Anmerkung.
- 60 Anmerkungen: [a] Luc. 22/19.20. [b] Hebr. 9/25.26.27.28. [c] I Cor. 5/7. Hebr. 10/14. Joh. 19/30. [d] in der 76. Frag unter dem [b] [e] Col. 3/1. Act. 3/21. [f] Act. 7/56.57.58.59. [g] Gal. 5/4. [h] Dan. 11/38.39. Deut. 27/15. Die 76. Frage (ebd., S. 40) lautet: Was heißt, den gecreutzigten Leib Christi essen, und sein vergossen Blut trincken? Antwort: Es heißt nicht allein mit gläubigem Herten das ganze Leiden und Sterben Christi annehmen, und dardurch Vergebung der Sünden und ewiges Leben bekommen; Sondern, auch darneben durch den H. Geist, der zugleich in Christo und in uns wohnet [b], also ... Anmerkung [b] Joh. 6/63. I. Cor. 12/13.
- 61 Die folgenden Fragen stehen ursprünglich nicht im Heidelberger Katechismus, insbesondere nicht in der Ausgabe, die 1717 in Heidelberg gedruckt wurde (s. Anm. 58). Sie sind offenbar aus einer französischen Ausgabe übernommen, wie z.B. Catechisme de Heidelberg, Avec une courte Explication par Demandes & par Reponses ... Chez Adrien Beman MDCCVII, wo die Frage 80 S. 225f. steht. Dieser Katechismus ist in sieben Sektionen aufgeteilt, die jeweils mehrere der 128 Fragen und Antworten des deutschen Heidelberger Katechismus umfassen, darauf aber einen wesentlich umfangreicheren „Eclairicissement“ aus weiteren Fragen und Antworten folgen lassen.
- 62 Verweis auf die Erklärung am Ende dieses Absatzes.
- 63 „n“ ist Schreibfehler für „ii“.
- 64 Freundliche Mitteilung von Prof. Dr. Walter Berschin.
- 65 Siehe Drüll (wie Anm. 42), die Professoren Mathias Hoenicke SJ, S. 69f., Daniel Flender SJ, S. 36, Hermann Flender SJ, S. 36f. und Johannes Conrad Masset SJ, S. 98f.
- 66 Eckart Würzner: Grußwort, in Frieder Hepp und Hans-Martin Mumm (Hgg.): Heidelberg im Barock (Begleitband zur Ausstellung), Heidelberg 2009, S. 7.

Kaltërina Latifi

„verbotenes Recht“

Heinrich Eberhard Gottlob Paulus' Auseinandersetzung mit dem Duell (samt eines Heidelberger Fallbeispiels)

1828 publizierte der evangelische Theologe und Pädagoge Heinrich Stephani (1761–1850) in Leipzig eine Schrift¹ über das Duellwesen seiner Zeit. Stephani war ein bekennender Duellgegner und angeblicher Urheber der in Jena 1791–1793 entstandenen „Chocoladisten“-Bewegung.² In dieser Schrift mit dem Titel „Wie die Duelle, diese Schande unsers Zeitalters, auf unsern Universitäten so leicht wieder abgeschafft werden könnten“ deklariert Stephani das Duell als ein Unwesen, das auf dem „ersten Sitze der Wissenschaften und der Kantianischen Philosophie zu finden [sei], wo die jungen Leute, zu solcher philosophischen und moralischen Bildung gediehen, die Lächerlichkeit und Unsittlichkeit des Zweikampfes klar erkennen müssten“. Darin läge ein Widerspruch, oder, wie er selber schreibt, ein notwendiges Übel, das er nicht hinzunehmen gewillt war. Stephani entwarf Pläne zur Abschaffung von Duellen und unterstützte die Ehrengerichtsbewegung: Anstelle der Duelle sollte ein studentisches Ehrengericht über Beleidigung und Wiederherstellung der Ehre entscheiden.

Als Reaktion auf diese Schrift erschien im selben Jahr in Heidelberg das Buch von Eberhard Gottlob Paulus (1761–1851): „Wider die Duellvereine auf Universitäten und für Wiederherstellung der Akademischen Freiheit.“³ Paulus war ab 1789 zunächst als ordentlicher Professor für orientalische Sprachen in Jena tätig, wechselte anschließend auf den Lehrstuhl für Dogmatik und Exegese, bis er 1803 Jena verließ, um dem Ruf des Kurfürsten von Bayern nach Würzburg zu folgen, wo er als Professor der Theologie und als Landesdirektionsrat wirkte. Bereits während seines Studiums der Philosophie, Geschichte und Theologie im Tübinger Stift (1779–1784) widmete er sich aber auch mathematischen Studien und setzte sich u. a. mit den Schriften der evangelischen Theologen Johann Salomo Semler und Johann David Michaelis auseinander. In dieser Zeit näherte er sich einer rationalistischen Anschauung: „Was nicht mit mathematischer Gewißheit sich beweisen läßt, ist auch religiös und sittlich unwahr“.⁴ Dementsprechend beschränkten sich Paulus' Interessen nicht auf theologische Themen; sie dehnten sich „mehr und mehr auch auf politische und allgemeine Tagesfragen“ aus. In seinen späteren Jahren, da „die akademische Lehrthätigkeit abnahm [und] seine literarische Fruchtbarkeit“ zunahm, widmete er sich immer stärker der aktuellen politischen Situation; er publizierte vorwiegend Streit- und Flugschriften über Tagesfragen.⁵ 1811 wurde er zum Professor der Theologie und Philosophie – mit dem zusätzlichen Titel eines Geheimen Kirchenrates – an der Universität Heidelberg ernannt, wo er bis 1844 lehrte.

Bereits der Titel des Buches weist auf Paulus Grundthese hin: Jene Vereine, die von ihren studentischen Mitgliedern verlangen, eine Beleidigung mit einem Duell zu beantworten, um dadurch ihre Ehre wiederherzustellen, gefährden die akademische Freiheit – denn das „Akademische Freiseyn eines Jeden beruht wesentlich darauf, daß,

da die Akademische Obrigkeit ohnehin eine Herrscherin weder seyn will noch kann, auch jeder Einzelne sein eigener Herr bleibe und keinen ihn dominierenden Corporationsgeist von Seinesgleichen anerkenne“⁶ – und nicht die Studentenverbindungen im Allgemeinen. Es handelt sich dabei also nicht um eine gänzliche Ablehnung jeglichen Studentenlebens, sondern um die Beseitigung des Schlägers.

Der Philosoph Johann Gottlieb Fichte nannte den Schläger an der Universität einen nichtstudierenden Studenten.⁷ Seiner Ansicht nach würde die Universität durch diese „bekannte Menschenart, die, da sie in der That nichts ist, und in den übrigen menschlichen Verhältnissen nirgends geduldet wird, sich für Studierende ausgiebt, und sich an die Universitäten anschließt“,⁸ in ihrem Wesen gefährdet. Dass das Duellieren in einem immer größeren Ausmaß die Übermacht des Schlägers andeutete und dies das innerakademische Leben in Frage zu stellen schien, zeigt der Brief des letzten kurpfälzischen Prorektors der Universität Heidelberg Daniel Wilhelm Nebel von 1802 an die Kollegien: „Auf die Anzeige, daß das äußerst schädliche und statutenwidrige Duellieren unter den Akademikern hier igt mehr als jemals üblich sei, hat der akademische Senat beschlossen: an alle Collegien verkündigen zu lassen, daß alle jene, die entweder zum Duell herausfordern, oder auf die Herausforderung sich stellen, auch als Secundanten dabei erscheinen, oder sonstige Dienste hierbei leisten, bei dessen Entdeckung, ohne weiteres auf der Stelle von der Universitaet relegirt werden sollen.“⁹ Dass dieser Aufruf nicht die erwünschte Konsequenz hatte, nämlich die Senkung der Duellraten, und das Problem damit nicht überwunden war, zeigen weitere, immer wiederkehrende Aufrufe des Senats, dass „das in den akademischen Statuten verbotene Duellieren jeder Art“ untersagt sei.¹⁰ Paulus' Mitwirkung innerhalb der universitären Duelldiskussion lässt sich anhand der im Heidelberger Universitätsarchiv überlieferten Rektoratsakten erkennen.¹¹

So taucht er beispielsweise 1825 als Mitunterzeichner des von Carl Joseph Anton Mittermaier erfassten Gutachtens an das Kuratorium zu Freiburg/Br. bezüglich der zu behandelnden Duellgesetze (der Bestrafung von „Secundanten und ärztlichen Assistenten bei Duellen“¹²) auf. Im selben Jahr erscheint sein Name unter einem Antrag Mittermaiers, der wegen eines „höchst unwürdig[en] Subiect[s]“ zu einer Abstimmung unter den „Herrn Kollegen“ aufruft: Der Student Weber soll von der Universität verwiesen werden, zwar nicht wegen eines Duells, aber immerhin wegen betrügerischen Benehmens, er hatte offenbar „das Vergehen der Erpressung [eines Antiquars] verübt“.¹³ Im selben Zusammenhang sind drei weitere Dokumente zur Duellthematik innerhalb des akademischen Lebens in Heidelberg überliefert, alle aus dem Jahre 1831 (drei Jahre nach der Veröffentlichung seiner Schrift „Wider die Duellvereine“), worin Paulus als Mitunterzeichner erscheint:

(1) 15. April 1831, Schreiben des damaligen Prorektors Leopold Gmelin, indem er ein zwei Tage vorher stattgefundenes Duell zwischen den Heidelberger Studenten Sprengel und von Othegraven meldet: „Was zur Minderung des Duellunfuges noch ferner zu thun sein wird, kann wohl mündlichen und weisen Berathungen vorbehalten bleiben, und so scheint es mir rathsam, darüber bei Ihnen, hochverehrte Herrn! anzufragen, ob vielleicht jetzt sogleich in Bezug auf diesen traurigen Vorgang, der uns zu nachdrücklichen Vorkehrungen auffordern muß, irgendetwas geschehen könne, was

ich etwa sonst zu übersehen in Gefahr sein möchte.“¹⁴ Darunter findet sich ein eigenhändiger Vermerk Paulus’.

(2) 29. April 1831, Schreiben des engeren Senats die Disziplin der Studenten betreffend, insbesondere auf die Problematik des Duells in Verbindung mit den Studentenvereinen eingehend. Gmelin, Thibaut, Muncke und Paulus sind die Unterzeichner.¹⁵

(3) 4. Mai 1831, Antrag „die zur Verhütung der Duelle zu ergreifenden Maaßregeln betre[ffend]“. Von denselben unterschrieben.¹⁶

Im ersten Teil seiner Schrift¹⁷ geht Paulus zunächst in zehn Punkten auf eine ontologisch-teleologische Analyse des Duells ein (dabei sich immer auf Stephani beziehend), um daran anschließend in drei Untergliederungen: (a) das akademische Duellieren von dem Militärischen abzuheben, (b) die Frage zu stellen, was „für unsre Zeit überflüssiger, als die ganze Akademische Fechterkunstanstalt“¹⁸ sei und um abschließend festzustellen, dass (c) die Duellanten-Gesellschaften (die Duellvereine) dem Studentenehrenwort im eigentlichen Sinn widersprechen. Dieses Ehrenwort wird der Universität bei der Immatrikulation gegeben: Man gibt sein Wort, dass man die akademischen Statuten einzuhalten gewillt ist. Durch die Praxis des Duellierens wird die ehrenwörtliche Erklärung, die somit zu einem Versprechen mutiert, jedoch widerrufen, also ungültig gemacht: Das gegebene Wort wird gebrochen.

Bei Paulus wird das Duell analog zur Selbstrache erwähnt. Wer zum Zweikampf herausfordert („pro-vocatio ad duellum“), will sich wegen eines ihm angetanen Leides rächen. Eine Provokation bzw. Forderung ist ein vorangehendes Moment, das gegenwärtig auf ein zukünftig stattfindendes Treffen hinweist. Der Gegner (hier der beleidigte Beleidiger) wird vorgerufen und auf den Kampf hingewiesen. Es wird ihm die Möglichkeit der Selbstwehr gegeben. In der Rache ist „die Begierde, eine Beleidigung eigenmächtig zu ahnden“,¹⁹ vorhanden. Aber nur wenn herausgefordert wird, wenn der Gegner eingeweiht wird, wenn er von der „Rache“ des Herausforderers weiß, kann der Zweikampf als Duell bezeichnet werden. Der Handlungsablauf eines Duells ist konventionell geprägt und festgelegt.

Er wird nach strikten Regeln vollzogen: „Ein ‚Grund‘, auch schon das subjektive ‚Gefühl‘ einer Ehrverletzung oder der Wunsch nach Prestigegewinn durch ein Duell lösen die beleidigende Äußerung [...] von A aus; B tilgt diese in seiner Replik mittels einer ‚Avantage‘ und bringt damit A in ‚Desavantage‘, d. h. A muß fordern und nach beendetem Duell Satisfaktion ‚nehmen‘ (während B sie ‚gibt‘)“.²⁰ Im Gegensatz dazu eine Rencontre: „Insgemein wird es auch gesagt von zweyn, die ohne ordentliches Ausfordern allein bey einer Begegnung zur Wehr greiffen, und handgemein werden.“²¹ Der unmittelbare Angriff ist kein Duell, er ist eine unüberlegte, ungeplante, in der Heftigkeit des Gemüts²² durchgeführte Attacke. Der Wille des anderen ist ohne Bedeutung: Er möge sich wehren oder nicht; es zählt nur die eigene Wut, die in der Handlung spontan ausgelebt wird. Nicht durch das Weiterwirken der Gottesurteile, der sogenannten Ordalien, sind die „jetzigen akademischen Duelle“²³ zu erklären, so Paulus: Das Duell hat einen anderen Ursprung. Es ist für ihn eine Konsequenz des Dreißigjährigen Krieges. Für diese Behauptung stützt er sich auf die Tatsache, dass obwohl „nach dem Muster der Pariser Universität seit dem zwölften Jahrhundert die zahlreich akademisch Studirenden bekanntlich in Nationen oder natürliche Landsmann-

schaften getheilt und größtentheils in besondere Wohngebäude, ‚bursae‘ genannt [deswegen ‚Bursche‘], vereinigt waren, [...] so blieb doch [...] sowohl in diesen Bursen, als bei den einzeln wohnenden Studenten der Zweikampf unbekannt“.²⁴ Gleich unmittelbar nach Beendigung des Krieges wird vom brandenburgischen Kurfürsten eines der ersten Duellmandate erlassen; die Duelledikte und -mandate häufen sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.²⁵

Obwohl die Studenten sich innerhalb einer Universität in Gruppen, vorwiegend Landsmannschaften, organisierten, bestand bis zum Dreißigjährigen Krieg laut Paulus keine Gefahr für die sog. akademische Freiheit. Paulus differenziert zwischen der äußeren Freiheit, da „Du Dich von der Willkühr Anderer nachschleppen lässtest, wohin der Autoritätsglaube an den Burschencomment Dich schleppen und ziehen mag“, und der eigentlichen – weil inneren – akademischen Freiheit: Jener Student, „welcher alles nach seiner eigenen Überlegung thun kann, was nicht die Pflicht, und die Wohlanständigkeit, und die Gesetze ihm untersagen“. Die wahre Freiheit ist keine unbedingte, sie gründet auf Gesetzen, die „nichts, als das nothwendigste verordnen“, damit die Handlung aus einer subjektinternen Grundüberlegung motiviert ist.²⁶ Diese bedingte akademische Freiheit kann nur von einer unbedingten der Machtvorstellung fremden Universität gewährleistet werden.²⁷ Ein solches notwendiges Gesetz von Seiten der Universität ist die Gewährleistung der „Unabhängigkeit jedes einzelnen Immatriculierten von jedem Seinesgleichen“.²⁸ Sie ist die Voraussetzung für ein freies, eben nicht von außen, nicht von Dritten erzwungenes oder beeinflusstes Handeln innerhalb der universitären Einrichtung. Die das Duell bejahenden Studentenverbindungen jedoch repräsentieren per se eine Einschränkung der akademischen Freiheit: Sie widersetzen sich den Statuten und schaffen eine strikte der Studentenschaft immanente Hierarchie, welche die Rede von der Unabhängigkeit ad absurdum führt.

Während des lang andauernden Krieges wurden bestehende gesellschaftliche Strukturen zerstört: „Unter den Verwirrungen jenes zügellosen Zustandes aus den wilden Rotten zusammengetriebener Söldner hat sich diese Widersinnigkeit in die Anstalten eingedrängt, welchen die Waffen fremd, der Uebermuth der Gesetzlosigkeit entehrend, und nur der edle, freie Studienzweck eines jeden Einzelnen rühmlich seyn sollte.“²⁹ So tauscht der Student das Buch mit dem Säbel; er verfehlt damit den Zweck seiner Studienzzeit. Anstatt ein freies eigenständiges Denken anzustreben, überlässt er sich der scheinbar freien Zufälligkeit des Zweikampfes. Darin sieht Paulus einen markanten Rückschritt; die aufgeklärte Epoche fällt weit hinter jene des Mittelalters: Das Gottesurteil beispielsweise impliziert einen Glauben an den von Gott hervorgebrachten Rechtsentscheid. Die zwei Kämpfenden stehen alleine vor Gott, das Resultat des Zweikampfes ist ein Urteil Gottes, dieser selbst wird „den Strafwürdigen finden und züchtigen“. Wenn sich die Duellanten nun dem unparteiischen akademischen Ehrengericht entziehen, um die Auflösung des Zwists dem Zufalle zu überlassen, handeln sie gegen alle Vernunft: Spöttisch notiert Paulus in einer Fußnote: „Ist es nicht kläglich, daß Gebildete und Bildungsfähige im neunzehnten Jahrhundert nicht einmal so weit sind wie der Schwabenspiegel. Dieser hofft doch das Recht noch von Gott; unsere Duellanten hoffen es vom Zufall.“³⁰

Im Universitätsarchiv Heidelberg ist ein handschriftlicher Vermerk Paulus' auf der Rückseite eines Schreibens des damaligen Prorektors Leopold Gmelin vom 15. April 1831 überliefert, in welchem ein zwischen den Studenten Albrecht Friedrich Sprengel und Moritz von Othegraven stattgefundenes Duell thematisiert wird. Gmelin meldet darin den baldigen Tod des letzteren; von Othegraven sollte auch einer der „im Duell gefallenen“³¹ werden:

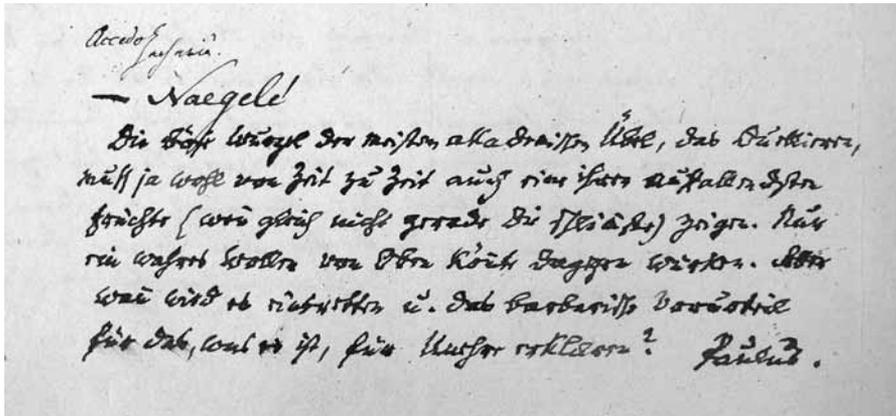
Hochzuverehrende Herrn Collegien!

Der beklagenswerthe Ausgang eines vorgestern zwischen Stud. Sprengel und Stud. von Othegraven vorgefallenen Duells ist Ihnen vermuthlich schon auf andere Weise Kund geworden. Othegraven erhielt eine schwere Wunde in den Schenkel, die sogleich die größte Besorgniß erweckte, und nachdem es gestern Morgen etwas besser zu werden geschienen hatte, verschlim[m]erte sich der Zustand späterhin in dem Grade, daß heute keine Hoffnung der Rettung mehr übrig bleibt und der baldige Tod des Verwundeten zu erwarten ist. Die größtentheils beendigte Untersuchung hat es außer Zweifel gesetzt, daß die Verwundung mit der eigenen Waffe des Verletzten geschah, die ihm der Gegner mit einem starken Hiebe nach innen in das linke Bein trieb. Der Stud. Sprengel, welcher Alles offen gestand, sowie die Secundanten und Zeugen, sind im Carcer. Die Sache berührt den engeren Senat in Ansehung der Urtheilsfällung gar nicht, da sie nach § 28 No. 1 der Gesetze dem Hofgerichte zugehört. Beide Secundanten (von Clopmann u. von Herzele) sind zwar keine Studenten, aber das Oberamt ist damit völlig einverstanden, daß sie im Carcer fernerhin detinirt werden dürfen, wohin sie in der Nacht einstweilen gebracht worden waren. Die Anzeige an das Kuratorium habe ich sogleich vorgestern erstattet. Was zur Minderung des Duellunfuges noch ferner zu thun sein wird, kann wohl mündlichen und weisen Berathungen vorbehalten bleiben, und so scheint es mir rathsam, darüber bei Ihnen, hochverehrte Herrn! anzufragen, ob vielleicht jetzt sogleich in Bezug auf diesen traurigen Vorgang, der uns zu nachdrücklichen Vorkehrungen auffordern muß, irgend etwas geschehen könne, was ich etwa sonst zu übersehen in Gefahr sein möchte.

Heidelberg, 15 Apr. 1831. [Unterschrift: Carl Daniel Heinrich Rau] d[er] Z[eit] Prorector

Das Duell zwischen Sprengel und von Othegraven fand am 13. April 1831 statt. Es handelte sich mit großer Wahrscheinlichkeit um ein Säbelduell, wobei anzunehmen ist, dass auch der körperliche Kontakt (stoßen, schlagen, ziehen, etc.) erlaubt war. Dies würde erklären, warum Sprengel an die Waffe des Gegners kommen konnte (vielleicht gar musste) und beim entscheidenden Stoß nicht die eigene benutzte, die er möglicherweise im Kampf fallen gelassen hatte. Die Handlungsmöglichkeit der Universität war begrenzt; die ersten Ermittlungen wurden von ihr initiiert und die damit verbundenen Verhaftungen und Einschließungen im Karzer fielen in ihre Kompetenz. Die eigentliche Gerichtsbarkeit lag aber beim Hofgericht in Karlsruhe. Welche Strafe ausgesprochen wurde, ist in der vorliegenden Rektoratsakte nicht überliefert. Mit Erstaunen kann jedoch festgestellt werden, dass Albrecht Friedrich Sprengel³² in den kommenden Semestern nach dem Duell weiterhin als Immatrikulierter aufgelistet wird, was wiederum gegen eine Relegation spricht. Ist dies der Fall, so kann auch ausgeschlossen werden, dass Sprengel wegen dieses Duells und der damit verbundenen Konsequenz (Tötung eines Mitstudenten) zur Rechenschaft gezogen worden ist. Wäre er angeklagt und vom Gericht verurteilt worden, hätte er notgedrungen auch von der Universität relegiert werden müssen.

Unter der Meldung liegt folgender Kommentar von Paulus vor:



Accidit
- Naegeli
Die böse Wurzel der meisten akademischen Übel, das Duelliren,
muss ja wohl von Zeit zu Zeit aus sich selbst heraus
früchte (wie gleich nicht gerade die Heiligkeit) zeigen. Nur
ein wahres Wollen von Oben kö[n]nte dagegen wirken. Aber
was wird es nicht alles u. das barbarische Vorurteil
für das, was es ist, für Unehre erklären? Paulus.

„Die böse Wurzel der meisten akademischen Übel, das Duelliren, muss ja wohl von Zeit zu Zeit auch eine ihrer auffallendsten Früchte (wen[n] gleich nicht gerade die schlim[m]ste) zeigen. Nur ein wahres Wollen von Oben kö[n]nte dagegen wirken. Aber wan[n] wird es eintreten u. das barbarische Vorurteil für das, was es ist, für Unehre erklären?“

Wer sich duelliert, will seine Ehre retten, sie mit der mutwilligen Handlung wiederherstellen, indem er sein eigenes Leben riskiert und dem Zufalle überlässt, denn „nicht der Ausgang des Kampfes entschied [...] darüber, ob die Duellanten Ehrenmänner waren, der Anerkennung ihrer sozialen Umwelt würdig, sondern das Faktum des Kampfes selber, der gleichsam läuternde, kathartische Wirkung zeitigte.“³³ Dass das Duell nur dann als Duell bezeichnet werden kann, wenn die Ehre ein grundlegendes Motiv für die Verabredung und gegenseitige Einwilligung zum Zweikampf ist, erwähnte bereits Hugo Hälschner. Dabei ist nicht ausschlaggebend, ob das als Beleidigung empfundene (gleich subjektiv) Gesagte oder Getane auch „im gesetzlichen Sinn des Wortes [objektiv] vorliegt“.³⁴

Paulus kehrt die verbreitete Vorstellung um; er sieht aus anderer Perspektive: Wer sich duelliert, ist unehrenhaft. So wird das Wesen des Duells zu einem sich immanent Widersprechenden, denn der Duellierende glaubt, mit seiner Tathandlung seine Ehre wieder herzustellen zu können und befleckt sich zugleich mit eben dieser scheinbaren Ehrhandlung. Er wird zum Unehrenhaften. Die Zielbewegung – hin zur Ehre – wirkt entgegengesetzt. Paulus erennt das Duellieren zur bösen Wurzel der akademischen Übel. In seiner Schrift über die Duellvereine erscheint das „Duelliren als eine ‚heillose Frucht‘ des dreißigjährigen (Jesuiten-)Kriegs“.³⁵ Nun hat diese Frucht sich verselbständigt. Sie ist nicht mehr die Konsequenz eines langjährigen Krieges, sondern stellt selber ein Ursprüngliches dar, das die auffallendsten Früchte trägt. Tatsächlich findet hierbei eine Verkehrung der alltäglichen Vorstellung statt, denn als selbstverständlich gilt der Bezug von Ehre (verletzt durch eine Beleidigung) und Duell (Wiederherstellung der verletzten Ehre). Wenn das Verhältnis (des Einzelnen und der Gesellschaft) zum Duell sich aber als ein barbarisches Vorurteil erweist, so entpuppt sich das Duellieren als ein falsch geschlossenes Urteil, das der Duellant (ob Herausforderer oder Annehmer einer Herausforderung), beeinflusst von der innergesellschaftlichen Struktur, sich zu

fällen gezwungen glaubt: Etwas wird für etwas gehalten, was es nicht ist, dem eigentlich Unehrenhaften wird das Ehrenhafte zugesprochen. Paulus zweifelt nicht an der allgemeinen Umsetzung, sondern am wahren Wollen von Oben. Eine simple bestrafende Gesetzgebung genügt nicht, denn ein Gesetz gegen das Duell wäre nur dann durchzusetzen, so Mittermaier in seinen „Bemerkungen über Duellgesetze“, wenn „Vorurtheile oder eingewurzelte Meinungen“ – feige sei, wer sich nicht auf ein Duell einlasse – bekämpft werden; denn die „Schwierigkeit der Ausrottung des Duells wird um so größer, je mehr denjenigen, der dem Vorurtheile nicht Folge leistet, Nachteile treffen, die viel bedeutender sind, als die Duellstrafen“ des entsprechenden Landes. Auch Mittermaier spricht vom Duell als einem eigentlichen Vorurteil. Zu bekämpfen sei tatsächlich nicht das Duell an sich, sondern der „Zwang zum Duell“.³⁶

Dass die Einwilligung als substantieller Bestandteil des Duells angegeben wird, muss nicht notgedrungen mit dem Wollen der Duellanten gleichgesetzt werden. Hälschner differenziert zwischen (ein)willigen und wollen, wobei das erstere eine Zustimmung ist, aber keinesfalls eine Übereinstimmung mit dem Wollen des andern zu bedeuten hat, und das letztere eben ein bewusst zielgerichtetes Handeln fordert. Wer will, ist motiviert und fühlt sich aus eigenen Stücken dazu veranlasst. Wer einwilligt, kann ohne das Eingewilligte zu wollen, sich auf den Handlungsablauf einlassen, und das aus Gründen, die außerhalb seiner selbst liegen; man willigt ein aus einer äußerlichen Motivation heraus: Man hat Angst, als „Schisser“³⁷ zu gelten.³⁸ In diesem Dilemma offenbaren sich zwei einander entgegengesetzte und zugleich entsprechende Konsequenzen: Wer nach den Gesetzen handelt und ein Duell ablehnt, wird gebrandmarkt, wer sich den Gesetzten widersetzt und zum Duell steht, wird bestraft.³⁹

So heißt es in einem auch von Paulus mitunterschiedenen Gesuch zur Wiederherstellung der alten Anzeigegebühr bei Duellen: „Obgleich wir nicht hoffen können, daß das auf den deutschen Hochschulen eingewurzelte Duellwesen durch äußere Veranstaltungen in kurzem gänzlich werde ausgerottet werden, so liegt es uns doch sehr am Herzen, den in der letzten Zeit hier höher gestiegenen Duellunfuge nachdrücklich zu steuern u. dadurch unsere Universität von der Wiederholung eines Unglücksfalles wie der, den wir kürzlich zu beklagen hatten, sowie vor öffentlichen Vorwürfen zu bewahren [...]“⁴⁰ Die Universität ist gewillt, dem vorzubeugen: „Das Anzeigen der Duelle ist factisch einem einzigen Oberpedellen zugefallen, der dabei ohne Contracte und Concurrenten steht“. Es sollte jedoch jeder Ober- und Unterpedell seine Zahlung erhalten, wenn er ein intendiertes Duell entdeckt und einschreitet, „wenn es schon im Vollzuge oder bereits vollzogen war“, und das Geschehen meldet. Erneut erscheinen „Einwurzelung“ und „eingewurzelt Sein“ als bildliche Parallele zur voreingenommenen Einstellung der Sozietät dem Duell gegenüber, wie sie bereits bei Paulus vorzufinden war. Die Einwurzelung ist tief, deswegen, so erklärt auch Stephani, wird das Duell in der öffentlichen Meinung dennoch als ein notwendiges Ehrenschilder anerkannt, obwohl es als töricht empfunden würde. Ebenso heißt es in dem u.a. von Paulus mitunterzeichneten Dokument vom 29. April 1831 über Duellgesetze und die hinsichtlich der Disziplin zu treffenden Maßregeln: „Das Duell beruht nun einmal auf einem Jahrhunderte hindurch eingewurzelten Vorurtheile, dem selbst in Deutschland, wo es durchgehend und zum Theil bei strengen Strafen verboten ist, dennoch ganze Stände, wie

der Adel und das Militair, fortwährend huldigen. Diese Erfahrung dürfte es schon nicht zweifelhaft lassen, was wir von strengen Duellgesetzen zu erwarten haben.“⁴¹ Die Paradoxie liegt in einer ursprünglichen Vor-Entscheidung; das gegenwärtig ausgesprochene Urteil (über jemanden) herrscht im Vorurteile, auf welchem die Ehre basiert.⁴² Einmal ausgewachsen, ist die Wurzel unwiderruflich entfaltet; was die Wurzel nährt, bestimmt das Vorurteil.

Das Problem lässt sich in einem „double-bind“-artigen Verhältnis erläutern, das in den Akten im Zusammenhang eines anderen Duellfalls genannt wird: Sich zu duellieren, ist ein verbotenes Recht.⁴³ Die Worte oder Handlungen des sich im Recht Befindenden stimmen „mit der Sache selbst, mit der Wahrheit überein“, oder es heißt nichts anderes, als „daß jemandes Worte oder Handlungen dem Gesetze, der Vorschrift, der Billigkeit u.s.f. gemäß seyn“.⁴⁴ Verboten ist es, weil es nur in der ersten Hinsicht als das sich auf die Wahrheit Beziehende bezeichnet werden kann: individuell, in der Mikrostruktur, ist es mein Recht. Aus der Allgemeinheit gesprochen, innerhalb eines Rechtsstaates, ist dieses Duellrecht dem Wesen nach kein Recht, denn das Recht der Bestrafung liegt allein in den Händen der Justiz: Weder Rechtsentscheid noch Exekution können dem Zufall des Duells überlassen werden. In beiden Beziehungen (das Recht zum Verbot, das Verbot zum Recht) heben sich die zwei Einheiten gegenseitig auf: Ist das Duell ein Recht, so kann es nicht verboten werden, ergo ist es ein Recht und kein Verbot. Ist das Duell verboten, so kann es keinesfalls ein Recht des Bürgers sein, ergo ist es ein Verbot und kein Recht. Und in genau demselben „circulus vitiosus“ agiert der Staat, agieren jene „von Oben“. In dieser hierarchisch aufgebauten Wirkungsmacht ist der König oder Regent der Oberste, und Paulus expliziert, „daß ein einziges kräftiges Wort des Königs und jedes Landesregenten die Polizei allwissend genug machen kann, um alles Akademische Duelliren zuverlässig zu verhüten“. So fehlt die konsequente Durchführung des Verbotes und der Strafe bei Nichteinhalten des Duellverbots. Paulus fragt, was schlimmer und verderblicher sei, als ein „immerwährendes Verboten, Strafandrohen, Verurtheilen“,⁴⁵ wenn trotz alledem die Milderung erfolgt, wenn jeder Einzelfall als Ausnahme geregelt wird.

Im bereits erwähnten Schreiben über die Gesetze als Maßregelung der Disziplin wird gesagt, dass die meisten akademischen Gesetze gar nicht die Abschaffung der Duelle als Ziel hätten, sie seien „offenbar nur darauf berechnet, die Duelle weniger häufig und unschädlich zu machen“,⁴⁶ aber keinesfalls das Wesen des Duells – also sein Ursprüngliches: das Vorurteil – zu tilgen. Paulus will die Wurzel des Übels erforschen: was die Wurzel nährt und sie in diese Zwiespältigkeit hineinwachsen lässt. Er fordert die gründliche Heilung der Krankheit, nicht nur eine lindernde Maßnahme. Nicht lindernd soll das Wirken von Oben sein, sondern im Ursprung reinigend: den Widerspruch des verbotenen Rechts auflösend.

Anmerkungen

- 1 Heinrich Stephani: Wie die Duelle, diese Schande unsers Zeitalters, auf unsern Universitäten so leicht wider abgeschafft werden könnten, Leipzig 1828.
- 2 Carl Schüddekopf: Ein Gutachten Goethes über Abschaffung der Duelle an der Universität Jena, in Goethe-Jahrbuch, hg. v. Ludwig Geiger, Bd. 19, 1898, S. 20–33, hier S. 32. „Chocoladisten“ wurden die Anhänger der Ehrengerichtsbewegung genannt, weil sie (angeblich) die Streitigkeiten lieber bei einer Tasse Schokolade schlichteten und dabei auf Duelle verzichten wollten.
- 3 Heinrich Eberhard Gottlob Paulus: Wider die Duellvereine auf Universitäten und für Wiederherstellung der Akademischen Freiheit. Nebst Privat-Notizen und Betrachtungen über die neusten Anmassungen der Duellvereine auf der Universität Heidelberg; Heidelberg, 1828 [= H. E. G. Paulus]. Der Text war vorab erschienen in: Sophronizon. Eine unparteiisch-freimüthige Zeitschrift, das Besserwerden in Kirche, Staat und Wissenschaftlichkeit bezweckend, hg. von H. E. G. Paulus, Bd. 10, Heft 4, 1828, S. 1–84, unter dem Titel: Ueber Akademische Duellanten-Vereine und Wiederherstellung Akademischer Freiheit. Mit Beziehung auf D. Stephani: Von Abschaffung der Duelle.
- 4 Julius August Wagenmann: Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob, in Allgemeine Deutsche Biographie (ADB), Bd. 25, Leipzig 1887, S. 287–295, hier S. 287. Diese allgemeineren Informationen über Heinrich Eberhard Gottlob Paulus' Leben sind ADB und Wolfgang Schenk: Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob, in Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon (BBKL), Bd. 7, Herzberg 1994, entnommen. Siehe auch Christoph Burchard: H. E. G. Paulus in Heidelberg (1811–1851), in Semper Apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386–1986, hg. v. Wilhelm Doerr, Bd. 2, Heidelberg u.a. 1985, S. 222–297. Siehe dazu auch Dagmar Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon Bd. 3, 1933–1986, Berlin u. Heidelberg 2009, S. 201.
- 5 Alle Zitate aus Wagenmann: Paulus (wie Anm. 4), S. 291.
- 6 H. E. G. Paulus, S. 19.
- 7 Johann Gottlieb Fichte: Ueber die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit. Eine Rede beim Antritte seines Rektorats an der Universität zu Berlin den 19ten Oktober 1811 gehalten von J. G. Fichte, Berlin 1812, S. 25.
- 8 Ebd., S. 11.
- 9 UAH, RA 7975, (26. März 1802).
- 10 UAH, RA 7975, (23. Dezember 1802).
- 11 Untersucht wurden alle zum Duell und für den bestimmten Zeitraum (Paulus war von 1811–1845 an der Universität Heidelberg tätig) in Frage kommenden Akten: UAH, RA 5497 (Disziplinarsachen 1834–1838), RA 5498 (Disziplinarsachen 1838–1841), RA 5500 (Disziplinarsachen von Studenten 1836–1842), RA 5539, RA 5542, RA 7540, RA 7613 (Handhabung der Polizei 1808–1816), RA 7924, RA 7945, RA 7946 (Rekurse gegen amtliche Erkenntnisse 1832–1840), RA 7954 (Beschwerden und Gesuche in Disziplinarsachen 1807–1827), RA 7959, RA 7975.
- 12 UAH, RA 7924 (23. April 1825). Mitunterzeichner sind Thibaut, Gmelin und Muncke.
- 13 UAH, RA 7954, Handschrift vom 20. Mai 1825. Mitunterzeichner sind Daub, Gmelin, Muncke.
- 14 UAH, RA 7924 (15. April 1831).
- 15 UAH, RA 7945 (29. April 1831).
- 16 UAH, RA 7924 (4. Mai 1831).
- 17 Der erste Teil der Schrift, S. 1–51, trägt den Haupttitel „Wider die Duellvereine auf Universitäten und für Wiederherstellung der Akademischen Freiheit; im zweiten Teil seiner Arbeit, S. 51–84, notiert Paulus eigene „Betrachtungen über die neusten Anmassungen der Duellvereine auf der Universität Heidelberg“. Auf diese wird hier nicht eigens eingegangen.
- 18 Ebd., S. 36.
- 19 Johann Christoph Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen, 2. Aufl. Leipzig 1793–1801, Bd. 3, Sp. 907, s. v. die Rache.
- 20 Georg Objartel: Die Kunst des Beleidigens. Materialien und Überlegungen zu einem historischen Interaktionsmuster, in: Gespräche zwischen Alltag und Literatur, hg. von Dieter Cherubim, Helmut Henne und Helmut Rehbock (Tübingen 1984), S. 94–122, hier: S. 104f.
- 21 Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universallexikon Aller Wissenschaften und Künste (1732), Bd. 31, S. 306, s. v. rencontre.

- 22 Ute Frevert: Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1991, S. 31f.
- 23 H. E. G. Paulus, S. 3.
- 24 Ebd., S. 5.
- 25 Frevert: Ehrenmänner (wie Anm. 22), S. 29. Frevert verweist hier auf Eduard Fleck: Die Verordnung über die Ehrengerichte im Preußischen Heere und über die Bestrafung der Offiziere wegen Zweikampfs, 3. Aufl., Berlin 1865.
- 26 Alle Zitate aus H. E. G. Paulus, S. 16.
- 27 Siehe Jacques Derrida: Die unbedingte Universität, Frankfurt am Main 2001, S. 16: „Weil sie der Macht fremd, dem Machtprinzip gegenüber heterogen bleibt, verfügt die Universität auch über keine Macht.“
- 28 H. E. G. Paulus, S. 28.
- 29 Ebd., S. 10.
- 30 Ebd., S. 3.
- 31 UAH, RA 7945 (13. März 1855). Zitiert aus einem Schreiben des Ministeriums des Innern an das akademische Direktorium der Universität Heidelberg bezüglich der feierlichen Beerdigung des im Duell gestorbenen stud. jur. Specht.
- 32 Gustav Toepcke (Hg.): Die Matrikel der Universität Heidelberg. 7 Bde., Heidelberg 1884–1916), Bd. 5, S. 443: Albrecht Friedrich Sprengel aus Rostock, mit 19 Jahren immatrikulierte er sich im Wintersemester 1830 an der Universität Heidelberg für ein Jurastudium.
- 33 Frevert: Ehrenmänner (wie Anm. 22), S. 29.
- 34 Hugo Hälschner: Der Tatbestand des Zweikampfes und das studentische Schlägerduell, in Gerichtssaal, Bd. 34, 1882, S. 1–28, hier S. 6.
- 35 H. E. G. Paulus, S. 6
- 36 Carl Joseph Anton Mittermaier: Bemerkungen über Duellgesetze und den Zusammenhang derselben mit den Gesetzen über Ehrenverletzungen, in Neues Archiv des Criminalrechts, Bd. 3, 1819–1820, S. 436–452, hier S. 443 und 450.
- 37 In der studentischen Sprache bedeutet „Verschiss“ den Bann eines sich nicht zum Duell bekennenden Studenten, seine öffentliche Verachtung.
- 38 Hugo Hälschner: Der Zweikampf im Verhältnisse zu Tödtung und Körperverletzung, in Gerichtssaal Bd. 35, 1883, S. 161–181, hier S. 172–175. Vgl. Mittermaier: Duellgesetze (wie Anm. 36), S. 450.
- 39 Mittermaier: Duellgesetze (wie Anm. 36), S. 444.
- 40 UAH, RA 7924 (4. Mai 1831). Ob dieser hier erwähnte Unglücksfall auf das Duell zwischen den Studenten Sprengel und von Othegraven anspielt (zeitlich wäre der Fall ein kürzlich geschehener: am 15. April des Jahres), sei dahingestellt.
- 41 UAH, RA 7945 (29. April 1831).
- 42 „Das Urtheil anderer von unserer Vollkommenheit oder dem Guten, was wir an uns haben, ist es, was wir eigentlich Ehre nennen“. Vgl. Christian Wolff: Vernünftige Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen und insonderheit dem gemeinen Wesen. Bearbeitet, eingeleitet und herausgegeben von Hasso Hofmann, München 2004, S. 284–287.
- 43 Der Fall Max von Wedemeyer, der in einem Pistolenduell den Studenten Carl Riedel tötete, in UAH, RA 7441. Vgl. Heidelberger-Zeitung Nr. 87, 1875, S. 3.
- 44 Johann Christoph Adelung (wie Anm. 19), Bd. 3, Sp. 1001, s. v. Recht.
- 45 H. E. G. Paulus, S. 27 und 32.
- 46 UAH, RA 7945 (29. April 1831).

Wolfgang G. Nestler

Wohnquartier mit Eisenbahngeschichte

Heidelbergs Bedeutung für die Eisenbahntechnik wird im Rohrbacher Quartier am Turm deutlich

„Das ist kein Null-acht-fünfzehn-Baugebiet, das ist ein Stück Heidelberger Geschichte“, erinnerte im März 2003 Oberbürgermeisterin Beate Weber bei der Grundsteinlegung zum neuen Wohnquartier an die 1853 gegründete Fuchs Waggonfabrik¹, die seit 1902 ihren Standort in Rohrbach hatte. „Wir haben darauf bestanden, dass das Quartier ein Stück von seinem Charakter bewahrt. Wenn Mauern und Giebel zu sehen sind, bekommt man eine Ahnung davon, was sich da abgespielt hat.“ Auch bei der Namensgebung der Straßen wurde ein deutlicher Bezug zur Waggonfabrik gewünscht. So hatte der Gemeinderat bereits im Dezember 2002 beschlossen, die industrielle Technikgeschichte des Baugebiets in den Vordergrund zu stellen. Namensgeber für die neuen Erschließungsstraßen wurden deshalb bedeutende Techniker, Erfinder und Ingenieure wie Felix Wankel, Franz Kruckenberg, Konrad Zuse, Georg Mecktersheimer, Rudolf Hell und Freiherr Karl von Drais. Zur Verdeutlichung ihrer jeweiligen Bedeutung tragen die Straßenschilder neben dem Namen auch die dazu gehörenden Kurzbiografien. Hier werden die jeweils wichtigsten Heidelberger Leistungen auf dem Gebiet der Eisenbahntwicklung vorgestellt.

1. Beispielhafte Pionierleistungen

„Schienenzppelin“

Die Hauptstraße in der Mitte des Quartiers läuft in Nord-Süd-Richtung und trägt den Namen Franz-Kruckenberg-Straße. Franz Kruckenberg (Dipl. Schiffsbauingenieur, 1882 Uetersen bis 1965 Heidelberg), kam über den Luftschiffbau (Schütte-Lanz in Mannheim) als Eisenbahnkonstrukteur zum Schienenschnellverkehr. Er gründete 1924 die



Schienenzppelin von Franz Kruckenberg (1931 Märklin-Modell 3077) und zwei Gläserne Züge, von Georg Mecktersheimer (1953 rot/beige Märklin-Modell 37581, rechts unten, und 1971 olympi-afarben Märklin-Modell 37580, links unten) sind beliebte Eisenbahnmodelle. (Quelle: Nestler)

„Gesellschaft für Verkehrstechnik“ in Heidelberg, die u.a. den weltbekannten „Schienenzeppelin“ (1930/31) entwickelte. Der wurde jedoch dann nicht in Heidelberg, sondern in Hannover gebaut. Obwohl Franz Kruckenberg sein Ingenieurbüro in Heidelberg hatte, ließ er seine Konstruktionen für die Deutsche Reichsbahn nicht bei Heinrich Fuchs Waggonbau fertigen.

Der „Schienenzeppelin“, oder offiziell „Propeller-Experimental-Fahrzeug“ genannt, erzielte 1931 als Leichtbau mit einem Flugzeugmotor den absoluten Schienenweltrekord mit 230 km/h; ein Rekord, der 24 Jahre hielt. Dieses rund 25 Meter lange Fahrzeug, dessen Front mehr einem Flugzeug glich, bot Platz für maximal 40 Passagiere und wog dabei nur rund 20 Tonnen.

Es blieb ein Unikat und wurde als Versuchsfahrzeug noch einige Male umgebaut, jedoch wegen Untauglichkeit im Bahnalltag nie im Regelbetrieb eingesetzt und bereits 1939 verschrottet. Nachteile waren: es konnte nicht selbst rückwärts fahren, es machte mit seinen Rotorblättern in den Bahnhöfen zu viel Wind und es konnten ihm keine Waggons angehängt werden. Jedoch ist er bis heute Vorbild für alle nachfolgenden Schnelltriebwagen.

„Fliegender Hamburger“

Nach dem Schienenzeppelin entwickelte Franz Kruckenberg weitere Erprobungsfahrzeuge wie den Verbrennungstriebwagen VT 877 a/b mit unterschiedlichen Kopf- und Antrieben.

Im Jahr 1936 wurde ein Ergebnis als Schnelltriebwagen VT 137 150 a/b von Westwaggon in Köln-Deutz für die DRG gebaut. Er war nicht nur im Design erneut wegweisend, sondern neben dem bereits erprobten hydraulischen Strömungsgetriebe, der Wasser als Übertragungsmedium nutzte, bot er weitere technische Feinheiten wie Leichtbauweise und Luftfederung. Motor war ein Diesellaggregat von Maybach, das 600 PS leistete.



Der von Franz Kruckenberg konstruierte „Fliegender Hamburger“ übte soviel Faszination aus, dass er gleich zweimal auf Briefmarken erschien: 1932 und 2006 (Märklin-Modell 37770). (Quelle: Wikipedia).

Dieser Prototyp aller heutigen Triebzüge, erreichte bei einer Versuchsfahrt auf der Strecke Hamburg – Berlin 1939 seinen Geschwindigkeitsrekord von 215 km/h und war mit 128 km/h Durchschnittsgeschwindigkeit der schnellste Reisezug der Welt. Als Zeichen seiner Exklusivität wurde er wie die Wagen des „Rheingold-Zuges“ cremefarben und violett lackiert.

Nach 1945 verblieb der Schnelltriebwagen SVT 137 155 im Schadwagenpark der Reichsbahn der DDR, wurde 1958 ausgemustert und 1967 verschrottet. Ein Trieb-Drehgestell kann heute noch zusammen mit dem originalen Maybach-Motor im Verkehrsmuseum Dresden besichtigt werden.

Vielfach umgebaut oder ergänzt führen viele weitere Nachfolger bei der DB und in der DDR. Die bei der Deutschen Bundesbahn verbliebenen fünf Züge wurden durch die US-Army als Reise- und Repräsentationszug des jeweiligen amerikanischen Botschafters genutzt. Einer, der VT 08 608 801 (Spitzname: „Der General“) wurde 1973 in den TEE-Farben beige und rot lackiert, war bis 1990 im Einsatz und stand jahrelang im Gleisvorfeld des Heidelberger Hauptbahnhofs. 2007 wurde er dann von einer privaten Bahngesellschaft gekauft, blau/beige lackiert und wird heute von Karlsruhe aus eingesetzt.

„Senator“

Kruckenbergs Ideen sollten sich als langlebiger erweisen, als seine Fahrzeuge. Von der Baureihe VT 10.5 wurden in den Jahren 1953 und 1954 zwei Züge gebaut: der „Senator“ für den Tagverkehr und der nahezu gleich aussehende „Komet“ für den Nachtverkehr. Der Schnellverkehr-Pionier Franz Kruckenberg nutzte seine Erfahrungen aus dem Flugzeugbau und den Vorgängern Schienenzeppelin und Schnelltriebwagen SVT 137 155, um hohe Geschwindigkeiten durch extremen Leichtbau zu erzielen. Ein Gewicht von 0,92 t pro Sitzplatz ist ein unerreicht niedriger Rekord.

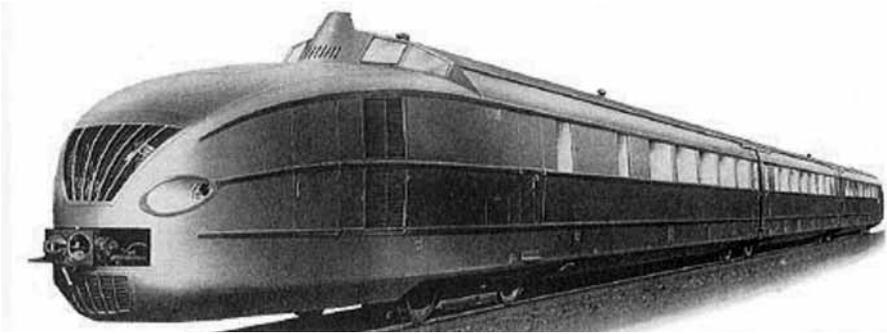


Die Ähnlichkeit der Triebköpfe aus den 30er Jahren (Schienenzeppelin) und den 50ern (Senator Märklin-Modell 39100, unten) ist verblüffend. (Quelle: Nestler)

Waren die Ursprungsversionen 120 km/h schnell, erreichten die späteren 160 km/h. Der Tagzug „Senator“ fuhr die Strecke Frankfurt (Main) – Hamburg, der Nachtzug „Komet“ Hamburg – Zürich. Das Konzept der Züge verursachte jedoch hohe Wartungskosten. Deshalb wurden die Züge bereits 1959, bzw. 1960 ausgemustert. Dann verschrottet, wird allein ein Mittelwagen noch von den Nürnberger Eisenbahnfreunden als Clubheim genutzt.

Trotz der Kurzlebigkeit der beiden Züge waren sie ein wichtiger Schritt in der Entwicklung der Schnelltriebzüge. Franz Kruckenberg's Idee des strömungsgünstigen Profils und die Leichtbauweise beeinflusst bis heute die Bauweise von Schnelltriebwagen. Bei „Senator“ und „Komet“ wird die Verwandtschaft zum „Schienenzeppelin“ allein optisch in der jeweiligen Frontgestaltung deutlich.

Besonders stilprägend für die nächsten Jahrzehnte war jedoch die Vorkriegs-Triebwagen-Variante 137 155 des „Fliegenden Hamburger“, die mit der von Franz Kruckenberg entwickelten markanten Front und seiner speziellen Triebwerksanordnung noch im Trans-Europ-Express (DB-Baureihe VT 11.5), dem Paradezug der DB, bis 1984 zu sehen war.



Nicht nur die Geometrie der Köpfe des VT 137 (1937) und TEE (1957, Märklin-Modell 37605, unten) ähneln sich, auch die Antriebstechnik ist prinzipiell gleich. (Quelle: Nestler)

„Gläserner Zug“

Der Techniker und Konstrukteur Georg Mechtersheimer (1880 Neustadt / Weinstraße bis 1972 Schriesheim) war Designer des „Gläsernen Zuges“ (vgl. Abb. unten auf dieser Seite), der in zwei Exemplaren von der Waggonfabrik Heinrich Fuchs (wagenbaulicher Teil) in Heidelberg und AEG (elektrische Ausrüstung) gebaut wurde.

Die beiden elektrischen Aussichtstriebwagen wurden 1933 von der Reichsbahndirektion München in Auftrag gegeben und sollten bald als „Gläserne Züge“ zu den Vorzeigebauwerken der DRG gehören.

Beide Triebwagen fuhren anschließend von München aus im Sonderverkehr auf den elektrifizierten Strecken Süddeutschlands und bald auch nach Österreich. Beliebte Angebote waren damals, wie auch nach dem Zweiten Weltkrieg, die „Karwendelrundfahrt“ oder die „Große Alpenrundfahrt“.

Der ET 91 02 wurde am 9. März 1943 bei einem Bombenangriff auf das Münchener Bahnbetriebswerk zerstört. Der verbleibende ET 91 01 wurde daraufhin nach Bichl evakuiert und überstand im dortigen Lokschuppen eingemauert unbeschadet den Krieg. Betriebsbereit wurde er nach dem Krieg von der Deutschen Bundesbahn übernommen.

Das Erscheinungsbild des Triebwagens hat sich, außer in einigen technischen Einzelheiten, im Laufe der Jahre vor allem im Anstrich geändert. Sind die Farbgebungen zur Reichsbahn-Zeit nicht genau belegt, so wurde er von der Deutschen Bundesbahn (DB) ab Dezember 1953 mit der Farbgebung rot/beige (ähnlich der TEEs) betrieben und bald danach als 491 001-4 bezeichnet. Bei der Anstricherneuerung im Dezember 1971 wählte man für den Triebwagen einen hellblauen Farbton (olympiablau/weiß-aluminium) in Anlehnung an die Farben der Olympiade in München und ab Juli 1986 erhielt er einen Anstrich in enzianblau/cremeweiß, der die bayerische Heimat des Gläsernen Zuges betonen soll.

Am 12. Dezember 1995 kollidierte ein österreichischer Reisezug in Garmisch-Partenkirchen mit diesem verbliebenen Triebwagen. Bei dem Frontalzusammenstoß wurde ein Reisender aus dem Gläsernen Zug getötet, 46 Personen aus den beiden Zügen zum Teil schwer verletzt und der Triebwagen irreparabel beschädigt. Seitdem nicht mehr



Die „Gläserne(n) Züge“ der DRG dienten dem Ausflugsverkehr in den landschaftlich besonders reizvollen bayerischen und österreichischen Alpen. (Quelle: Bahnpark Augsburg/ Verein Gläserner Zug)

fahrtüchtig wurde der Zug 1997 vom Verkehrsmuseum Nürnberg übernommen und steht seit Mai 2005 im Bahnpark Augsburg. Eine Restaurierung, bzw. Wiederinbetriebnahme erscheint unwirtschaftlich.

2. Vom Waggonbau zum Wohnquartier

Der Waggonbau für Eisenbahngesellschaften und Straßenbahnen war Haupterwerbszweig der Heinrich Fuchs Waggonfabrik A.-G. in Heidelberg. Wegweisende Techniker, Konstrukteure und Designer gehörten dem Werk an. Ihre Entwicklungen leben noch Jahrzehnte nach Aufgabe des Werkes im heutigen Bahnbetrieb weiter.

Schon im ersten Geschäftsjahr 1862, der Standort war noch in der Heidelberger Weststadt, wurde Fuchs in bedeutendem Umfang an der Lieferung der Abteilwagen dritter Klasse sowie Gepäck- und Postgepäckwagen für die Badische Staatsbahn beteiligt.



Fuchs Waggonfabrik in Heidelberg Rohrbach um ca. 1910 (Quelle: Heimatmuseum Rohrbach)

Das neue Werk in Rohrbach war zu seinem Beginn 1902 gut ausgelastet. Man baute u.a. Gepäckwagen für Württemberg und, teilweise bis in den Ersten Weltkrieg hinein, große Serien von Reisezugwagen für Baden. Die Entwicklung der zweiachsigen Personenwagen für die Großherzoglich Badische Staatseisenbahn ist die Grundlage zu allen modernen Durchgangswagen. Die Produktion dieser Serie aus den Fuchswerken kam jedoch 1915 durch den Ersten Weltkrieg zum Erliegen.

Der Bau von Panzerteilen im Auftrag der Stahlwerke Völklingen (nach 1936) und Baumaschinen wie Radlader, sogenannte „Autoschaufler“ (1939) waren weitere Versuche, das Werk in unruhigen Zeiten sinnvoll auszulasten.

Den Zweiten Weltkrieg und die Zeit der Besetzung hat das Werk ohne schwerwiegende Schäden überstanden. Am ersten Güterwagen-Neubauprogramm der Reichs-

bahn nach dem Krieg war Fuchs in nennenswertem Umfang beteiligt. Anlässlich des 50-jährigen Firmenjubiläums als Aktiengesellschaft konnte man im Jahre 1949 an viele ausländische Geschäftsverbindungen anknüpfen. Noch Anfang der fünfziger Jahre wurden Großaufträge für Indien (vierachsige Reisezugwagen) und der Türkei (Reisezugwagen, Kesselwagen) abgewickelt.

Nach 1953 versuchte Fuchs sich im Bau von Baumaschinen ein weiteres Standbein aufzubauen. Jedoch beschloss 1957 der damalige Eigentümer Dillinger Hütte – im ehemals französischen Saarland benötigte man Devisen – das heruntergewirtschaftete Werk endgültig zu schließen und an die International Harvester Company zu verkaufen. Teilweise zur Land- und Baumaschinen-Fertigung genutzt, diente es zum Schluss als Auslieferungs- und Wartungszentrum dem japanischen Baumaschinenkonzern Furukawa, bis es 2001 vom Unternehmen HochTief Projektentwicklung in Zusammenarbeit mit der Stadt Heidelberg erschlossen und dann durch Epple & Kalkmann als Bauträger bebaut wurde. Damit entstand in Rohrbach auf einer jahrzehntelang ungenutzten Industriebrache ein vielfach ausgezeichnetes, außergewöhnliches Wohnquartier, das etwa 1800 Menschen zum Teil sehr hohe Wohnqualität bietet.

Heute zeugen in dem Wohnquartier neben den Straßennamen nur noch der verbliebene und namensgebende Turm (vgl. hgV-Jahrbuch 2014, Seite 218) und einige unter Bestandsschutz stehende Fassaden der alten Werkshallen von der industriellen Vergangenheit und der technikhistorischen Bedeutung.

Der Wasserturm der Fuchs Waggonfabrik steht seit 1913 an seinem Platz (49° 22' 54'' Nord und 8° 40' 41'' Ost; nach GOOGLE Earth) in Rohrbach. Er hat zwei Weltkriege überstanden, fungiert seit der Erschließung des ehemaligen Werksgeländes zu einem modernen Wohnviertel als Namensgeber des Quartiers und ist als „erhaltungswertes“ Gebäude der Stadt Heidelberg im Herbst 2014 saniert worden. Das kleine Gleisstück davor in der Felix-Wanckel-Straße verschwand im Juni 2013 bei dem Bau eines neuen Fahrradweges. Damit verlor das Quartier auch den letzten Zeugen seiner Eisenbahngeschichte. (Quelle: Autor)





Die unter Bestandsschutz stehenden Fassaden der alten Werkshallen zeugen heute von der industriellen Vergangenheit des Wohnquartiers und geben ihm einen ganz besonderen Charakter. (Quellen: Epple & Kalkmann/Steche und Nestler)

Anmerkung

- 1 Die Schreibweise „Waggon“ wurde einheitlich gemäß der alten Schreibweise auf Grund der Fuchs-Firmenbezeichnung beibehalten und nicht der neuen, seit 1999 gültigen Rechtschreibung nach Duden (Wagon) angepasst.

Quellen und Literatur

Stadtarchiv Heidelberg: Ablieferung Dr. Lessing: Fuchs Waggonfabrik

Bernhard König: Die Waggonfabrik Heinrich Fuchs in Heidelberg, in Jahrbuch des Bundesverbands Deutscher Eisenbahn-Freunde 1990, S. 126–137

Hans-Erhard Lessing: Triebwagen-Design aus Heidelberg. Die H. Fuchs Waggonfabrik AG, in Peter Blum (Hg.), Pioniere aus Technik und Wirtschaft in Heidelberg. (Sonderveröffentlichungen des Stadtarchivs Heidelberg, 12), Aachen 2000, S. 26–41

<http://www.ef-heidelberg.de>: Schienenfahrzeugbau in Heidelberg, Eisenbahnfreunde Heidelberg e.V.

Lothar Maier

Hilde Domin, die Baumschutzsatzung und ich

Von 1972 bis 1989 wohnte ich in Heidelberg am Klingenteich. Für mich waren das siebzehn wichtige Jahre. Ich zog ein als Doktorand mit verfallenem Staatsexamen, der nicht vorankam, und mein Privatleben war so unerfreulich wie chaotisch. Am Ende dieser Zeit zog ich mit meiner Frau und unserer Tochter nach Münster, wohin ich auf eine Professur berufen worden war. Ich wohnte in einem ausgebauten ehemaligen Weinberghäuschen über der Serpentine der Klingenteichstraße, wo der Graimbergweg abzweigt. „Das Häusle“ steht auf einer mächtigen Sandsteinmauer hoch über der Straße. Von meinem Schreibtisch hatte ich einen Blick über das enge Tal zu Gärten und Wald gegenüber, und durch das Fenster zur Rechten zum Graimbergweg und über die Stadt in die Ebene. Schwer verständlich, dass dieser besondere Ort für mich anfangs nur Schlafplatz war, aber ich hatte die Wohnung zunächst nur für ein Jahr von einer Kollegin übernommen, ohne zu ahnen, dass daraus ein Lebensabschnitt würde, und mein Lebensmittelpunkt war das Seminar, in dem ich ein Jahr später Assistent wurde.

Es dauerte noch einige Zeit, bis ich die Umgebung auch tagsüber wahrnahm. Das verdankte ich Professor Neubauer, meinem Lehrer und Chef, der mich freundlich aber beharrlich darauf hinwies, dass ich außerhalb der offiziellen Dienstzeit auch daheim arbeiten könnte. – Meine selbst gewählte Präsenz an meiner „Dienststelle“ dauerte bis dahin in der Regel von 11 Uhr morgens bis 2 Uhr nachts, wobei allerdings das Collegium Academicum nebenan mit seiner Bar eine nicht geringe Rolle spielte. – Nun entdeckte ich die Hänge und den Wald, und die Landschaft begann mir ans Herz zu wachsen. Meine Integration in die Gemeinschaft der Klingenteichbewohner bewirkte Oberbürgermeister Zundel. Die Stadt plante den Bau eines Kongresshotels auf der Molkenkur. Als Zufahrt sollte die Klingenteichstraße auf beinahe das Doppelte verbreitert werden. Wir gründeten eine „Bürgerinitiative Klingenteich“, um das Desaster zu verhindern. Da neun Anlage suchende Millionen, – in den siebziger Jahren eine ungeheure Macht, – hinter dem Projekt standen, schien unsere Sache hoffnungslos. Wir fanden jedoch viele Anhänger und Unterstützer, und unser Druck war groß. Vielleicht war die „erstklassige Bonität“ der Anleger, die Herr Zundel beschwor, doch nicht so erstklassig, wie erhofft. Das Projekt scheiterte. Das ganze Viertel war erleichtert, und die Heidelberger Hotellerie auch, wie mir vertrauliche Telefonanrufe bestätigten. Von da an gehörte ich zu der eng verbundenen Gemeinde vom Klingenteich. Dass ich nur ein paar Häuser weiter eine ganz besondere Nachbarin, nämlich Hilde Domin, hatte, war mir noch nicht bewusst.

Zuerst lernte ich Erwin Walter Palm kennen. Wir sahen uns in den Fakultätssitzungen, dann begegneten wir uns immer wieder auf dem steilen Fußweg, der die erste Serpentine der Klingenteichstraße abschneidet. Wir begannen über unsere Arbeitsgebiete zu sprechen. Ich erinnere mich an eine Diskussion über die kulturelle Rolle des kleinen Landadels in Spanien und in Polen während der frühen Neuzeit. Ich fühlte mich geschmeichelt darüber, wie mir der viel Ältere und so unerreichbar gebildete auf gleicher Augenhöhe begegnete. Es war dann Herr Neubauer, der mich auf Hilde Domin

aufmerksam machte. Bei einem gemeinsamen Gespräch mit Herrn Palm erwähnte er eines ihrer Gedichte, das ihn sehr berührt hatte. Er zitierte es aus dem Gedächtnis:

Ungewünschte Kinder, meine Worte frieren.
Kommt, ich will euch auf meine warmen Fingerspitzen setzen,
Schmetterlinge im Winter.¹

Ich erinnere mich, wie Palm ernst und nachdenklich vor sich hinschaute und sagte „Ja, ein sehr schönes Gedicht!“ Als wir etwas später dem Ehepaar Domin–Palm begegneten, – damals erfuhr ich, dass die Klingenteichgemeinde die beiden liebevoll „s’ Palm-ins“ nannte, – grüßte mein Chef die Frau mit einer Mischung von Distanz und Hochachtung, die mir einen ersten Eindruck von der Bedeutung der Persönlichkeit gab.

Schließlich war es Frau Mußgnug, meine Vermieterin, die mich Hilde Domin vorstellte. Im Frühjahr an einem besonders sonnigen Tag rief sie mich vom Schreibtisch weg: „Wir haben sehr lieben Besuch!“ Hilde Domin hatte geklingelt, weil sie sich unser blühendes Magnolienbäumchen aus der Nähe anschauen wollte. Das war offenbar für beide Seiten ein Ritual, fester Bestandteil der Jahreszeit. Hilde Domin sagte, die Magnolienblüte gehöre für sie zum Frühling in Heidelberg. So fand ich sie gleich sympathisch.

Unerkannt gesehen habe ich sie wieder einige Monate später. Ich ging regelmäßig in ein kleines Lebensmittelgeschäft am unteren Klingenteich, weil Herr Cuzi, der Inhaber, einmal wöchentlich einen großen Korb voll garantiert frei laufender Eier aus dem Odenwald anbot. Bei einem dieser Einkäufe war auch Hilde Domin da. Sie kaufte Himbeeren, „weil die Erwin so gerne isst“. Sie fragte, ob diese garantiert auch während der ganzen Saison zu haben sein würden, und klärte Bedienungen und Kunden darüber auf, wie sie die Himbeeren „Erwin“ zu servieren pflegte. Ich war verblüfft über die Frau, die trotz ihrer geringen Größe einen außerordentlichen Eindruck hinterließ. Es war nicht so sehr die konkurrenzlose akustische Beherrschung des Raumes, sondern viel mehr die wachen und lebhaften Augen, die das bewirkten. Sie verließ vor mir den Laden, und es kam mir so vor, als würden die Regale noch eine Weile nachvibrieren.



Hilde Domins Wohnhaus, Graitenbergweg 5 (Foto Redaktion)

Auch meine nähere Bekanntschaft mit Hilde Domin brachte unbeabsichtigt OB Zundel zustande. An einem Morgen im späten Frühjahr, als ich schon einige Jahre am Klingenteich gewohnt hatte, rückte ein Trupp des städtischen Bauhofs an und sägte vor meinem Fenster an der anderen Seite der Straße drei Fichten kurz und klein. In einer brüteten gerade Buntspechte. In meiner Naivität protestierte ich mit einem empörten Brief an die Stadtverwaltung gegen diese Aktion, die schon damals ein Verstoß gegen das bestehende Naturschutzgesetz war. Natürlich gab es keinerlei Reaktion. Seit dieser Zeit hasste ich die Motorsägen des Bauhofs aus tiefster Seele. Es dürfte im Sommer 1984 gewesen sein, als am Graimbergweg Bäume im vollen Laub gefällt wurden. Von meinem Fenster aus konnte ich sehen, wie Hilde Domin sich, drohend ihren Regenschirm schwingend, auf die Arbeiter stürzte, aber es war zu spät. Das verband uns. Sie schimpfte nicht nur über das Fällen der Bäume, sondern beklagte sich, dass jetzt auch noch der Lärm der Laubsauger den Frieden im Schlosspark störe, den sie besonders liebte. Beim nächsten gemeinsamen Weg über den Klingenteich zur Uni erzählte mir auch Herr Palm von dem Vorfall: „Hilde hat sich sehr aufgeregt. Sie kennen sie ja!“

Damals hatte ich schon einen festen Plan, wie der tatsächlich brutale Umgang der Stadt mit ihrem Baumbestand unter Kontrolle zu bringen wäre. Ich hatte den größten Teil des Jahres 1981 in Bonn zugebracht, wo ich im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes für meine Habilschrift Material sammelte. Dort hatte ich zum ersten Mal von einer städtischen Baumschutzsatzung gehört. Ein unabhängiger Sachverständigenrat musste zustimmen, wenn Bäume über einer bestimmten Größe gefällt werden sollten, und über Neupflanzungen zum Ausgleich entscheiden. Problemlos bekam ich nicht nur den Erlass, sondern auch die volle Dokumentation der Entstehung und bisherigen Anwendung. 1984 war die Grün-Alternative Liste mit Reinhard Bütikofer in den Gemeinderat eingezogen, und ich sah eine Chance. Reinhard kannte ich gut von unserem fächer- und gruppenübergreifenden Mensakreis. – „Gruppen“ war der offizielle Euphemismus für die hierarchische akademische Ordnung. – Wir hatten schon besprochen, dass die GAL den Erlass einer Baumschutzsatzung nach Bonner Muster im Stadtrat beantragen sollte.

Mir kam jetzt der Gedanke, man könnte Hilde Domin für unsere Aktion gewinnen. Sie war sofort begeistert und hatte auch schon eine Idee. Gemeinsam mit den anderen Trägern der „Richard-Benz-Medaille für Kunst und Wissenschaft“ der Stadt Heidelberg, außer ihr der Mediziner Hermann Hoepke und Wolfgang Fortner, wollte sie den Oberbürgermeister in einer privaten Eingabe um den Erlass einer Baumschutzsatzung bitten. Meine Begeisterung, die noch gewachsen war, als sie Wolfgang Fortner erwähnte, erlitt schnell einen Dämpfer. Sie sagte, Herr Zundel, – für die meisten meiner Freunde und Bekannten und mich selbst ein veritabler Vertreter des Reiches des Bösen, – müsse trotz des notwendigen Schutzes der Bäume unbedingt geschont werden. Er erfülle eine wichtige Aufgabe; denn es sei sehr schwer in gegenwärtigen Zeiten, in einer Stadt wie Heidelberg Frieden und Ordnung zu wahren. Ich verschwieg Reinhard Bütikofer und die GAL und hatte dabei nicht einmal ein schlechtes Gewissen. Als sie dann aber noch erwähnte, dass sie gemeinsam mit Manès Sperber, den ich wegen seiner „Träne im Ozean“ verehrte, eine Presseerklärung gegen die Friedensbewegung

verfasst hätte, musste ich heftig schlucken. Die Friedensbewegung war damals für mich die letzte Bastion vor dem Weltuntergang. Opportunistisch legte ich mir zurecht, dass der Weltuntergang wohl nicht beschleunigt würde, wenn ich für das schließlich auch wichtige Anliegen der Baumschutzsatzung die Träger der Richard-Benz-Medaille gewinnen konnte.

Die Vorbereitungen unserer Aktion liefen im Mai und Juni 1985. Hilde Domin überzeugte schnell und energisch die beiden anderen Medaillenträger. Ich stand noch unter dem Eindruck einer Aufführung der „Bluthochzeit“ in der Städtischen Bühne, als mir Wolfgang Fortner wegen des weiteren Vorgehens schrieb. Leider scheint sein Brief meine vier Umzüge seitdem nicht überlebt zu haben. Ich war und bin ein notorischer Langschläfer und Morgenmuffel. Vor 11 Uhr vormittags lichten sich die Nebel in meinem Kopf selten. Von jetzt an erhielt ich morgens vor 9 Uhr regelmäßig Anrufe von meiner neuen Verbündeten. Nach der ersten Erfahrung hielt ich den Hörer möglichst weit vom Kopf weg, aber es hätte genügt, das Fenster zum Graimbergweg aufzumachen, und wir hätten kein Telefon gebraucht. Ich wollte diesem Engagement nicht nachstehen und verfasste einen Entwurf der Baumschutzsatzung mit den notwendigen technischen Details. Ich hatte ja das Material aus Bonn als Vorlage. Ich bin mir nicht mehr ganz sicher, aber ich glaube, ich warf den Text mit einer kurzen Notiz in den Hausbriefkasten, als ich Hilde Domin nicht zu Hause antraf. Jedenfalls weckte mich am nächsten Morgen wieder das Telefon, und etwas lauter als sonst hielt mir meine Nachbarin eine längere Strafpredigt. Ich kam nicht zu Wort. Die Ansprache endete mit dem donnernden Satz mit dem Akzent auf dem Wort „ich“: „Was fällt Ihnen ein, schließlich bin ich Schriftsteller!“

Unsere Gespräche beschränkten sich in dieser Zeit nicht auf den Schutz der Bäume. Obwohl mich damals Prosa eher ansprach als Lyrik, las ich ihre Gedichte. Sie sprach davon, wie Gedanken und Gefühle, die sie bewegten, und Lebenssituationen, die sie belasteten, zu Gedichten wurden. Trotzdem wählte ich ein Prosabändchen, als sie sagte, sie wolle mir eines ihrer Bücher schenken. Als Menschen mit starkem Heimatgefühl berührte mich sehr ihre Erzählung „die andalusische Katze“, als Symbol der prekären Existenz im Exil. Einmal fragte sie mich unvermittelt: „Wie finden Sie überhaupt meine Arbeiten?“ Das war für mich seit jeher die gefürchtetste Frage, auch wenn es um Wissenschaft ging. Völlig spontan gab ich die denkbar abgeschmackteste, aber ehrliche Antwort: „Sie drücken aus, was ich denke und fühle, aber nicht in Worte fassen kann.“ Darauf sagte sie: „Das ist das größte Kompliment, das Sie mir machen konnten.“

Damals war ich einmal bei „Palmins“ zum Kaffee eingeladen. Hilde Domin versicherte stolz, dass sie den Kuchen selbst gebacken hatte. Ich erinnere mich dabei noch an ein Gespräch, das vor allem Herr Palm dominierte, über das universelle Problem „Wer kontrolliert die Kontrolleure?“ Ich war nämlich davon ausgegangen, dass die Bäume auch und gerade vor der Stadtverwaltung zu schützen seien, und dass ein unabhängiger Sachverständigenrat die Einhaltung der Bestimmungen überwachen müsse.

Zufällig hörte ich in diesen Tagen aus zweiter Hand über die Heidelberger Zeit der beiden vor der Emigration. Eine Freundin meiner Mutter aus gemeinsamen Neugrie-

chisch-Kursen hatte in der Nähe gewohnt, als sich Hilde Domins Beziehung zu Erwin Palm anbahnte. Sie wollte für ihn kochen und brauchte dazu unbedingt einen Kalbsrücken. Irgendwie war es schwierig, den zu bekommen, und sie hielt mit der Vorbereitung des Essens den ganzen Friesenberg in Atem. Das brachte ihr in der Nachbarschaft den Spitznamen „Kalbsrücken“ ein.

Irgendwann war der Brief der Träger der Richard-Benz-Medaille fertig formuliert und ging an den OB ab. Kurz darauf brachte Reinhard Bütikofer, der über die Entwicklung der Dinge am Klingenteich immer auf dem Laufenden war, seinen Antrag für die GAL im Stadtrat ein. Das Interesse der anderen Fraktionen war nicht groß, aber es gab auch keinen Widerstand. Stadtrat Otto Lachenauer bemerkte noch: „Wenn Ihr Euch doch für die Kinder, die abgetrieben werden, genauso einsetzen würdet wie für die Bäume!“ Reinhard saß in der Nähe Zundels. Er erzählte mir, wie er ihn halblaut vor sich hinsagen hörte: „Sonderbar, vor Kurzem wurde mir das Gleiche schon einmal vorgeschlagen.“ Es dauerte nicht mehr lange und die Baumschutzsatzung wurde verabschiedet. Natürlich kontrollierte die Stadtverwaltung.

Hilde Domins Freude war groß. Von meinem doppelgleisigen Vorgehen hatte sie nichts erfahren. Sie war überzeugt, dass unser Erfolg allein den Trägern der Richard-Benz-Medaille zu verdanken war. Ich muss gestehen, dass sich meine Gewissensbisse in Grenzen hielten. Ein bisschen gemein fühlte ich mich aber doch, als sie mir eine Einladung zum Essen ankündigte: „Ich koche nämlich gerne für meine Freunde.“

Ehe es dazu kam, erkrankte Erwin Palm an Krebs. Ich pendelte schon wöchentlich zwischen Heidelberg und meinem neuen Arbeitsplatz in Münster, und meine Verbindung zum Klingenteich wurde schwächer. Zu unserem Mensakreis gehörte Rita Zepelzauer, die bei den Kunsthistorikern an einer Dissertation über die Illustrationen von Daumier schrieb und als wissenschaftliche Hilfskraft auch für Herrn Palm arbeitete. Durch sie nahm ich noch indirekten Anteil an dessen Krankheit und Tod. Ritas Berichte vermittelten mir, dass ich die beiden in dieser Krise nicht mit Besuchen oder Versuchen, Trost zu spenden, behelligen durfte. Nach Erwin Palms Tod stellte das Kunsthistorische Institut an den Donnerstagen Rita ab, um Hilde Domin beim Ordnen des Nachlasses zu helfen. Rita klagte manchmal, dass sie eine sehr fordernde Chefin sei und wenig Rücksicht nähme. Einmal fuhr sie Rita an: „Sie interessieren sich ja mehr für Ihre eigene Arbeit!“, entschuldigte sich aber gleich wieder. Rita starb 1995 an Krebs, ohne ihre Dissertation abgeschlossen zu haben.

So sehr ich auch versuchte, den Umzug noch hinauszuschieben, unsere Zeit in Heidelberg ging dem Ende zu. Jakob Köllhofer hatte schon länger mit Erwin Palm eine Präsentation der Lyrik von Garcia Lorca geplant. Palm hatte sie Anfang der dreißiger Jahre in Spanien entdeckt, als der Dichter außerhalb seiner Heimat noch kaum bekannt war, und sie kongenial übersetzt. Seine lange Abwesenheit von Deutschland führte dazu, dass andere Übersetzer Garcia Lorca in den deutschen Sprachraum einführten, und seine Version wurde vergessen. Aus der geplanten Veranstaltung mit seiner Rezitation wurde eine posthume Hommage. Ich werde diesen Abend in der Alten Aula nie vergessen. Ich war gerade noch rechtzeitig aus Münster gekommen. Meine Frau und ich saßen auf einer der Seitenbänke ganz vorn, nahe bei Hilde Domin in der ersten

Reihe, die uns aber nicht wahrnahm. Köllhofer trug jeweils nach dem spanischen Original die deutsche Übersetzung der Gedichte zu Gitarrenbegleitung vor. Einleitend sagte er, dass Erwin Palm seine Übertragungen selbst rezitieren wollte, leitmotivartig wiederholte er nach jedem Absatz, „aber wir mussten umdisponieren.“ Hilde Domin sollte oder wollte auch sprechen. Sie wusste anscheinend nicht so recht, wann sie dran war oder was sie sagen sollte, und machte einige zögernde, fast strauchelnde Schritte nach vorn. Ich sehe noch die kleinen Füße in den klobigen schwarzen Halbschuhen vor mir. Uns beiden erschien sie dabei wie ein verlorenes, hilfloses kleines Mädchen. Dies prägte sich mir tiefer ein als die Lorcaschen Gedichte zu Flamenco-Klängen.

Wir drei standen schon unter dem Eindruck des vorweggenommenen Heimwehs nach Heidelberg. Wir konnten gerade noch Michael Buselmeiers literarische Stadtführungen mitnehmen, die dieses Gefühl noch vertieften. Der letzte große Eindruck war das hunderte Meter lange Defilee erwartungsvoller Hörer, die am Neckarufer entlang zum letzten Schauplatz, Stift Neuburg, pilgerten, während die Spätherbstsonne das Dunkelrot des wilden Weines im Kontrast der Silberweiden noch einmal zum Leuchten brachte. Bald darauf zogen wir endgültig nach Münster. Wir wussten, dass wir zurückkommen würden.

Am Klingenteich hatte ich mich mit einem anderen Nachbarn, Heinrich Weitlauff, angefreundet, dessen Mutter Alfred Momberts Haushälterin gewesen war. Ich hatte ihn überredet, seine Erinnerungen aufzuschreiben. Im Sommer 1993 war er während einer Ausstellung zum Gedenken an Mombert der erste Gast in Michael Buselmeiers Zeitzeugen-Interviews. Hilde Domin nahm daran sehr lebhaften Anteil. Als Heinrich mich in einem Gespräch mit ihr erwähnte, erinnerte sie sich nicht mehr. Ich war ganz und gar nicht gekränkt, aber es war doch eine weitere Verbindung nach Heidelberg gerissen.

Aber damit ist die Geschichte meiner Erinnerungen an Hilde Domin noch nicht zu Ende. Als wir nach meiner Pensionierung zurückgekommen waren, fiel mir ein Sonderdruck der Heidelberger Jahrbücher, Jahrgang 1984, in die Hände, den sie mir, wie aus der Widmung hervorgeht, zu Weihnachten 1986, d.h. eineinhalb Jahre nach der Aktion zum Schutz der Bäume, geschenkt hatte. Er enthielt die Laudatio, die Manès Sperber bei der Verleihung der Richard-Benz-Medaille auf sie hielt, und ihre Dankesrede. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich damals in der aufregenden Zeit meiner Bewerbung und Berufung beides nicht gelesen hatte.

Das Erinnern weckte vor Kurzem wieder meine Neugier, und ich las. Manches ließ mich Zusammenhänge besser verstehen, aber verblüfft hat mich der letzte Absatz von Hilde Domin's Rede. Zwei Jahre vor unserem Bündnis bedankte sie sich bei dem „lieben verehrten Herrn Zundel“ für das Verständnis, das er ihrem „Kampf um die Bäume“ entgegengebracht habe. Außer um Abholzungen an den Hängen ging es besonders um das Fällen von Bäumen im Schlosspark, wo sie mit einer Kommission, von deren Existenz ich keine Ahnung hatte, um jeden einzelnen Baum kämpfen „durfte“. Zwei hatte sie tatsächlich retten können. Mein Gedächtnis müsste mich arg täuschen: Sie hat nie etwas davon gesagt. War sie etwa auch zweigleisig gefahren, und wir sind quitt? Natürlich liegt nahe, dass es der verständliche Stolz auf die Ehrung und die Würdigung ihres Werks war, der sie veranlasste mir diesen Text zu schenken. Doch ein vager

Verdacht bleibt für mich, dass sie meine Reserviertheit gegenüber dem OB bemerkt und mir deshalb diese „Zusammenarbeit“ verschwiegen hatte und mich nachträglich einweihen wollte. Dann wäre sie immerhin ehrlicher gewesen als ich und hätte mich beschämt.

Anmerkung

- 1 Hilde Domin, „Hier“. Frankfurt 1966, S. 24. Die Bestätigung dieser Zeilen, die mir nur vage in Erinnerung geblieben waren, verdanke ich meiner Frau.



Pierre Mignard, Entführung der Europa –
Madame de Montespan mit ihren Kindern,
um 1675



Lust Lust auf Museum?

**Wir bieten nicht nur
„Kurpfälzisches“,
sondern auch ...**

**Kurpfälzisches Museum
der Stadt Heidelberg**
Hauptstraße 97
69117 Heidelberg
Tel.: 0 62 21-58 34 000/020
Fax: 0 62 21-58 34 900
kurpfalzischesmuseum@
heidelberg.de

Kassenöffnungszeiten:
Di - So 10 - 18 Uhr
Mo geschlossen

- Von Spitzweg bis Slevogt – Malerei des 19. und 20. Jh.
- Gemälde und Skulpturen 15. – 18. Jh., darunter den „Zwölfbotenaltar“ von Tilman Riemenschneider
- Mehr als 20.000 Aquarelle und Zeichnungen der Graphischen Sammlung
- Archäologische Funde von der Ur- und Frühgeschichte bis zur Römerzeit
- Kostbare Exponate aus den Bereichen Stadtgeschichte und Kurpfalz
- Kostümsammlung, historische Möbel und Frankenthaler Porzellan im barocken Ambiente des Palais Morass

 **Stadt
Heidelberg**

Wolfgang Krauß

1664–2014: 350 Jahre Mennistenkonzession

Ein wichtiger Schritt zu Toleranz und Menschenrechten

Die Mennistenkonzession, das Toleranzedikt des Kurfürsten Karl Ludwig von 1664, markiert einen wichtigen Schritt in der Entwicklung von Freiheits- und Menschenrechten. Mit ihr wurde einer religiös nonkonformen Gruppe ein, wenn auch eingeschränktes, Existenz- und Bleiberecht zugestanden. Nachkommen der damaligen Einwanderer versammeln sich noch heute in den Mennonitengemeinden links und rechts des Rheins. Die Arbeitsgemeinschaft Südwestdeutscher Mennonitengemeinden (ASM) und der Verband deutscher Mennonitengemeinden (VdM) feierten unter dem Motto „Ohne Gewehr und Krieg. Menschen, die aufbauen“ das Jubiläum mit einer zentralen Veranstaltung am 8. November 2014 in Heidelberg.

Vom 4. August 1664 datiert ein Schreiben des Pfälzer Kurfürsten Karl Ludwig an seine Amtleute. In dieser Mennistenkonzession konstatiert er den der Verwaltung schon bekannten Umstand, dass sich im durch den 30-jährigen Krieg verwüsteten Kurfürstentum „neben anderen Zuwanderern auch Leute eingefunden haben, die man Mennisten nennt“. Sie versammeln sich „abgesondert von den üblichen Religionen“ und kennzeichnen sich dadurch, dass „sie sich des Gewehrs und aller Kriegshändel enthalten“. Sie hätten „auch sonst noch die einen oder andern Sonderbarkeiten unter sich“, das sei aber unerheblich und interessiere ihn nicht, „weil wir zuvörderst Menschen und Untertanen benötigen, die das verödete Land wieder aufbauen und instand bringen“.

Schon seit Kriegsende 1648 waren täuferische Flüchtlinge aus der Schweiz in die Kurpfalz eingesickert. Ihr Aufenthalt war jedoch illegal, ihre Versammlungen verboten. Einige der kleinen Reichsritterschaften im Kraichgau taten sich zunächst leichter. Schon 1650 stellten die Herren von Venningen eine Niederlassungsbewilligung aus. Anders in kurpfälzischem Gebiet. Noch im März 1661 sprengt der Schaffner des Sinsheimer Stiftes einen Gottesdienst in Steinsfurt, registriert und verhört die Teilnehmer. Im Juli 1661 wird ein Bußgeld von 100 Reichstalern für die heimlichen Versammlungen festgesetzt. Wiederholt bitten die Täufer, ihre Versammlungen in aller Stille halten zu dürfen. Im Januar 1662 verfügt der Kurfürst, die Zusammenkünfte nicht mehr zu behindern, aber von jedem Teilnehmer ein Kopfgeld einzuziehen. Eine Vorstufe zur Konzession zweieinhalb Jahre später.

Nun erlässt der Kurfürst eine Generalkonzession und verlautbart: „diese vorerwähnten Mennisten (...) vorerst (...) zu dulden, jedoch in beschränktem Ausmaß.“ Und Karl Ludwig stellt Bedingungen: Alle sollen registriert werden. Nicht mehr als 20 Personen dürfen sich versammeln. Sie dürfen „niemanden zu sich hereinlassen“ und es wird ihnen befohlen, „sich des Wiedertaufens gänzlich zu enthalten“. Auch müssen sie sechs Gulden mehr Steuern als andere Untertanen entrichten, die sogenannten „Mennisten-Recognitionsfelder“.

6

Carl Ludwig Kurfürst bey Rhein.

An Gottes gnade,
Kurfürst bey Rhein und Pfälzer.

In dem wir wissen, daß es schon bekant, und wohl bekannt ist, daß die langwierigen
 Kriege, und dardurch heruorkommende und bewirkte Aufrührer, Aufrührer
 Aufrührer und Töndler, unter andern andern, sind nicht nur
 die man Mennisten nennet, sich eingefunden, welche ihrer besondern
 von andern im Reich alligen Religionen absonderlich fallen, die gewöhnlich
 und aller Kriegsfürden sich nicht, sind schon schon nicht
 andere Inhaberscheiten haben sich haben, nach dem was die zu
 rechtlichen auf unserer Hofen, zuverweil, weil die Mennisten
 und Katholiken, die die nicht Land wiederum haben und in Land
 bringen, sich nicht, und nicht, und nicht, Man wie ein
 weiser Mennisten, und andere, so zu ihnen und gantzem gantzem
 von sich, und sich zu andern andern Aufrührer, in Aufrührer
 Aufrührer, jedes auf gewisse besonnerliche auf zu gebunden
 haben; Also haben wir die damit gültigste und wollen, daß
 die alle dergleichen in Aufrührer die unterbrachten durch besonnerliche
 Aufrührer in ihre gewisse Aufrührer bringen, demnach ihnen erlaubt,
 daß die ihnen Inhaberscheiten in Aufrührer, so nicht und nicht Aufrührer
 in ihnen zu sammelnden Aufrührer fallen mögen, daß wir nicht als zu
 Aufrührer sich auf einseitig bei einander haben, daß daß die in andern Religi-
 onen bewandten niemand zu sich sein lassen, nicht Inhaberscheiten, auf-

© Generallandesarchiv Karlsruhe

Mennistenkonzession von Kurfürst Karl Ludwig, 4. August 1664 (Generallandesarchiv Karlsruhe, 77 Nr 4336 b. – Veröffentlichungs- und Vervielfältigungsrechte beim Generallandesarchiv)

30
wird, oder des Obigkeit herkömmliche oder ohne Obigkeit, davorhin ist werden
darüber sich gütlich anhalten, und für recognition für diese Offiziere
halten für sich diese Offiziere im jehenden Jahrwechsel drey, französische Offiziere
alle diese, so lang wir diese concession mit einziehen, dass gültig, aber
das junge, so andere Offiziere herkömmlich sein anziehen, geben, und
dieser andere Titel, Mennisten recognition gültig, davorhin sein, mit
dieser concession, dass, da Frauen, so sich bei Offiziere mit angenommen, und
in herkömmlich herkömmlich mit gegeben waren, in dem die herkömmlich
dunkel, so gegen Mennisten, oder dem gemeinte Bänder und anziehen, sind
wieder erhalten werden, dieselbe mit allein her sein, sondern auch diejenigen,
welche die herkömmlich, mit unsern arbitral Dienst sollen anziehen,
und in diesem Offizierstand und davorhin sein sein aufrecht
bestanden werden. Dem herkömmlich Offiziere gültig werden und
wird anziehen, und wir sind also mit geben genug.
Hildesberg den 4. Augusti 1669.

Die Mennistenkonzession markiert einen wichtigen Schritt in der Entwicklung der Freiheits- und Menschenrechte. Zeitbedingt zunächst als fürstliches „Privileg“ für eine Gruppe religiöser Nonkonformisten formuliert, mit manchen Einschränkungen und erhöhter Steuerlast versehen, lässt sie sich doch als Vorläuferin heutiger Grundrechte sehen. Die Existenz religiöser Dissidenten und ihre rechtliche Integration in die entstehende bürgerliche Gesellschaft gab wesentliche Impulse für die Formulierung und Durchsetzung der Menschenrechte. Das Recht auf Kriegsdienstverweigerung als Konkretion der Religions- und Gewissensfreiheit wurde nach dem Zweiten Weltkrieg auch im Dialog mit den Mennonitengemeinden und auf dem Hintergrund ihrer Geschichte ins Grundgesetz aufgenommen.

Zum ersten Mal formuliert 1664 ein bedeutender Staat in Süddeutschland ein Bleibe- und Existenzrecht für Menschen abweichenden Glaubens. Der Westfälische Friede erwähnt nur Katholiken, Lutheraner und Reformierte als rechtlich zulässig, wo der Fürst die jeweilige Konfession zu der seinen macht. Mit der Bezeichnung „Mennisten“, nach dem niederländischen Täuferführer Menno Simons (1496–1561), umging der Kurfürst die nach Reichsrecht noch immer drohende Todesstrafe für „Wiedertäufer“. – Im 16. Jahrhundert war die Täuferbewegung, oft als „linker Flügel der Reformation“ bezeichnet, durch unnachgiebige Verfolgung auch in der Kurpfalz ausgelöscht worden.

Aus dem „Vorerst“ wurde eine dauernde Ansiedlung. Zwar gab es Rückschläge und Einschränkungen. Die Konzession musste zum Thronantritt jedes Kurfürsten gegen Sonderzahlungen erneuert werden. Doch zu profitabel waren die innovativen mennonitischen Landwirte, als dass die Duldung widerrufen worden wäre. Im 18. und 19. Jahrhundert wanderten allerdings viele weiter nach Nordamerika, wo sie ihren Glauben wirklich frei leben konnten und auch die wirtschaftlichen Bedingungen besser waren. In einem spannungsreichen Verhältnis zur dortigen Gesellschaft entwickelten sie den ursprünglichen Nonkonformismus weiter zur Identität einer „historischen Friedenskirche“.

Für die Hiergebliebenen war die Duldung ein zweischneidiges Schwert. Sie hatten einen Ort zum Überleben und wurden durch innovative Landwirtschaft wirtschaftlich erfolgreich. Doch passten sie sich notgedrungen den Bedingungen der Duldung an und so relativierte sich nach und nach die Entschiedenheit ihres Glaubens samt ihres an der Nachfolge Jesu orientierten Pazifismus. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg setzte eine Rückbesinnung ein. Wichtigen Einfluss hatten dabei mennonitische Kriegsdienstverweigerer aus USA und Kanada, die als Paxboys humanitäre Hilfe leisteten.

Statt zum eigentlichen Jubiläumsdatum am 4. August 2014 luden links- und rechtsrheinische mennonitische Gemeindeverbände am 8. November 2014 zur Feier ins baptistische Gemeindezentrum „Hoffnungskirche“ ein. Den Festvortrag hielt die Vorsitzende des Mennonitischen Geschichtsvereins, Astrid von Schlachta von der Universität Regensburg. Ihr Vortrag soll im Jahrbuch des Heidelberger Geschichtsvereins 2016 Aufnahme finden.

Mennistenkonzession von Kurfürst Karl Ludwig, 4. August 1664

Carl Ludwig Pfalzgraf bey Rhein, Von Gottes gnaden, Erzschatzmeister und Churfürst

Lieber Getreuer. Dir ist vorhin bekannt, weiß gestalt seither des langwührigen Kriegs, und dadurch verursachter eröd- und verwüstung Unseres Churfürstentumbs und Landen unter anderen einkömlingen, auch eine art leuthe, die man Mennisten nennt, sich eingefunden, welche ihre versammlung von anderen im Reich üblichen Religionen absonderlich halten, des gewehrs und aller Kriegshändel sich eußern, auch sonsten etwan eine oder andere sonderbarkeiten unter sich haben, nach denen wir Uns zu erkundigen auß mehreren Ursachen, zuzforderst weil Wir Menschen und Unterthanen, die das verödete Land wiederum bauen und in stand bringen, höchst bedörffen, nit rathsamb erachten. Wan Wir nun vorerwehnte Mennisten und anderer, so zu Ihnen insgemein gerechnet werden, vor erst und biß zu anderwertiger Unserer Verordnung in Unserem Churfürstenthumb, jedoch auf gewisse beschränkte Maß zu gedulden entschlossen, alß befelen Wir dir hiemit gnädigst und wollen, daß du alle dergleichen in Unserem dir anvertrauten Ambt befindliche Personen in eine gewisse Verzeichnis bringest, demnächst ihnen bedeutest, daß sie Ihren Gottesdienst in Dörffern, wo fünf und mehr hausgesinde wohnen, in ihren Zusammenkünften dergestalt halten mögen, daß nit mehr als zwanzig hausgesinde sich auf einmal bei einander finden, dazu daß sie von anderen Religions Verwandten niemand zu sich herein laßen, nichts Gotteslästerlich „auführisch“ oder der Obrigkeit verkleinerliches reden oder thun, dabeneben des Wiedertauffens sich gänzlich enthalten, und zur recognition für diese ihnen verstattete freyheit diß Jahr ein jedweder haußwürth drey, hernach jährlich und alle Jahr, so lang wir diese Concession nit einziehen Sechs gülden über dasjenige, so andere Unsere Unterthanen Uns entrichten, zahlen, Welche Du Unß Unterm titul, Mennisten recognition geld, zuberechnen hast, mit dieser verwarnung, daß, da Personen, so sich bey dir [„euch“ überschrieben] nit angemeldt und in voranbefohlenem Verzeichnis nit gebracht waren, in dem dir anvertrauten Ambt, es seyen Mennisten oder deren genannte Brüder und anhängen, sich würden betretten laßen, dieselbe nit allein vor sich, sondern auch diejenigen, welche sie untergeschlüpfet, mit ernster abitrat Straff sollen angesehen, und in unsrem Churfürstentumb und Landen ihnen kein aufenthalt verstattet werden. Daran verrichtestu Unseren gnädigen willen und ernste meinung. Und Wir sind dir mit gnaden gewogen.

Heydelberg, den 4. Augusti 1664



Norbert Giovannini

Ein Jahrzehnt reloaded

**Anmerkungen zur Ausstellung „Eine Stadt bricht auf – Heidelbergs wilde 70er“ vom 16. Mai bis 21. September 2014 im Kurpfälzischen Museum
Kuratoren: Manfred Metzner und Frieder Hepp**

Die Ausstellung, die dem Kurpfälzischen Museum 2014 einen enormen Besucherstrom verschaffte, trug unverkennbar die Handschrift von Manfred Metzner, dem Verleger, Kulturhaus- und Literaturtageaktivisten. Aus seinen privaten Beständen stammten auch zahlreiche Exponate, weitere Objekte aus der grafischen Sammlung des Museums. Metzners Blick in die 70er Jahre empfinden viele der kritischen Kommentatoren als überdominant. Kaum eine Stehparty in den letzten Monaten, in denen die Ausstellung nicht süffisant als Ausdruck eines wilden Egotrips gebrandmarkt und auf ihre Auslassungen, Lücken und Lokozentrismen (Karl Markus Michel, 1978) kritisiert sowie auf die Vernachlässigung der wirklichen und politisch bedeutsamen Aspekte hin zerplückt wurde. In Ausgabe 177 des taz-Journals Kontext verdichtete der Journalist und Filmemacher Mario Damolin diese Kritik mit schwerem rhetorischem Säbel (Der Sponti-Kurator von Heidelberg in: Kontext vom 20. August 2014).

Diese Reaktionen machen aber auch deutlich, wie Erinnerung funktioniert. 30 Jahre danach erleben einerseits junge Studierende und tendenziell wenig „Betroffene“ eine scheinbar verschollene Episode der Stadtgeschichte. Sie treffen dabei auf die gut sortierte und innerlich gewichtete Erinnerung von Zeitzeugen. Diese suchen nicht nur, was sie finden und mit einigem Genuss wiedererkennen können. Sie suchen notorisch nach dem, was fehlt, denn es ist schließlich ihre Erinnerungsgeschichte, die sie mit Wahrheitsanspruch hüten, und nicht die Privatsache des Herrn M. Und was fehlt? Meistens sie selbst und ihre eigenen dominanten Erinnerungen.

In eigentümlichem Gegensatz zur vehementen Kritik steht das bis zum letzten Ausstellungstag anhaltende Publikumsinteresse. Insbesondere bei Führungen war kaum ein Durchkommen. Die Stimmung war entspannt, auch dank des reichhaltigen Wiedererkennungswertes, den die Ausstellungsobjekte hatten (Bilder, Plakate, ein Bücherregal mit Holzplatten und Ziegelsteinen, eine WG-Pinnwand, Filme zum Ende des Collegium Academicum und zur brachialen Stadtsanierung von OB Zundel). Und eine flotte Motorradfahrt der Marianne Faithfull in „Nackt unter Leder“, 1968 gedreht – in die Arme des angeödeten Alain Delon, mit Schlossblick.

Ergänzend dazu enthält die bemerkenswert unpräzise „Ausstellungszeitung“ zahlreiche Beiträge von Studierenden aus zwei historischen und einem kunsthistorischen Seminar sowie einer praxisbezogenen Übung zur Oral History, in der Zeitzeugen befragt wurden (Cord Arendes, Frieder Hepp et al. (Hgg.): Ausstellungszeitung). Hier tauchen auch die RAF, das Sozialistische Patientenkollektiv, Uni-Rektor Rendtorffs mutiger, Vietnam-kriegskritischer Brief an den Nato-General Polk u.v.m. auf, die in der Ausstellung nicht zu finden sind. Seltsam ausgespart bleiben aber die politischen Szenen der Universität, in denen ja – wie wir erinnern – nicht nur neoleninistischer und intellektualistischer Unsinn produziert wurde. Die kleine, begleitende

Veranstaltungsreihe hinterließ gemischte Eindrücke. Es mag ein Ausdruck von Entspannung und Distanz sein, wenn wir nicht an „Frontkämpferinnerungen“ kleben. Nur ersetzen spaßige Harmonie und Selbstironie, das amüsant Anekdotische oder die Freude am Komischen nicht den kühlen Blick auf das, was damals wirklich skandalös war. Und bis heute so benannt werden muss.

Die Ausstellung demonstrierte also ziemlich unverblümt die rückblickende und zugleich für damals hypostasierte Weltwahrnehmung einer nicht gerade kleinen, aber auch nicht übermäßig massentauglichen Szenerie von Spontis, Alternativen, Kunst, Kino und Musik versessenen Studierenden der Universität Heidelberg. Sie basiert keinesfalls auf dem angestregten Diskurs der zahlreichen noch vorhandenen Zeitgenossen, wie es der Trierer Historiker Christian Jansen sich wünscht: „Man hätte diskutieren und das eigene Bild reflektieren, eine gemeinsame Perspektive aushandeln müssen.“ (Christian Jansen (Universität Trier) in: Kontext, Ausgabe 177 vom 03. September 2014). Das Ergebnis dieser Aushandlungsprozesse können wir uns unschwer vorstellen: Keine Ausstellung.

Spürbar hinter aller Kritik steht der eigentliche Vorwurf, dass die Ausstellung nur Marginalien zeige (z.B. Wohngemeinschafts- und Selbstfindungskultur, Sponti-Puppenstubenbild (Damolin) sowie das ganze kurzlebige Kulturgetue). Dass sie umgekehrt die großen Tragödien, die wirklich epochal wichtigen Detonationen verdränge, verleugne, verschweige. Bloggerin A.S. vermisst beispielsweise das Sozialistische Patientenkollektiv (SPK), die Indianerkommune, die RAF samt Sympathisanten. Ich will gar nicht damit anfangen, was ich selbst vergeblich gesucht habe, z.B. die irrsinnig gute Zeitschrift „Roter Diwan“ und den munteren Lili-AStA samt Teestube. Es fehlen leider wirklich die in die siebziger aktionsstark hineinreichenden Politikfraktionen, Peter Brückner, das SDS-Verbot und die AstA-Abschaffung. Ebenso die demoralisierende Praxis der Berufsverbote, die Kampagnen des (Professoren)Bundes Freiheit der Wissenschaft und die unsäglichen Prozesse vor dem Heidelberger Landgericht mit ihren absurden Urteilen. Die „Repressionsseite“ – wenn man das mal so nennen will – ist leider dem Ausstellungsverdikt zum Opfer gefallen, nicht zu viel an traditionellen Politikastertum dazustellen.

Sonst herrschten fast enzyklopädische Vielfalt und Vollständigkeit. Die Ausstellung fokussiert die sozialen, mentalen und emotionalen Wandlungsprozesse der 70er Jahre und beharrt auf deren Geltung und Wirkung. Sie zeigt, dass nach dem verheerenden Abgang der Studentenbewegung, die nicht zur sozialen Bewegung fortentwickelt, sondern zur Travestie proletarischer Spaltungsexerzitionen rückgebildet wurde, ein neues, munteres, kämpferisches und experimentierfreudiges Milieu entstanden ist. Anders als manche Traditionalisten bis heute meinen, ist dieses Milieu durchaus handlungsfähig gewesen, hat den rebellischen Geist der 68er fortgeführt und eigene, bis heute wirksame Traditionen geschaffen. Deshalb bedarf es auch nicht der stereotypen Abgrenzung von Spontis und politisierenden Intellektuellen nach dem Muster: Wir grenzten uns ab von den „theorieversessenen Dogmatikern und deren Ablehnung von Literatur, Poesie und Kultur“ (M. Metzner, 21. September 2014). Dies war damals vielleicht nötig, um sich von diversen Parteigruppen abzugrenzen. Es heute zu wiederholen unterschätzt den gedanklichen Reichtum der Alternativen und Sponti-Szene,

der sozialistischen, linksliberalen und Frauengruppen, der Buchläden und Solidaritäts / Dritte-Welt-Kooperativen. Und wem jemals im Weißen Bock die zweite Heimat war, der weiß, dass dort nicht nur Skat gedroschen wurde.

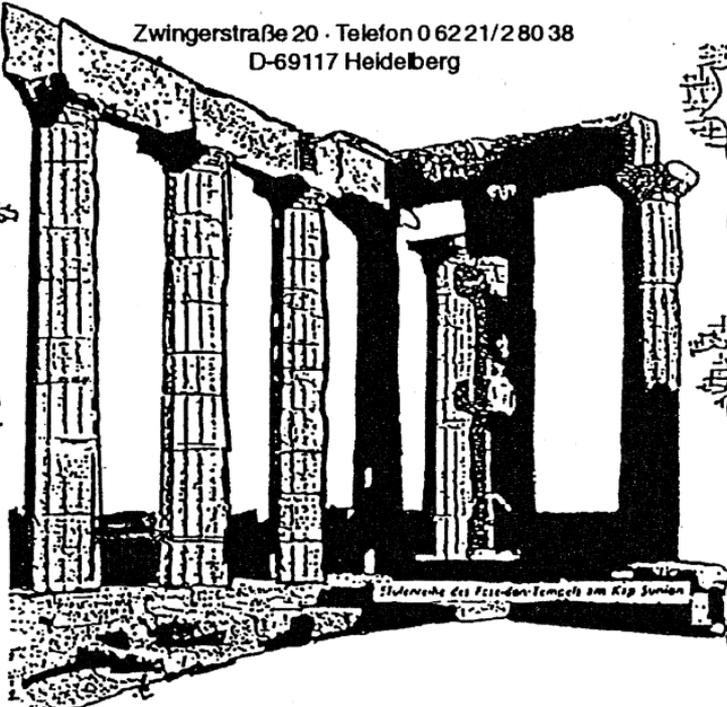
Unter den Besuchern der Ausstellung habe ich einen bemerkenswerten und keinesfalls unkritischen Gestus wahrgenommen: Staunen, Überraschung, ja Begeisterung nicht nur über das Wiedererkannte und Erinnerungsvertraute, sondern auch über das bis dato Unbekannte. In welchen Parallelwelten und auf einem wie kleinen Territorium existierten wir, oft ignorant und selbstbezüglich, manchmal einfach nur desinteressiert, fast berührungslos nebeneinander. Mani Neumeyer mit Guru Guru – ok, Juan und José – auch ok, aber nicht die Odenwälder Säuselsusen von Elster Silberflug, die Untere Straße als Einflugschneiße zum Weißen Bock, aber doch nicht als Dealerdomäne, Collegium Academicum und Rektor Rendtorff – ja, aber nicht das brave Hopoko (Hochschulpolitische Kollektiv). So ist die Ausstellung eine eigentümliche Begegnung – auch mit uns Zeitzeugen selbst. Für alle anderen, Jüngeren, Nicht-dabei-Gewesenen ist sie ein Anstoß, eine historische Facette Heidelbergs zu entdecken. Dank an die Ausstellungsmacher.

Griechische Taverne

Restaurant an der Bergbahn

M. Exarchos

Zwingerstraße 20 · Telefon 0 62 21 / 2 80 38
D-69117 Heidelberg



Unsere Gerichte zum mitnehmen.

- anrufen 28038
- bestellen
- abholen

Philipp Osten

Laudatio zur Habilitation von Maïke Rotzoll

Hörsaal der Psychiatrischen Klinik der Universität Heidelberg, 25. Juli 2014

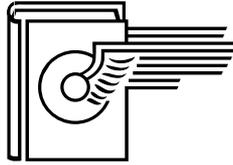
Meine sehr verehrten Damen und Herren,

die ersten Schritte in der Medizingeschichte unternahm Maïke Rotzoll in der Bibliothek des Lübecker Instituts für Medizin- und Wissenschaftsgeschichte, als studentische Hilfskraft vor knapp 30 Jahren. Dietrich von Engelhard bestärkte sie darin, nach Florenz zu gehen, um über die Philosophie der Italienischen Renaissance zu arbeiten. Das mündete in eine Promotion über Petrus Leonius, genannt Pierleone, einem der Astrologie zugeneigten Mediziner, dem nach der Vergiftung Lorenzo de Medicis, dem er als Leibarzt diente, ein unschönes Ende widerfuhr. Den Giftmord konnte Maïke Rotzoll in ihrer auf Italienisch abgefassten Dissertation nicht aufklären, dafür lieferte sie einen tiefen Einblick in die Funktion der Astrologie in der Medizin der Zeit, und Pierleone wird in ihrem Buch zu einem Exempel für die Aufbrüche und Traditionen der Philosophie des 15. Jahrhunderts. An dieser Stelle muss auf die besondere Rolle Joachim Telles hingewiesen werden, der für lange Zeit ihr wichtigster akademischer Lehrer war.

Hier in Heidelberg, wo sie seit 1987 lebt, hat Maïke Rotzoll sehr sichtbare Spuren hinterlassen. Dass vor der psychiatrischen Klinik seit langem ein Gedenkstein für die in den 40er Jahren ermordeten Patienten dieser Klinik steht, ist zu einem großen Teil ihr zu verdanken. Tatkräftig unterstützt durch ihre Projektpartner und vor allem auch durch die Direktoren Heidelberger Kliniken hat sie das Bewusstsein für eine historische Verantwortung in der Medizin in ganz Deutschland mit geprägt. Nicht umsonst ist Maïke Rotzoll heute stellvertretende Leiterin des historischen Referats der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Neurologie und Mitglied der historischen Kommission der Deutschen Gesellschaft für Kinder- und Jugendmedizin. Das von ihr betreute Krankenblattarchiv der Psychiatrischen Klinik ist seit über 10 Jahren Referenzbestand für zahlreiche Forschungsprojekte. Und sie ist seit neuestem auch im Vorstand des Heidelberger Geschichtsvereins, was sie, wie ich weiß, mindestens genauso freut wie die Preise von Bundesärztekammer und Kassenärztlicher Vereinigung für ihre Forschergruppen.

Die Auseinandersetzung mit den Verbrechen in der NS-Zeit hat Maïke Rotzolls berufliche Karriere geprägt. Seit 1994 gehört sie zum Arbeitskreis „Erforschung der nationalsozialistischen Euthanasie und Zwangssterilisation“. Nach zehn Jahren an dieser Klinik und als Fachärztin für Psychiatrie kam sie 2002 an Wolfgang Eckarts Institut für Geschichte der Medizin – zunächst als Mitinitiatorin des großen DFG-Projekts zu den Patienten der Aktion T4, und dann als akademische Oberärztin. Dass der nationale Erinnerungsort für die Opfer des Krankenmordes, den die Kulturstatsministerin im September 2014 in Berlin eröffnen wird, auch Maïke Rotzolls Handschrift trägt, ist das Ergebnis ihrer Teamarbeit in zahlreichen DFG-Projekten.

Die Sozial- und Patientengeschichte ist Maïke Rotzolls wichtigstes Forschungsgebiet. Maïke Rotzoll ist zugleich Philologin der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Literatur, Historikerin, Kunsthistorikerin und Ärztin – und eine wundervolle und sehr verehrte Kollegin.



KARL SCHMITT & CO. KG
BAHNHOFSBUCHHANDLUNGEN

seit 1841

Buchhandlung Schmitt & Hahn
in Heidelberg
Hauptstraße 8 und
Brückenstraße 4

Presse + Buch
im Hauptbahnhof Heidelberg
und in

Bad Kissingen | Bad Krozingen | Bad Rappenau | Bad Sä-
ckingen | Baden-Baden-Oos | Basel | Bruchsal | Bühl/Baden
Donaueschingen | Eberbach | Eisenach | Emmendingen
Erfurt | Frankfurt | Freiburg | Friedrichshafen | Gaggenau
Gemünden | Gera | Gießen | Göttingen | Gunzenhausen | In-
golstadt | Karlsruhe | Kassel | Kehl | Konstanz | Lindau | Mann-
heim | Mosbach | Neckarelz | Neustadt | Nürnberg | Offenburg
Passau | Plattling | Plauen | Pforzheim | Radolfzell | Rastatt
Rüsselsheim | Schwandorf | Schweinfurt | Singen | Sinsheim
Straubing | Villingen | Weimar | Weinheim | Worms | Würzburg



Hans Thill

Laudatio zur Verabschiedung von Hans-Martin Mumm als Kulturredirektor der Stadt Heidelberg

Großer Rathssaal der Stadt Heidelberg, 18. Februar 2014

Meine sehr geehrten Damen und Herren, lieber Hans-Martin,

in den ausgehenden Wilden Siebzigern war am grauen Stein der Neuen Universität lange Zeit eine Parole zu lesen: „Die Uni muss wieder zur Wiese werden“. Sie stand da in ausholenden Lettern knapp über das Fundament des ehrwürdigen Gebäudes gesprüht, das über dem Portal, an zentraler Stelle, dem „lebendigen Geist“ gewidmet ist.

Die Hochschulpolitischen Implikationen dieses Slogans waren mir nicht klar, der ich immer wieder mit dem aufschießenden Glücksgefühl eines entdeckten Witzes an ihm vorüberging, sie haben mich nicht wirklich interessiert. Was mir gefiel, war der naive Gestus dieses Stoßseufzers, der auch einiges über den studentischen Fleiß verrät. Er ist mir jedenfalls nicht aus dem Kopf gekommen und hat unlängst noch mit der Formulierung: „Wiese ist Macht“, in ein Gedicht Eingang gefunden, dessen Titel „Partisan Wiese“ heißt. Die Wiese, das Vieh. Dass man den Lernenden mit einem wiederkäuenden Rind vergleichen könnte, verstärkt noch die innere Logik dieser aufsässigen Zeile, obwohl sie dem Sprayer vielleicht nicht bewusst gewesen ist.

Hans-Martin Mumm dürfte die Parole nicht gefallen haben. Er hatte vermutlich damals das ganze hochschulpolitische Gerangel satt. In einer gewissen Weise hat er sich aber, wie viele von uns, als Schüler dieses Mantras bewiesen, das dazu aufforderte, die Uni und mit ihr die Stadt zu renaturieren.

Es steckt in dieser Parole eine Menge Verzweiflung. Sie ist das zugegebenermaßen poetische Motto eines Unwohlseins an der verfassten studentischen Realität, der sich damals abzeichnenden festgeschriebenen Studiengänge, oder, etwas allgemeiner und ausgreifender formuliert, einer Skepsis gegenüber der technologischen Zukunftsgewissheit, in der die zunehmende Komplexität der Verfahrensweisen einherging mit abnehmender Kreativität jedes Einzelnen in diesem Prozess der Spezialisierung, einer erstaunlichen Engstirnigkeit der Ausführenden, einer fraprierenden Selbstzufriedenheit derer, die damals das Sagen hatten. So schien es den hilflos-empörten Jugendlichen und Studenten, zu denen auch ich gehörte.

Da war Hans-Martin Mumm anderswo, er war in der Welt der Fabrikanten, der Henkelmänner und Sirenen: als angehender Maschinenschlosser war ihm das Technische nicht fremd. Er hatte Theologie studiert und dann die Universität verlassen, um in der Fabrik als Dreher zu arbeiten.

Pfarrer oder Maschinenschlosser, eine Alternative, die man heute vielleicht nicht mehr versteht. In der Biographie einer Person wie Hans-Martin Mumm und mit der Verfassung der Bundesrepublik seit Mitte der 70er Jahre, könnte beides doch eine gewisse Plausibilität beanspruchen.

Überdies sind seine beiden Namenspatrone der Täufer oder Lieblingsjünger Johannes auf der einen und der barmherzige Reiter, der mantelteilende Soldat auf der anderen Seite durch einen Bindestrich zusammengefügt.

Industria, der Fleiß. Die Rückkehr zur Handarbeit, ausgeführt mit soldatischem Gehorsam gegenüber einer revolutionären Partei, war eine Reaktion auf beides: den persönlich empfundenen Skandal einer vermeintlich illegitimen Herrschaft (Viet-Nam, „Notstandsgesetze“) und der Hilflosigkeit des Protests gegen sie, der auch in undogmatischeren Kreisen unter einem Wust von Theorie zu erlahmen oder in einer lautgestellten Militanz zu verkommen drohte. Die irrationale Geste der „Spontis“ war die andere, sozusagen: die dritte Seite der Medaille. Ihnen ging es darum, in „direkter Aktion“ ihren Unmut auf die Straße zu tragen. Ein Plakat des letzten Sponti-Asta, ebenso witzig, vielleicht pointierter noch als die Parole an der Neuen Universität, zeigt eine Kette von Polizisten mit Helm, Schild und Knüppel bewehrt, die den Zugang zur Neuen Universität versperrt, und darunter als Kommentarzeile: „Das Betreten des Rasens ist verboten“.

In den folgenden Jahren haben viele den Rasen betreten. Die Uni ist zwar nicht zur Wiese geworden, aber dafür hat das Wissen die Karteikästen der Seminare verlassen. Es wurde in die Stadt getragen, anfangs auf Transparenten, dann mehr und mehr in den Büchern aufsässiger Wissenschaftler wie Hans-Peter Duerr („Traumzeit“) oder (und für Heidelberg vor allem:) in den Gedichtbänden von Michael Buselmeier, denen Romane („Der Untergang von Heidelberg“) und viele stadthistorische Veröffentlichungen folgten.

Buselmeiers Stadtführungen hatten etwas von Zusammenrottungen, jetzt allerdings nicht von verummten Militanten mit schwarzen Fahnen, sondern von interessierten Bürgern in Sonntagsstaat / Regenschirm oder im Anorak.

Die „kollektive“ Erfahrung einer Stadtgeschichte im Gehen, um es mit dem selbstpropagandistisch aufgeladenen Vokabular der linken Theoretiker zu nennen, war auch ein Ort der Sammlung von Leuten, die sich – politisch oder nicht – mit der Stadt Heidelberg beschäftigen wollten, mit ihrer phasenweise glanzvollen Geschichte. Buselmeier selbst sprach vom „Mythos Heidelberg“, eine Formel wie aus der Zeit vor dem Protest.

Ildiko und Hans-Martin Mumm sind damals fast immer dabei. Auch bei den Lesungen im Kurpfälzischen Museum, gedacht als eine Aktualisierung des poetischen Heidelberg zur Zeit der Romantiker. Bei einer dieser Lesungen (vielleicht um das Jahr 1990) präsentiere ich einige neue Texte aus dem (späteren) Band „Zivile Ziele“, durchaus krasse, urbane Gedichte. Ich habe sie unter ein biblisches Motto versammelt: „Warum toben die Heiden und die Völker reden so vergeblich?“ Mein Testblick ins Publikum verrät mir eine Regung in Mummis Gesicht: etwas wie ein ungläubiges Lachen. Er spricht mich danach (bei der Pizza, beim Hacksteak) auf die „vergebliche Rede“ an, sie erscheint ihm zwar unbiblich, aber doch aktuell.

Er selbst geht weiter der bescheidenen, nicht sonderlich geliebten Arbeit als Maschinenschlosser nach: Herstellung von Werkstücken, Werkzeugteile, nützliches Metall. Und am Feierabend widmet er sich historischen Forschungen. Es ist eine Zeit, als auch die gewöhnlich hochnäsigen Intellektuellen der Universität den lokalen Forschungen gegenüber nicht mehr so überheblich sind. Ein eher unplötzlicher Prozess, der aber lange Zeit unterirdisch vonstatten ging. Die Geschichtswissenschaft hatte in Frankreich ja längst den Alltag entdeckt, auch in Literatur, Film und Poesie scheint das Alltägliche das Rettende zu sein.

Hans-Martin Mumm forscht über den Heidelberger Arbeiterverein. Er legt im Verlag Das Wunderhorn ein umfangreiches Werk über den Arbeiterverein zur revolutionären Zeit 1848/49 vor. Er ist ja selber ein Arbeiter. Jetzt vollzieht er auch den Bildungshunger nach, der die Arbeiterschaft des 19. Jahrhunderts unglaubliche Anstrengungen unternehmen ließ. Zusätzlich zu einer ermüdenden Arbeit und dem zermürbenden, gefährlichen Kampf gegen die politische Rechtlosigkeit. Mit anderen Stadthistorikern gründet er 1993 den Heidelberger Geschichtsverein. Der präsentiert sich heute im Internet nicht mit dem bekannten Blick auf Alte Brücke und Schloss aus halber Ober- oder mit der Stadtansicht des Matthias Merian, sondern dem älteren gleichen Motiv des Kosmographen Sebastian Münster. Und mit einem Zitat des Dichters Achim von Arnim, in dem die Flüsse eine Rolle spielen, die Wege und die Straßen.

„Und ich sah alle Ufer der Ströme und das Land zwischen den Bergen, und ich sah in die Berge, wo sie her kamen, wo die Wege sich verloren, und alles war von Menschenwerk, die Bäume waren von Menschenhand gesäet, die Steine gesammelt, die Flüsse gelenkt, und ich sah Gottes Hand in der Hand des Menschen, der sein Ebenbild ist ...“

Hans-Martin Mumm verfolgt weiterhin sein politisches Engagement. Jetzt in der Grün-Alternativen-Liste, als Abgeordneter im Stadtrat. Es ist, als hätte er einen politischen Emanzipationsprozess mit seiner Person nachvollzogen. Zusammen mit Norbert Giovannini bietet er Führungen zum jüdischen Leben in Heidelberg an.

Als Stadtforscher kommt ihm die theologische Schulung sehr zu Hilfe. Belesenheit. Man muss sich seine Betrachtungen zu den unterschiedlichsten stadthistorischen Themen im seit 1996 erscheinenden Jahrbuch des Geschichtsvereins einmal anschauen. Mumm liest die Topographie der Stadt wie einen Text. Er geht seine Wege mit zunehmender Aufmerksamkeit wie man die Zeilen eines schwierigen Textes wieder und wieder aufsucht, bis man jedes Detail entdeckt und gewürdigt hat. So findet er eine Ausguss-Tülle an der Heiliggeistkirche, die er als Abfluss für eucharistische Reste identifiziert. Er macht einen Bauernhof in der Römerstraße/Weststadt aus.

Viele erkunden jetzt die Topographie der Stadt. Man sucht nach Spuren für die ursprüngliche Siedlung um die Peterskirche und die ersten Bauten eines ersten Kern-Heidelberg. Mumm ist ein genauer Leser, der Spitzfindigkeiten scheut. Er wägt ab, immer die Wahrscheinlichkeit im Auge, die nützliche Überlegung, die eine These zu stützen vermag. Seine Sprache ist geschmeidig, er ist ein Wissenschaftler aus Leidenschaft, der sich anfänglich auf Industriegeschichte konzentriert, im Lauf der Jahre sich immer weiter in die Vergangenheit wagt, bis er schließlich anhand von Einzelthemen

wie den Transportwegen des Mittelalters oder den Repräsentationen der Stadt von den Anfängen bis heute ein Tableau zu umreißen vermag, das unsere historische Phantasie anregt.

Für das topographische Interesse, die Leidenschaft für das Palimpsest der Straßen und Wege, der den Weg blockierenden Mauern und Wasserlinien, ist auch seine (man muss jetzt sagen) Buchbelesenheit förderlich. Er hat einen breiten Horizont und eine Meinung zu fast jeder stadthistorischen Hypothese von einiger Bedeutung und zu vielen, die einem anderen nicht so bedeutend erscheinen mögen, aber oft zur Abstützung einer Argumentation notwendig werden.

Und, nicht wahr, all die von der herrschenden Wissenschaft so belächelten Lokalhistoriker, Pfarrer, Lehrer, pensionierten Volksfreunde, waren auch nicht von schlechten Eltern. Wir haben ihnen nicht wenige Erkenntnisse über unser Land zu verdanken. Mumm nimmt sie in Schutz immer wieder, etwa, wenn es um die Kartierung der mittelalterlichen Wege und Straßen geht: „Am Jähen Steig“, ein Thema mit künstlerischem Potential. Die Freude an den lokalen Benennungen: Plättelsweg, Kümmelbach. Er zitiert Ludwig Merz: „Die Beschwerlichkeit zeigt sich allein schon in den Wegbezeichnungen, mit denen die geplagten Fuhrleute ihrem Ärger Luft machten. Wir hören hier und anderswo Namen wie z.B. Schinder, Radbreche, Höll, Teufelsgaß, Saurutsch, Loch, Engpaß und Kniebrech.“

Im Jahr 1998 wurde Hans-Martin Mumm Kulturamtsleiter. Die erkonservativen Protestler zu großen Teilen aus der damaligen Professorenschaft stehen im Nachhinein als die wahren Banausen da, seltsam trivial ihre lateinische Empörungsgeste einer Unterschriftenliste, die das Rektorat durch die Region faxte: „quo vadis, Heidelberg?“

Unter Mumms Amtsführung befragte Michael Buselmeier in der Reihe „Erlebte Geschichte – erzählt“ (auch dies ein Titel mit Signalwert) Prominente über ihr persönliches Heidelberg; die bearbeiteten Gespräche füllen vier gedruckte Bände. Die Stadt hat von dieser Rehistorisierung und Reliterarisierung in jeder Hinsicht profitiert. Nach außen als eines der glücklicherweise zahlreichen Zentren europäischer Literatur, nach innen durch eine kulturell tiefgreifende Identifikation der Bürger mit ihrer Stadt. Für andere Unternehmungen, die Hans-Martin Mumm inspirierte und durchführte, gilt dasselbe: für die großen Ereignisse, ein Kultursommer „Romantik“, eine übergreifende Ausstellung über den Wiederaufbau der Stadt im Barock, die Jubiläen von des Knaben Wunderhorn und der Universität.

Wenn Heidelberg heute nicht mehr als eine Stadt dasteht, die mit Zähnen und Klauen ihre Provinzialität verteidigt, ist es zu einem nicht geringen Maß Hans-Martin Mumms Verdienst.

Beinahe überflüssig zu sagen, dass er für zahlreiche Kulturschaffende ein verlässlicher Partner und unterstützender Ratgeber war. Wie er in seinen Aufsätzen immer wieder ein gutes Gespür für die interessanten Nebenstrecken, fürs sprechende Detail beweist und mit Fragestellungen zu übersetzen vermag (Nominalismus: Woher kommt der Name Heidelberg? Was hat es mit dem Kümmelspalter auf sich? Warum Fauler Pelz? Weshalb eigentlich Heiliggeist-Kirche?), so zeigt er als Kulturamtsleiter einen Sinn fürs Machbare, der freilich das Wünschenswerte, „Utopische“ nicht aus

den Augen verliert. Die Verantwortlichen des Karlsruher Bahnhofs können davon ein Lied singen, die Organisatoren der Literaturtage, der Freien Theatergruppen und Kulturinitiativen in den Stadtteilen, des sich langsam zusammenfindenden Literaturhauses, aber auch des Kunstforums, der Prinzhornsammlung, der Französischen Woche, des Zimmertheaters, um nur einige zu nennen.

Ich selbst habe ihn bei Vorbereitungen für drei „Maghreb-Schwerpunkte“ innerhalb der „Literaturtage“ erlebt: wie er ruhig und mit Bestimmtheit Akzente zu setzen verstand und den „Spezialisten“ dennoch den nötigen Bewegungsspielraum ließ.

Ich habe ihn bei zwei Jury Sitzungen für den Hilde-Domin-Preis als sensiblen Moderator erlebt, der auch Turbulenzen und persönliche Erregungen, die bei der Auseinandersetzung um den besten Preisträger nicht ausbleiben können, in einen einvernehmlichen Prozess umzulenken weiß.

Wir werden uns auf den Pensionisten Hans-Martin Mumm freuen können. Auf neue Straßenlinien, jähe Steigungen und Hohlwege, neue Fundstücke aus der Geschichte dieser bisher so wenig explorierten Stadt.

Ich persönlich freue mich darauf, dass wir ihn bald im Neuen Literaturhaus begrüßen dürfen.

Bis dahin aber jetzt schon ein kleiner Beitrag zu einem noch zu schaffenden kurpfälzischen Bestiarium, das nach dem Vorbild der Satiren eines Franz Blei oder Andreas Koziol die hiesigen Charakterköpfe in Gestalt phantastischer Tierarten karikiert. Für so einen Heidelberger Zoo hätte ich abschließend und einstweilen „das Mumm“ beizusteuern.

Das Mumm.

Es ist nützlich, denn es schont den Salat auf den Feldern. Mal haust es in alten Adressbüchern, mal im Goldenen Schnitt. Es ist kein Adler, es ist kein Löwe, es ist auf der Suche nach der Beere, die im un bebauten Buschland wächst. In der Stadt bewegt es sich flink, kürzt die Unterführungen. Es liebt Ortswechsel wie auch die Sesshaftigkeit, wirft Bücher in Briefkästen. Zuweilen findet man es in Wäldern, furchtlos gegenüber den Piraten des Mons Piri, nur ansprechbar auf trutzbairisch oder in Gallolatein.

Michael Buselmeier

Der
Unter
gang
von
Heidel
berg

Roman
Wunderhorn

Neuaufgabe 2013. 195 Seiten. € 19,80

Rezensionen

Matthias Roth: Von Minnesang bis Hip-Hop. 1000 Jahre Musik in Heidelberg und der Kurpfalz, Palmyra-Verlag, Heidelberg 2013, 496 S., 24,00 Euro

Für den von Elmar Mittler 1996 herausgegebenen Sammelband „Heidelberg, Geschichte und Gestalt“ schrieb Ludwig Finscher einen Übersichtsartikel zur Musik in der Neckarstadt. Der ehemalige Ordinarius am Heidelberger Musikwissenschaftlichen Seminar und Herausgeber der Neuauflage der Enzyklopädie „Musik in Geschichte und Gegenwart“ konstatiert gleich zu Beginn seines Beitrags den Mangel an dokumentierter Überlieferung für die Kurpfalz und stellt fest: „Nicht zufällig ist die einzig wirklich zuverlässige Darstellung, die Arbeit von Gerhard Pietzsch zur Geschichte der Hofmusik bis 1622, eine Dokumentensammlung, kein Versuch einer narrativen Geschichte“. Hatte Pietzsch bereits 1956 seine „Gedanken zu einer pfälzischen Musikgeschichte“ publiziert, verzichtete er darauf, dieses gigantische Werk anzugehen. Die Menge des zu bearbeitenden Materials und die notwendigen Untersuchungen über das Verhältnis der Musik zu Kirche, Staat, Universität und Stadt erwiesen sich als zu umfangreich für eine seriöse Veröffentlichung.

Jetzt hat der Musikkritiker Matthias Roth ein Buch mit dem Anspruch vorgelegt, die Musik in Heidelberg und der Kurpfalz gleich für ein Jahrtausend darzustellen. Sein Versuch, die Heidelberger (und kurpfälzische) Musikgeschichte als Teil einer Gesamtgeschichte zu behandeln, ist misslungen. Herausgekommen ist weder eine Geschichte der Stadt und schon gar keine Musikgeschichte, die diesen Namen verdient. Das liegt vor allem daran, dass der Autor elementare Standards wissenschaftlichen Arbeitens nicht einhält.

Schon beim Überfliegen der ersten beiden Kapitel (ca. 700 Jahre des Berichtszeitraums) fallen zahlreiche Datierungsfehler auf. Verändern Versehen, wie ein falsches Hochzeitsdatum des späteren Kurfürsten Friedrich II. (S. 46) wenig am Gesamtbild, so irritiert das Jahr 1592, bis zu dem der Lutheraner Johann Knöfel Hofkapellmeister in Heidelberg gewesen sein soll (S. 454). Die Bemerkung, dass Andreas Raselius „Nachfolger Knöfels ab 1600“ wurde (S. 70), suggeriert noch ein weiteres, ebenso unzutreffendes Datum. Tatsächlich mussten alle Lutheraner nach der Regierungsübernahme durch den reformierten Administrator Johann Casimir spätestens 1584 die Pfalz verlassen. Das Todesjahr von Sebastiano Moratelli (gest. 1706 in Heidelberg), einst Düsseldorfer Hofkapellmeister bei Kurfürst Johann Wilhelm, ist richtig angegeben (S. 458). Warum schreibt der Autor aber: „Nach der Auflösung der Düsseldorfer Kapelle 1716 hatte Moratelli offenbar die besten Musiker dauerhaft hierher [= Heidelberg] gebracht ...“? (S. 102). Nach dem Konfessionswechsel 1583 zur Jugend des späteren Kurfürsten Friedrich IV. sieht Roth bei dem Knaben einen „lockeren Luther-Kurs“ (was ist das?) durch „eine gründliche calvinistische Erziehung“ ersetzt und lässt als Beispiel dafür ein Zitat aus der (lutherischen!) „Studienordnung von 1581“ folgen (S. 67). Ein skurriler Patzer, der auch ohne Kenntnis der pfälzischen Geschichte durch einen Blick auf die Jahreszahlen oder genaueres Nachlesen der angegebenen Literaturstelle vermeidbar gewesen wäre.

In Anmerkungen und Zitaten wird der Leser immer wieder in die Irre geführt. Auf der Suche nach der „Schauspieltruppe George Websters, die im Ottheinrichsbau Dramen von Shakespeare aufführte“ (S. 73, Anm. 40), endet man in der Quellensammlung von Pietzsch auf Seite 125f./707f. und findet: Nichts! Auf Seite 173/755 bei Pietzsch immerhin die Komödianten-Truppe eines Robert Brown: von Shakespeare keine Spur. Bei dem Bildnachweis eines Ausschnitts der Oswald von Wolkenstein-Handschrift A, die sich in der Österreichischen Nationalbibliothek Wien befindet (Abbildungen S. 3 oben), ist fälschlicherweise die Universitätsbibliothek Heidelberg genannt (S. 412). Mit der Behauptung, „Die mit Noten versehene Originalhandschrift liegt sorgsam gehütet in der hiesigen Universitätsbibliothek“ (S. 25), bestätigt der Autor, dass er die Quelle gar nicht kennt. Als „die früheste mehrstimmige Musik ..., die in deutlicher Verbindung zur Frühzeit der Region Heidelberg steht“, wähnt Roth die „Wimpfener Fragmente“ der Hessischen Landesbibliothek Darmstadt

identifiziert zu haben und beweist dabei einen leichtfertigen Umgang mit Literaturangaben. Zu einer Motette mit weltlichem Tenor-Text, der den Tod eines gewissen „Brumas“ beklagt, nennt er nur die Faksimile-Edition der „Fragmente“ von Friedrich Gennrich und schreibt dennoch, dass Brumas einer der Protagonisten „eines anonymen französischen Lancelot-Romans“ ist (S. 19, Anm. 10). Bei Gennrich steht davon nichts, und die wahre Quelle wird nicht genannt.

Ahnungslosigkeit bezüglich der musikalischen Parodie im 16. Jahrhundert offenbart Roth bei der Behandlung einer anonymen (Parodie-)Messe über Orlando di Lassos Chanson „Susanne un jour“ aus dem Notenkonvolut Pal. lat. 1878 der Biblioteca Apostolica Vaticana. Selbstverständlich (und online nachprüfbar bei der UB Heidelberg: http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/bav_pal_lat_1878/0153?sid=8dc341924a1f0f53b92fa6af1f5dedac) ist dieses Werk auf die festgelegten lateinischen Worte des Ordinarium Missae komponiert und keinesfalls „über den apokryphen, erst von Luther integrierten Bibeltext über Susanna“, wie der Autor behauptet (S. 49). Nur oberflächlich mit der pfälzischen Musikgeschichte vertraut, tappt er blindlings in Fallen. So genügt ihm das Booklet einer CD-Einspielung als Nachweis für Kompositionen von Sweelinck, die sich in einem „in Heidelberg gedruckten Sammelband von 1597 finden“ (S. 58, Anm. 13). In Unkenntnis, dass Sweelincks Psalmvertonungen in der Pfalz nie eine Rolle spielten und in Heidelberg im 16. Jahrhundert keine Musikalien im Notendruck erschienen (Gesangbücher ausgenommen), unterblieb die notwendige Nachprüfung. Deren Ergebnis in Kürze: Im Titel des Sammelbands (RISM 61597) wird Heidelberg nicht genannt. Der Name des Druckers (Jerome Commelin) ist fingiert, denn ein Typenvergleich zeigte, dass die Stimmbücher in Genf gedruckt wurden.

Immer wieder schweift Roth vom eigentlichen Thema ab. Statt einer Darstellung der Rezeption von Melodien und Texten des Genfer Psalters in Liturgie, Kunst- und Festmusik bei den reformierten Kurfürsten maßregelt er Friedrich III. in zwei Unterkapiteln: „Orgelpfeifen werden zu Kanonenkugeln“ und: „Wo Köpfe rollen, schweigt die Musik“. Sein Fazit: „Als Friedrich III. 1576 starb, hinterließ er neben dem politischen Chaos eine kulturelle Brachlandschaft.“ (S. 55–65). Hier rezensiert jemand die Geschichte der kurfürstlichen Pfalz und ihrer Universität als Verriss, ohne sie wirklich zu kennen (grundlegende Arbeiten z. B. von Volker Press, Meinrad Schaab oder Eike Wolgast tauchen im Literaturverzeichnis nicht auf). Vor- und Zurückblättern zwischen Textkorpus, Anmerkungen und Register fördert indessen ein weit gefächertes Nichtwissen zutage: Susanna von Bayern gerät zu „Ottheinrichs zweiter Frau“ (S. 56); Kurfürst Karl Ludwig zum „Lutheraner“ (S. 91), worauf sein Sohn Karl „den Calvinismus wiedereingeführt“ hätte (S. 95). Wenn Friedrich IV. (der Vierte, geb. 1574) bei der Grundsteinlegung des nach ihm benannten neuen Palasts (Friedrichsbau, 1601) „gerade 17 Jahre alt“ gewesen sein soll (S. 69), lässt sich das als Rechenfehler abtun, doch später heißt es im Widerspruch: „Friedrich V. [der Fünfte] baute den Friedrichsbau“ (S. 241). Völlig ins Blaue spekuliert Roth, wenn er im reformierten Gottesdienst der Pfalz den „Gemeingesang nach Lucas Osiander (1586)“ auf Betreiben des Hofkapellmeisters Andreas Raselius einführen lässt (S. 70). Im Register (S. 460) gibt es bei „Osiander, Lucas d. Ä. ... (1534–1604)“ einen weiteren Verweis, der zu Pfalzgraf Ottheinrich führt: „Unter dem Einfluss Osianders hat er bereits 1542 in Neuburg den Protestantismus eingeführt“ (S. 49). Nach dem Ergebnis einer elementaren Rechenübung (1542 minus 1534) sollte ein achtjähriger Knabe als Betreiber eines Konfessionswechsels genügender Anlass zum Nachdenken sein, ob es sich hier um den ‚richtigen‘ Osiander handelt.

Hätte ein aufmerksames Lektorat durch Streichen obsoletter Nebensächlichkeiten die Zahl der Fehler reduzieren können, ist für inhaltliche Lücken allein der Autor verantwortlich. Kein Wort über Andreas Grundler, der in den zwei Monaten zwischen dem Tod seiner Ehefrau Olympia Fulvia Morata und dem eigenen Ende in Heidelberg eine Gedenkmotette komponierte. Dünn und unzusammenhängend, was man über die Musik bei Friedrich V. und der englischen Prinzessin Elisabeth erfährt. Kein Wort über die „Tabulatur Zweibrücken“, auf die Ludwig Finscher in seinem Artikel von 1996 (s. o.) hingewiesen hat. Dagegen werden abgenutzte Legenden wieder aufgetischt, wie der angeblich letzte Auftritt Shakespeares „In Gestalt des Prospero“ vor dem Brautpaar im Jahr 1613 (S. 76). Mit der Spekulation, Martin Opitz hätte „noch in Heidelberg“ ein Opernlibretto entworfen,

lanziert Roth schließlich eine eigene, lokalpatriotisch gefärbte Legende zum frühen deutschen Musiktheater (S. 88). Sein unmotivierter Seitenblick auf das älteste erhaltene Beispiel des Genres („Seelewig“ von Sigmund Theophil Staden) zeigt, dass er dieses Werk nicht kennt, wenn er das Libretto von Georg Philipp Harsdörffer „eine Sammlung von circa 300 lehrhaften Frauenzimmer-Gesprächen“ nennt (S. 89).

Ermüdet vom Durchkämmen des Dickichts der ersten 700 Jahre Rothscher Musikgeschichtsschreibung mit hier nur auszugsweise präsentierter Kollektion an Aussetzern, stellen die letzten 300 Jahre die eigentliche Herausforderung dar. Durch die ergiebiger sprudelnden Quellen wächst der Umfang der zu prüfenden Literatur und gleichzeitig der Unwille, dieses Buch weiterzulesen, das keinen wissenschaftlichen Kriterien genügt und nicht zum „echten Standardwerk“ geriet, wie vom Verlag vollmundig angepriesen (Einbandtext).

Klaus Winkler

Jan Bürger: Der Neckar. Eine literarische Reise, C.H. Beck Verlag, München 2013, 286 S., 19,95 Euro

Zu den ganz großen Flüssen Deutschlands gehört er nicht. Und genau genommen handelt es sich bei ihm ja auch lediglich um einen Nebenfluss des sehr viel mächtigeren Rheins. Doch für das Land Baden-Württemberg und dessen historische Vorläufer ist seine Bedeutung – vor allem in wirtschaftsgeschichtlicher Perspektive – kaum zu unterschätzen. Bei Villingen-Schwenningen im Schwarzwald – im Schwenninger Moos – entspringt die Quelle, durchquert mehrere Landschaften, vorbei an Städten wie Tübingen, Stuttgart, Heilbronn, Heidelberg, ehe der Fluss bei Mannheim in den bereits erwähnten Rhein mündet. Die Rede ist, natürlich, vom Neckar.

Der Literaturwissenschaftler und Mitarbeiter des Deutschen Literaturarchivs in Marbach Jan Bürger hat diesem Fluss nun ein Buch gewidmet. Im Untertitel nennt er es eine „Literarische Reise“. Das ist mehrdeutig. Zum einen wird darauf angespielt, dass sich der Autor schwerpunktmäßig mit dem Thema Neckar in der Literaturgeschichte – vor allem der letzten 250 Jahre – beschäftigt; er berücksichtigt allerdings auch wichtige allgemeinhistorische Aspekte wie beispielsweise den Ausbau des Flusses zur Großschifffahrtsstraße in den 1920-er Jahren. Zum anderen verweist der Begriff „Reise“ im Untertitel auf ein formales Prinzip. Die zwölf Kapitel des Buches handeln nämlich von zwölf Stationen, genauer: Ortschaften und Städten zwischen Quelle und Mündung des Neckars. Und zusätzlich zu den dazugehörigen literatur- und kulturgeschichtlichen Ausführungen wird in jedem dieser Kapitel noch eine Gegenwartsebene eingeblendet, auf der der Autor seine Besuche der jeweiligen Orte zwischen März 2011 und März 2012 in literarischen Stimmungsbildern festhält.

Ganz unterschiedliche Literatur-Geschichten sind es, die Jan Bürger in seinem Buch episodenhaft zusammenführt. Sie eint, dass sie irgendwie mit dem Fluss und seiner umgebenden Landschaft in Verbindung zu bringen sind. In biographischen Skizzen wird der Aufenthalt Friedrich Hölderlins (ganz zentral: Hölderlinturm in Tübingen) und Friedrich Schillers (zum Beispiel: literarischer Durchbruch mit der Uraufführung der „Räuber“ in Mannheim) an verschiedenen Orten entlang des Flusses ausführlich vorgestellt. An prominenten Autoren und Schriftstellern, um noch ein paar weitere Namen zu nennen, widmet sich Jan Bürger auch Berthold Auerbach, Wilhelm Hauff, Justinus Kerner, Hermann Lenz, Eduard Mörike, Ludwig Uhland, aber auch Samuel Beckett, Heimito von Doderer und Mark Twain in ihren Neckar-Verbindungen – bei Doderer etwa geht es um eine Szene aus dessen 1938 erschienenen Roman „Ein Mord, den jeder begeht“, die in einem Eisenbahntunnel zwischen Kirchheim und Lauffen am Neckar spielt. Auch der Literaturbetrieb spielt eine Rolle, so in Passagen zur Geschichte der Deutschen Verlags-Anstalt oder des Süddeutschen Rundfunks in Stuttgart.

Nicht nur um die reine Literatur geht es auch im Heidelberg-Kapitel. Jan Bürger beschäftigt sich hier unter anderem mit dem für diesen Ort charakteristischen symbiotischen Verhältnis von Wissenschaft und Dichtung, vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ausgehend

von der direkt am Neckar gelegenen Fallensteinschen Villa, in der Max Weber residierte, geht es zunächst um das Verhältnis zwischen dem berühmten Soziologen und Stefan George und dessen Kreis. Der Bogen in diesem Kapitel wird dann bis zu der Lyrikerin Hilde Domin und ihrem Ehemann, dem Kunsthistoriker Erwin Walter Palm geschlagen. Beide hatten sich bekanntlich während ihrer Studienzeit kennengelernt und kehrten nach langen Jahren des Exils während der Nazi-Zeit, wieder an den Neckar zurück, wo sie als Schriftstellerin und er schließlich als Professor für Iberische Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg wirkte.

Jan Bürger hat für sein lebendig geschriebenes Neckar-Buch sehr viel zusammengetragen, stützt sich auf eine weitverzweigte Forschungsliteratur und kann ab und an auch ein paar bislang unveröffentlichte Archivalien aus dem Deutschen Literaturarchiv präsentieren. Der besondere Reiz besteht vor allem darin, dass es dem Autor – beispielsweise durch kluge Querverweise oder intelligente Überleitungen – gelingt, im Kern doch sehr heterogene Dinge zu koppeln und so einen großen Zusammenhang zu stiften. Der Neckar erweist sich dabei als dankbares Medium. Die an seinen Ufern gelegenen Universitätsstädte stehen für die große südwestdeutsche Bildungstradition, aus der viele der vorgestellten Dichter hervorgegangen sind. Hinzu kommt, so Bürger, die spezifische Topographie, „die fortwährend umgestaltete Kulturlandschaft zwischen Odenwald, Löwensteiner Bergen und Schwarzwald, die Künstler und Schriftsteller immer wieder herausgefordert und bezaubert hat“.

Oliver Fink

Dagmar Drüll (Hg.): Über Heidelberger Universitätsämter 1386–2013, Volker Thewalt Verlag, Wiesbaden 2013, 124 S., 16,00 Euro

Ein Verzeichnis der Rektoren und Dekane (1968) und eine Verfassungsgeschichte der Universität Heidelberg (1974), daneben Ortsgeschichten von Neuenheim und Handschuhsheim (1965) sind historische Publikationen von Dr. Hermann Weisert, der das Universitätsarchiv erstmals als hauptamtlicher Archivar von 1964 bis 1988 leitete. Erst wenn man die damalige dürftige räumliche und personelle Ausstattung des Archivs in der Grabengasse berücksichtigt, kann man Weisersts Leistung bei der Erforschung der Universitätsgeschichte würdigen. Seinen personengeschichtlichen Ansatz führt Frau Dr. Dagmar Drüll, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Universitätsarchiv, seit 1981 weiter: vor allem mit dem monumentalen vierbändigen Gelehrtenlexikon 1386–1986 und der Aktualisierung des Verzeichnisses der Rektoren und Dekane bis zum Jahre 2006.

Die vorliegende Publikation beschäftigt sich mit einigen wichtigen Aspekten der Verfassungs- und Organisationsgeschichte unserer Universität. Den Großteil des BÜchleins nimmt die Untersuchung von Dagmar Drüll, Manfred Zimmermann und Daniela Hesse über die Amtsaufgaben und Wahlmodalitäten der Rektoren ein. Sie baut auf dem Abschnitt aus dem „Wissenschaftsatlas“ von 2011 (S. 246–249) auf und stellt das Thema in ausführlicher und anschaulicher Weise dar. Dazu tragen die Zitate aus Originaldokumenten und die zahlreichen Abbildungen bei, die fast Faksimile-Qualität erreichen. Einige abgebildete Titelblätter und Inhaltsverzeichnisse aus der Zeit nach 1945 vermitteln dem Leser allerdings wenig Erkenntnisgewinn (z.B. das Titelblatt der Grundordnung von 1969 auf S. 76); stattdessen hätte man sich lieber weitere Seiten aus der Denkschrift des Historikers und ehemaligen Rektors Willy Andreas gewünscht. In einem Schreiben vom September 1933 unterzog dieser die Neuordnung der Universität nach dem Führerprinzip einer deutlichen Kritik (S. 66f.).

In ihrer über 625-jährigen Geschichte wurde die Universität von 748 Rektoren geleitet: vom Gründungsrektor Marsilius von Inghen („anheber und regirer“ 1386–1396) bis in die Gegenwart zu Bernhard Eitel (2007, 2. Amtszeit seit 2013). Die chronologisch aufgebaute Darstellung geht folgenden Fragen nach: Wie gestaltete sich das Machtverhältnis von fürstlicher Obrigkeit bzw. Regierung und universitärer Selbstverwaltung? Welche Amtsbefugnisse hatte der Rektor, inwieweit galt das Kollegialitätsprinzip? Wie wurde der Rektor gewählt, galten dabei Fakultätsturnus und Anciennitätsprinzip? Durch den Erlass neuer Statuten oder Hochschulgesetze griff die Staats-

gewalt immer wieder in die Universitätsorganisation ein: Ottheinrich mit den Statuten von 1558, Carl Friedrich von Baden mit dem 13. Organisationsedikt von 1803, die demokratische Regierung mit der Verfassung von 1919, der Nationalsozialismus mit dem Führerprinzip seit 1933, schließlich die Grundordnung von 1969 und das Universitätsgesetz von 2000. Nur 1386 und 1945 wurde die Verfassung von der Universität selbst erarbeitet. Langfristig führten die wachsende Hochschulfinanzierung durch den Staat und sein Interesse an der Ausbildung von Beamten und Juristen zu einer Intensivierung der staatlichen Aufsicht; dennoch konnte – so die Meinung der Autorin – die Selbstverwaltung der Universität über weite Strecken ihrer Geschichte bewahrt werden. Ausnahmen waren der vergebliche Eingriff von Ludwig V. (1522), die einseitige konfessionelle Ausrichtung (1580–1672) und die NS-Zeit (1933–1945).

Die Binnenstruktur der Universität blieb Jahrhunderte lang erhalten: der Rektor als Leiter, Repräsentant und ausführendes Organ, der Senat als beschließendes Kollegialorgan.

Der Modus der Rektorwahl änderte sich mehrfach. Diesen Wandel hätten Grafiken in Form einprägsamer Verfassungsschemata besser verständlich gemacht. 1386 hatten zunächst nur die Professoren der Artistenfakultät das aktive und passive Wahlrecht; 1393 wurden auch die „oberen Fakultäten“ Theologie, Jura und Medizin zur Wahl zugelassen. Seitdem wählte die „Congregatio“, „consilium“, später „Senat“ genannte Professorenversammlung den Rektor. Seit 1558 setzte sich dabei ein fester Fakultätsturnus durch, von 1786 bis 1862 in Kombination mit dem Anciennitätsprinzip – alles andere als eine wirklich freie Wahl. Erst von 1862 an wählten alle ordentlichen Professoren im „Großen Senat“ den Rektor in freier Wahl; 1892 wurde der Fakultätsturnus allerdings wieder eingeführt. Die Wählerschaft erweiterte sich um Delegierte der außerordentlichen Professoren (1911) und aller universitärer Gruppen (1969). Die Amtszeit des Rektors, die in den ersten Jahrzehnten oft nur wenige Monate betrug, dauerte dann über Jahrhunderte hinweg ein Jahr. 1969 wurde sie auf drei Jahre, 2000 auf sechs Jahre festgelegt – mit erheblichen Konsequenzen für die wissenschaftliche Tätigkeit des betreffenden Rektors.

Die Hochschulgesetze von 2000 und 2005 bedeuteten eine große Zäsur; denn sie veränderten die Organisation und Kompetenzverteilung erheblich. Das Rektorat, bestehend aus Rektor, Prorektoren und Kanzler, erhielt weitreichende Kompetenzen – ähnlich dem Vorstand eines Wirtschaftsunternehmens. Der Große Senat wurde abgeschafft; als ganz neues Organ wurde der Universitätsrat aus sieben internen und sechs externen Mitgliedern geschaffen, der einem Aufsichtsrat vergleichbar ist und den Rektor sowie den Kanzler wählt. Der Rektor muss weder Professor noch Mitglied der Universität sein. Auch wenn dieser Fall noch nicht eintrat, wurde mit einer seit 1386 bestehenden Tradition gebrochen. Moderne Management-Organisation statt akademischer Selbstverwaltung – die Richtigkeit dieses Weges wird die Zukunft erweisen.

1914 setzte sich der Abgeordnete Freiherr von Mentzingen in der Ersten Badischen Kammer ironisch mit der akademischen Titulatur auseinander: Der „ordentliche Honorarprofessor“ sei „eine *contradictio in adjecto*, ... denn er ist weder ein ordentlicher Professor, noch empfängt er ein Honorar“. Jeder, der sich mit Universitätsgeschichte beschäftigt, kennt diese kryptischen Bezeichnungen. Umso mehr weiß man es zu schätzen, wenn im letzten Teil des Buches die Gliederung des Lehrkörpers in den verschiedenen Zeitabschnitten dargestellt und die Amtsbezeichnungen erläutert werden. Warum dazu freilich zwei kürzere Beiträge mit weitgehend deckungsgleichem Inhalt abgedruckt werden, erschließt sich dem Rezensenten nicht. Der erste Artikel unter Mitarbeit von Peter Meusburger ist in der englischen Fassung des „Wissenschaftsatlas“ erschienen. Beide Beiträge zitieren sich gegenseitig in der Online-Version. Unnötige Doppelungen, die ein aufmerksames Lektorat hätte beseitigen und zu einem einzigen Beitrag zusammenführen können. Auf alle Fälle kann sich der Leser hier zuverlässig über Rang, Kompetenz und Besoldung der meist fünf Dozentengruppen informieren – entweder in der „Langfassung“ Drüll-Meusburger (S. 101–112) oder in der „Kurzfassung“ Drüll (S. 113–123).

Positiv erwähnt seien die umfangreichen Quellen und Literaturangaben (S. 91–99, 112, 122f.), in denen man nur wenige Titel vermisst und die gerade für die Entwicklung seit 1969 erwünscht sind. Mit den großen Standardwerken über die Heidelberger Universitätsgeschichte kann und will

die Publikation nicht konkurrieren. Auch wenn nur ausgewählte Leitfragen untersucht werden, bietet sie mehr als eine reine Organisationsgeschichte und kann dem interessierten Leser als Lektüre zur Universitätsgeschichte empfohlen werden.

Reinhard Riese

Christoph Mauntel, Carla Meyer, Achim Wendt (Hgg.): Heidelberg in Mittelalter und Renaissance. Eine Spurensuche in zehn Spaziergängen, Jan-Thorbecke-Verlag, Ostfildern 2014, 224 S., 14,95 Euro

Wilhelm Oncken, Gerhard Ritter, Günter Franz, Adolf von Oechelhäuser, Carl Neumann, Dethard von Winterfeld – etliche, aber beileibe nicht alle akademischen Lehrer der Geschichte und der Kunstgeschichte haben sich mit der Stadt ihres Wirkens befasst. Das ist dann um so bemerkenswerter, wenn Heidelberg dabei nur eine einzelne Sprosse einer längeren wissenschaftlichen Karriereleiter war. Mit dem angezeigten Band hat eine Gruppe von Historikerinnen und Historikern ein Führungsbuch durch das mittelalterliche Heidelberg vorgelegt. Vorbereitet wurde dieser Band im Sommersemester in einer Übung am Historischen Seminar. Dass die Autorinnen und Autoren eher jünger sind, ist augenscheinlich so, aber nicht schriftlich belegt: Die Autorenhinweise am Ende jedes Einzelbeitrags enthalten keine Altersangaben.

Das Thema ist klug gewählt. Es fehlte bislang ein Mittelalterführer für Heidelberg. Wissenschaftlich fundierte Literatur, die nicht der Hauptrichtung des Stadtmarketings folgt, also nicht Barock und Romantik fokussiert, ist für gebildete Einheimische und Gäste ein gutes Angebot. Ich würde bei meinen Städtereisen für jeden Ort ein Buch dieses Typs kaufen – wenn es denn eins gibt.

Die einzelnen Beiträge decken fast alle Spuren aus Mittelalter und früher Neuzeit ab, in Heidelberg ist diese Zäsur mit den Zerstörungen von 1689 und 1693 ja sehr ausgeprägt. Julia Becker führt durch Handschuhsheim mit der Tiefburg und St. Vitus. Claus Kropp stellt die Klöster auf dem Heiligenberg und deren Beziehung nach Lorsch vor. Achim Wendt, als mehrfacher Autor in früheren Ausgaben dieses Jahrbuchs wohl bekannt, lässt uns Anteil haben an seinen Forschungen zu den beiden Heidelberger Burgen. Insbesondere Kurfürst Ludwig V. wird als Renaissance-Bauherr entgegen früheren abwertenden Deutungen gewürdigt. Christoph Mauntel wendet sich den Stadtbefestigungen zu, von denen sich nicht unerhebliche Teile erhalten haben. Claudia Binder legt einen Rundgang durch die Vorstadt vor, die im Zug der Stadterweiterung von 1392 entstanden ist. Thorsten Huthwelker bringt uns das geistliche Leben mit dem Heiliggeiststift und den vorreformatorischen Klöstern der Altstadt näher. Maximilian Wemhöner wendet sich den Orten der politischen Herrschaft und des Adels zu. Carla Meyer stellt den Zusammenhang zwischen den Anfängen der Universität und dem Ende der jüdischen Gemeinde des Mittelalters her. Marco Neumaier, auch er Autor in unserem Jahrbuch, führt uns die Spuren der bürgerlichen Stadt mit dem „Ritter“ als Hauptdenkmal vor Augen.

Bevor das Lob dieser Edition abgeschlossen wird, müssen drei kritische Einwände formuliert werden. Erstens: Der Arbeit liegt offenbar keine Erfassung aller mittelalterlichen Spuren zugrunde, aus denen dann eine Auswahl getroffen wurde, sondern es wird das behandelt, was den einzelnen Autoren vor Augen lag oder wichtig war. Zu vermissen sind jedenfalls der gotische Chor der Wieblinger Pfarrkirche, für den eine wissenschaftliche Untersuchung immer noch aussteht, und ein Rundgang durchs Neckartal mit den Stationen Wolfsbrunnen und St. Laurentius in Schlierbach, das Haus Kleingemünder Straße 8 von 1601, der Bildstock von 1472 und Kloster Neuburg in Ziegelhausen. Platz dafür hätte sich gewinnen lassen, wenn eine stringendere Redaktion Dubletten wie die Passagen zur Peterskirche (S. 95–99 und S. 197–201) und Irrläufer wie das Barockhaus zum Riesen (S. 178f.) vermieden hätte. Zweitens: Die Autoren haben nicht alle Orte gefunden. Julia Becker führt in Handschuhsheim achtlos an dem Horneckschen Hof, Obere Kirchgasse 5, mit seinen Fenstergewänden des 17. Jahrhunderts vorbei (S. 33), Claudia Binder hat die Position des Trutzkaisers nicht gefunden, sondern tröstet die Leser mit einem Foto des bewaldeten Gaisberghangs (S. 104),

an dem ja irgendwo dieses Bollwerk gestanden haben muss, Achim Wendt bietet den Friesenweg von 1840 als mittelalterlichen Plättelsweg an (S. 68, 70) und Carla Meyer übergeht den jüdischen Friedhof an der Plöck, auf dem die Universität 1596 ihr Nosocoonium errichtete. Drittens: Im Literaturverzeichnis sind ein paar sehr elementare Titel zu vermissen, wohingegen einige eher tertiäre Veröffentlichungen besser weggeblieben wären. Adolf von Oechelhäusers Denkmalverzeichnis von 1913 und Carl Neumanns Essay „Heidelberg als Stadtbild“ von 1914 gehören eigentlich an den Anfang jeder Stadtbetrachtung, und mit Herbert Derweins Flurnamenbuch wären Plättelsweg und Trutzkaiser präzise aufzufinden gewesen.

Zurück zum Lob. Das Führungsbuch ist reich mit Bildern ausgestattet mit vielen nicht oft gezeigten Details. Die Umschlagklappen enthalten den Merianstich von 1620. Die Kartierung der Führungsrouten ist professionell und übersichtlich. Der Ehrgeiz einer jungen Historikergeneration kombiniert sich mit dem Ehrgeiz des Jan-Thorbecke-Verlags zu einer – von den wenigen genannten Einschränkungen abgesehen – gelungenen Präsentation des mittelalterlichen Heidelberg.

Hans-Martin Mumm

Andrea Briechle: Heinrich Herzog von Sachsen und Pfalzgraf bei Rhein. Ein welfischer Fürst an der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert, Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2013, 343 S., 45,00 Euro

Das 12. Jahrhundert kann für die Pfalzgrafschaft bei Rhein eher als quellenarme und dunkle Zeit gelten. Nähern ließe sich diesem Zeitabschnitt über archäologische, bau- und siedlungsgeschichtliche oder allgemein landesgeschichtliche Zugänge. Andrea Briechle zeigt in ihrer Heidelberger Dissertation, wie ergiebig der klassische Weg einer Personengeschichte immer noch sein kann. Ihre Untersuchung gilt Heinrich von Sachsen, in dessen Regentschaft die rheinische Pfalz für knapp zwei Jahrzehnte unter welfischer Herrschaft stand. Die Stellung, die Heinrich in der Reichspolitik einnahm, lässt die spätere Bedeutung der Kurpfalz bereits ahnen. 1214 musste Heinrich dem Wittelsbacher Ludwig weichen, ging anschließend nach Braunschweig und schied aus dem süddeutschen Panorama aus.

Drei Frauen namens Agnes verkörpern die weibliche Seite dieses Wegs. Um die Jahreswende 1293/94 heiratete Heinrich, der älteste Sohn Heinrichs des Löwen und Enkel des englischen Königs, Agnes von Staufeu, die einzige Tochter seines Widersachers Konrad, eines Halbbruders Friedrich Barbarossas und Pfalzgrafen bei Rhein. Die Brautmutter hatte die Hochzeit arrangiert, ohne den Brautvater zu informieren. Kaiser Heinrich VI. und Konrad waren entsetzt, arrangierten sich dann aber mit den Fakten, zumal die Ehe rechtsgültig geschlossen war. Den Zeitgenossen war diese Geschichte eine Sensation, es war sogar von „amor“ die Rede. Wir ahnen schon, dass es in erster Linie doch Kalkül und nicht Liebe war. Briechle arbeitet sich durch das Gestrüpp von Legenden hindurch und wertet insbesondere englische Quelle aus. London fürchtete eine ebenfalls mögliche Heirat zwischen Agnes und dem französischen König, außerdem spielt die Gefangenschaft Richard Löwenherz' mit hinein, ohne dass sich alle Einzelheiten klären ließen. Das Hauptmotiv Heinrichs war die Beendigung des Konflikts mit den Staufern. 1194 fand die Aussöhnung mit dem Kaiser statt, 1195 trat Heinrich die Nachfolge seines Schwiegervaters an und wurde Pfalzgraf bei Rhein.

Im Thronstreit zwischen Staufern und Welfen stand Heinrich zunächst auf der Seite seines Bruders Otto IV., 1204 zwang ihn aber Philipp von Schwaben auf seine Seite, u.a. mit der Drohung, ihm die Pfalzgrafschaft zu entziehen. Auch der Tod seiner ersten Frau im selben Jahr lockerte Heinrichs Beziehung zur Pfalz. Nach Philipps Ermordung ging er wie fast alle deutschen Fürsten wieder zu Otto über. Um den Bayernherzog Ludwig an das Kaisertum Ottos zu binden, arrangierte er 1212 „möglicherweise“ eine Verlobung seiner Tochter Agnes mit Otto, dem Sohn Herzog Ludwigs (S. 130), Otto und Agnes waren da noch lange nicht im heiratsfähigen Alter.

Drei Kinder hatte Heinrich mit Agnes von Staufeu: Heinrich den Jüngerer, Irmengard und eben Agnes. Nach dem Tod seiner ersten Frau heiratete Heinrich „spätestens 1211“ (S. 69) in zweiter

Ehe Agnes von Landsberg, die Tochter des Markgrafen der Ostmark. Briechle fächert die neuen verwandtschaftlichen Beziehungen auf und macht deutlich, dass Heinrichs Perspektiven schon vor dem Verlust der Pfalzgrafschaft nun im norddeutschen Raum lagen. Diese zweite Ehe blieb kinderlos.

In den Jahren um 1211 hielt sich Heinrich trotz seiner neuen Orientierung nach Norden „überwiegend in der Pfalzgrafschaft“ auf (S. 208). Briechle äußert sich dazu nicht, gemeint sein müsste damit hauptsächlich die Burg Heidelberg. 1213 reiste er im Auftrag seines kaiserlichen Bruders nach England. Die Pfalzgrafschaft überließ er seinem erst 16-jährigen Sohn Heinrich dem Jüngeren. Die Behauptung, dass dieser bereits verheiratet war, beruht auf einer Verwechslung (S. 209 Anm. 86). Briechle ist sich nicht sicher, ob die wenigen Quellen eine temporäre oder eine endgültige Amtsübertragung belegen. In jedem Fall habe der Vater dem Sohn den Rat gegeben, sich auf die Seite „Friedrichs II. zu schlagen“ (S. 210), der auf dem Weg nach Deutschland war, um Otto IV. das Königtum streitig zu machen. Im Mai 1214 starb Heinrich der Jüngere jedoch, sodass die Pfalzgrafschaft jedenfalls für den Moment ohne Regenten war.

Heinrich von Sachsen hatte zu lange seinen Bruder Otto unterstützt. Der wendige Bayernherzog war schneller und bekam 1214 die Pfalzgrafschaft. Ob Friedrich II. die Pfalzgrafschaft direkt an Herzog Ludwig oder indirekt als Vormund des noch unmündigen Otto, der mit der ebenfalls noch unmündigen Agnes verlobt war, vergeben hat, ist bislang nicht abschließend geklärt. Briechle setzt sich mit beiden Interpretationsmöglichkeiten auseinander. Die sehr früh in einigen Urkunden auftretende Version, Agnes sei die eigentliche Erbin der Pfalzgrafschaft, hält sie für wenig wahrscheinlich: „Ein bereits beschlossener Ehebund zwischen Otto und Agnes muss keine Voraussetzung für den Übergang der Pfalzgrafschaft gewesen sein“ (S. 131). Entschiedener Aussagen sind Briechle nicht zu entlocken. Wir Vereinfacher dürfen aber nun sagen, Friedrich II. habe über die Pfalzgrafschaft in einer Basta-Entscheidung verfügt, Heinrich habe schließlich gute Miene zum für ihn ungünstigen Spiel machen und sich mit der diplomatischen Floskel eines friedlichen Erbgangs zufriedengeben müssen.

Andrea Briechle widmet ein ganzes Kapitel der modernen Fragestellung nach den „Bilder[n] und Inszenierungen fürstlichen Ranges“. Bei der Ausleuchtung des literarischen Umfelds Heinrichs stößt sie dabei auch auf einen Bekannten aus unserer Nachbarschaft: „Bligger von Steinach: ein dichtender Gefolgsmann?“ (S. 180–183). Aber welcher Bligger kann gemeint sein? Die bisherige Forschung kennt Träger dieses Namens über vier Generationen der Herren von Neckarsteinach. Der Zeitraum, für den sie in Urkunden als Zeugen greifbar sind, reicht von 1142 bis 1227. Bligger III. stand Pfalzgraf Heinrich zeitlich und urkundlich am nächsten, aber auch Briechle kann ihn nicht sicher als den Dichter zweier Lieder identifizieren. Dass der Minnesänger in Neckarsteinach heute gar als Verfasser des Nibelungenlieds verehrt wird, ist Briechle zu Recht keine Notiz wert.

Auf eine Frage gibt Andrea Briechle nur indirekt eine Antwort, indem sie sie gar nicht erst stellt: Kommt Pfalzgraf Heinrich als Gründer der ummauerten Stadt Heidelberg in Betracht? Der archäologische Befund ist unbestritten: Auf dem Gelände einer der Burg Heidelberg zuzuordnenden Siedlung wurde um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert eine Stadt mit Ummauerung gegründet. Diese zeitliche Festlegung könnte gerade noch auf den Staufer Konrad oder schon auf den Wittelsbacher Ludwig zutreffen, aber zuerst wäre der Welfe Heinrich danach zu befragen. Briechle verfolgt ja, wie wir gesehen haben, kein regionalgeschichtliches Ziel, und die oben zusammengestellten Ereignisse stammen aus verschiedenen Partien ihrer Arbeit. Aber eben auch in anderen Zusammenhängen taucht das Thema Gründung und Förderung von Städten nicht auf, obwohl um 1200 die Anlage von Städten boomte. So nebenher könnte Heinrich Heidelberg als Stadt nicht in Auftrag gegeben haben, dazu bräuchte es einen Stab von Landvermessern, Bauleuten und kaufmännisch denkenden Anwerbern. Davon ist für Heinrich auch im Herzogtum Sachsen wenig zu spüren. Briechle resümiert: „Erst unter Otto ‚dem Kind‘ wurden jedoch die Städte als befestigte Herrschaftsmittelpunkte im neuen Herzogtum Braunschweig(-Lüneburg) zu einem zentralen Faktor, der sich in einer Reihe an Städteprivilegierungen niederschlug, während in der Pfalz die Wittelsbacher in Erinnerung blieben“ (S. 222).

Hier wagt sich Briechle mit ihrem Urteil ein wenig mehr aus der Deckung als sonst. Ihre Stärken sind die Genauigkeit im Detail und eine unpräzise Sprache. Schon ihr Dank im Vorwort ist geeignet, die Lesenden für sich einzunehmen: „Herzlich danken möchte ich allen KollegInnen meiner Heidelberger Schaffenszeit, mit denen ich Büros, Kaffee und Schokolade teilen durfte ...“.

Hans-Martin Mumm

Christian Burkhart: Pankrätius – Vitus – Georg. Die Kirchenheiligen von Dossenheim und Handschuhsheim. Patrozinien- und Herrschaftswchsel an der südlichen Bergstraße im hohen Mittelalter. Dossenheim 2014 (im Selbstverlag), 80 S., mit vielen Abb., 12,00 Euro (erhältlich in der Handschuhsheimer Bücherstube an der Tiefburg, Dossenheimer Landstraße 2)

Warum heißt die Vituskirche in Handschuhsheim Vituskirche? Warum findet die dortige Kerwe (fast) immer um den 15. Juni statt? Und was ist eigentlich ein Patrozinium? Wer sich für solche Fragen interessiert, sollte das schmale Büchlein von Christian Burkhart lesen, das sich mit den Patrozinien der alten Pfarrkirchen der Gemeinde Dossenheim und des ehemaligen Dorfes Handschuhsheim befasst. Beiden Orten ist gemeinsam, dass sie einst zur Herrschaft Schauenburg gehörten.

Im römischen Recht umschrieb der Begriff Patrozinium die Verpflichtung des Patrons, seine Klienten zu schützen, ein Rechtsverhältnis, das in das christliche Gedankengut einging. Die Idee dabei ist: Der Heilige steht vom Jenseits aus seinen Schutzbefohlenen bei, die sich an seinem Grab bzw. an seinen Reliquien an ihn wenden. Der Gläubige hofft auf Sündennachlass durch die Fürsprache des Patrons. Dieser bewirkt solches wegen seiner in hohem Maß erworbenen Gnadenfülle, mit deren Überschuss er seine Schutzbefohlenen ‚freikaufen‘ kann. In karolingischer Zeit wandelt sich das Bild: Nunmehr besitzt der Heilige eine Schutzpflicht in irdischen Notsituationen, im Sterben und vor dem Jüngsten Gericht.

Gewidmet ist das Buch dem Andenken der Heidelberger Historikerin und Universitätsbibliothekarin Dr. Ursula Perkow (1944–2009), die solchen Fragestellungen schon immer nachgehen wollte, was ihr früher Tod verhinderte. (Ein Nachruf von Lupold von Lehsten, Institut für Personengeschichte Bensheim, findet sich im Anhang). Zugleich ist es ein Beitrag zu den Feiern der ersten Erwähnung von Handschuhsheim (2015) und Dossenheim (2016) im Lorscher Codex vor 1250 Jahren. Der Autor, Historiker, Leiter des Kurpfälzer Kreises der Deutschen Burgenvereinigung e.V., Beauftragter des Regierungspräsidiums Karlsruhe für archäologische Denkmalpflege, Verfasser zahlreicher Artikel und Aufsätze, untersucht hier, wann und warum St. Pankrätius in Dossenheim und die Heiligen Vitus und Georg in Handschuhsheim zu Schutzpatronen der bis ins Mittelalter zurückreichenden Kirchen wurden. Sollten seine Thesen zutreffen – und bislang spricht nichts dagegen – so müsste die frühe Geschichte beider Orte umgeschrieben werden.

Zunächst geht Burkhart der (bis dato nicht sonderlich reflektierten) Frage nach, warum eigentlich die Handschuhsheimer Kerwe, also das Patroziniumsfest der alten Dorfkirche, jährlich just am 15. Juni (bzw. am folgenden Sonntag) gefeiert wird, und warum diese Kirche ausgerechnet den Märtyrern Vitus († um 304) und Georg († um 303) geweiht wurde. Dabei ist „insbesondere die Erkenntnis von Bedeutung, dass die meist konstanten Patrozinien [...] in seltenen Fällen [...] auch wechseln können“ (S. 11). „Über die Namen der jeweiligen Heiligen sind somit Rückschlüsse auf die Zeit ihrer Einführung möglich“ (a.a.O.).

Die karolingische Kirche Handschuhsheims stand zunächst unter dem Schutz des Lorscher Klosterheiligen Nazarius († um 304), dessen Reliquie man 765 von Metz nach Lorsch brachte. Die um ihr Seelenheil besorgten Gläubigen widmeten deshalb ihre zahlreichen Schenkungen diesem Heiligen. Die traditionelle Heimatkunde geht ohne Weiteres davon aus, dass der Patroziniumswchsel bei der St. Vituskirche in Handschuhsheim schlicht eine Folge des 1053/1057 errichteten Kirchenneubaus sei (so noch zu lesen im Jahrbuch 2014 des Stadtteilvereins, S. 44). Eduard Johann Joseph Mühling, von 1828 bis 1854 Pfarrer an St. Vitus in Handschuhsheim, schreibt in seinen „Historischen und topografischen Denkwürdigkeiten von Handschuhsheim“ (Mannheim 1840),

Abt Arnold von Lorsch habe am 8. November 1053 Handschuhsheims Kirche den Heiligen Vitus und Georg geweiht. Spätere Generationen schrieben fleißig bei Mühling ab. Nach Burkhart (S. 16ff.) entbehrt diese Behauptung allerdings der historischen Grundlage: Warum sollte „ausgerechnet der Lorsch Abt anlässlich des Kirchenneubaus den ursprünglichen Handschuhsheimer Kirchenpatron und populären Schutzheiligen St. Nazarius gegen einen anderen Heiligen ausgewechselt haben“ (S. 19)? Die immer wieder kolportierte Vermutung, dass die auf dem Schlussstein beim östlichen Kircheneingang stehende Jahreszahl 1483 auf die Neuweihe an die Heiligen Vitus und Georg in jenem Jahr hinweise, ist laut Burkhart (S. 26f.) durch Schriftquellen nicht zu erhärten. Die vorliegende Publikation könnte auch in Hinblick auf das in besagtem Jahrbuch (S. 88) angekündigte Jubiläumjahr (1250 Jahre Ersterwähnung, mit „möglichst vielen interessanten Events“) Veranlassung, wenn nicht Verpflichtung sein, solch altgewohnte Denkweisen zu revidieren.

Auch in Dossenheim „scheint ursprünglich der Lorsch Klosterheilige Nazarius Schutzpatron der karolingischen Pfarrkirche gewesen zu sein“ (S. 28). Die heutige evangelische Kirche stammt im Wesentlichen aus gotischer Zeit, „weist aber im unteren Bereich des Kirchturms noch einzelne Mauerteile eines romanischen Vorgängerbaus des 11. Jahrhunderts auf“ (a.a.O.). Das Pankratius-Patrozinium ist in Dossenheim erstmals 1375 bezeugt. Somit habe auch dort „irgendwann zwischen Früh- und Spätmittelalter ein Patrozinienwechsel stattgefunden“ (S. 30). Über den Märtyrer und „Eisheiligen“ Pankratius († um 304) gibt es eine reichhaltige Literatur. „Trotzdem war bis kürzlich offen, durch wen, wann und warum gerade dieser eigentlich eher selten vorkommende Heilige ausgerechnet Schutzpatron der Dossheimer Kirche(n) wurde“ (S. 33). Wann kam es zum Wechsel des Patroziniums? „Nun, als ein neuer Herr bzw. neue Herren in Dossenheim das Sagen hatten!“, beantwortet Burkhart die selbst gestellte Frage (S. 37). Er identifiziert Pankratius als eine Art „Familienheiligen“ der Hessonen-Wolfsöldner-Schauenburger, die ihn in das untere Neckarland brachten. Um 1130 fiel ihnen die Schauenburg bei Dossenheim offenbar als Kriegsbeute zu (S. 41f.). Damit hatte St. Nazarius als Schutzheiliger ausgedient und wurde durch St. Pankratius ersetzt. Um 1280 starb das Geschlecht der Herren von Schauenburg, die wohl in der alten Dossheimer Kirche ihre Grablege hatten, im Mannesstamm aus.

In der Nähe von Pankratius geweihten Kirchen sind häufig Vituskirchen zu beobachten. St. Vitus war im 10./11. Jahrhundert Heiliger des sächsischen Herrscherhauses, ja sei damals geradezu ein „Königs- und Modeheiliger“ gewesen (S. 49). Er entwickelte sich im 12./13. Jahrhundert ähnlich wie St. Pankratius zu einem „Patron der Ritter“. Dass der zweite Patron der Handschuhsheimer Kirche ausgerechnet der Drachen tötende Ritter Georg ist, überrascht Burkhart nicht. „Denn schließlich war ein südwestdeutsches Zentrum der großen religiösen Erneuerungsbewegung des 11./12. Jahrhunderts das 1083/85 gegründete Schwarzwaldkloster St. Georgen“ (S. 51f.). Auch dort finden wir wieder Bezugspunkte zu den Schauenburger-Hessonen. (Das Beziehungsgeflecht zwischen Herrscherfamilien, Patronen und Territorien ist für Uneingeweihte nicht immer leicht zu entwirren.) Die Tatsache, dass Pankratius und Vitus auch als Schutzherren der Weinbauern gelten, gilt Burkhart als ausschlaggebend dafür, dass sie sich (im Gegensatz zum hl. Georg) in den Weindörfern Dossenheim und Handschuhsheim halten konnten. Christian Burkhart, der im Unterschied zu denen, die für die Tradition zuständig sind, gerne „über den schmalen Tellerrand der Lokalgeschichte“ schaut, resümiert: „Dieser Herrschaftswechsel in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts ist [...] bislang die einzig wirklich plausible Erklärung für das Auftauchen nicht nur eines, sondern gleich dreier bei den Hessonen-Wolfsöldnern [...] hoch im Kurs stehenden ‚Ritterheiligen‘ als Schutzpatrone der zu ihrer neuen Herrschaft Schauenburg [...] gehörenden Kirchen in Handschuhsheim und Dossenheim“ (S. 60). – Ein zwölfseitiges Register erleichtert das Aufsuchen von Orts- und Personennamen und Sachbegriffen.

Hansjoachim Räther

Jörg Peltzer, Bernd Schneidmüller, Stefan Weinfurter, Alfried Wiczorek (Hgg.): **Die Wittelsbacher und die Kurpfalz im Mittelalter**. Eine Erfolgsgeschichte? Verlag Schnell & Steiner, Regensburg 2013, 408 S., 29,95 Euro; Wilhelm Kreutz, Wilhelm Kühlmann, Hermann Wiegand (Hgg.): **Die Wittelsbacher und die Kurpfalz der Neuzeit**. Zwischen Reformation und Revolution, Verlag Schnell & Steiner, Regensburg 2013, 880 S., 39,95 Euro; Alfried Wiczorek, Bernd Schneidmüller, Alexander Schubert, Stefan Weinfurter (Hgg.): **Die Wittelsbacher am Rhein**. Die Kurpfalz und Europa. Begleitband zur 2. Ausstellung der Länder Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Hessen, 8. 9. 2013 bis 2. 3. 2014, Museum Zeughaus, Barockschloss Mannheim (Publikationen der Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim 60), Verlag Schnell & Steiner, Regensburg 2013, 2 Bde., 992 S., 59,00 Euro; Frieder Hepp, Jörg Peltzer (Hgg.): **Die Grablegen der Wittelsbacher in Heidelberg**. Tod und Gedächtnis im späten Mittelalter, Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2013, 85 S., 18,00 Euro; Thorsten Huthwelker: **Elizabet de Baviere († 1478)**. Eine Tochter Pfalzgraf Ludwigs III. als Vertraute der heiligen Colette und die geplante Gründung eines Klarissenkonvents in Heidelberg, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 157, 2009, S. 63–77; Thorsten Huthwelker: **Das Heidelberger Franziskanerkloster als Grablege der Pfalzgrafen bei Rhein und ihres Hofes**, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 160, 2012, S. 165–182

2400 Seiten in vier dicken Wälzern, einem schmalen Band und zwei vorbereitenden Aufsätzen sind hier als Ertrag des Wittelsbach-Jahrs aufgelistet. Dabei ist das Erinnerungsjahr an die Belehnung der Pfalzgrafschaft bei Rhein an Herzog Ludwig I. und seinen Sohn Otto II. im Herbst 1214 noch gar nicht zu Ende. Abgeschlossen ist jedoch das Ausstellungsvorhaben der Reiss-Engelhorn-Museen, das für ein halbes Jahr überregional Akzente setzte und in einem weit gefächerten Begleitprogramm die Region mit ihren zahllosen Wittelsbach-Orten einbezog. Das Heidelberger Schloss – eigentlich ein Hauptexponat für ein derartiges Projekt – hielt sich auffallend zurück, das Kurpfälzische Museum der Stadt konnte mit dem Fragment des ältesten Grabsteins eines Wittelsbachers ein wichtiges Zeugnis präsentieren. Davon später.

2400 Seiten auf zwei oder drei Seiten besprechen zu wollen, wäre eine törichte Anmaßung. Die vielen Beiträge mit ihren neuen Erkenntnissen, ihren Forschungszusammenfassungen und natürlich auch mit ihrer reichlichen Redundanz gänzlich zu beschweigen, wäre ebenso wenig passend. Ich werde darum im Folgenden ein paar Schlaglichter auf Aussagen werfen, die mir aufgefallen sind, ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit oder auch nur auf Repräsentativität.

Im Vorfeld der Ausstellung fand im Januar 2012 eine Fachtagung zur Vorbereitung des Mittelalterteils der Ausstellung statt. 19 Beiträge daraus umfasst der erste oben genannte Band. Wenige Jahre nach der Erringung der Pfalzgrafschaft notierte ein Regensburger Mönch einen Satz, der im 19. Jahrhundert so gelesen wurde: „Auf Veranlassung des vorgenannten Herzogs von Bayern wurde das Land Bayern gleichsam den rheinischen Landen unterworfen.“ Das klingt nach Ablehnung von Fremdherrschaft und bayerischem Stammesbewusstsein. Bernd Schneidmüller hält dagegen: „Das Wort ‚unterworfen (subiectiva) ist heute auch nicht unter der Quarzlampe lesbar und war es auch ... 1861 nicht mehr“ (S. 37). So gelingt und beeindruckt kritische Wissenschaft. – Ingo Runde widmet seinen Beitrag dem Rhein als Verkehrsachse im Mittelalter (S. 51–66). Wirtschafts- und Verkehrsthemen sind heute aus der Mode gekommen. Zu wünschen sind weitere Untersuchungen auch über die Nebenflüsse und die Schnittstellen zum Landverkehr. – Jörg Peltzer untersucht den Rang der Pfalzgrafen bei Rhein im 13. und 14. Jahrhundert (S. 89–107). Hauptmerkmal war die verwandtschaftliche, räumliche und institutionelle Nähe zum Königtum, die mit einigen Rückschlägen im Grunde bis 1803 anhielt. – Nicht verstanden habe ich, warum Heinz-Dieter Heimann die Teilung der Kurpfalz unter die Söhne König Ruprechts auf einen Befehl des Vaters vom 8. 5. 1410 zurückführt (S. 123). Neben allen Anzeichen dafür, dass die jüngeren Brüder nach dem Tod des Thronfolgers Ruprecht Pipan 1397 diese Teilung aktiv betrieben, sprechen auch die bayerische Teilung von 1392 und die Teilung der Burggrafschaft Nürnberg 1397/98 dafür,

dass dieses Thema seit Ruprechts III. Regierungsantritt Tagesgespräch am Heidelberger Hof gewesen sein muss. – Die Bilanz, die Oliver Auge zur Regierung König Ruprechts I. zieht (S. 169–190), hat den Mangel, dass sie sich nicht auf eine Biografie stützen kann, die seine Erfolge als Landesherr ins Verhältnis zu seinem Königtum setzt. Nicht gescheitert, eher „glücklos“ (S. 189) will Auge ihn nennen, aber als Kurfürst war er beides nicht, sondern stärkte die Pfalzgrafschaft so, dass sie sogar eine Vierteilung überstand. – Johannes Heil stellt zur Diskussion, dass bei der Austreibung der Juden 1390 „einzig die Absicht des Platzgewinns in der engen Altstadt im Vordergrund stand“ (S. 292). Neben der Übertragung des jüdischen Immobilienbesitzes an die Universität und den Konflikten zwischen Stadt und Hochschule, die Heil als Indizien nennt, ließe sich noch die Stadterweiterung von 1392 als Anhaltspunkt für städtische Raumprobleme anführen. Einzuwenden ist allerdings, dass nicht allein die Verhältnisse in der Residenzstadt, sondern die Wirtschafts- und Städtepolitik insgesamt für die Wende in der Judenpolitik heranzuziehen sind. Im Spätmittelalter stand neben religiöser Demagogie der Vorwurf des Wuchers im Vordergrund des Judenhasses. Ich sehe daher in der von Ruprecht II. und III. gemeinsam vollzogenen Austreibung einen Akt des Populismus in bewusster Abkehr von der Politik des wenig geliebten Onkels Ruprecht I. Inwieweit landesweit auch Immobilienneid vorlag, müsste sich erst noch durch Analysen der kurpfälzischen Städte um 1390 erweisen. – Thorsten Huthwelker und Maximilian Wemhöner sehen in den beiden Heidelberger Burgen, den Stiftskirchen in Neustadt und Heidelberg sowie in der Grabkapelle Friedrichs des Siegreichen Beispiele für eine „ambitionierte, dem Rang einer kurfürstlichen Familie entsprechende monumentale Herrschaftsrepräsentation durch Architektur und Bildkunst“ (S. 363). Gerne sammle ich Äußerungen, nach denen die Stadtanlage Heidelbergs „unmittelbar auf den Herrschaftsantritt der Wittelsbacher in der Pfalz“ zurückgeht (S. 362). Eine Architekturgeschichte der Wittelsbacher am Rhein muss aber unvollständig bleiben, solange sie nicht die Bautätigkeit in der Oberpfalz und in weiteren, von Angehörigen des Hauses Wittelsbach beherrschten Landesteilen einschließt. Der Chor der Heiliggeistkirche in Heidelberg hat keine Vorbilder im Westen, sondern in Nürnberg und München, und er hat direkte Nachfolgebauten in der Oberpfalz und in Niederbayern.

Die zweite vorbereitende Tagung war im Juli 2012 der Kurpfalz in der Neuzeit gewidmet. Der Forschungsansatz unterscheidet sich von dem der ersten Tagung, indem er nicht so sehr auf die Herrscherpersönlichkeiten fokussiert, sondern in den Bereichen Wissenschaft, Musik und Literatur die bürgerliche Entwicklung einschließt. Die beiden letzten Beiträge verlassen das Thema Wittelsbach und greifen ins 19. und 20. Jahrhundert vor.

Anton Schindling stellt die reformierten Kurfürsten aus der Linie Pfalz-Simmern vor (S. 13–43) und führt damit zugleich in die Erinnerung an den Heidelberger Katechismus von 1563 ein. – Peter Billhöfer sieht als Ursachen des Untergang Friedrichs V. eine „völlige Überschätzung der eigenen [...] Möglichkeiten sowie das Scheitern einer nie über das Stadium der Improvisation hinaus entwickelten Bündnispolitik“ (S. 61). – Frieder Hepp stellt die Stadtansichten Heidelbergs aus dem 15. bis 19. Jahrhundert vor (S. 163–186). – Eike Wolgast geht den Statutenveränderungen der Universität zwischen 1558 und 1786 nach (S. 187–204). – Mit Immanuel Tremellius (um 1510–1580) nimmt Emidio Campi ein typisches Flüchtlingsschicksal der Reformationszeit in den Blick (S. 205–226). Aus einer jüdischen Familie in Ferrara stammend konvertierte Tremellius um 1530 und wurde 1561 nach Stationen in Straßburg und Cambridge Theologieprofessor in Heidelberg. Drei Viertel des Lehrkörpers waren in diesen Umbruchjahren Flüchtlinge. 1576 musste er als Calvinist die Kurpfalz verlassen und starb in Sedan. – Christoph Strohm analysiert Theologie und Jurisprudenz im gelehrten Kosmos der Universität um 1600 (S. 259–268). Beide Fakultäten hatten durch die Hinwendung zur Reformation ihre Bedeutung steigern können, zumal unter dem äußeren Druck Humanismus und Calvinismus sich gegenseitig bestärkten. – Mit Martin Opitz befassen sich zwei Beiträge. Jörg Robert beschreibt die Konstellationen um 1600 und die Anfänge der „Deutschen Poeterey“ (S. 373–387), Stefanie Arend und Johann Anselm entdecken Opitz als Erbauungsschriftsteller (S. 409–437). Die Darstellung des konfessionellen Zeitalters beschließt Hermann Wiegand

mit einem Beitrag zur Kultur der Jesuiten im 17. und 18. Jahrhundert. – Zwei Heidelberger Gelehrte kommen in den beiden letzten Kapiteln vor. Franca Victoria Schankweiler fächert das Leben des Altphilologen Karl Philipp Kayser auf (S. 735–756), dessen Tagebuch „Aus gärender Zeit“, vor einem Jahrhundert veröffentlicht, eine wichtige Quelle für die Jahre der Heidelberger Romantik ist. Philipp Redl erinnert an die erste Heidelberger Literaturgeschichte „Heidelberg und die deutsche Dichtung“ und deren Verfasser Philipp Witkop (S. 851–863). Dass Witkop auch in der aktuellen Marie-Luise-Gothein-Ausstellung in der Universitätsbibliothek eine Rolle spielt, trifft sich gut, war aber 2012 wohl noch nicht abzusehen.

So ergiebig dieser zweite Tagungsband mit seinen 880 Seiten ist, so unvollständig löst er das Versprechen seines Untertitels „Zwischen Reformation und Revolution“ ein: Die Revolutionen von 1525 und 1848 bleiben vollständig ausgespart. Selbst die Münchner Räterepublik mit ihrer regen Beteiligung aus Heidelberg hätte in das Konzept dieses Bandes noch hineingepasst.

Die beiden Katalogbände sind wie die Tagungsbände nach Mittelalter und Neuzeit gegliedert. Sie richten sich an das Publikum der Ausstellung. Entsprechend treten Erörterungen neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse hinter die Darstellung und Zusammenfassung des vorhandenen Wissens zurück. Die Ausstattung mit Abbildungen, darunter in großer Zahl Darstellungen der Exponate, mit Karten und Stammtafeln machen die beiden Wälzer zu wichtigen Hilfsmitteln künftiger Arbeiten. Die Liste der Exponate ist lang und hochrangig. Nur zwei mit Bezug zu Heidelberg sollen genannt werden: die Urkunde von 1225 über die Belehnung Ludwigs I. mit Burg und Stadt Heidelberg durch den Bischof von Worms (Bd. 1, S. 69) und – stimmungsvoll am Schluss, aber ohne Abbildung – das Gemälde von Ludwig Frommel „Heidelberg bei Sonnenuntergang“ (1842, Bd. 2, S. 442).

Bei den Autorinnen und Autoren der Beiträge gibt es natürlich Schnittmengen zu den Tagungsbänden, insgesamt sieht es aber so aus wie auf Joachim Löws Ersatzbank: überall nur erste Garnitur. Ein paar der Beiträge sollen genannt werden, zunächst aus dem Mittelalterband. Joachim Schneider verfolgt die Entwicklung des Städtewesens (S. 104–111). Ludwig Holzfurter wirft einen Blick auf die Oberpfalz (S. 122–128). Jörg Schwarz würdigt König Ruprecht, dem er als Landesherrn eine „Erfolgsbilanz“ bescheinigt und der im Reich immerhin die Autorität des Königtums wahren konnte (S. 260–271, hier S. 271). Folke Damminger zieht eine Bilanz der Mittelalterarchäologie in der Residenzstadt Heidelberg (S. 284–293). Aus dem Neuzeitband sollen drei Beiträge genannt werden. Marco Neumaier ordnet die Heiratspolitik der Pfälzer Kurfürsten in ihre strategischen Ziele außenpolitischer Netzbildung ein (S. 114–121). Peter Thoma und Julian Hanschke untersuchen die bauliche Entwicklung des Heidelberger Schlosses seit 1600 (S. 266–275). Wilhelm Kreuz beschreibt am Schluss den Abschied der Wittelsbacher nach München und würdigt das lange Nachleben ihrer Herrschaft an Rhein und Neckar (S. 410–417). Eine winzige Spur hat auch die Revolution von 1525 hinterlassen. Ludger Tekampe weist in einer Bildlegende auf den Widerspruch zwischen dem Beinamen Ludwigs V. „der Friedfertige“ und dessen Auftreten „gegen die aufständischen Bauern im Bauernkrieg“ hin (Bd. 2, S. 65).

Bei der Grabung auf dem Universitätsplatz fand Karl Pfaff 1912 im Chor der Augustinerkirche das Fragment eines Grabsteins. Auch ohne Kopfteil war an dem Löwen auf dem Schild, an dem Löwen zu Füßen des Verstorbenen und an dem reichen Faltenwurf des Gewands zu erkennen, dass es sich um die Bestattung eines frühen Pfalzgrafen handeln müsse. Adolf von Oechelhäuser denkt 1913 an Kaiser Ludwig den Bayern, später kommt Rudolf I. ins Spiel. Anneliese Seliger-Zeiss ordnet den Stein 2000 aus stilistischen Gründen deren Vater Ludwig II. († 1294) zu. Seit Thorsten Huthwelker 2009 in seiner Dissertation gezeigt hat, dass die sterblichen Überreste Ludwigs des Strengen gekocht, das Fleisch in Heidelberg und die Gebeine im Kloster Fürstenfeld bestattet wurden, gibt es Gewissheit. So wurde dieses Fragment als ältestes Grabmal eines Wittelsbachers zum Hauptexponat des Kurpfälzischen Museums im Wittelsbach-Jahr 2013/14.

Im Katalog dazu erzählt Jörg Peltzer die Geschichte der frühen Pfalzgrafen aus dem Haus Wittelsbach und legt die Stammtafeln vor (S. 9–16, 27–32). Thorsten Huthwelker erläutert anhand der Grablegen der Wittelsbacher in Heidelberg die Bedeutung von Tod und Gedächtnis im Spätmittelalter (S. 17–26). Im Katalogteil (S. 33–78) beschreibt Huthwelker die Exponate, überwiegend Steinfunde aus dem Augustinerkloster, ein Inschriftenfragment und ein Sarg aus dem Chor der Heiliggeistkirche sowie eine barocke Tafel aus der Kapuzinerkirche, in die die Gebeine Friedrichs des Siegreichen 1696 verbracht wurden, bevor sie 1809 endgültig in die Jesuitenkirche kamen. Einige Schriftstücke aus dem 15./16. Jahrhundert – darunter zwei Testamente – von Huthwelker sorgfältig transkribiert, vervollständigen die Sonderausstellung.

Die beiden Aufsätze von Thorsten Huthwelker in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins stehen exemplarisch für zahlreiche Einzeluntersuchungen zum Wittelsbach-Thema über die genannten Sammelwerke hinaus. Beide Aufsätze handeln von Heidelberger Klöstern im 15. Jahrhundert. Elisabeth, eine Tochter Ludwigs III. und Schwester Friedrichs des Siegreichen, trat 1436 in das Franziskanerinnenkloster in Besançon ein, das von der Klarissin Colette de Corbie als Reformkloster neu gegründet worden war. Als die später heiliggesprochene Colette 1447 starb, zerschlug sich der Plan, auch in Heidelberg ein Klarissenkloster zu gründen. Mit dem Dominikanerkloster siedelte später Friedrich der Siegreiche einen weiteren Bettelorden in Heidelberg an. Auch der zweite Aufsatz handelt von der Nähe Friedrichs zu den Bettelorden. Als Grablege wählte er sich eine Seitenkapelle in der Franziskanerkirche am heutigen Karlsplatz. Dieses Thema hatte Huthwelker bereits in seiner Dissertation bearbeitet, führt es hier weiter und greift es im Heidelberger Wittelsbachkatalog erneut auf.

Das Wittelsbach-Jahr und die Mannheimer Ausstellung haben Wirkung: „Wittelsbach“ ist nun auch in der großen Öffentlichkeit keine Angelegenheit mehr, die sich auf die Münchner Residenz und Neuschwanstein reduzieren ließe. Für die kurpfälzische Geschichte sind die obere Pfalz oder die Nebenherzogtümer wie Pfalz-Simmern in die Untersuchungen stärker als bisher einbezogen worden; dabei fällt immer auch ein Licht auf die Kernlande und auf die Residenzstadt selbst. Noch intensiver ließe sich vergleichend nach den Entwicklungen in den nicht-pfälzischen Territorien der Wittelsbacher forschen; Heiratspolitik ist nur ein Aspekt, wichtiger sind die politischen Bündnisse sowie der kulturelle und technologische Wettbewerb. Immer bleiben auch Lücken. Kaum ein Zufall ist die Ausklammerung des Bauernkriegs; doch auch nach Günther Franz und Peter Blickle gibt es offene Fragen. Unübersehbar sind die Erfolge der regionalen Zusammenarbeit, die nicht nur den Tourismus bedient, sondern auch neue Konstellationen und Fragestellungen zu Tage fördern kann. Insgesamt sind wir jedenfalls ein wenig klüger geworden.

Hans-Martin Mumm

Georg Gottfried Gerner-Wolfhard: Kleine Geschichte des Protestantismus in Baden, G. Braun Buchverlag, Karlsruhe 2013, 263 S., 21,95 Euro

Die Folgen der Reformation und die Beziehungen der Konfessionen gehören zu den herausragenden Aspekten der Kurpfälzer Landes- und damit auch der Heidelberger Stadtgeschichte. Da die reformierte Landeskirche der Kurpfalz mit der Kirchenunion von 1821 in der badischen Landeskirche aufging, wurde die Geschichte des kurpfälzischen Protestantismus Teil der badischen Kirchengeschichte. Deshalb stellt sich die Frage, ob eine neue Publikation zur Geschichte des badischen Protestantismus Relevantes zur Heidelberger Stadtgeschichte enthält. Eine solche Publikation hat nun Georg Gottfried Gerner-Wolfhard, lange Jahre Lehrbeauftragter an der Universität Heidelberg mit seiner „Kleinen Geschichte des Protestantismus in Baden“ in der Reihe „Regionalgeschichte – fundiert und kompakt“ vorgelegt. Zwei Gesichtspunkte sind für den Heidelberger Leser von besonderem Interesse. Der eine entstammt der Frühgeschichte der Reformation, der andere der neueren Kirchengeschichte.

Ein eigenes Kapitel von sechs Seiten widmet Gerner-Wolfhard der Heidelberger Disputation Martin Luthers im Jahre 1518. Nicht nur verweist er auf die Bedeutung dieser Disputation für die Verbreitung der Reformation im südwestdeutschen Raum – das ist indes nachgerade regionalhistorisches Allgemeingut –, sondern streicht auch ihren theologischen Stellenwert heraus. Radikaler und umfassender als in den weltberühmten 95 Thesen habe Luther hier die Abgrenzung von der Papstkirche vollzogen. Vor allem aber habe Luther hier erstmals seine Kreuzestheologie, und damit die Grundlage seiner Rechtfertigungslehre, entfaltet. Fast erscheint hier Heidelberg anstelle Wittenbergs als eigentlicher Geburtsort der (Lutherischen) Reformation. Auf jeden Fall aber wird hier eine deutliche reformationshistorische Positionierung Heidelbergs im Vorfeld des großen Jubiläumsjahres 2017 vorgenommen.

In der neueren Kirchengeschichte wird die Heidelberger Leserschaft sich vor allem für die relativ ausführliche Beschäftigung mit Hermann Maas interessieren. Gerner-Wolfhard geht über das hinaus, was allgemein im historischen Gedächtnis Heidelbergs verwurzelt ist. Es ist ein Verdienst des Bandes, auch auf das kirchenpolitische Wirken – oder vielmehr Nichtwirken – Maas' in der Zeit nach 1945 einzugehen. Seine Niederlage gegen Julius Bender in der Bischofswahl auf der vorläufigen Landessynode in Bretten im November 1945 wird ins Bewusstsein gerückt. Dass dies indes dann doch nur mit einem Absatz abgehandelt wird, mag den Erfordernissen einer „Kleinen Geschichte“ geschuldet sein. Es bleibt aber der Wunsch, hier mehr über die Hintergründe zu erfahren. Ähnlich verhält es sich mit einem Zitat aus einem Brief junger Heidelberger Theologen an Karl Barth aus dem Jahr 1945, in dem es heißt, Maas sei ihr Vertrauensmann „auch gegenüber der Militärregierung“ in Fragen des Neuaufbaus der Kirchenleitung und vor allem der Schaffung von Bruderräten. Maas habe aber „mehrfachen Bitten nach Bildung eines Bruderrates nicht nachgegeben“. Auch hier möchte man – bei aller notwendigen Knappheit – Näheres erfahren.

Sieht man von diesen Punkten ab, findet sich in Gerner-Wolfhards Band für Heidelberg wenig spezifisch Interessantes. Vielmehr wird die reformatorische Geschichte kleinerer Territorien wie der Grafschaft Wertheim oder der Gebiete der Kraichgauer Ritterschaft herausgestellt. Selbstverständlich wird auch die Reformationsgeschichte der Kurpfalz abgehandelt, aber zu diesem Gebiet steht anderweitig genügend Literatur zur Verfügung.

Dietrich Dancker

Sara Smart und Mara R. Wade (Hgg.): The Palatine Wedding of 1613: Protestant Alliance and Court Festival. Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung, Band 29. In Zusammenarbeit mit dem Wolfenbütteler Arbeitskreis für Renaissanceforschung hg. von der Herzog August Bibliothek, Harrassowitz Verlag (in Kommission). Wiesbaden 2013, 662 S., 167,00 Euro

Die Hochzeit von Elisabeth Stuart, der einzigen Tochter König Jakobs I., mit Kurprinz Friedrich V. von der Pfalz im Jahr 1613 war in der Folge der Bündnisverhandlungen der protestantischen Union von 1608 von großer diplomatischer, konfessioneller und kultureller Bedeutung. Friedrich war nicht der erste, der um die Hand Elisabeths anhielt. Die pfälzische Werbung stieß am Londoner Hof zunächst auf Skepsis. Anna von Dänemark, die Gattin Jakobs I., hätte ihre Tochter lieber mit dem (katholischen!) König von Spanien verheiratet. Sie stellte den Rang des Bräutigams in Frage („the goody Palsgrave“), und streute allerlei Gerüchte aus (wie jenes, der pfälzische Hof wäre „without enough tapestry to cover the bare walls“, vorl. Band, S. 212). Elisabeth soll ihrer Mutter geantwortet haben: „I would rather espouse a Protestant Count than a Catholic Emperor“. Im Herbst 1612 begab sich der 16-jährige Kurprinz mit Begleitung zu Schiff nach London. Das Auftreten Friedrichs bei der Ankunft in England, sein angenehmes Äußeres und seine Umgangsformen beeindruckten den Hof. Rasch gewann er das Herz seiner Braut. Die Heirat erschien als ein deutliches Signal gegen die habsburgische Vormachtstellung in Europa und wurde von der protestantischen Öffentlichkeit euphorisch wahrgenommen. Hunderte von Publikationen, Gedichten, Lob-

preisungen und Beschreibungen der Festlichkeiten umranken das Ereignis vom Valentinstag 1613, das mit theatralischen Aufführungen und einem spielerischen Seegefecht auf der Themse seinen Höhepunkt fand. Die Heimführung der angetrauten Gemahlin gestaltete sich zu einem Triumphzug den Rhein hinauf über Holland, Oppenheim, Frankenthal und Ladenburg, dessen Ziel der Empfang in der Residenzstadt Heidelberg war. Die Schaustellungen von London bis Heidelberg (Turniere, Festzüge, Feuerwerk, Maskenspiele und Ballette) inspirierten damals die Hoffnungen der protestantischen Kräfte in Europa und waren Anlass für einen reichen kulturellen Austausch.

Das vorliegende Buch, als Band 29 der Reihe „Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung“ bei Harrassowitz in Wiesbaden erschienen, behandelt die verschiedensten Aspekte dieses Ereignis. Es ist die erste interdisziplinäre Behandlung jenes Hochfestes der protestantischen Union. Die Herausgeberinnen haben ein Team von internationalen Beiträgern versammelt, die eine Fülle neuer Erkenntnisse bieten. 23 Beiträge stellen neue Archivmaterialien und gedruckte Quellen vor. Behandelt werden unter anderem Elisabeths Kindheit, die verschiedenen literarischen Texte, die im Umfeld der Hochzeit entstanden, oder Fragen des Hofzeremoniells, in diesem Fall mit dem zusätzlichen Aspekt, dass die Braut Vorrang vor ihrem Ehemann beanspruchte. Die Analyse der diplomatischen und städtischen Korrespondenzen zeigen Außenansichten auf die Allianz. Eine Stärke des Bandes ist seine polyzentrische Sicht, die die Verbindungen zwischen England, Schottland, Dänemark, den Niederlanden und der Pfalz aufzeigt. Die detaillierten Forschungsergebnisse werden von zahlreichen, zum Teil bisher nicht allgemein bekannten Abbildungen ergänzt. Der Band enthält 645 Seiten Text, 113 Schwarz-Weiß-Abbildungen und 21 Farbtafeln. Bei der Auswahl der Artikel dieses Bandes habe ich mich auf die mir bekannten deutschsprachigen Autoren beschränkt.

Nach einer ausgiebigen Einführung („The Palatine Wedding of 1613: Protestant Alliance and Court Festival“) durch die Herausgeberinnen Sara Smart (University of Exeter) und Mara R. Wade (University of Illinois) sind die 23 Beiträge in fünf Hauptthemen und eine Schlussbetrachtung aufgeteilt. Zunächst wird der alles entscheidende konfessionelle Kontext dargestellt („Confessional Context and Response“). Als zweites folgen Aspekte der Darstellung von Braut und Bräutigam („The Bride and Groom Elizabeth and Friedrich“). Als drittes werden die Feierlichkeiten in London behandelt („Celebrations in London“). Der vierte Teil („Progress to and Reception in Heidelberg“) beschreibt die Reise der Brautleute nach Heidelberg und ihren dortigen Empfang. Der fünfte Abschnitt („Cultural Exchange“) behandelt den kulturellen Austausch zwischen England und Dänemark bzw. zwischen England und Deutschland. Zum Schluß („...Andy Cultural Deception“) weist die Kunsthistorikerin Doris Gerstl auf ein besonderes britisches Möbelstück hin, das sogenannte „Montacute-Bed“, und auf seine Beziehung zu der Ehe von Elisabeth und Friedrich („Three Men in a Bed: Friedrich, Elector Palatine, and English Furniture“).

Hanns Hubach vom Kunsthistorischen Institut der Universität Zürich, Fachmann für die Kunst der nordeuropäischen Renaissance, zitiert zu Beginn seines Aufsatzes „Of Lion and Leopards: Palatine Self-Representation in the Triumphal Entry at Heidelberg“ Shakespeares Richard II: „Lions make leopards tame“. Für die Zwecke seiner Untersuchung, die sich in erster Linie auf die 1613 in Heidelberg bei Gotthardt Vögelin anonym erschienene „Beschreibung der Reiß...“ und auf Marquard Frehers „Originum Palatarum“ von 1599/1613 stützt, sei Austens Hinweis äußerst produktiv. So hält Hubach Äußerungen wie die, dass die Kurfürsten von der Pfalz „were not noted patrons, in contrast to many contemporary princes“ (S. 206), für ebenso typisch wie unrichtig. Im Jahre 1612 sei der pfälzische Hof weder eine kulturelle Tabula rasa gewesen, die darauf wartete, beschrieben zu werden, noch der verzauberte Palast Dornröschens, in dem ein ganzer Hofstaat jahrhundertlang geschlafen hätte, um endlich wachgeküsst zu werden. Im Gegenteil hätten dort Kunst und Architektur, Literatur, Musik und Wissenschaft seit Jahrzehnten geblüht. Heidelberg sei eine der „most splendid and cultured German residences“ (S. 206) der Renaissance. Die königliche Hochzeit, von nationaler wie internationaler Bedeutung, sei unter dem Epitheton „The Wedding of Thames and Rhine“ (S. 208) den Zeitgenossen bestens bekannt gewesen. Die Gestaltung der Triumphbögen in den drei pfälzischen Städten Oppenheim, Frankenthal und Heidelberg sollten

das Selbstbewusstsein, die Macht und den Wohlstand der Pfälzer widerspiegeln. Die Aufführung von „Jasons Kampf um das Goldene Vlies“ im Heidelberger Herrengarten sei eines der wirkungsvollsten Turniere, die je von Mitgliedern der Protestantischen Union inszeniert wurden (S. 208). Hubach konzentriert sich auf den triumphalen Einzug von Elisabeth und Friedrich in die Residenzstadt Heidelberg mit diversen Ehrenpforten, welche vor allem die englischen Begleiter als auch die Prinzessin selbst beeindruckten sollten. Die Ehrenpforten verherrlichten die Bedeutung der Pfalz seit der Antike und ihre herausragende Stellung. Am Eingang zum Schloss bot ein 20 Meter hohes Portal einen genealogischen Überblick der Dynastie seit Heinrich dem Löwen mit besonderem Hinweis auf den pfälzischen König Ruprecht. Auch auf den angeblich in Ingelheim geborenen Karl den Großen wird ikonographisch Bezug genommen (S. 224). Der aufrecht stehende Löwe („rampant“) im Pfälzer Wappen symbolisiert einen weitaus höheren Rang als die drei Leoparden („passant, guardant“) im englischen Wappen (daher „Lions make leopards tame“). Obwohl Schwiegervater König Jakob ausbedungen hatte, dass seiner Tochter an allen Höfen Vorrang vor ihrem Gemahl einzuräumen sei, stellte Friedrich V. klar, dass er rangmäßig den Königen von Dänemark und Schweden überlegen sei (S. 234). Als er sich 1619 zum König von Böhmen wählen ließ, war sein Rang ohnehin unantastbar.

Der Historiker Marco Neumaier („The Epitome of a Residenzstadt: Heidelberg at the Beginning of the Seventeenth Century“) untersucht den herausragenden Status der Stadt Heidelberg am Vorabend des Regierungsantritts von Friedrich V. Er erklärt die Herkunft des Begriffes „Pfalz bei Rhein“ und umreißt die Vorgeschichte der Pfalzgrafschaft sowie die Entwicklung Heidelbergs zur Residenzstadt bis zum 17. Jahrhundert. Auch Neumaier weist die herabsetzenden Bemerkungen der Anna von Dänemark über Rang und Ruf des Kurprinzen Friedrich zurück (S. 433). Zur Bekräftigung nennt Neumaier die wichtigsten Familien der Reichsritterschaft, die seit dem 15. Jahrhundert im Dienst des pfälzischen Hofes standen: Gemmingen, Sickingen, Venningen (S. 437). Beim Empfang des (katholischen) Herzogs Karl III. von Lothringen 1603 durch Kurfürst Friedrich IV. soll der Lothringer erklärt haben, „das sie in Teutschlandt an kheinem Ort, vnnd bey kheinem herren da Sie hinkommen, so statlich, herrlich vnnd freundlich empfangen tractirt vnd gehalten worden sein, als zu Heidelberg“ (S. 439). Die Bautätigkeit am Schloß nach Ludwig V. (Ottheinrichsbau, Friedrichsbau, Frauenzimmerbau) ist Gegenstand ausführlicher Darstellung in Hinblick auf die Residenzbildung. Ausländische Besucher wie der englische Reiseschriftsteller Thomas Coryate (1608) bewunderten vor allem Johann Casimirs Großes Fass. „The University of Heidelberg reached its zenith in the second half of the sixteenth century“ (S. 446). Unter der Regierung von Kurfürst Friedrich III. entwickelte sich Heidelberg zu einem Zentrum calvinistischer Gelehrsamkeit, deren hohes Niveau vor allem Lehrern wie Jan Gruter zu verdanken sei. Die Untersuchung der sozialen Topographie dieser Zeit am Beispiel der Semmelsgasse (demonstriert im Anhang, S. 452–457) ergibt, dass Bürger, Kaufleute und Handwerker Tür an Tür wohnten. Neumaier schließt: „By the time Friedrich V and his wife Elizabeth entered Heidelberg it had been a fully-fledged Residenzstadt for well over a hundred years“ (S. 450).

Der Musiker Klaus Winkler („I Ciarlatani“) stellt in seinem Beitrag („... der Princessin zu Heydelberg Dantzmeister hatts componirt: Heidelberg Court Music between Tradition and avant-garde“) die Musikkultur des Heidelberger Hofes zwischen 1613 und 1619 dar, eine wegen schwieriger Quellenlage weitgehend unbekanntes Periode in der Musikgeschichte. Winklers detektivischer Arbeit verdanken wir den Blick auf eine „diverse and rich musical culture, a combination of traditional and innovative elements“ (S. 515). Als außergewöhnlichen Musiker stellt er Arnolt Schlick vor, 1482–1521 Organist am kurpfälzischen Hof in Heidelberg. In „Tabulaturen etlicher lobgesang vnd lidlein vff die orgeln vn lauten“ von 1512 demonstrierte der blinde Organist den Satz von Vokalmusik für Laute und Orgel. Die später als „Heidelberger Liedmeister“ bekannten Sänger-Studenten sympathisierten mit Luthers Reformation. Mit deren Einführung durch Ottheinrich gewannen deutsche geistliche Lieder an Bedeutung. Unter dem Calvinisten Friedrich III. verschwanden professionelle Chöre wie auch Orgeln vorübergehend aus den Kirchen. Mit Kurfürst Friedrich IV. waren wieder Instrumentalisten gefragt, die vor allem zur Unterhaltung

der Fürstlichkeiten aufspielten. Für 1603 ist erstmals der Einsatz von Violinen am Hofe bezeugt. Nach Friedrichs IV. frühem Tode entließ der Administrator Johann II. von Zweibrücken alle Musiker außer den Trompetern. Trompeter und Trommler zu Pferde („Sampt einem schwartzen Mohren der die Heerbaucken schlug...“, Abbildung S. 521) waren auch für den Empfang des Brautpaares in Heidelberg nötig. Als ein Tanzmeister fehlte, der dem jungen Kurprinzen Friedrich vor seiner Abreise nach London den letzten Schliff geben sollte, musste ein solcher beim Herzog von Württemberg ausgeliehen werden. Der französische Violinist Bocan, Tanzmeister in London, lehrte Elisabeth ein Ballett, welches sie am 22. März 1615 anlässlich der Hochzeit ihrer Kammerfrau Anna Sutton-Dudley mit dem pfälzischen Hofmeister Hans Meinhard von Schönberg aufführte. Der zweite französische Tanzmeister in Elisabeths Diensten war Étienne Nau.

Eine völlig andere Art von Musik in Heidelberg ist auf den Ingenieur Salomon de Caus zurückzuführen, der 1610 am Hofe von König Jakob I. wirkte und unter anderem Prinzessin Elisabeth und ihren Bruder Henry im Zeichnen unterrichtete. 1613 zum Architekten des frisch vermählten Paares Friedrich und Elisabeth berufen, arbeitete er als Gestalter des Hortus Palatinus bis 1620 am Heidelberger Hofe. Seine automatische Wasserorgel für den Hortus blieb allerdings unvollendet. 1615 erschien sein musiktheoretische Werk „Institution harmonique“ in Frankfurt/Main. Kurz vor der Ausrufung Friedrichs V. zum böhmischen König habe die pfälzische Hofmusik einen künstlerischen Höhepunkt erreicht, Tanzmeister und Violinisten gehörten zur europäischen Spitzenklasse. Die Ballette konnten mit denen von Paris konkurrieren, und mit Salomon de Caus besaß der pfälzische Hof einen erfindungsreichen Ingenieur für illusionistische Bühnentechnik. All dies sollte sich rasch ändern. Nach der militärischen Niederlage und der Flucht des königlichen Paares aus Prag drückten zahllose Lieder „Schadenfreude and blame for the war in Bohemia“ (S. 537) aus.

„The Perspective of the Prince: The Hortus Palatinus of Friedrich V and Elizabeth Stuart at Heidelberg“ überschreibt der Kunsthistoriker Wolfgang Metzger seinen Beitrag, der von „one of the most ambitious garden projects of the period“ handelt, dem zwischen 1615 und 1619 in Heidelberg errichteten Hortus Palatinus. Dazu engagierte das Paar Salomon de Caus als Gartenarchitekt und Fachmann für Wasserspiele und Grotten.

Metzger teilt seinen Artikel in drei Teile: 1. Beschreibung des Gartens, die Absichten des Architekten; 2. ein Vergleich des Hortus Palatinus mit dem Belvedere in Prag, der Villa di Pratolino bei Florenz und den Entwürfen für Schloss Saint-Germain-en-Laye des Königs Henri IV.; 3. Symbolismus des Hortus Palatinus, Bedeutung der Statuen daselbst, der Automaten, Grotten und Pflanzen. Freilich konnte der Garten wegen des Krieges nie vollendet werden. Für das monumentale Turmhaus am Ende der Nordterrasse waren nur die Fundamente gelegt, als Friedrich und Elisabeth nach Prag abreisten. Zwischen dem heute im Kurpfälzischen Museum hängenden Ölgemälde des flämischen Künstlers Jacques Fouquier („Der Wundergarten“, 1616/1618), das dieser im Auftrag Kurfürst Friedrichs V. nach den Vorstellungen von de Caus malte, und dem Merianstich, der nach diesem Gemälde entstand („Scenographia. Hortus Palatinus ...“, 1620) macht Metzger geringe Unterschiede aus (S. 575, Anm. 10).

Der englische Dichter William Fenner („A description of the Palsgraues Countrey, as it was deliuered in a speech before the King, the Prince, the Lady Elizabeth, at White-Hall“, 1616) spricht von der erhöhten Lage des Schlosses als einem Symbol für die Macht des Fürsten, der von dort sein Land überblicke: „On rocky cliffs his stately castles stand, / Like to Mount Sion built of marble stone, / With turrets out of which he viewes his land“ (S. 576).

Für Metzger ist die Parallele zwischen dem Belvedere, dem Lustschloss der Königin Anna in der Prager Burg, und dem Hortus Palatinus verblüffend. In beiden Fällen sei die Topographie höchst wirkungsvoll benutzt, um spektakuläre Ausblicke zu inszenieren. Zur Villa di Pratolino bei Florenz, gebaut von Bernardo Buontalenti für Franz von Medici, Herzog der Toskana, gibt es eine Beschreibung des Tagebuchverfassers John Evelyn, die Metzger ebenfalls an den Hortus Palatinus erinnert: Die Wasserorgel und die Statue eines Dieners, der Getränke und Wasser zum Händewaschen anbietet, seien in Heidelberg kopiert worden. „The Hortus Palatinus was designed to take its place among the most famous gardens of the time built for kings, for rulers like Francesco I de`

Medici, Grand Duke of Tuscany, and the emperor.” (S. 583). Auf den folgenden Seiten gibt Metzger eine Interpretation des Hortus Palatinus, den mehrere Autoren seit 1972 in Nachfolge von Frances A. Yates im Sinne eines hermetisch-rosenkreuzerischen Symbolismus interpretierten. Zwar habe Salomon de Caus in Kreisen verkehrt, wo solche Ideen diskutiert wurden, „yet nowhere in de Caus’s oeuvre is there any trace whatsoever of Rosicrucianism or any other esoteric philosophy“, schließt Metzger. Er folgt der Interpretation von Hanns Hubach, welcher „focuses on the staging of Friedrich as the new Apollo“. Seine Argumentation basiert auf „the stylization of the hill on which Heidelberg castle is built as the Parnassus Palatinus“ (S. 584f.). In diesem Zusammenhang erstaunt Julius Wilhelm Zingreß kurzer Text zu Merians „Scenographia“ („all wunderwerck der Welt vor diesem Gart sich naigen, / In welchem die Natur all ihr Kunst thut erzaigen“). Warum sollte die Natur ihre Kunstfertigkeit ausgerechnet in einem solchen höchst künstlichen Garten zeigen? Der Schlüssel liegt nach Metzger darin, dass es der Gartenkunst jener Zeit um die „relationship between art and nature, or, between artful nature and natural art“ ging. Seine Analyse belegt die Art und Weise, in der Kunst und Natur im Garten zusammenwirken, und sie erwägt einige der wichtigen Elemente, die zum Zusammenhalt des Gartens als Ganzes beitragen, die Macht des kurfürstlichen Hauses auf neue und erfinderische Art zu feiern.

Das vorliegende Buch erhielt den „Weiss/Brown Publication Subvention Award“ der Newberry Library in Chicago. Die Auszeichnung unterstützt die Veröffentlichung von herausragenden wissenschaftlichen Werken, die die europäische Zivilisation vor 1700 in den Bereichen Musik, Theater, französische oder italienische Literatur oder kulturelle Studien beschreiben. Die 1887 gegründete Newberry Library, eine geisteswissenschaftliche Forschungsbibliothek in Chicago, Illinois, USA, ist eine weltweit führende unabhängige Forschungsbibliothek, deren Schwerpunkt auf den Geisteswissenschaften liegt, insbesondere auf der amerikanischen und europäischen Kulturgeschichte und Literatur. Die vorliegende Publikation wurde von der staatlichen University of Illinois in Urbana-Champaign, von der Newberry Library und von der University of Exeter, England, finanziell unterstützt. In einer Konferenz an der University of Exeter war 2008 die Idee zu diesem Band geboren worden.

Hansjoachim Räther

Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon, hg. von Franz Josef Worstbrock, 2 Bände, De Gruyter, Berlin, Boston 2008–2013, 1338 Sp. (Bd. 1), 1446 Sp. (Bd. 2)

Die Bedeutung Heidelbergs für die Diffusion des Humanismus nördlich der Alpen im 15. Jahrhundert ist unbestritten. Universität und Hof spielten als Verbreitungsorte der aus Italien ins Reich kommenden Bildungsbewegung eine herausragende Rolle. Die Humanismusforschung berührt daher auf unterschiedliche Art und Weise immer wieder die ehemalige Residenzstadt am Neckar.

Das zu besprechende Werk versteht sich als Ergänzung zum Verfasserlexikon zur deutschen Literatur des Mittelalters. Für dieses 14-bändige Standardwerk war die zeitliche Grenze mit dem Ende von Kaiser Maximilians Regierungszeit 1519 gesetzt worden. Allerdings galt dies nur für volkssprachlich schreibende Autoren. Verfasser lateinischer Texte wurden im Regelfall nur bis zum Stichjahr 1480 aufgenommen. Das nun in zwei voluminösen Bänden vollständig vorliegende Verfasserlexikon zum deutschen Humanismus füllt entsprechend eine thematische und zeitliche Lücke, da es vor allem die Jahre von 1480 bis 1520 in den Blick nimmt. Wo es sinnvoll erscheint, wird auch über diesen Zeitraum hinausgegriffen. Hierdurch ergibt sich die Möglichkeit, das häufig getrennt von der Reformationszeit untersuchte späte 15. Jahrhundert mit dieser zu verknüpfen. Schließlich war eine nicht unerhebliche Zahl von Protagonisten des Humanismus über die im Nachhinein konstruierte Epochenschwelle zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit hinaus tätig.

Für Heidelberg ist das neue Verfasserlexikon eine wahre Fundgrube. Erfreulicherweise wurden nicht nur bekannte Humanisten wie Jakob Wimpfeling oder Johannes Reuchlin in das Nachschlagewerk aufgenommen, sondern auch eher unbekanntere Autoren, die im Umfeld von Hof und Universität wirkten. Die Qualität der einzelnen Artikel ist – ganz in der Tradition des „klassischen“ Verfasserlexikons – herausragend. Sie verstehen sich nicht nur als Zusammenfassung

der bisherigen Forschung, sondern leisten auch selbst häufig Grundlagenarbeit. Exemplarisch sei der Aufbau und der Wert der einzelnen Artikel am Beitrag Franz Josef Worstbrocks zu dem 1537 verstorbenen Fürstenerzieher, Juristen und Rat Adam Wernher aus dem thüringischen Themar (Bd. 2, Sp. 1277–1289) aufgezeigt. Zuerst wird der Lebensweg vom Heidelberger Studenten über die Tätigkeit als Präzeptor der jungen Pfalzgrafen bis hin zum Professor der Rechte am Neckar nachgezeichnet. Es folgt eine Übersicht zu den Werken Adams, Gedichte, Verslehren und Übersetzungen. Der Artikel schließt mit einer kurzen Übersicht seiner Briefe und der zu seiner Person bereits veröffentlichten Literatur. Damit folgt der Artikel dem etablierten Muster des Verfasserlexikons. Wie auch bei den anderen Beiträgen des Lexikons besticht vor allem die Tatsache, dass Worstbrock auch die Überlieferung in Handschriften und frühen Drucken nachverfolgt, was für eine vertiefte Beschäftigung mit Personen wie Adam Wernher, die „im Heidelberger Humanismus der Zeit [...] keine der größten Leuchten“ (Bd. 2, Sp. 1279) waren, äußerst hilfreich ist.

Weitere Blicke auf die Lemmata des Lexikons machen deutlich, welche wichtige Stellung Heidelberg für die Diffusion des Humanismus im späten Mittelalter und zu Beginn der Frühen Neuzeit hatte. Florentinus Diel, ein Verfasser von Logik- und Grammatiktraktaten, hatte ab 1473 ebenso an der örtlichen Universität studiert (Franz Josef Worstbrock, in: Bd. 1, Sp. 557–563) wie seit 1497 der exegetisch und historiographisch tätige Dominikanermönch Nikolaus Ellenbog (Gerald Dörner, in: Bd. 1, Sp. 600–614). Für andere, wie den Theologen Pallas Spangel, sind vor allem Reden verzeichnet, die er in Heidelberg hielt (Franz Josef Worstbrock, in: Bd. 2, Sp. 931–936). Die angeführten Beispiele machen deutlich, dass sich das Verfasserlexikon hinsichtlich der untersuchten Textgattungen sinnvollerweise keine Grenzen auferlegt hat. Die Bearbeitung oder Übersetzung eines antiken Grammatiktexts konnte ebenso ein Ausdruck humanistisch-gelehrten Handelns und Denkens sein, wie das Verfassen lateinischer Verse oder Geschichtswerke.

Insgesamt kann die Bewertung dieses Grundlagenwerks nur positiv ausfallen. Das Verfasserlexikon zum deutschen Humanismus richtet sich zwar an ein Fachpublikum, ist jedoch für alle an Bildung, Literatur und regionaler Geschichte Interessierten empfehlenswert, finden sich hier doch eine Vielzahl von Informationen, die sonst mühsam aus entlegenen Publikationen zusammengetragen werden müssten. Ein kleiner Wermutstropfen ist, dass es weder ein Orts- noch ein Sachregister gibt. Allerdings ist dies bei einem solch fachlich grundlegenden und hervorragend lektorierten Werk durchaus zu verschmerzen. Es überwiegt die Freude darüber, dass für die Erforschung des Humanismus im lokalen und überregionalen Rahmen durch die beiden Bände neue Grundlagen geschaffen wurden.

Benjamin Müsegades

Fletcher Dubois, Hans-Peter Gerstner (Hgg.): Comenius in Heidelberg. Student in Heidelberg – Lehrer der Menschheit (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte 2), Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2014, 180 S., 25,00 Euro

Das Jubiläum der Hochzeit Friedrichs V. mit Elisabeth Stuart wurde im vergangenen Jahr als Großereignis gefeiert. Von nicht geringerer allgemeiner und weitaus höherer geistesgeschichtlicher Bedeutung war die 400-jährige Erinnerung an den Studienaufenthalt des tschechischen Humanisten und Pädagogen Johann Amos Comenius. Der Initiative Fletcher Dubois' und des Instituts für Bildungsgeschichte der Universität Heidelberg war es zu verdanken, dass das Universitätsmuseum im Sommer 2013 eine Comenius-Ausstellung gezeigt hat. Mit fast einem Jahr Abstand liegt ein Buch vor, das als Begleitband gedacht war und nun ohne Ausstellungsunterstützung seinen Weg in die Regale suchen muss. Einzig der Beitrag des Ideengebers Dubois „The open Doors of Questions“ (S. 165–169) führt durch die Ausstellung, nimmt aber das Risiko in Kauf, übersehen zu werden.

Im Grunde gehören die Ereignisse eng zusammen. Noch bevor sich der böhmische Adel anschickte, sich vom katholischen Habsburg loszusagen und sich der pfälzischen Reformation zu nähern, tritt der 19-jährige Jan Komenský aus Mähren – ausgestattet mit einem kleinen Stipendium der Böhmisches Brüdergemeinde – eine Bildungsreise an, um reformatorische Theologie zu

studieren. 1611 ist er in Herborn, 1613 in Heidelberg immatrikuliert. Die Rückreise unternimmt er 1614 zu Fuß, weil das Geld aufgebraucht ist. Der Dreißigjährige Krieg und die Spaltung Europas prägen seinen weiteren Lebensweg, der ihn nach Polen, Schweden und England führt, bevor er 1670 in Amsterdam stirbt.

Leben und Werk von Johann Amos Comenius sind gut erforscht. Dass Lernprozesse nur in Freiheit und nicht im Drill gelingen können und dass es Freiheit nur geben kann, wenn die Völker im Frieden miteinander leben, ist die Summe seiner Lehre. Zwei Texte von Hermann Röhrs (1915–2012) aus dem Jahr 1970 zu dem Studienaufenthalt in Heidelberg und zu den Impulsen für eine Friedenspädagogik werden in dem vorliegenden Band wieder abgedruckt (S. 43–58, S. 129–141), und Volker Lenhart zeichnet die Linien der Heidelberger Friedenspädagogik bis zur Gegenwart nach (S. 143–150).

Den Herausgebern gelingt es, wie dieses Beispiel zeigt, die Erinnerung an bereits Bekanntes mit neueren Erkenntnissen und Aspekten zu mischen. Hans-Peter Gerstner fasst die Lebenswege und Lebenswerke zusammen (S. 17–42). Schmerzlich zu lesen ist, dass im Hochschulunterricht geprügelt wurde, „bis Blut floß“ (S. 19), wie Comenius berichtet. Freundliche Aufnahme fand er dagegen bei einigen Hochschullehrern, er selbst nennt Pareus, Copenius, Altingius und Scultetus. Fletcher Dubois und Sven Lehmann gehen den Einflüssen dieser vier Theologen nach (S. 59–67) und verarbeiten auch einen neueren Quellenfund in Oxford, der die Teilnahme von Comenius an einer Disputation bei Pareus belegt. Zu Recht wird darauf hingewiesen, dass die Heidelberger Theologie dieser Zeit irenisch war und den Ausgleich zwischen den Konfessionen suchte, aber nur innerhalb des Protestantismus, die Papisten galten weiterhin als antichristlich (S. 66).

Meines Wissens war Johann Kepler der erste Gelehrte, der den Frieden auch mit der altgläubigen Seite suchte. Kepler war 1609 in Heidelberg und gab hier seine „Astronomia nova“ heraus. Aber Kepler war gedanklich zu weit voraus, als dass er Comenius hätte erreichen können. Nachweisen lässt sich aber, dass Comenius in Heidelberg eine Handschrift von Nikolaus Kopernikus kaufte, bei seinen späteren Reisen mit sich führte und mit Kommentaren versah. Sven Lehmann geht dem Schicksal dieser Schrift nach und versucht die kritische Haltung mit dem offensichtlichen Interesse an der kopernikanischen Lehre in Einklang zu bringen (S. 105–117). Kurz gesagt war Comenius aus Gründen der Frömmigkeit ein Gegner der neuen heliozentrischen Weltanschauung.

Ein besonderer archivalischer Fund ist eine Antrittsvorlesung, die der Romanist Dimitrij Tschizewskij (1894–1977) 1947 in Marburg gehalten hat oder halten wollte. Das Typoskript zu dieser Vorlesung fand sich im Nachlass in der Universitätsbibliothek Heidelberg (S. 119–128). Tschizewskij, der aus der Ukraine stammt, hatte in den Jahren ab 1932 in der Bibliothek der Frankeschen Anstalten in Halle bis dahin unbeachtete Manuskripte entdeckt und sich seither mit Comenius als Vermittler zwischen Ost und West beschäftigt. Ein Kollektiv von Mittelalterkennern hat den Traktat „Triertium catholicum – Allgemeine Dreikunst“, der elf Jahre nach Comenius' Tod erschienen war, ins Deutsche übersetzt (S. 153–163). Zwei weitere Beiträge befassen sich mit dem Schultheater und mit dem Motiv des Gartens als Ort der Bildung. Ein Gespräch mit der tschechischen Wissenschaftlerin Věra Schifferová im Universitätsmuseum bildet am Schluss eine weitere Brücke zur eigentlichen Ausstellung. Schön wäre es gewesen, wenn wenigstens die Daten genannt und die Auswahl an Texten und Bildern aufgelistet worden wären. Diese Kritik kann aber die Bedeutung dieses nachträglichen Begleitbands nicht mindern, der auch ohne Ausstellung geeignet ist, die Erinnerung an Johann Amos Comenius wach zu halten und zu aktualisieren.

Hans-Martin Mumm

Roland Krischke: Iwan S. Turgenjew in Heidelberg, Mitteldeutscher Verlag, Halle 2014, 72 S., 7,95 Euro

Die von Roland Krischke herausgegebene Schriftenreihe „Stationen“ startete im Frühjahr 2013 im Mitteldeutschen Verlag mit „Schopenhauer in Gotha“, „Kleist am Rhein“, „Slevogt und die Pfalz“ und „Wieland in Erfurt und Weimar“. In diesem Frühling erschienen vier weitere Bändchen, zuletzt „Iwan S. Turgenjew in Heidelberg“. Für den Herbst 2014 sind fünf neue Bände vorgesehen,

darunter „Goethe in Heidelberg“, die dann im frisch gegründeten Heidelberger Morio Verlag herauskommen werden, einem Ableger des Mitteldeutschen Verlags in Halle.

Hinter all dem steckt der Literaturwissenschaftler Roland Krischke, ein inspirierter Kopf, der schon Mitte der 1990-er Jahre in literarischen Kreisen Heidelbergs Anerkennung fand, weil er sich intensiv um die Wiederentdeckung vergessener regionaler Autoren, Verleger und deren Umfeld kümmerte. So hat er 1997 zusammen mit Frieder Hepp ein Buch und eine Ausstellung über den Caféhaus-Literaten und Bohemien Kurt Wildhagen zusammengestellt. Im selben Jahr gab er die „Erinnerungen“ des aus Ludwigshafen stammenden Schriftstellers und Ernst Bloch-Freunds Friedrich Burschell (1889–1970) heraus. In Nr. 9/1997 der Literaturzeitschrift „Hirschstraße“ widmete er dem frühexpressionistischen Kleinverleger Richard Weissbach einen Aufsatz. 2002 erschien, vom Städtischen Kulturamt ediert und um eine Ausstellung ergänzt, Krischkes Buch über den Schriftsteller und eigenwilligen Journalisten Emil Belzner (1901–1979). Zwischenzeitlich am Museum in Mainz und kulturpolitisch in Gotha tätig, ist Krischke nun wieder nach Heidelberg zurückgekehrt, um den Morio Verlag aufzubauen.

In der Reihe „Stationen“ wird jeweils ein bedeutender Schriftsteller oder Künstler vorgestellt, der für kürzere Zeit oder auch länger an einem besonderen Ort gelebt und dort Entscheidendes erfahren hat. Die bisher erschienenen Bände umfassen 72 Seiten, sind knapp und gut lesbar geschrieben und reich illustriert, mit Zeittafel und Literaturverzeichnis versehen, sollen also für tendenziell jeden zugänglich sein.

Mit dem Band „Turgenjew in Heidelberg“, den Krischke selbst elegant und kenntnisreich verfasst hat, knüpft der einstige Student der Slawistik auch an frühere Themen und Gegenstände an, etwa an den skurrilen Kurt Wildhagen, dessen einzige größere Publikation die (Mit-)Herausgabe einer zwölfbändigen Turgenjew-Ausgabe war. Indem Krischke über Turgenjews Besuche und Unternehmungen in Heidelberg berichtet, geraten auch dessen liberal und westlich orientierte Gedankenwelt, seine zahlreichen Reisen durch Westeuropa, Freunde (wie Bakunin) und Feinde (etwa Dostojewskij) sowie einige seiner besten Erzählwerke in den Blick, in denen Heidelberg eine nicht unwesentliche Rolle spielt.

Zum ersten Mal kam der noch nicht 20-jährige Gutsbesitzersohn, „der ausgezeichnet deutsch sprach“, im Juli 1838 für ein paar Tage nach Heidelberg, von wo aus er nach Berlin weiterreiste, um dort drei Jahre lang Philosophie zu studieren. 1843 begann seine literarische Laufbahn mit der ersten selbständigen Publikation. Im selben Jahr lernte er in Sankt Petersburg den französischen Kunst- und Literaturkritiker Louis Viardot und dessen Frau, die berühmte Sängerin Pauline Viardot-Garcia kennen, die er so abgöttisch verehrte, dass er in den anschließenden 40 Jahren ihrer Spur folgte. Als Gast der Familie Viardot lebte Turgenjew längere Zeit in Paris und zwischen 1863 und 1870 in Baden-Baden.

Von dort aus fuhr er ab und zu nach Heidelberg, um seinen Arzt, den Internisten Nikolaus Friedreich zu konsultieren. Er übernachtete dann im Hotel „Schrieder“, das direkt neben dem alten Bahnhof lag, besuchte auch die Russische Lesehalle in der Plöck 52, um die oppositionellen Zeitschriften zu studieren und „nach den wilden russischen Jünglingen zu schauen“, mit denen er nicht ungerne debattierte. Die in Heidelberg zahlreich vertretenen russischen Studenten hatten in der Regel Fächer wie Physik und Chemie belegt und hörten nebenher Philosophie, sie waren revolutionär gesinnt und nahmen Turgenjews Romane, vor allem „Väter und Söhne“ (1862) und „Rauch“ (1867), genau unter die Lupe, da sie sich in ihnen karikiert und missverstanden fühlten.

Wie oft und wann zum letzten Mal Turgenjew Heidelberg aufsuchte, lässt sich nicht mehr genau feststellen. Er starb 1883 bei Paris an Rückenmarkkrebs. Im heutigen Heidelberg erinnert kaum etwas an ihn. Doch im Restaurant „Goldener Hecht“ an der Alten Brücke hängt eine Kopie des ovalen Turgenjew-Porträts von Ludwig Pietsch an der Wand. Wie es dahin kam, weiß keiner.

Michael Buselmeier

Dirk Kaesler: Max Weber. Eine Biographie, C.H. Beck, München, 2014, 1007 S., 38,00 Euro

Eigentlich müsste die von Dirk Kaesler verfasste Biographie über Max Weber von einem „Weber-Experten“ besprochen werden. Diese Qualifikation besitze ich nicht. Ich kann daher keine Besprechung herkömmlichen Formats vorlegen, sondern lediglich auf das umfängliche Werk aufmerksam machen und es zur Lektüre empfehlen. Dass ich mich zu dem Buch melde, hat seinen Grund darin, dass ich auf einer Bahnfahrt in einer liegen gelassenen Zeitung beiläufig eine fast ganzseitige Besprechung des Werkes gesehen hatte, die nach meiner Einschätzung von negativen Bewertungen beseelt war. Als ich dann das Buch in der Hand hatte, sah ich die romanartige Gestaltung – der Autor selbst spricht auf S. 494, oben, und im Vorspann der „Literaturhinweise“ von dem Werk als „Erzählung“ – mit der damit einhergehenden Genauigkeit und Wissenschaftlichkeit. So finden sich viele Zitate aus Briefen, aber auch aus Texten und Büchern von Max Weber. Daher rührt meine positive Beurteilung des Buches.

Vor etwa 30 Jahren ging durch die Heidelberger Rhein-Neckar-Zeitung der Bericht über einen japanischen Wissenschaftler, der um auf den Spuren von Max Weber zu wandeln, von seinem Heimatland zuerst nach München und dann nach Heidelberg geflogen war. Von München wusste er, dass die Grabstätte des Wissenschaftskollegen nicht mehr bestand. Aber auch in Heidelberg musste er feststellen, dass die Grabstätte für diesen „großen“ Bürger nicht im Bewusstsein der Bevölkerung verankert ist. Bereits der Taxifahrer war ratlos, welchen Friedhof er für das Grab Max Webers ansteuern sollte. Erst das Personal der Friedhofsverwaltung wies den Weg zu dem hoch aufgerichteten Stein mit den Namen und Lebensdaten der Eheleute Max und Marianne Weber sowie den rechts und links angebrachten Sinnprüchen, dessen einer sich für den Besuchsreisenden beinahe in seiner ungünstigsten Bedeutung erfüllt hatte („Du findest nimmer Seines Gleichen“).

Dem Buch von Kaesler ist zu wünschen, dass es zur Vertiefung der Kenntnisse über die Bedeutung von Max Weber und seiner Ehefrau Marianne geborene Schnitger beiträgt.

Der Autor greift so viele Tatsachen, Handlungen, Gedanken, Personen und Darstellungen auf, dass nach der Lektüre ein intensives Lebensbild bleibt. Hätte der Japaner die Biographie von Dirk Kaesler über Max Weber zur Hand nehmen können, hätte er auf Seite 923/24 lesen können, dass Max Weber der Tod in München am 14. Juni 1920 ereilt hatte, aber die Einzelheiten über das Sterben, die Einäscherung und die Trauerfeier in dem Kapitel „Vor dem Vorhang“ auf den Seiten 9 ff. zu finden sind. Auf S. 19 berichtet der Autor, dass die Urne mit der Asche Max Webers im Jahre 1921 auf dem Heidelberger Bergfriedhof beigesetzt wurde. Auch die Urne der Ehefrau Marianne ruht in der gemeinsamen Grabstätte.

Die nahezu 1.000 Buchseiten der Biographie Kaeslers setzen einer Besprechung Grenzen. Allein die Zusammenstellung der Kapitelüberschriften der Biographie nimmt vier Buchseiten ein. Diese Hinweise sind keine Kritikpunkte, sondern Zeugnis für die Erfahrung bei der Lektüre, dass sich das Buch „schön“ liest. Das kann mit dem Auftakt-Satz am Schluss des Vorwort-Kapitels belegt werden: „So mag denn das Spiel mit seinem Ende beginnen“. Der Satz klingt, wie wenn er ein „geflügeltes Wort“ wäre, ist es aber offensichtlich nicht. Die „mit Bordmitteln“ vorgenommene Suche nach dem Zitatcharakter blieb ergebnislos. Die Anregung jedoch, die Darstellung des Lebensbildes mit seinem Ende zu beginnen, ist so vielversprechend (eine bei der Konzeption von Filmen immer wieder zu beobachtende und verwendete Methode, das erste Bild eines Lichtspiels und das Letzte einander gegenüberzustellen), dass man sich als Leserin oder Leser gerne auf dieses Gestaltungsmittel einlässt, zumal der Autor diesen die (Nach)verfolgung auf weitere Literatur und Fundstellen dadurch leicht macht, dass er am Schluss des Buches auf 60 Seiten (S. 934 bis 994) eine Aufstellung der benutzten Literatur wie üblich mit Verfassernamen, Titel und Erscheinungsjahr bietet. Damit sollte der Leserschaft die „Pönitenz einer bösen Fußnotengeschwulst“

(Formulierung Max Weber) nicht auferlegt werden. Welch' weise EntschlieÙung, auf einen gewaltigen Fußnotenapparat des umfanglichen Werkes zu verzichten!

AuÙer wegen der Zeitungsbesprechung habe ich zu dem Buch gegriffen, weil ich von den Heidelberg-Kapiteln im Leben Max Webers gern Kenntnis nehmen wollte. Es sind dies über die familiäre Herkunft eines Teils der Vorfahren aus Heidelberg hinaus die zwei Semester des Jurastudiums Max Webers in Heidelberg vom Sommersemester 1882 bis einschließlich Wintersemester 1882/1883, weiter die Berufung auf den Lehrstuhl für Nationalökonomie an der Ruperto Carola sowie die Lebensmittel in der Villa an der Ziegelhäuser Landstraße 17 unter Einschluss des Zeitabschnitts des Weltkriegs mit der ehrenamtlichen Betätigung im Lazarettwesen. Bezogen auf die gesellschaftliche und politische Situation der Stadt Heidelberg sowie der dort anzutreffenden Geistigkeit wahrscheinlich ein Höhepunkt der möglichen Entwicklung eines Gemeinwesens, wie sie sich durch das Zusammenwirken zufälliger und nicht steuerbarer Umstände ergibt. Dabei ist eben Max Weber sowohl Protagonist dieses Höhenfluges als auch „Produzent“ der behandelten Themen.

Von den Heidelberg-Stationen im Leben Max Webers beschränke ich mich in der Rezension auf einige Aspekte seiner Studentenzeit.

Der Archivar Wolf-Diedrich Reinbach der Burschenschaft Allemannia (Schreibweise: „All...“) hat im Jahre 1999 eine Darstellung der Beziehungen Max Webers zu der genannten Burschenschaft vorgelegt, die mit der Feststellung endet, dass formal die Zugehörigkeit des jungen Studenten zu der Verbindung als „schwebend unwirksam“ bezeichnet werden kann, weil es an einer Dokumentation seines Beitritts zur Burschenschaftsverbinding fehlt und am Nachweis der satzungsmäßigen Zugehörigkeit. Einerseits schwankte Max Weber zwischen dem Beitritt zur Burschenschaft Frankonia Heidelberg, da es familiäre Beziehungen zu ihr gab, andererseits hatte er mit zwei Mitgliedern der Allemannia, die er schätzte, gemeinsam Fechtstunden beim Fechtmeister belegt. Max Weber hat mehrere Partien gefochten und war dadurch als Waffenstudent gezeichnet. Zum Kolleg gehen, fechten und kneipen waren seine Beschäftigungen in dieser Zeit, wie es wohl rückblickend für die meisten der damaligen Studenten der Universität Heidelberg zutreffen hatte.

Bei dem Umfang des Buches ist klar, dass auch Tatsachen und Umstände Erwähnung finden, deren Darstellung im strengen Sinne es nicht bedarf, die man aber gern zur Kenntnis nimmt, weil man sie sonst nicht erfahren würde. Das ist zum Beispiel mit der Darstellung des Mensurfechtens in der Erläuterung des Mensurbetriebes in der Heidelberger Interessengemeinschaft schlagender Verbindungen auf S. 191 f. der Fall. So erfährt man, dass zu dieser Interessengemeinschaft die Weinheimer Corps, die Burschenschaften, die Landsmannschaften und die Turnerschaften gehören. Daneben gab es aber schon und gibt es noch heute die drei fechtenden Corps Suevia, Saxoborussia und Rhenania, die als organisatorischer Zusammenschluss den „Heidelberger Seniorenconvent (SC)“ bilden. Auch dieser Convent hat einen eingehenden Fechtcomment mit dreißig Paragraphen. Darin ist alles, was für die Austragung einer Mensur von Bedeutung ist, geregelt, zum Beispiel §104, dass während der Mensur Silentium und Rauchverbot herrschen, was von den Verbindungsstudenten unter Aufbringung höchster Konzentration eingehalten, aber auch durchgesetzt wird. Bei sorgfältiger Wahl der Sprache ficht nicht ein Paukant „gegen“ den anderen, sondern „mit“ dem Gegenpaukanten. Dies sind alles existierende Regelungen, die heute noch Bedeutung haben und nicht vergessen werden dürfen, obwohl ihre Durchsetzung tendenziell im Verschwinden begriffen ist.

Max Weber hat als 18-jähriger Student das Fechten als vorgegeben hingenommen. Ob er ein „Haudegen“ war, hat sich mir nicht erschlossen.

Mit besonderer Aufmerksamkeit wird ein Heidelberger Leser die Heidelbergpassagen des Buches zur Kenntnis nehmen, zum Beispiel S. 674 unten. Mit der Schreibgewohnheit des Autors, an den Anfang eines neuen Kapitels einen sprachlichen Auftakt zu setzen, so auf S. 752 zu der Wiedergabe des Aufsatzes „Wissenschaft als Beruf“ werden die vor 100 Jahren in Heidelberg maßgeblichen Personen, Studenten, Berufskollegen und Ehepartner erwähnt. Für viele Menschen

in der Stadt sagt fast jeder Name, welche Person dahinter stand bzw. steht. In der Mitte dieses geistig und künstlerisch anregenden Kreises gestanden zu haben, muss wie ein Lebensschicksal gewirkt haben. Die Nachgeborenen können zwar sagen, dass sie wissen, wer bei dem jeweiligen Zirkel was vertreten hat, aber dass nicht jeder Interessierte, Zugang erhalten hatte, wissen wir Heutigen auch.

Ausgangspunkt für diese glückhafte Ausformung der Stadt waren die Universität und die Zuordnung wissenschaftlicher und wissensbezogener Gedanken und Ideen auf einzelne Persönlichkeiten. „Man“ kannte die Menschen, die dem gesellschaftlichen Leben der Stadt Heidelberg ihre Prägung gaben. In der Regel waren Studenten an diesen Lebensäußerungen beteiligt. Schon die Sitte, bei den Professoren Besuch zu machen begünstigte diese Lebensform. Der Preis, der für diese Exklusivität geleistet werden musste, war die Beschränkung auf wenige ‚beganadete‘ Personen. Die Biographie über Max Weber ist ein umfänglicher Abgesang auf eine untergegangene Lebenswelt.

Einleitend führt der Autor auf, welche Erscheinungen es bis zum Todesjahr Max Webers noch nicht gegeben hatte, die den Heutigen als selbstverständlich erscheinen. Genauso könnte man umgekehrt formulieren, welche überschaubare und erfassbare Lebenswelt Max Weber noch erlebt hatte, die den Gegenwärtigen nur noch aus schriftlichen Urkunden bekannt ist. Gibt es heute noch die wie in der „Weber-Zeit“ prägenden Persönlichkeiten in der Stadt Heidelberg? Die Antwort ist schwer, weil der Erfahrungssatz gilt, dass klar sieht, wer von Ferne sieht, und nebelhaft, wer Anteil nimmt.

Das Phänomen Max Weber zeigt sich auch an der glückhaften wirtschaftlichen Stellung der Eheleute, die ab 1910 in der Heidelberger Villa Ziegelhäuser Landstraße 17, direkt der Schlossruine gegenüber, gelebt hatten. Als Weber eines Tages Besuch von einem Professorenkollegen erhalten hatte, evtl. Werner Sombart, brach dieser spontan in den Ausruf aus: „Hier kann man ja unmöglich wohnen (Pause), hier ist es viel zu schön.“ Von der Lage des Hauses und dessen Eleganz gilt der Satz bis zum heutigen Tage.

Dietrich Bahls

Jürgen Kaube: Max Weber. Ein Leben zwischen den Epochen, Rowohlt, Berlin 2014, 493 S., 26,95 Euro

Noch eine Biographie über Max Weber: Nach dem 2005 erschienenen 1000-seitigen, Maßstäbe setzenden Opus von Joachim Radkau (siehe HJb 11, 2006/07, S. 209–221) hat – aus Anlass des 150. Geburtstags seines Protagonisten – der FAZ-Journalist Jürgen Kaube eine neue Lebensbeschreibung des Mitbegründers der Soziologie, Säulenheiligen der deutschen Kultur- und Sozialwissenschaften und Heidelberger Mythos Max Weber vorgelegt. Es ist ein im Vergleich zu Radkaus Werk und dem ebenfalls im Jubiläumsjahr 2014 erschienenen 1000-seitigen Buch von Dirk Kaesler ein bündiger Band geworden. Auf 440 Textseiten, in 30 konzise Kapitel unterteilt, versucht Kaube, seinem Gegenstand gerecht zu werden.

Das ist keine leichte Aufgabe, selbst wenn man dem Befund des Autors beipflichtet, wonach abseits der aufsehenerregenden, aber recht späten und nicht eben zahlreichen Liebesaffären der äußere Lebensgang Webers der relativ ereignislose eines gutsituierten Gelehrten und hochkonzentrierten Lesers und Forscher gewesen ist. Die Fülle von Webers Interessen, seine ungeheure – wiewohl einige Jahre durch Depressionen geminderte – Arbeitskraft und seine analytische Intelligenz machen das Werk, das er hinterließ, zu einem kaum zu überblickenden und schwer zu durchmessenden Gebirge.

Kaube nimmt das Wort Webers, er sei ein Angehöriger der bürgerlichen Klassen, zum Leitmotiv und schreitet Webers bürgerliche Wege in Lebensführung, Denkstil, Wissenschaft und Politik ab, wobei das wissenschaftliche Œuvre dieses großen Bildungsbürgers dann doch eine weit prominentere Rolle spielt als zum Beispiel Fragen der Politik.

Die Themenvielfalt dieses Œuvres ist schwindelerregend. Sie umfasst verschiedene Epochen und Großregionen der Menschheitsgeschichte, weite rechtswissenschaftliche, historische, ökonomische und sozialwissenschaftliche Forschungsfelder, Probleme von Landwirtschaft und Finanzwesen, Erkenntnistheorie und Wissenschaftslehre, Fragen von Religionsgeschichte und Wirtschaftsmentalität, von Herrschaftslegitimation, Politik und „Führerauslese“ und vieles mehr. Höchst anschaulich zeichnet Jürgen Kaube vor allem eine zentrale Verschiebung von Webers Forschungsschwerpunkten nach: weg vom Kapitalismus, von dessen Entstehung und deren notwendigen Voraussetzungen, hin zur spezifischen abendländischen Rationalität, die „Entzauberung“, Bürokratisierung und Binnenlogiken der einzelnen Gesellschaftsbereiche hervorbringt.

Es ist faszinierend, dem Biographen bei der Rekonstruktion dieser Denkbewegungen zu folgen, und fraglos wird jeder an den Grundfragen der Geschichte des Westens interessierte Leser feststellen, dass Weber auch heute noch, am mutmaßlichen Ende dieser vermeintlichen „success story“, Maßgebliches und Anregendes dazu mitzuteilen hat. Zugleich wünscht man sich an dieser wie an vielen anderen Stellen noch intensivere Diskussionen zu den Implikationen der Weberschen Einsichten. Detlev Claussen etwa hat in seiner lesenswerten Besprechung für „die tageszeitung“ (19. April 2014) moniert, dass sie nicht so sehr gegen Webers des Öfteren zitierte Zeitgenossen Werner Sombart und Georg Simmel formuliert waren, sondern vielmehr als Antwort auf die Darstellung der bürgerlichen Welt durch Karl Marx. Webers Herauslösung der okzidental Rationalität – die am Ende furchterregende Irrationalität zum Ergebnis hat (S. 440) – aus dem von Marx zugrunde gelegten Kausalzusammenhang mit dem „automatischen Subjekt“ der modernen Gesellschaft, dem Kapital, eröffnet so den Blick für vielfältige Entwicklungen in den gesellschaftlichen Subsystemen; freilich zu dem Preis, dass der Basisprozess der Modernisierung und Rationalisierung, der Entstehung von Webers „stahlhartem Gehäuse“, nicht mehr klar erkennbar ist. Am Ende muss man Jürgen Kaube jedoch vermutlich dankbar sein, dass er derlei wissenschaftshistorische Debatten, selbst wenn sie für die Gegenwart von höchster Aktualität sind, nicht weiterverfolgt. Auf diese Weise bleibt seine Biographie konzise und bietet dem Leser Anregungen für eigene Gedankenarbeit.

Eine weitere Stärke des Buchs ist seine Zurückhaltung in „Wert“-Fragen, eine Mäßigung, derer sich Weber, der rhetorische Vorkämpfer der wissenschaftlichen Werturteilsfreiheit, kaum je befleißigt hat. Kaube bleibt aber auch in der Zurückhaltung maßvoll und scheut sich nicht, die politischen Interventionen seines Helden, die häufig einem erstaunlich unreflektierten Nationalismus entsprangen, als die Dummheiten zu bezeichnen, die sie waren. Die Äußerungen zu Weltkrieg und Revolution sind „verblasenes Geschwätz“ (S. 354), immer wieder „brennen bei ihm alle Sicherungen durch“ (S. 356).

Weber und Heidelberg: Anders als manche Vorgänger überhöht und romantisiert Kaube in seinem nüchternen Duktus die Rolle des kleinen Gelehrtenbiotops um 1900 nicht, weist aber doch darauf hin, wie formend dieser lebensgeschichtliche Rahmen für Weber war: Er situiert das Städtchen, ein Wort Edgar Salins aufnehmend, auf einer wissenschaftstopologischen und bildungsbürgerhabituellen Achse zwischen den Polen Berlin, wo die staatsnahe wilhelminische Intelligenz sich an regimeaffirmativer Politikberatung und -steuerung versuchte, und München, dem Labor der freigeistigen Bohème; wobei Heidelberg auch geistig näher an dem Ort lag, an den es Weber nach dem Großen Krieg ziehen sollte. Was hatte das kurpfälzische „Weltdorf“ (Camilla Jellinek) Weber zu bieten? Da gab es unter anderem die universal, vor allem religionsgeschichtlich interessierten Großgelehrten des schon oft beschriebenen Eranos-Kreises, in dessen Diskussionen sich viele von Webers Einsichten herauskristallisieren konnten; dann die Genies der jüngeren Generation, darunter Emil Lask, Ernst Bloch und Georg Lukács, die zu den legendären sonntäglichen Jours in die Fallensteinsche Villa am Neuenheimer Neckarufer kamen; und schließlich die selbstbewussten und eigensinnigen Frauen, besonders Mina Tobler und Else Jaffé, mit denen Weber dann auch erotische Beziehungen unterhielt.

Dem Einfluss der Frauen räumt Kaube den gebührenden Platz ein, bleibt dabei aber wiederum (ein wenig) diskreter und zurückhaltender als mancher Biograph vor ihm. Die Rückkoppelung des Œuvres auf das persönliche Leben ist weniger unmittelbar-biographisch als beispielsweise bei Joachim Radkau, die Sphären führen ein stärkeres Eigenleben. Und Kaube setzt der Persönlichkeit Marianne Webers, die in den Büchern männlicher Autoren oft im Kontrast zu der aufregenden Else Jaffé etwas langweilig und blass erscheint, am Ende ein Denkmal, indem er darlegt, wie großzügig und souverän sie den Menschen, die sie liebte, ein Glück gönnen konnte, das sie auszuschließen schien.

Bedurfte es also dieser neuen Weber-Biographie? Hält sie neue Erkenntnisse bereit, eröffnet sie neue Perspektiven? Das vielleicht nicht. Dennoch stellt Jürgen Kaubes Buch einen Glücksfall dar: eine hochinformativ, nüchtern und angemessen distanziert, gleichwohl mit unverkennbarer Sympathie für seinen in mehrerlei Hinsicht nicht einfachen Gegenstand formulierte Erzählung, eine unterhaltsame Überblicksdarstellung aus der Feder eines versierten Autors und Kenners der verhandelten wichtigen, nach wie vor nicht nur für die akademische Welt aktuellen Themen.

Klaus Kempster

Eberhard Demm: Else Jaffé-von Richthofen. Erfülltes Leben zwischen Max und Alfred Weber, Droste Verlag Düsseldorf 2014, 248 S., 35,00 Euro

In der seit Jahren anschwellenden biographischen Literatur über die Heidelberger Gelehrtenwelt des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts nehmen die amourösen und sexuellen Episoden in diesem Milieu einen festen Platz ein. Vor allem der Titan Max Weber, seine Neurosen und Neurasthenien, stehen im Zentrum, die Kameradschaftsehe mit Marianne Weber und seine Affären mit Else Jaffé, der Gattin seines Kollegen Edgar Jaffé, und der Pianistin Mina Tobler. Man mag das für belanglosen Tratsch halten, blickten wir nicht zugleich auf eine (vorwiegend weibliche) Aufbruchbewegung, die provokant und spektakulär die Geschlechterklischees nachhaltig aushebelte. Zumindest im großbürgerlichen Bildungsmilieu und avantgardistisch in der Berliner und Münchener Bohème. Aber eben auch im scheinbar provinziellen und geheimrätlichen Heidelberg.

Wer es genau wissen will, dem sei Eberhard Demms biographische Studie über Else Jaffé-von Richthofen ans Herz gelegt. „Erfülltes Leben zwischen Max und Alfred Weber“ lautet der Untertitel, der allerdings in die Irre führt. Denn die 1874 in Lothringen geborene Tochter eines von Mätressen und Spielsucht gebeutelten preußischen Beamten, passt so wenig wie ihre Schwester Frieda zu den Stereotypen der Künstlermuse, der Kokotte oder des bewundernden Groupies, das sich in Hingabe und Verehrung für einen großen Gefährten auflöst. Frech, selbstbewusst und wohl wirklich unwiderstehlich attraktiv forcierte Else von Richthofen ab 1890 ihren eigenen Lebensentwurf. Kurzstudium fürs Lehramt, dann Studium der Nationalökonomie bei Max Weber in Freiburg und Heidelberg, Promotion in Heidelberg und – mit etwas Protektion – ab 1900 Fabrikinspektorin in Baden. Die erste höhere Staatsbeamtin in ganz Deutschland, zuständig für den Arbeitsschutz und die Besserung der Lage der arbeitenden Frauen. Nach zwei Jahren gibt sie diese Stelle weiter an Marie Baum und steuert eine ziemlich emotionsfreie Vernunft Ehe mit dem wenig attraktiven, aber steinreichen Ökonomen Edgar Jaffé an. Spätestens von da an bewegt sich ihr Leben auf hohem promiskuitivem Niveau. Zum Teil sind es eher Sohn-Mutter-Beziehungen. Aber auch Ausflüge in die Münchener Bohème, wo sich eine ihrer Jugendfreundinnen mit dem schräg-charismatischen Psychoanalytiker Otto Gross zusammengetan hat. Zu den drei Kindern mit dem eifersüchtig-unterwürfigen Jaffé kommt ein Lieblingssohn aus der Liaison mit Gross.

Der Historiker Eberhard Demm, der der Fachwelt das Werk Alfred Webers wieder erschlossen hat, analysiert die üppigen Briefwechsel der Jaffé und ihres Umfelds mit Akribie, manchmal auch mit Spott und unverkennbarer Berliner Schnoddrigkeit. So arg gut weg kommt die aufgeblasene und wichtigtuierische Heidelberger Gelehrtenkultur dabei nicht. Auch der monumentale Max

Weber erscheint in befremdlichem Licht, als Intrigant und Manipulator, als unbeholfener, masochistischer Liebhaber, ein frustrierter Solitär, mit eisiger Vernunft gepanzert und doch sehnsuchtsvoll dem verpassten erotischen Leben hinterher lamentierend.

Else Jaffé ist gelegentlich aktiv in der Frauenbewegung, schreibt kleine Artikel, hält Reden und engagiert sich in München bei Frauenhilfsaktionen im Ersten Weltkrieg. Gelinde gesagt eher halbherzig und ohne wirkliche Nähe zu den vom Krieg gebeutelten Frauen. Zwischen depressiven Einbrüchen inszeniert sie das Salonleben einer Grande Dame, genervt von Kindern und Haushalt, indes konsequent am Lustprinzip orientiert. Genau besehen lebt sie viel von dem, was den privilegierten Männern ihrer Zeit und ihres Milieus selbstverständlich zugebilligt wurde. Mit all dem Glück und Unglück, das diese folies à deux, trois, quatre in ein Menschenleben hineintragen. Paradoxiertweise findet sie dann in Max Webers jüngerem Bruder, dem quirlig-nervösen und erotisch unerfahrenen Alfred Weber, einen festen Anker. Sie teilt seine politischen und kulturtheoretischen Positionen; Demm meint sogar, dass sie zunehmend Merkmale einer anfeuernden und fordernden Muse entwickelte. Was sie nicht abhält (warum auch?), den großen Weber, den Max Weber, in ihren Harem aufzunehmen und eine mit Sex, Gewalt und Demütigung gespickte Obsession mit ihm auszuleben – unter den Augen der eher mal ahnungslosen Marianne Weber.

Aber Alfred Weber bleibt der Favorit. Und seit den 1920-er Jahren mutiert sie zunehmend zur veritablen Professorengefährtin. Sie bleibt maßvoll politisch aktiv, nicht immer mit klugen Positionen und im Windschatten der rastlosen Aktivitäten Alfred Webers. Mit Marianne Weber eint sie die unverhohlene Mythisierung von Max Weber. Else Jaffé verkörpert die widersprüchlichen, die sehr konkreten Seiten der weiblichen Emanzipation ihrer Epoche, zu der ein heftiges Maß an Liebesbedürftigkeit und Liebesaktivität, aber auch ein unverkennbares emotionales Machtkalkül im Umgang mit den begehrten Männern gehört.

Im Dezember 1973 stirbt Else Jaffé-von Richthofen 99-jährig im Haus Philippus in der Zeppelinstraße.

Norbert Giovannini

Maria Effinger (Hg.): „Es ist schon eine wunderbare Zeit, die ich jetzt lebe“. Die Heidelberger Gelehrte Marie Luise Gothein (1863–1931). Katalog zur Ausstellung in der Universitätsbibliothek Heidelberg vom 29. April bis zum 31. August 2014 (Schriftenreihe der Universitätsbibliothek Heidelberg 14), Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2014, 120 S., 16,00 Euro

Vor 100 Jahren erschien das zweibändige Werk „Geschichte der Gartenkunst“ von Marie Luise Gothein. Die Universitätsbibliothek Heidelberg hat aus diesem Anlass der Verfasserin eine Ausstellung gewidmet. Karin Seeber, die an einer kunsthistorischen Dissertation über das Werk von Marie Luise Gothein arbeitet, hat die Ausstellung initiiert und einen Großteil der Beiträge im Katalog erstellt. Quellen für die Forschungen sind Publikationen der vielseitigen Autorin Gothein, schriftliche Erinnerungen und vor allem der 2041 Briefe umfassende Briefwechsel von Marie Luise und Eberhard Gothein.

K. Seeber gibt im einleitenden Text einen Einblick in Leben und Werk von Marie Luise Gothein. Ihre Geschichte ist eng mit Heidelberg verbunden, da sie von 1904 bis 1931 hier gelebt hat. Die Kreise, in denen das Ehepaar Gothein sich damals bewegte, spiegeln das intellektuelle Milieu im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts wider. Der Kulturhistoriker Eberhard Gothein, der als Nachfolger auf den Lehrstuhl von Max Weber berufen worden war, gehörte mit Weber, Troeltsch, Windelband und Jellinek dem Eranos-Kreis an, einem Gesprächszirkel, der vor dem Ersten Weltkrieg religionswissenschaftliche Fragestellungen behandelte. Der „Heidelberger Geist“ dieser Jahre zeigte sich auch in der eigenständigen, gesellschaftlichen Rolle von intellektuell interessierten Frauen wie Marianne Weber, Marie Baum, Mina Tobler und Else Jaffé, mit denen Marie Luise Gothein Umgang pflegte. Über Friedrich Gundolf und Edgar Salin hatte sie Kontakte zum Kreis um Stefan George, in den später auch ihr Sohn Percy aufgenommen wurde. Marianne Weber schrieb

1907 über sie in einem Brief: „daß Frau Gothein sozusagen alles tut, was man sich denken kann: wissenschaftlich arbeiten, Musik, Radeln, Ski, ... viele Freunde ... (lauter Männer, denn die Frauen sind ihr zu langweilig) ... Dazu ein wunderschönes Haus und 4 Kinder, die ‚von selbst‘ aufwachsen“ (S. 23). Wer war diese Frau, die Aufsehen in Heidelberger Kreisen erregte? Als beneidenswerte Mutter von vier Söhnen empfand Gothein sich selbst nicht, wie aus einem Brief von Eberhard Gothein aus dem Jahr 1906 an sie hervorgeht: „...wenn du so das Loos einer kinderlosen Familie beneidest, so mußst du doch auch immer bedenken, wie viel Glück du an den Kindern genossen hast ... schließlich ... bleibt es doch der nächste Zweck der Ehe..., Kinder zu haben. Ja, – wirst du sagen: eins“ (S. 12). Von Kindheit an hasste Marie Luise hausfrauliche Tätigkeiten: „warum musste ich auch ein Mädels sein, ich konnte doch das meiste wie die Jungen“ (S. 52). Schon in der Verlobungszeit schrieb sie 1883 ihrem späteren Mann: „darum wäre ich ja so viel lieber ein Mann, ich wollte schon gerne die andren ‚in Allem‘ überlegen, besser sein lassen, nur nicht in der Arbeit.“ (S. 53). Unter Arbeit verstand Marie Luise Gothein wissenschaftliche Arbeit, obwohl in den 1880-er Jahren Frauen in Deutschland noch nicht an Universitäten studieren konnten. Aber auch ohne diese formalen Voraussetzungen setzte sie es durch, neben der Familie ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit nachzugehen und u.a. eine „Geschichte der Gartenkunst“ zu verfassen, die auch nach 100 Jahren noch als Standardwerk gilt. Die Erforschung der Weltgeschichte der Gärten war mit monatelangen Auslandsreisen verbunden, in denen sie ihre Kinder ihrem Mann und den Hausangestellten überließ.

Nach dem einleitenden Überblick über Leben und Werk gliedert sich der Katalog analog zur Ausstellung in vier Kapiteln:

I. Das erste Kapitel behandelt das Entstehen und die Wirkungsgeschichte der „Geschichte der Gartenkunst. Bd. 1: Von Ägypten bis zur Renaissance in Italien, Spanien und Portugal, Bd. 2: Von der Renaissance in Frankreich bis zur Gegenwart“. 637 Abbildungen von Plänen, Grundrissen und Bildern von Gärten lassen ahnen, wie viele Quellen Gothein dafür ausgewertet hat. Vorarbeiten aus dem 18./19. Jahrhundert, vor allem Jacob Burckhardts kunsthistorische Abhandlungen über italienische Renaissancegärten, inspirierten sie. Besuche in historischen Gartenanlagen und die schwierige Suche eines Verlegers werden geschildert, wie auch die weltweite Wirkungsgeschichte, die sich an den Übersetzungen ins Englische und Italienische ablesen lässt. Die zahlreichen Nachdrucke von Gotheins „Geschichte der Gartenkunst“ bis 2010 und die Weiterentwicklung ihres Forschungsgebiets in den letzten 100 Jahren werden aufgezeigt.

II. Das zweite Kapitel zeichnet die Lebensgeschichte auf, die im einleitenden Text des Katalogs schon aufgegriffen worden ist. Da es in den einzelnen Kapiteln zeitliche Überschneidungen gibt, wäre ein tabellarischer Lebenslauf am Ende des Buches hilfreich gewesen. Marie Luise Schröter wurde 1863 in Ostpreußen geboren und besuchte eine höhere Töchterschule in Breslau. Dort lernte sie mit 14 Jahren den zehn Jahre älteren Eberhard Gothein kennen, der als Privatdozent Mathematik unterrichtete. Mit 19 Jahren verlobte sie sich und heiratete ihn mit 22 Jahren, nachdem er Professor für Nationalökonomie in Karlsruhe geworden war. Die Verlobungszeit und die ersten Ehejahre waren geprägt durch ein Lehrer-Schülerin-Verhältnis des Paares, in denen Eberhard Gothein seine Frau an seine kulturgeschichtlichen Interessensgebiete heranführte. Nach der Geburt der drei Söhne Wolfgang, Wilhelm und Werner begab sich Marie Luise Gothein in den 1890-er Jahren eigenständig auf Forschungsreisen nach London. Sie schrieb Bücher über englische, romantische Dichter. Die Geburt des vierten Sohnes Percy 1896 war in ihrer Lebensplanung nicht vorgesehen. Eberhard Gothein war nun Professor in Bonn, und Marie Luise war dort aktiv in der Frauenemanzipationsbewegung und setzte sich für Frauenbildung ein. 1904 wurde Eberhard Gothein nach Heidelberg berufen. Seine Frau konnte sich nur schwer in die Heidelberger Kreise einleben; die enge Freundschaft zum Ehepaar Else und Edgar Jaffé half dabei. Weitere Forschungsreisen folgten. Eine Liebesbeziehung zum Germanisten Philipp Witkop löste eine Ehekrise aus. Parallel zum Katalog lohnt es sich, den gedruckten Briefwechsel des Ehepaars dazu zu lesen, da alle Befindlichkeiten offen ausgesprochen wurden und die Ehe nicht in die Brüche ging. Gotheins

waren bemüht, den Söhnen eine gute Ausbildung angedeihen zu lassen. Die Verbindungen zum Stefan-George-Kreis wurden angebahnt und Percys Aufnahme in diesen Kreis. Ein schwerer Verlust war der Tod des Sohnes Wilhelm im ersten Kriegsjahr 1914. 1923 starb auch Eberhard Gothein. Marie Luise vermisste den lebenslangen geistigen Austausch mit ihrem Mann. Sie begab sich wieder auf Reisen, dieses Mal nach Java, wo ihr Sohn Wolfgang als Arzt mit Familie lebte. Von dort reiste sie nach China und Japan, publizierte weiter, und kehrte erst 1927 nach Heidelberg zurück. Sie schrieb ein Lebensbild ihres Mannes und erhielt dafür 1931 die Ehrenpromotion der Universität Heidelberg. Friedrich Gundolf war ihr Laudator. Noch im selben Jahr 1931 starben nacheinander Friedrich Gundolf und Marie Luise Gothein.

III. Das Kapitel „Gesamtwerk“ zeigt die umfassende Bildung von Marie Luise Gothein. Angeregt durch Forschungsreisen nach England widmete sie sich in den 1900-er Jahren literaturwissenschaftlichen Studien über Leben und Werk englischer, romantischer Dichter, die sie der deutschen Leserschaft nahe bringen wollte. Sie verfasste Bücher über William Wordsworth (1770–1850), John Keats (1795–1821) und Elizabeth Barrett Browning (1806–1861), deren Werke sie auch übersetzte. Es folgten Übersetzungen von „Gitanjali“ des indischen Universalgelehrten Rabindranath Tagore (1861–1941), der 1913 den Literaturnobelpreis erhielt. Bei Übersetzungen von William Shakespeare stieß sie auf das Thema „Englische Landschaftsgärten in der Literatur“, das sie 1905 in einem Vortrag behandelte. Die Jahre bis 1914 galten der „Geschichte der Gartenkunst“. Bemerkenswert ist, dass sie nicht für dieses Jahrhundertwerk 1931 die Ehrendoktorwürde der Universität Heidelberg erhalten hat, sondern für die 1931 verfasste Würdigung ihres Mannes in: „Eberhard Gothein. Ein Lebensbild. Seinen Briefen nacherzählt“.

IV. Im vierten Kapitel geht es um die eigene Anschauung auf Gartenreisen, die Marie Luise Gothein in Briefen an ihren Mann beschrieb. 1905 brach sie auf nach Rom und Florenz, um die zum Teil verwilderten Gärten und Villen der Renaissance und des Barock, die sie aus alten Plänen kannte, aufzusuchen. In ihrer „Geschichte der Gartenkunst“ betonte sie die Einheit von Haus und Garten in der Zeit der Renaissance und des Barock in Italien. Weitere Reisen führten nach Paris und Umgebung sowie England, wo sie Gärten, die sie in alten Stichen vorliegen hatte, aufsuchte. Ihre Intention war es, Grundrisse der Gärten im Bild zu erfassen, damit sie als Vorbilder für die Gegenwart dienen könnten. Sie griff auch die Auseinandersetzung zwischen Landschaftsgärtnern und Gartenarchitekten in England auf. Es folgte die Beschäftigung mit griechischer Kunst und Kultur. Auf einer Griechenlandsreise las sie Homers Odyssee und die darin enthaltene Gartenbeschreibung. Neben den deutschen Gärten in Wörlitz, Schwetzingen und Mannheim hat Gothein auch dem Heidelberger Hortus Palatinus sechs Seiten gewidmet auf der Grundlage der Stiche von Salomon de Caus von 1615. Die Strukturen dieses Renaissancegartens waren zu Gotheins Zeiten schwer zu erkennen. Sie kritisierte die Umgestaltung zum englischen Landschaftsgarten.

Den Abschluss des Katalogs bilden ein Literaturverzeichnis, ein Schriftenverzeichnis Gotheins und ein Quellen- und Leihgabennachweis.

Ildiko Mumm

Wolfgang Seifert (Hg.): Japanische Studenten in Heidelberg. Ein Aspekt der deutsch-japanischen Wissenschaftsbeziehungen in den 1920er Jahren (Schriften von Archiv und Museum der Universität Heidelberg 19). Verlag Regionalkultur. Ubstadt-Weiher u.a. 2013, 95 S., 11,90 Euro

„Verehrt den Kaiser, vertreibt die Barbaren!“ – so lautete der Wahlspruch einer Volksbewegung im Japan der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die sich gegen die Herrschaft der Shōgun und gegen die ins Land drängenden Europäer richtete. Der Shōgun, ein Anführer aus dem Kriegeradel der Samurai, wurde dieser Bewegung nicht mehr Herr, was 1868 zur sogenannten Meiji-Restauration führte. Den Reformern ging es keineswegs um die Wiederherstellung des alten Systems, sondern um eine Neugestaltung Japans zu einer Nation, die dem starken Westen gewachsen sein sollte. Dabei schaute man sich genau an, was diesen so stark gemacht hatte. Unter ande-

rem übernahm Japan das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch in nahezu unveränderter Form, und auch die japanische Verfassung wurde nach dem Modell der Verfassung des Deutschen Reiches konzipiert. Explosionsartiges Wirtschaftswachstum und effiziente Rüstungspolitik machten aus dem unterlegenen Inselreich einen Machtfaktor in Asien. Jetzt hieß das Schlagwort: „Japanischer Geist – westliches Wissen!“

Schon ein Jahr vor der Meiji-Erneuerung, 1867, war der japanische Student Komatsu Seiji in Heidelberg eingetroffen. Es war der erste Japaner überhaupt, der sich an einer deutschen Universität immatrikulierte. (Über ihn ist 1999 am Japanologischen Seminar der Universität Heidelberg eine 23-seitige Abhandlung erschienen). Seitdem kamen jedes Semester Japaner an die Ruperto-Carola, zwischen 1868 und 1914 waren es 82. Nach dem Ersten Weltkrieg (Japan stand auf der Seite der Gegner Deutschlands) verbreitete sich der Ruf der Universität Heidelberg besonders stark in Japan, vor allem Philosophie und Sozialwissenschaften waren sehr angesehen.

Diesen japanischen Studenten widmet sich der vorliegende Band 19 der Reihe „Schriften von Archiv und Museum der Universität Heidelberg“. Neun Beiträge von neun Autorinnen und Autoren sind das Ergebnis eines Seminars („Wege des Wissens – japanische Studenten in Heidelberg“) von Prof. Dr. Wolfgang Seifert vom Japanologischen Institut der Universität Heidelberg im Wintersemester 2009/2010. Ausgewählt wurden zehn japanische Wissenschaftler, die Anfang der 1920-er Jahre in Heidelberg studierten: Philosophen, Historiker, Germanisten, Theologen, Wirtschaftswissenschaftler. Nicht wenige von ihnen standen dem Marxismus nahe und kritisierten den in den 1930-er Jahren in Japan aufkeimenden Faschismus. Einer von ihnen, der Wirtschaftswissenschaftler Ouchi Hyoe, reiste 1921 nach Deutschland, weil es für ihn das „Vaterland des Sozialismus“ war. Für die Japaner war Deutschland damals das fortgeschrittenste Land auf den Gebieten der Gesellschaftstheorie und der Philosophie. Heidelberg galt mit Marburg als Zentrum des Neukantianismus, dessen Methodik in den 1920-er Jahren großen Einfluss auf die japanische Wissenschaft hatte. Die Japaner verehrten vor allem Wilhelm Windelband (1848–1915) als Kopf der südwestdeutschen Schule der Philosophie, und seinen Nachfolger in Heidelberg, Heinrich Rickert (1863–1951). Weitere bei den Japanern beliebte Hochschullehrer waren der Literaturhistoriker Friedrich Gundolf, die Philosophen Eugen Herrigel und Hermann Glockner sowie der Nationalökonom Emil Lederer. Letzterer hatte 1923 bis 1925 eine Gastprofessur am wirtschaftswissenschaftlichen Institut der Kaiserlichen Universität Tokio inne. Sein Aufsatz „Zum Methodenstreit in der Soziologie“ wurde zum Ausgangspunkt für die Max-Weber-Forschung in Japan. (Derzeit sind von der „Protestantischen Ethik“ allein drei Übersetzungen ins Japanische verfügbar!)

Einer der Heidelberger Studenten, Kuki Shuzo, bat Heinrich Rickert, mit ihm Kants „Kritik der reinen Vernunft“ zu lesen. Davon profitierte der Professor in zweifacher Weise: Er setzte sich einerseits von Neuem intensiv mit Kant auseinander – und Kuki zahlte (in den Inflationsjahren) für die Privatstunden mit britischen Pfundnoten. Nach zwei Semestern brach er jedoch sein Studium bei Rickert ab. Dessen Philosophie erschien ihm zu vernunftorientiert, er interessierte sich mehr für die Lebensphilosophie Bergsons und ging nach Paris. Ein anderer Student, Kita Reikichi, in Japan bereits Professor der Philosophie, schrieb 1926 in seinen „Erinnerungen an Heidelberg“: „Die Universität Heidelberg ist seit jeher berühmt, aber das Gebäude ist alt und in der Stadt gibt es nichts Prächtiges. In den Augen, die schon meine Heimatuniversität gesehen haben, erschien das Lehrgebäude der Universität noch erbärmlicher.“ (S. 54)

Fast alle japanischen Studenten hatten schon in ihrer Heimat einen akademischen Grad erworben und waren meist mit einem Stipendium der kaiserlichen Regierung ausgestattet, was ihnen in Deutschland ein relativ komfortables Leben ermöglichte. „Der Aufenthalt in Heidelberg war dabei lediglich eine Station auf ihrem Lebensweg und ihrem geistigen und beruflichen Werdegang, doch dürfte diese Zeit gleichwohl einen nicht geringen Einfluss auf ihr späteres Leben ausgeübt haben“, schreibt Seifert (S. 7). Nach ihrer Rückkehr entwickelten sie sich zu bedeutenden Persönlichkeiten: Dichter, Hochschullehrer, Parlamentsabgeordnete, Minister, Universitätsrektor. Der Theologe und Kirchenhistoriker Ishihara Ken erhielt 1973 für seine vielseitigen wissenschaftlichen Verdienste die Ehrendoktorwürde der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg.

Die neun Beiträge des Buches enthalten Abschnitte zu den wichtigsten Lebensstationen der Studenten, zu ihrer Zeit in Heidelberg und zu ihren wichtigsten Werken. „Die Auswahl ist wegen der unterschiedlichen Quellenlage nicht frei von Willkür“, räumt Wolfgang Seifert ein. „Für ausführliche Darstellungen müsste man die zum Teil noch unveröffentlichten Quellen in Japan heranziehen“ (S. 7f.). Es würde sich also durchaus lohnen, Japanisch zu lernen, um die in Japan vorhandenen Quellen zu Heidelberg auszuwerten. Das Buch hat auf 96 Seiten 30 Abbildungen. Leider sind darunter bis auf wenige Ausnahmen keine Fotos aus dem Heidelberg der damaligen Zeit.

Hansjoachim Räther

Martin Krauß, Walter Rummel (Hgg.): „Heimatfront“ – Der Erste Weltkrieg und seine Folgen im Rhein-Neckar-Raum (1914–1924). Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2014, 238 S., 19,90 Euro

Die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg spielte in Deutschland nach 1945 nur eine untergeordnete Rolle, war verdrängt von der problembeladenen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und dem Zweiten Weltkrieg. In Frankreich dagegen, auf dessen Territorium die verlustreichen Kämpfe von 1914–1918 stattgefunden hatten, war und ist „La Grande Guerre“ ein wichtiger Bestandteil der Erinnerungskultur und Erinnerungspolitik. Umso bemerkenswerter ist es, dass das damalige Geschehen 100 Jahre später in Deutschland ungewohnt große Beachtung findet. Die Presse veröffentlicht regelmäßig Artikel und Aufsätze zum Thema; historische Monographien wie die von Christopher Clark („Die Schlafwandler“), Herfried Münkler („Der Große Krieg“) und Jörn Leonhard („Die Büchse der Pandora“) werden unerwartet zu Bestsellern (gemacht). Der bisherigen Tradition folgend ist von gesamtstaatlicher Seite keine aktive Erinnerungspolitik zu erwarten – Initiativen zu gemeinsamen Gedächtnisveranstaltungen gehen wie bisher von Frankreich aus. Gleichzeitig ist aber eine neue Form der Erinnerung zu beobachten: In zahlreichen Städten werden lokal oder regional begrenzte Ausstellungen gezeigt. Sie stellen dar, wie der Krieg das Leben der Menschen in der „Heimat“ veränderte und prägte; oder sie gehen der Frage nach, wie die Soldaten an der „Front“ das schreckliche Geschehen erlebten und ihre Gefühle in Briefen, Tagebüchern oder Zeichnungen ausdrückten. Aus unserer Region sind Beispiele dafür im Stadtmuseum Karlsruhe („Der Krieg daheim. Karlsruhe 1914–1918“), im Generallandesarchiv Karlsruhe („Menschen im Krieg 1914–1918 am Oberrhein“) und in der Landesbibliothek Speyer („Heimatfront“) zu besichtigen. Letztere ist vom Arbeitskreis der Archive in der Metropolregion Rhein-Neckar erarbeitet worden. Sie ist Grundlage der vorliegenden Publikation und wird als Wanderausstellung in verschiedenen Orten unserer Region gezeigt werden.

Wenige Wochen nach Kriegsbeginn richtete der seit 1914 in der Pfalz lebende Maler Max Slevogt (1868–1932) ein Gesuch an den bayrischen Kriegsminister und bat darum, als Kriegsuntauglicher „Kriegsszenen mit Pinsel und Stift festzuhalten [und] einen Teil der künstlerischen Ergebnisse bayr. Museen kostenlos anzubieten“ (S. 44f.). Von seinem patriotischen Überschwang war Slevogt – wie viele seiner Künstlerkollegen – schnell geheilt: Seine 1916/17 veröffentlichten Lithographien zeigen den apokalyptischen Schrecken des modernen Krieges (S. 174f.). In ihrem „Kriegs-Kochbuch“ von 1916 rief Mary Hahn dazu auf, in vaterländischer Pflichterfüllung an Fleisch und Fett zu sparen (S. 146f.). Mit dem Bildmotiv und Dialektwortspiel „Besser ‚K‘-Brot als ‚Kaa‘-Brot“ sollte ein Teller von 1916 die verbreitete Abneigung gegen das Ersatzbrot („Kriegsbrot“) mit einem hohen Kartoffel- und Maismehl-Anteil bekämpfen (S. 156f.). Seit Juni 1916 konnten die Bewohner von Speyer einen Nagel in das eiserne Nagelwappen am „Altpörtel“ einschlagen; damit und durch den Eintrag in das Nagelbuch dokumentierten sie ihre Spendenbereitschaft für die Kriegsfürsorge zugunsten von Verwundeten und Hinterbliebenen (S. 152f.). Heinrich Eid (1867–1954) schrieb am 3. November 1918: „Deutschland steht am Rande des Abgrundes. ... Ich habe es aber immer geahnt, nämlich dass Deutschland nicht gegen eine ganze Welt von Feinden zuletzt siegen kann“ (S. 188f.).

Diese kleine Auswahl vermittelt eine Vorstellung von der Vielfalt der über 180 vorgestellten Dokumente. Sie werden in folgenden Abteilungen dargeboten: Kriegsbeginn – Verwaltung, Poli-

tik und Propaganda – Wirtschaft – Der Krieg kommt in die Heimat – Alltagsleben – Kriegsende – Kriegsfolgen. Jeder Abschnitt wird durch eine sachgerechte Vorbemerkung eingeleitet, in der zusätzliche Quellen wie Zeitungsberichte, Amtsblätter u.ä. herangezogen werden. Seinen eigentlichen Wert bezieht die Publikation aber aus der Präsentation der Ausstellungsobjekte. Jedes wird in einem Doppelseiten-Schema vorgestellt: links die großformatige Abbildung, rechts ein Kommentar, der das Objekt erklärt und historisch einordnet. Quellen- und Literaturangaben fehlen nicht. Fotos zeigen die Produktion von Rüstungsgütern, den Arbeitseinsatz von Frauen und Kriegsgefangenen sowie Lazarettssäle. Plakate rufen zur Zeichnung von Kriegsanleihen und zum sparsamen Verbrauch von Rohstoffen auf. Familienfeste wie Konfirmation, Kommunion und Hochzeit sind bis in die Gestaltung der Urkunden von der Verherrlichung des Krieges geprägt. Feldpostkarten und Gedenkblätter für Gefallene sollen den Angehörigen Mut machen und können doch Trauer und Leid nicht verbergen. Die beiden letzten Abschnitte geben uns eine Vorstellung davon, wie die Menschen in der Pfalz das Kriegsende und die französische Besatzungsherrschaft erlebten und unter welcher Not sie litten. Die letzten drei Dokumente sind der nationalen Gedenkkultur und dem Totengedenken gewidmet.

Mit der Entstehung des Bandes aus dem Archiv- und Bibliotheksbereich ist es wohl zu erklären, dass schriftliche Dokumente und Fotografien – also „Flachware“ – überwiegen. Der Vergleich mit der Ausstellung im Karlsruher Stadtmuseum zeigt, dass sich mit der Präsentation gegenständlicher Objekte und der Rekonstruktion von Lebensläufen noch mehr Anschaulichkeit erzielen lässt. Dort wird beispielsweise ein Glas mit einer Tagesration (zwei Scheiben), „Kriegsbrot“ von 1917 gezeigt – eine Leihgabe des hiesigen Kurpfälzischen Museums. Dies führt zu einer weiteren Beobachtung: Der Anspruch im Titel „Rhein-Neckar-Raum“ ist nicht vollständig eingelöst. Denn es besteht ein Übergewicht von Quellen aus der Pfalz (Speyer, Worms): Der Neckar ist nur mit einigen Beiträgen aus dem Stadtarchiv Mannheim vertreten. Heidelberg-Bezug haben ganze zwei Dokumente: die Rede von Ernst Troeltsch vom 2. August 1914 in der Stadthalle (inventarisiert in der Pfälzischen Landesbibliothek Speyer) und ein Foto des „Landes-Krüppelheims“, das 1922 in Schlierbach als Vorgänger der Orthopädischen Klinik eingeweiht wurde (Quellenangabe: Universitätsarchiv, nach 1914). Wenn aufschlussreiche Dokumente aus Heidelberg berücksichtigt worden wären, hätte sich der geographische Schwerpunkt etwas nach Osten verlagert. Dafür angeboten hätten sich die Kriegstagebücher von Karl Hampe und Margarethe Schmidt, das Heidelberger „Buch in Eisen“ (ein seltenes Exemplar seiner Art!), das oben erwähnte „Kriegsbrot“ und Bilder von Heidelberg als Lazarettstadt. Dass diese und ähnliche Schätze, die sich in den Magazinen von Universitätsbibliothek, Stadtarchiv und Kurpfälzischem Museum befinden, für die vorliegende Publikation nicht genutzt wurden, ist bedauerlich. Auf der Reise durch die Rhein-Neckar-Region wird die Ausstellung jeweils durch Objekte der beteiligten Archive und Museen ergänzt. Es besteht also die Hoffnung, auch noch Quellen und Objekte aus hiesigen Beständen zu sehen.

Diese Bemerkungen aus Heidelberger Sicht schmälern den grundsätzlichen Wert des Katalog-Bandes nicht. Ohne weiteres kann er in eine Reihe mit ähnlichen Unternehmungen anderer Städte gestellt werden und vermittelt dem Leser unserer Region in exemplarischer Weise ein anschauliches Bild der damaligen Zeit. Nationalistische Indoktrination, Kriegsbegeisterung und Kriegspropaganda, Kriegsoffer und Massenelend sind leider – wie die Ereignisse der letzten Monate beweisen – nicht so weit von uns entfernt, dass wir die historischen Lehren aus dem Ersten Weltkrieg vergessen könnten.

Reinhard Riese

Gerhard Frommel: Entwurf einer Autobiographie, hg. von der Gerhard Frommel-Stiftung e.V., Tutzing 2013, 130 S., 24,00 Euro

1979 veröffentlichte der Heidelberger Komponist Gerhard Frommel (1906–1984) in dem Buch „Gerhard Frommel. Der Komponist und sein Werk“ (hg. u.a. von Peter Cahn) eine „Autobiographische Skizze (1976)“ von 22 Seiten, die auf einer wesentlich längeren Fassung von 1975 beruhte. Diese ursprüngliche Langversion – heute in der Bayerischen Staatsbibliothek in München – liegt

jetzt erstmals gedruckt vor, beigefügt ist eine wenige Seiten umfassende „Autobiographische Skizze“ von 1944 (S.115–121). Im Vorwort (S. 7–9) fasst der Musikwissenschaftler und Komponist Peter Cahn den Inhalt der Langversion zusammen und berichtet, wie er als Jugendlicher 1942 Frommel kennenlernte, der ihn in seinem Haus freundlich empfing und sich an seinen Kompositionen interessiert zeigte – trotz der jüdischen Herkunft Cahns, die einen freundschaftlichen Kontakt in der NS-Zeit gefährlich machte.

Die Autobiografie beginnt mit den frühen Anfängen Frommels in Heidelberg, der in der Weststadt aufwuchs, und endet 1971, als er seine Professur an der Musikhochschule in Frankfurt/M. aufgab. Seit 1962 komponierte er nichts mehr, sondern überarbeitete nur noch seine früheren Kompositionen. In der Musikwelt fühlte er sich schon lange unverstanden und bedauerte, dass seine Werke nicht mehr aufgeführt wurden (S. 112). Frommel hatte eine relativ konservative Einstellung zur Musik und verweigerte sich dem Trend der Zeit bzw. den neuesten Kompositionsmethoden, der Zwölftontechnik und der atonalen Musik. Andererseits bewunderte er, obwohl Pfitzner-Schüler, die Musik Strawinskys, blieb also für Neues offen, wenn es sich im tonalen Bereich bewegte. Schon in seiner frühen Jugend beeinflusste ihn der Jazz und die Tanzmusik, was sich in manchen seiner Kompositionen niederschlug. Wie sein Freund Helmuth Osthoff, musikwissenschaftlicher Ordinarius an der Frankfurter Universität, lehnte er jedoch die „sterile“ Musikanschauung des Philosophen Adorno rigoros ab. Adorno sei „[fixiert] auf die mittlere Schönberg-periode“, seine „vergiftende indoktrination“ auf die Presse sei „von verheerender, gar nicht abzusehender Wirkung“ (S. 113). Trotz seiner eher rechtskonservativen Einstellung war er kein Nazi-Anhänger, er arrangierte sich aber mit dem Regime – im Unterschied zu seinem kommunistischen Bruder Wolfgang, der nach Amsterdam ging und jüdische Verfolgte bei sich versteckte oder ihnen zur Flucht verhalf – und relativierte teils das Geschehen während der NS-Zeit (vgl. S. 37 und S. 47). Bei der NS-Ausstellung „Entartete Musik“ wurde zwar sein Buch „Neue Klassik in der Musik“ ausgestellt und angeprangert, er blieb aber davon unberührt, „da [er] sich in denkbar bester gesellschaft wusste und [sich] darüber klar war, dass die diffamierung eines nicht allzu fernem tages zu meinem vorteil reichen würde“ (S. 46f.).

In Kleinschreibung erzählt Frommel nur das, was seiner Ansicht nach „dem verständnis [seiner] musikalischen arbeit dienlich sein könnte [...]. Künstlerisches schaffen [hätte] seine eigenen gesetze, die aus den biographischen fakten nicht unbedingt hervorgehen“ (S. 11). Deshalb bliebe diese Skizze auch ein Fragment.

Frommel entstammte einer alteingesessenen, im süddeutschen Raum verwurzelten Theologen-, Musiker- und Künstlerfamilie. Sein Vater Otto Frommel, Theologieprofessor an der Universität Heidelberg und Pfarrer an der Christuskirche, war nebenbei schriftstellerisch tätig, schrieb Romane, Novellen, zahlreiche Gedichte, die sein Sohn Gerhard später teilweise vertonte, und eine Autobiografie. Das idealisierte, harmonische Elternhaus in Heidelberg bildete für Gerhard Frommel eine wichtige Grundlage für seine Entwicklung und sein Schaffen, gleichzeitig diente es ihm bis 1959 immer wieder als Rückzugsort, auch bei privaten Krisen. Die erste musikalische Schulung erhielt Frommel in Heidelberg, die Violine war sein erstes Instrument, mit der er als Schüler auch zeitweise im Heidelberger Orchester aushalf; der Klavierunterricht inspirierte ihn mit 14 Jahren zu ersten Kompositionen, die von Anfang auch Einflüsse des Jazz zeigen (vgl. S. 48). 1924 folgte er seinem Tonsatz- und Kompositionslehrer Hermann Grabner nach Leipzig, der eine Professur am dortigen Konservatorium erhalten hatte. Nach einer Dichtung von Stefan George entstand 1925 seine erste künstlerisch ausgereifte Komposition, die „Sänge eines fahrenden Spielmanns“. Frommel gehörte zwar nicht zum George-Kreis, stand aber indirekt über seinen Freund Percy Gothein (vgl. S. 31–32, Bild IV), ein Schüler Georges, und seinen Bruder Wolfgang Frommel (S. 29) unter Georges geistigem Einfluss, was sich in weiteren Liedkompositionen niederschlug. Frommels nächste Lebensstation war München, wo er 1926 von Hans Pfitzner als Meisterschüler angenommen wurde. Immer wieder von Schaffenskrisen gequält, schloss er 1928 in Leipzig die Kompositions- und Theorielehrerprüfung ab. Um sich und seine Familie – er war mit der Geigerin Gertrud Neuhaus aus Heidelberg verheiratet – finanziell abzusichern, arbeitete er ab 1930 als

Theorielehrer an der Essener Folkwangschule und ab 1932 als Kompositionslehrer am Hochschen Konservatorium (später staatliche Musikhochschule) in Frankfurt/M. In dieser Zeit kam er in intensiven Kontakt mit der neuen Musik, u.a. von Alban Berg, die ihn zwar beeindruckte, die er aber auch teilweise als überkompliziert empfand. 1939 brachte Frommel seine erste Symphonie zum Abschluss, 1942 von den Berliner Philharmonikern unter Furtwängler erfolgreich aufgeführt. In Frankfurt/M. wurde ein Jahr später sein Symphonisches Vorspiel für Orchester uraufgeführt, die Kriegssituation machte weitere Aufführungen unmöglich. Seine 2. und letzte Symphonie beendete er 1945, die wie viele seiner Werke nur wenige Male aufgeführt wurde, da seine Musik nicht mehr als zeitgemäß galt. 1957 und 1962 beendete er zwei große letzte Werke: das Opernballett „Der Mond auf der Gardine“ und die Oper „Der Technokrat“, die bis heute unverständlicherweise nicht aufgeführt wurden bzw. von denen offizielle Einspielungen fehlen. Auch die vielfachen beruflichen Verpflichtungen hielten Frommel immer mehr vom Komponieren ab und belasteten ihn gesundheitlich. Ab 1945 unterrichtete Frommel an verschiedenen Musikhochschulen Komposition und Tonsatzlehre: zunächst in Trossingen, 1947 in Heidelberg und ab 1956 in Stuttgart, 1960 nahm er zusätzlich eine Professur an der Frankfurter Musikhochschule an.

In seiner gut geschriebenen Autobiografie, die durch eingestreute Anekdoten kurzweilig bleibt, gibt er nur am Rand private Entwicklungen und nichts Intimes preis. Seine Ehekrise blendet er aus bzw. lässt den Leser durch Andeutungen im Unklaren. So fragt man sich, warum er in den 1950/60-er-Jahren in der Beethovenstraße zuerst mit seiner verwitweten Mutter und dann nach ihrem Tod dort allein lebte, bis ihm 1961 „die Neuordnung der Wohnverhältnisse am nahegelegenen Werderplatz die Möglichkeit gab, zu [s]einer Familie zu ziehen“ (S. 112). Dies hätte einer Erläuterung bedurft. Grund war u.a. seine Beziehung zur Geigerin Magdalene Haass-Berkow, die ab 1946 an der Trossinger Musikhochschule bei ihm studierte und die auf einem Foto (Bild XI) mit ihm 1952 in Heidelberg abgebildet ist. Frommel, der ihr 1947 seine 1. Violin-Klaversonate widmete, spricht nur von Freundschaft, die sich auch auf ihr Elternhaus in Stuttgart erstreckte (S. 69). Erst auf S. 93 spielt er in einer Anekdote auf diese neue Liebe an. So las ihm 1952 eine Zigeunerin während eines Südfrankreichurlaubs aus der Hand: Er würde u.a. 82 Jahre alt werden, er habe zwei bis drei Kinder – und „Le premier amour est passé. Sie lieben eine andere Person. Der Anfangsbuchstabe der einen Person ist G, der der anderen M“. Interessant wäre es gerade hier zu erfahren, ob diese Passage auch in der zu seinen Lebzeiten erschienenen Kurzversion seiner Autobiografie fehlt. Die Jugendliebe zur Heidelberger Ausdruckstänzerin Hedwig Wolf, mit der er bis an sein Lebensende freundschaftlichen Kontakt hielt, erwähnt er ebenfalls nicht. Auf S. 17 schreibt er, dass er fast alle frühen Lieder und Klavierstücke vernichtet habe: „Die Texte stammen fast alle von zeitgenössischen Dichtern wie Else Lasker-Schüler, Kurt Ernst Blass.“ Hier handelt es sich um Kompositionen, die er überwiegend Hedwig Wolf gewidmet hatte und die er ihr als Abschrift hinterließ, wie seit 2009 bekannt ist. Auch dies hätte eine Erläuterung wie manches andere bedurft.

Laut editorischer Notiz auf S. 10 sind Streichungen oder Einklammerungen, die Frommel im Typoskript von 1975 bei überflüssigen Sätzen vornahm, kursiv gesetzt. Besser und benutzerfreundlicher wäre es gewesen, in einem kritischen Apparat hervorzuheben, was Frommel gestrichen und was er eingeklammert hatte. Einige Streichungen nahm nämlich Frommel auch vor, wenn sich z.B. etwas doppelte bzw. wenn er sich in der Chronologie irrte. Daher gibt es Sätze, die zweimal an verschiedenen Stellen vorkommen, z.B. bei der Leitung eines Laienorchester in Leipzig auf S. 31 und S. 38.

Trotz aller Schwächen ist die Edition ein wichtiger Schritt für eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem Leben und Werk Frommels. Eine kritische Edition der Autobiografie im Kontext verschiedener Briefwechsel oder Textzeugen bleibt jedoch weiterhin ein Desiderat. Schön wäre auch der Abdruck einiger Seiten des Originalmanuskripts gewesen, um sich einen ersten Eindruck zu verschaffen.

Den Band beschließen ein tabellarischer Lebenslauf Frommels und die chronologische Auflistung seiner Hauptwerke. Danach folgt ein Namensregister der Personen, die Frommel in seiner

Autobiografie namentlich erwähnt. In der Buchmitte sind 16 eindrucksvolle Schwarz-Weiß-Fotos abgebildet, die chronologisch im engen Zusammenhang mit der Autobiografie stehen.

Die Frage bleibt offen, warum Frommel 1979 nur eine sehr verkürzte Fassung seiner Selbstbiografie veröffentlichte. Ist davon auszugehen, dass er hinter vielen Aussagen nicht mehr stand oder nicht so viel Privates preisgeben wollte?

Carola Hoécker

Ingo Runde (Hg.): Universitätsarchive in Südwestdeutschland. Geschichte, Bestände, Projekte. Tagungsband anlässlich des 625-jährigen Jubiläums der Ersterwähnung einer Archivkiste der Universität Heidelberg zum 8. Februar 1388 (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte, Bd. 1), Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2013, 275 S., Abb., 36,00 Euro

Am 8. Februar 1388 deponierte Rektor Marsilius von Inghen die in einer kleinen Kiste verpackten Privilegien der Universität Heidelberg in einer Truhe hinter dem Hauptaltar der Heiliggeistkirche. Die Schlüssel zur Truhe verteilte er an die Fakultäten, die damit wohl nur gemeinsam Zugang zu den wichtigsten Dokumenten der Universität hatten. Dieses im Amtsbuch des Rektors verzeichnete Ereignis markiert die Anfänge des Heidelberger Universitätsarchivs, das aus Anlass des 625-jährigen Jubiläums der Ersterwähnung der Archivkiste im Februar 2013 eine Tagung veranstaltete. Der noch im gleichen Jahr erschienene Tagungsband vereinigt die Druckfassung der Vorträge über die Universitätsarchive in Freiburg, Heidelberg, Hohenheim, Karlsruhe, Konstanz, Mannheim, Stuttgart und Tübingen. Hinzu kamen noch zwei Beiträge zu den Archiven der Universitäten in Mainz und Saarbrücken, sodass die Perspektive über Baden-Württemberg hinaus auf den gesamten südwestdeutschen Raum erweitert wird.

Aus stadthistorischer Sicht ist in erster Linie der Beitrag von Ingo Runde von Interesse. Der Direktor des Heidelberger Universitätsarchivs schildert auf rund 25 Seiten die Anfänge des Archivs und seine wechselvolle Geschichte. Dank rechtzeitiger Auslagerungen überstand es die Kriege des 17. Jahrhunderts verhältnismäßig gut, auch über den politischen Umbruch zu Beginn des 19. Jahrhunderts hinweg blieb das Archiv vollständig erhalten. Umso bedauerlicher ist der Verlust größerer Bestände aus den Jahren von 1870 bis 1930, die im Keller der Neuen Universität lagerten und 1945 von der Besatzungsmacht vernichtet wurden. Auf die vorangegangene Aufforderung, die Akten zu bergen, wurde offenbar von Seiten der seit 1845 für das Archiv verantwortlichen Universitätsbibliothek nicht reagiert. Nach dem Zweiten Weltkrieg kümmerten sich in erster Linie Mitarbeiter des Historischen Seminars um das Archiv, obwohl es formal weiterhin der Bibliothek zugeordnet blieb und erst 1953 unmittelbar dem Rektor unterstellt wurde. Von 1962 bis 1974 war Ahasver von Brandt, Professor für Mittlere und Neuere Geschichte sowie Historische Hilfswissenschaften, Senatsbeauftragter für das Universitätsarchiv. Auf seine Initiative wurde 1964 mit Hermann Weisert erstmals ein hauptamtlicher Archivar eingestellt, der sich in seiner bis 1988 dauernden Amtszeit vorrangig mit der Zusammenführung der Bestände und ihrer Neuordnung nach dem Provenienzprinzip befasste. Räumlich war das Archiv ab 1953 im Südflügel der Neuen Universität untergebracht, 1971/72 wurde es in eine ehemalige Bankfiliale am Friedrich-Ebert-Platz verlegt. Unter der Ägide von Werner Moritz, der das Archiv von 1996 bis 2010 leitete, erfolgte im Winter 1998/99 der Umzug in die Räume in der Akademiestraße. Eine von Moritz erstellte Karte gibt Aufschluss über die verschiedenen Standorte des Universitätsarchivs seit 1388 (S. 49).

Auf die durchweg informativen Beiträge zu den anderen Universitätsarchiven soll in dieser Besprechung mit einer Ausnahme nicht näher eingegangen werden. Besonders zu erwähnen ist der Artikel von Simone Tibelius und Julia Angster über das Universitätsarchiv Mannheim. Er enthält einen kurzen, aber gleichwohl fundierten Überblick über die Geschichte der Universität Mannheim, die 1905 unter Mitwirkung des Heidelberger Nationalökonomen und Wirtschaftshistorikers Eberhard Gothein als Handelshochschule gegründet wurde. Auch in der Folgezeit gab es enge Verflechtungen zwischen der Mannheimer Hochschule und der Heidelberger Universität.

1933 wurde erstere aufgehoben und teilweise von Heidelberg übernommen, 1945 erfolgte dann die Wiedegründung in Mannheim, da man in Heidelberg kein Interesse an der Betriebswirtschaftslehre hatte.

Am Ende des Bandes werden noch vier Forschungs- und Publikationsprojekte näher vorgestellt, die auf Beständen des Heidelberger Universitätsarchivs basieren: Dagmar Drüll präsentiert das von ihr seit über dreißig Jahren erarbeitete und mittlerweile auf vier Bände angewachsene Heidelberger Gelehrtenlexikon, Peter Meusburger stellt den 2011 erschienenen Wissenschafts-atlas der Universität vor, Jürgen Miethke erläutert die Edition der Amtsbücher des Rektors und Klaus-Peter Schroeder liefert einen Arbeitsbericht zur Geschichte der Juristischen Fakultät.

Insgesamt ermöglicht der Band somit einen guten Einblick in das Heidelberger Universitätsarchiv und seine Bestände.

Martin Krauß

Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2014. Heidelberg 2014, 122 S., 5,00 Euro, (erhältlich in der Handschuhsheimer Bücherstube an der Tiefburg, Dossenheimer Landstraße 2)

Der Tiefburg-Archivar Eugen Holl eröffnet das Handschuhsheimer Jahrbuch 2014 (S. 7–13) mit einer kommentierten Fotoserie über mittelalterliche Fachwerkbauten in Südwestdeutschland und speziell in Handschuhsheim, von denen er 13 Häuser im Bild darstellt. (Das auf S. 11 im Bild gezeigte Haus Mühltalstraße 23 wurde kurz vor Erscheinen des Jahrbuchs abgerissen). Die Mühlenforscher Alfred Bechtel und Ludwig Haßlinger setzen ihre Serie über die Geschichte der Handschuhsheimer Mühlen fort („Besitzer, Pächter, Beständer der 3. Mühle, Mühltalstraße 81“, S. 15–21).

Thomas F. Mertel hatte im vorjährigen Jahrbuch die Restaurierung der Handschuhsheimer Tiefburg 1911–1913 ausführlich beschrieben. In Fortsetzung dessen trägt er nun den Anhang nach, der die Firmen und Gewerbetreibenden auflistet, die bei der Restaurierung mitwirkten (S. 22f.). Thomas Neureither, Fachmann für die Geschichte der Füllhalterproduktion (Heidelberg gilt in Sammlerkreisen immer noch als Zentrum der Füllhalterindustrie), bringt den vierten Teil seiner Handschuhsheimer Füllhaltergeschichten („Füllhalter 1933 bis 1945“, S. 25–29) und füllt damit eine Lücke in der Industrie-Geschichtsschreibung.

Auch Wilhelm Barth („Eine junge Generation in der Zeit des Nationalsozialismus. Unliebsame Erinnerungen an einen Lebensabschnitt“, S. 31–39) behandelt ein bisher kaum gewürdigtes Kapitel der jüngeren Geschichte. Die 1937 eingerichtete „Fliegertechnische Vorschulen“, ab 1942 „Technische Vorschulen der Luftwaffe“ genannt, waren dem Reichsluftfahrtministerium unterstellt. Hier erhielten Jungen eine vormilitärische Ausbildung und absolvierten gleichzeitig eine auf vier Jahre angelegte Lehre in den Bereichen Flugzeugbauer, Flugmotorenschlosser, Waffenbauer oder Elektromechaniker. 1944 wurden die „Militärschüler“ aus dem Bereich des Reichsluftfahrtministeriums herausgenommen und der Reichsjugendführung unterstellt. Einige der 15- bis 17-jährigen Schüler zwang man, sich „freiwillig“ zur Wehrmacht zu melden. Im Raum Berlin brachte man die „degradierten“ ehemaligen Militärschüler dann an die Hauptkampflinie, wo sie helfen sollten, den Ansturm der Sowjets aufzuhalten. Der Autor schildert hier seine eigenen Erlebnisse einschließlich der amerikanischen Gefangenschaft sehr berührend, man sollte diesen Beitrag unbedingt lesen.

Alfred Bechtel, der schon viele verschiedene Themen der Heimatgeschichte behandelt hat, beleuchtet auf S. 40–43 die Entwicklung des sog. Lutherhauses in Neuenheim und auf S. 46–55 die Chronik der Handschuhsheimer Gaststätte „Zum Ritter“ und der Familien „Mutschler“, „Klemm“, „Schlicksupp“. Dabei stellt er auch einen Irrtum in der 2013 erschienenen „Denkmaltopografie Heidelberg“ richtig (S. 53, Anm. 2) und bringt eine Stammtafel der Familie Klemm, zu der auch der frühere erste Bürgermeister Heidelbergs, Georg Adam Klemm, gehört (S. 54f.). S. 85–87 berichtet er von dem Besuch einer Nachfahrin der Herren von Handschuhsheim und der Freiherren von Helmstatt.

Rainer Kaschau hat mit einer Ur-Handschuhsheimerin, Pauline Vette, gesprochen und erzählt aus ihrem Leben (S. 56f.), während Ludwig Haßlinger (S. 59–61) den „Hendsemer Hasenschläger“ ein Denkmal setzt. Die Gründung der Freiwilligen Feuerwehr Handschuhsheim im Jahr 1864 und ihre hundertjährige Entwicklung (einschließlich des Spielmannszuges) ist Gegenstand der Chronik von Wolfgang Schwandner (S. 62–67). Petra Bauer und Dieter Teufel bringen Neues über den Klimaschutz in Handschuhsheim (S. 89–97). Unter anderem weisen sie auf die Tatsache hin, dass im Neuenheimer Feld trotz großer Verkehrsprobleme und trotz Einführung der Parkraumbewirtschaftung eine große Zahl kostenloser Stellplätze (2140) immer noch von der Bewirtschaftung ausgenommen ist.

Hansjoachim Räther

Hans Jörg Staehle: Heidelberg-Handschuhsheim. Ein satirischer Blick, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2014, 320 S., 29,80 Euro

Dass Mediziner sich für Geschichte und Kunst interessieren und häufig auch selbst auf diesem Gebiet, nicht selten recht kompetent, tätig sind, dürfte bekannt sein. Kaum eine Arztpraxis, die nicht mit guter oder weniger guter Kunst ausgestattet ist, was zweifellos auch mehr oder weniger zum Wohl mehr oder weniger kunstinteressierter Patienten beiträgt. Ich kenne Neurochirurgen, die in ihrer Praxis nicht nur bemerkenswerte Ausstellungen veranstalten, sondern bei der Vernissage auch ehemalige Patienten, die noch kurz zuvor kaum einen Finger rühren konnten, virtuos Violine spielen lassen. Ich erinnere mich an einen stadtbekanntem Klinikchef, der seine Examenskandidaten noch vor den medizinischen Fachfragen nach bedeutenden Bauwerken und wichtigen Daten der Heidelberger Stadtgeschichte befragte, und einen anderen, dem wir einen respektablen, viel zu wenig bekannten Skulpturenpark verdanken.

Auch erinnere ich mich an die Eröffnung einer Ausstellung – sie fand nicht in Heidelberg statt –, deren ersichtlich zahlungskräftiges Publikum nahezu ausschließlich aus Zahnärzten bestand. Hinterher erfuhr ich, dass der Partner der Galeristin der Chefredakteur der einschlägigen Zahnarzt-Fachzeitschrift war. Es gab Champagner, und fast alle Exponate waren am Ende des Abends verkauft. Auch bei meinem Zahnarzt sieht es aus wie in einer Galerie, was mir den Gang dorthin zumindest ein wenig erleichtert. Es gibt aber auch Zahnärzte, die selbst Skulpturen, Schmuck und Plastiken fertigen, was nicht verwunderlich ist, ist ihnen doch der Umgang mit skulpturalen und plastischen Materialien und Techniken wie Gold und Silber, Porzellan und Zement, Zange und Bohrer bestens vertraut.

Die Arbeit des Zahnarztes ist zweifellos per se ein künstlerischer Beruf. Sie hat, wie die des Architekten, Stadtplaners oder Denkmalpflegers, viel mit Erhalten und Neugestalten zu tun, mit Reparieren und Ergänzen, mit Abriss und Neubau. Immer geht es dabei um ein Ensemble und um die möglichst perfekte Synthese von Funktion und Ästhetik – nach dem bekannten Motto „Form follows function“.

Hans Jörg Staehle, Wahl-Handschuhsheimer mit schwäbischem Migrationshintergrund, ist Professor für Zahnerhaltungskunde, hat also weniger mit Abriss als mit Erhaltung zu tun. Und dass ihn dieses Thema nicht nur auf dem oralen Sektor, sondern auch auf dem urbanen beschäftigt, hat er mit seinem im vergangenen Jahr im Verlag Regionalkultur erschienenen Buch „Heidelberg-Handschuhsheim: Ein satirischer Blick“ unter Beweis gestellt. Mit kritisch diagnostizierendem Blick hat er „Hendesse“, das uralte und einstmals liebevolle Dorf, das 1903 gegen den erbitterten Widerstand seiner Ureinwohner von und nach Heidelberg eingemeindet und seither auf nicht immer glückliche Weise „verstädtert“ wurde, unter die Lupe genommen.

Ohne den Aspekt des Medizinischen über Gebühr zu strapazieren, lässt sich doch feststellen, dass Staehle dabei manch kariöse Stelle im dörflichen Stadtbild (oder städtischen Dorfbild?) auffindig gemacht und in Wort und Bild dokumentiert hat. Bei jedem ärztlichen Beruf ist ja genaues Hinsehen unverzichtbar, gerade auch im – ganz wörtlich gemeinten – „Hinblick“ auf kleine, aber für das große Ganze unverzichtbare Details.

Das Buch enthält wunderschöne und ungewöhnliche Fotos, so z.B. den Blick über ein Maisfeld zum Turm der Friedenskirche, der wahrhaft friedlich ganz allein mitten im Heile-Welt-Grün einer vom warmen Abendlicht beschienenen Berglandschaft aufragt oder, auf einem anderen Bild, scheinbar dem Giebel des Tiefburg-Palats als imponierende Krone aufgesetzt wurde, aufgenommen an einem lauschigen Sommerabend um 21.35 Uhr, wie die Turmuhr verrät. Unnötig zu verraten, dass da nichts mittels Photoshop oder sonstwie manipuliert wurde, sondern dass beim Schauen eben alles eine Frage des Standpunktes ist wie auch beim Titelbild, in dem der Schornstein des Heizwerks unmittelbar aus der Kirchturmspitze herauswächst – eine vorbildlich gelungene Synthese von Alt und Neu. Doch in der außerfotografischen Wirklichkeit ist nicht alles so harmonisch geraten, auch nicht, was die Friedenskirche, ihre Veränderung und ihr Umfeld betrifft. Nicht von ungefähr lautet die Adresse des Gotteshauses, eines Meisterwerks des Historismus, Kriegsstraße 16.

Das vielgerühmte Idyll des dörflichen Stadtteils wird in Staehles Anamnese gründlich auf seine Brüche, Wunden und Widersprüche hin untersucht und kenntnisreich mit teils sanfter, zuweilen aber auch bitterböser Ironie kommentiert. Dabei geht es in vielen Fällen um Verletzungen, die man hätte vermeiden können, wenn Traditionsbewusstsein nicht nur in tradierten Riten konserviert, sondern als Ferment des Umgangs mit aktuellen Fragen wirksam gemacht worden wäre. Doch dies ist kein auf Handschuhsheim beschränktes Problem, weswegen Staehles ebenso konkretes wie exemplarisches Buch über den lokalen Aspekt hinaus Beachtung verdient.

Eine kleine Anekdote aus den mittlerweile gottlob zumindest teilweise überwundenen Jahren der scham- und kritiklosen Eingriffe in Natur und historische Substanz sei erlaubt: Als Journalist berichtete ich einst – nicht in Hendesse – über das Konzert eines engagiert heimatverbundenen Männergesangsvereins, in dem mit kraftvollen Stimmen und leuchtenden Augen das „Bächlein froh“ und „Bächlein klar“ gepriesen wurde, dessen Verdolung gerade anstand und das alsbald auch tatsächlich im kleinstädtischen Orkus auf Nimmerwiedersehen verschwand.

Ich wies damals in meiner Konzert-Besprechung auf diesen Widerspruch hin, stieß aber auf verständnisloses Erstaunen. „Das eine“, tadelte der Bürgermeister, „hat doch mit dem anderen nichts zu tun!“ Aber, davon bin ich allerdings überzeugt: Es ist genau diese weitverbreitete Unfähigkeit, Dinge miteinander in Verbindung zu bringen, die zusammengehören, die, abgesehen von mangelnder ästhetischer Bildung und der grundsätzlichen Priorität ökonomischer Perspektiven, zu den nur zum Teil skurrilen und witzigen Erscheinungen führt, wie sie Hans Jörg Staehle mit wissenschaftlicher Akribie in seinem Buch zusammengetragen und ebenso sachkundig wie unterhaltsam kommentiert hat. Dabei hat dieses Buch durchaus Ähnlichkeit mit seinem ganz anderen, soeben neu erschienenen, das den Titel „Mehr Zahnerhaltung! Problemlösungen in der restaurativen Zahnheilkunde“ trägt.

Sind es im Zahn-Buch eher die Laien, die von den gesammelten Scheußlichkeiten schockiert sein dürften, während die Fachleute diese vermutlich mit berufsbedingt wohlgefälligem Interesse – nicht aber interesselosem Wohlgefallen – betrachten, so dürfte dies bei Staehles Handschuhsheim-Funden und den daraus gefertigten Collagen eher umgekehrt der Fall sein. In jedem Fall aber ist die Zusammenstellung informierend und trotz gelegentlicher Redundanzen und Übertreibungen eine heilsam sensibilisierende Sehschule, die nicht nur zu Erkenntnisgewinn und weiteren Entdeckungen anregt, sondern hoffentlich auch zu einem Reflektieren des eigenen Standpunktes. Der Betrachter erlebt sich hin- und hergerissen zwischen Lachen und Weinen, und diese irritierende Ambivalenz wird zusätzlich artikuliert durch das Wappen des Handschuhs, der in verschiedenster Variation als eine Art „roter Faden“ den Aufbau des Buches strukturiert.

Denn die Verleihung eines Handschuhs kann Ehrenbezeugung und Liebesbeweis sein, der auf den Boden geworfene Fehdehandschuh hingegen ist Kriegserklärung und Aufforderung zum Duell. Der Autor hat viele auf den Boden geworfene Handschuhe fotografiert. Sind es Fehdehandschuhe? Hat er womöglich selbst ganz gezielt und provokativ den Handschuh in den Dreck geworfen? Michael Buselmeier meint im lesenswerten Nachwort zu Staehles Buch: „Man darf gespannt sein, ob ihn einer aufhebt“.

Was aber wäre als Therapie zu empfehlen? Bei manchem, was Staehle an konkreten Handschuhsheimer „Bausünden“ zeigt, hilft wahrscheinlich doch nur noch die „Extraktion“. An anderen Stellen wäre geschicktes Plombieren gefragt. Generell aber gilt auch im übertragenen Sinn, was der Autor in seinem erwähnten zahnmedizinischen Fachbuch als Text unter die hineingeschmuggelte Abbildung eines Wandbildes der heiligen Apollonia gesetzt hat: „Mehr Zahnerhaltung: Damit die Zunge aus der Hand der Schutzheiligen der Zahnleidenden nur noch möglichst selten benötigt wird“. Das aus dem 15. Jahrhundert stammende, 1961 entdeckte Wandbild in der Handschuhsheimer Vituskirche ist allerdings nur deswegen so gut erhalten geblieben, weil das Fenster, in dessen Laibung es sich befindet, über viele Jahrhunderte zugemauert war. Mauern freilich löst erfahrungsgemäß selten Probleme – weder in der Politik noch auf den Gebieten der Zahn- oder Denkmalpflege.

Hans Gercke

Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte

Reise- und Kunstführer, Bildbände

- Jan Bürger: Der Neckar. Eine literarische Reise, München 2013
- Susanne Fiek: Heidelberg. Bilder, die Geschichte erzählen, Gudensberg-Gleichen 2013
- Susanne Fiek: Heidelberg. Geschichten und Anekdoten. Alla hopp! Gudensberg-Gleichen 2013
- Jörg Gamer, Peter Anselm Riedl u.a.: Kath. Heilig-Geist-Kirche (Jesuitenkirche) und St. Anna-Kirche Heidelberg (Schnell, Kunstführer Nr. 1057), Regensburg 5. erw. Aufl. 2013
- Eva-Maria Günther: Auf den Spuren der Wittelsbacher. Ausflugsziele an Rhein und Neckar, Regensburg 2013
- Patricia Keßler, Michael Kohler: Das gibt es nur in der Kurpfalz, Tübingen 2013
- Eckart Schörle: Neckarbrücken, Erfurt 2013
- Helmut Schwier: Botschaften aus Licht und Glas. Der Fensterzyklus in der Heidelberger Universitätskirche, Regensburg 2013
- Helmut Schwier: Der Fensterzyklus von Johannes Schreiter in der Peterskirche Heidelberg (Schnell Kunstführer Nr. 2826), Regensburg 2013
- Arndt Spieth: Kreuz und quer durch Heidelberg. Paradiesische Spaziergänge, Tübingen 2013
- Hans Jörg Staehle: Heidelberg-Handschuhsheim. Ein satirischer Blick, Ubstadt-Weiher u.a. 2013

Selbständige Veröffentlichungen 2013

- Karla Apperloo-Boersma, Herman J. Selderhuis (Hgg.): Macht des Glaubens. 450 Jahre Heidelberger Katechismus, Göttingen 2013 (Apperloo-Boersma)
- Cord Arendes: Zwischen Justiz und Tagespresse. „Durchschnittstäter“ in regionalen NS-Verfahren (Sammlung Schöningh zur Geschichte und Gegenwart), Paderborn u.a. 2012
- Walter Berschin: Die Palatina in der Vaticana: eine deutsche Bibliothek in Rom, Heidelberg 2013
- Ingrid von Beyme, Thomas Röske: ungesehen und unerhört. Künstler reagieren auf die Sammlung Prinzhorn. Bd. 1: Bildende Kunst – Film – Video, Heidelberg 2013
- Andrea Briechle: Heinrich Herzog von Sachsen und Pfalzgraf bei Rhein. Ein welfischer Fürst an der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert (Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde. Bd. 16), Heidelberg 2013
- Klaus Bümlein, Marc Feix, Barbara Henze, Marc Lienhard: Kirchengeschichte am Oberrhein ökumenisch und grenzüberschreitend, Ubstadt-Weiher u.a. 2013
- Henry J. Cohn: Die Herrschaft in der Pfalz am Rhein im 15. Jahrhundert (Stiftung zur Förderung der pfälzischen Geschichtsforschung. Reihe B, Bd. 16) Neustadt an der Weinstraße 2013
- Dietmar Cramer: Römer in Heidelberg – Ausgrabungen im Bereich der Hauptverwaltung der HeidelbergCement AG (Der Heidelberger Portländer. 6), Heidelberg 2013
- Dagmar Drüll (Hg.): Über Heidelberger Universitätsämter 1386–2013, Wiesbaden 2013
- Maria Effinger, Joachim Kirsch (Hgg.): Hier freut sich der Tod, dem Leben zu helfen: Anatomie in Heidelberg gestern und heute. Eine Ausstellung der Universitätsbibliothek Heidelberg und des Instituts für Anatomie und Zellbiologie der Universität Heidelberg (Schriften der Universitätsbibliothek Heidelberg. Bd. 13), Heidelberg 2013
- Jürgen Egyptien: Friedrich Gundolf in Heidelberg (Spuren 98), Marbach am Neckar 2013
- Johannes Ehmann: Die badischen Unionskatechismen. Vorgeschichte und Geschichte vom 16. bis 20. Jahrhundert (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte. Bd. 3), Stuttgart 2013
- Margit Ernst-Habib: But Why Are You Called a Christian? An Introduction to the Heidelberg Catechism, Göttingen, Bristol 2013

- Lilli Fehrlé-Burger: Königliche Frauenschicksale zwischen England und Kurpfalz. 3. Aufl. der Ausgabe von 1965, Heidelberg 2013
- Monika Fink-Lang: Joseph Görres. Die Biographie, Paderborn 2013
- Konstantin von Freytag-Loringhoven: Erziehung im Kollegienhaus. Reformbestrebungen an den deutschen Universitäten der amerikanischen Besatzungszonen 1945–1960 (Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte. Bd. 45), Stuttgart 2012
- Gerhard Frommel: Entwurf einer Autobiographie. Hg. von der Gerhard Frommel-Stiftung e. V. Mit einem Vorwort von Peter Cahn, Tutzing 2013
- Georg Gottfried Gerner-Wolfhard: Kleine Geschichte des Protestantismus in Baden, Karlsruhe 2013
- Melitta Grünbaum: Begegnungen mit Gundolf. Hg. von Gunilla Eschenbach (Aus dem Archiv 5), Marbach am Neckar 2012
- Charles D. Gunnoe, Jr.: Thomas Erastus and the Palatinate. A Renaissance Physician in the Second Reformation (Brill's Series in Church History. Vol. 48), Leiden, Boston 2011
- Alice Habersack: Fremdarbeiter in Heidelberg während des Zweiten Weltkriegs (Buchreihe der Stadt Heidelberg. Bd. XVI), Heidelberg u.a. 2013
- Heidelberger Geschichtsverein (Hg.): Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 18 2014, Heidelberg 2013 (HJG Jg. 18, 2014)
- Frieder Hepp, Jörg Peltzer (Hgg.): Die Grablagen der Wittelsbacher in Heidelberg. Tod und Gedächtnis im späten Mittelalter, Heidelberg 2013
- Markus Hilgert, Michael Wink (Hgg.): Universität Heidelberg. Menschen, Lebenswege, Forschung (Heidelberger Jahrbücher. Bd. 55), Heidelberg 2013
- Martin Ernst Hirzel, Frank Mathwig, Matthias Zeindler (Hgg.): Der Heidelberger Katechismus – ein reformierter Schlüsseltext (reformiert! Bd. 1), Zürich 2013
- Gerhard Immler: Die Wittelsbacher, Darmstadt 2013
- Berta Kipfmüller: Nimmer sich beugen: Lebenserinnerungen einer Frauenrechtlerin und Wegbereiterin des Frauenstudiums, Heidelberg 2013
- Eleonore Kopsch: Pfälzische Wittelsbacher, Mannheim 2013
- Reinhart Koselleck, Carsten Dutt: Erfahrene Geschichte. Zwei Gespräche, Heidelberg 2013
- Wilhelm Kreutz, Wilhelm Kühlmann, Hermann Wiegand (Hgg.): Die Wittelsbacher und die Kurpfalz in der Neuzeit. Zwischen Reformation und Revolution, Regensburg 2013 (Kreutz)
- Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg (Hg.): Stadtkreis Heidelberg (Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Kulturdenkmale in Baden-Württemberg. Bd. II. 5.1), 2 Bde., Ostfildern 2013
- Klaus Lang: Wilhelm Furtwängler und die Tragik seines Komponierens, Aachen 2013
- Ambrosius Leidinger, Peter Stadler: „Die nach Gott Ausschau halten“, Heidelberg 2013
- Barbara und Hans Otzen: Kleine Kurpfälzer Landesgeschichte, Rheinbach 2013
- Burkhard Pape: Das Heidelberger Schloss und seine Befestigungen. Petersberg ²2013
- Jörg Peltzer: Der Rang der Pfalzgrafen bei Rhein. Die Gestaltung der politisch-sozialen Ordnung des Reichs im 13. und 14. Jahrhundert (RANK. Politisch-soziale Ordnungen im mittelalterlichen Europa. Bd. 2), Ostfildern 2013
- Jörg Peltzer, Bernd Schneidmüller, Stefan Weinfurter, Alfried Wiczorek (Hgg.): Die Wittelsbacher und die Kurpfalz im Mittelalter. Eine Erfolgsgeschichte? Regensburg 2013 (Peltzer u.a.)
- Joachim Radkau: Theodor Heuss, München 2013
- Matthias Roth: Von Minnesang bis Hip-Hop. 1000 Jahre Musik in Heidelberg und der Kurpfalz, Heidelberg 2013
- Walter Rüegg: Die Entwicklung der deutschen Universität. Gedenkschrift an Frau Margot Becke. Mit einem Nachruf von Ekkehard Fluck (Schriften der Margot- und Friedrich-Becke-Stiftung zu Heidelberg. Bd. 10), Heidelberg 2013

- Ingo Runde (Hg.): Universitätsarchive in Südwestdeutschland. Geschichte – Bestände – Projekte (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte. Bd. 1), Heidelberg 2013 (Runde)
- Gerhard Schneider: In Eiserner Zeit. Kriegswahrzeichen im Ersten Weltkrieg. Ein Katalog, Schwalbach/Ts. 2013
- Wolfgang Seifert (Hg.): Japanische Studenten in Heidelberg – ein Aspekt der deutsch-japanischen Wissenschaftsbeziehungen in den 1920er Jahren (Archiv und Museum der Universität Heidelberg. Schriften 19), Ubstadt-Weiher u.a. 2013
- Sara Smart, Mara R. Wade (Hgg.): The Palatine Wedding of 1613. Protestant Alliance and Court Festival (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung. Bd. 29), Wiesbaden 2013 (Smart)
- Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2013, Heidelberg 2013 (Jb Hhm 2013)
- Christoph Strohm, Johannes Ehmann, Albert de Lange (Hgg.): Heidelberg und die Kurpfalz. Orte der Reformation (Journal 6), Leipzig 2013
- Boris Wagner-Peterson: Doctrina schola vitae. Zacharias Ursinus (1534–1583) als Schriftenausleger (Refo 500 Academic Studies. Vol. 13), Göttingen, Bristol 2013
- Reinhold Weber (Hg.): Aufbruch, Protest und Provokation. Die bewegten 70er- und 80er-Jahre in Baden-Württemberg, Darmstadt 2013
- Alfried Wiczorek, Bernd Schneidmüller, Alexander Schubert, Stefan Weinfurter (Hgg.): Die Wittelsbacher am Rhein. Die Kurpfalz und Europa. Begleitband zur 2. Ausstellung der Länder Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Hessen (Publikationen der Reiss-Engelhorn Museen Mannheim. Bd. 60), 2 Bde., Regensburg 2013 (Wiczorek)
- Bernd Wunder: Kleine Geschichte der Kriege und Festungen am Oberrhein 1630–1945, Karlsruhe 2013

Aufsätze und selbständige Veröffentlichungen (nach Epochen geordnet)

Vor- und Frühgeschichte, Archäologie

- Dietmar Cramer: Römer in Heidelberg – Ausgrabungen im Bereich der Hauptverwaltung der HeidelbergCement AG (Der Heidelberger Portländer. 6), Heidelberg 2013
- Markus Forbringer u.a.: Der „Gesprengte Turm“ am Heidelberger Schloss. Untersuchungen eines Kulturdenkmals mithilfe hoch auflösender terrestrischer Laserscans, in Denkmalpflege in Baden – Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege. Jg. 42, 2013, H. 3, S. 165–168
- Peter König: Schwertträger der älteren Urnenfelderzeit (Ha A1) von Heidelberg-Handschuhsheim, in Fundberichte aus Baden-Württemberg. Bd. 33, 2013, S. 49–70
- Reinhard Riese: Das Mithräum von Heidelberg-Neuenheim, in HJG Jg. 18, 2014, S. 190–193

12. – 18. Jahrhundert

- Kurt Andermann: Die Integration des Ritteradels in den Pfälzer Hof, in Peltzer u.a., S. 231–244
- Stefanie Arend, Johann Anselm Steiger: Martin Opitz als Erbauungsschriftsteller in seiner Heidelberger Schaffensphase. Beobachtungen zum „Sermo de passione Domini“ (1620), in Kreutz, S. 409–437
- Oliver Auge: König Ruprecht – Versuch einer Bilanz oder: Wie erfolgreich muss ein mittelalterlicher König sein? In Peltzer u.a., S. 169–190
- Martina Backes: Das literarische Leben im Umkreis der pfälzischen Wittelsbacher, in Peltzer u.a., S. 329–343
- Peter Bihöfer: „Ex Caroli Magni Hereditate“. Die dynastische Bedeutung Friedrichs V. von der Pfalz im Kräftefeld der europäischen Mächte, in Kreutz, S. 45–62

- Andrea Briechle: Heinrich Herzog von Sachsen und Pfalzgraf bei Rhein. Ein welfischer Fürst an der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert (Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde. Bd. 16), Heidelberg 2013
- Jürgen Brose: Ein donnernder Empfang. Vor 400 Jahren wurde Elisabeth Stuart als Gattin des Kurfürsten vor ihrem Einzug in die Residenz Heidelberg im Handschuhsheimer Feld begrüßt, in *Jb Hhm* 2013, S. 40–43
- Emidio Campi: Immanuel Tremellius. Eine Fallstudie zur Reformation der Flüchtlinge, in *Kreutz*, S. 205–226
- Henry J. Cohn: Die Herrschaft in der Pfalz am Rhein im 15. Jahrhundert (Stiftung zur Förderung der pfälzischen Geschichtsforschung. Reihe B, Bd. 16) Neustadt an der Weinstraße 2013
- Folke Damminger: Heidelberg – eine Residenzstadt der Wittelsbacher im Spiegel archäologischer Quellen, in *Wieczorek* Bd. 1, S. 284–293
- Irene Dingel: Der Heidelberger Katechismus in den konfessionellen Debatten des 16. Jahrhunderts, in *Apperloo-Boersma*, S. 41–51
- Johannes Ehmann: Der Heidelberger Katechismus in seinem Territorium (Kurpfalz), in *Apperloo-Boersma*, S. 107–115
- Hartmut Ellrich: Die kurfürstlichen Residenzen in der Epoche der Neuzeit, in *Wieczorek* Bd. 2, S. 256–265
- Frank Engehausen: Strategien des Konfessionswechsels im 16. Jahrhundert – Das Beispiel der Kurpfalz, in *Apperloo-Boersma*, S. 85–95
- Margit Ernst-Habib: *But Why Are You Called a Christian? An Introduction to the Heidelberg Catechism*, Göttingen, Bristol 2013
- Lilli Fehrle-Burger: *Königliche Frauenschicksale zwischen England und Kurpfalz*. 3. Aufl. der Ausgabe von 1965, Heidelberg 2013
- Juliane von Fircks: Heidelberg, Mainz, Frankfurt – Kunst um 1400 am Mittelrhein, in *Wieczorek* Bd. 1, S. 294–302
- Franz Fuchs: Friedrich der Siegreiche – „Der Marc Aurel des Mittelalters“? In *Peltzer u.a.*, S. 191–205
- Charles D. Gunnoe, Jr.: *Thomas Erastus and the Palatinate. A Renaissance Physician in the Second Reformation* (Brill's Series in Church History. Vol. 48), Leiden, Boston 2011
- Julian Hanschke, Peter Thoma: Das Heidelberger Schloss – Die bauliche Gestalt der Residenz der pfälzischen Wittelsbacher bis 1600, in *Wieczorek* Bd. 1, S. 272–283
- Heinrich Hauß: Gedenktage badischer Geschichte: 450 Jahre Heidelberger Katechismus, in *Badische Heimat*. Jg. 93, 2013, H. 2, S. 366f.
- Johannes Heil: Juden unter kurpfälzischer Herrschaft, in *Peltzer u.a.*, S. 281–293
- Heinz-Dieter Heimann: Von Pavia nach Heidelberg. Die Hausordnungen der Wittelsbacher im 14. und frühen 15. Jahrhundert: Dynastieformierung in der Kontinuität des Gesamthauses, in *Peltzer u.a.*, S. 109–125
- Frieder Hepp: Kurfürst Friedrich IV.: Politik und Lebenslust in der Kurpfalz um 1600, in *Apperloo-Boersma*, S. 127–135
- Frieder Hepp, Jörg Peltzer (Hgg.): *Die Grablagen der Wittelsbacher in Heidelberg. Tod und Gedächtnis im späten Mittelalter*, Heidelberg 2013
- Carola Hoëcker: *Ingrimstraße 8. „Wie er heiße? – Josef Süß, Oppenheimer, von Heydelberg“*, in *HJG* Jg. 18, 2014, S. 57–60
- Eugen Holl: Die Freiherrn von Helmstatt als Erben der Tiefburg, in *Jb Hhm* 2013, S. 7f.
- Hanns Hubach: *Of Lion and Leopards: Palatine Self-Representation in the Triumphal Entry at Heidelberg*, in *Smart* S. 205–242
- Volkhard Huth: Zur Bedeutung der Pfalzgräfinnen für die Dynastie der rheinischen Wittelsbacher, in *Peltzer u.a.* S. 127–157

- Thorsten Huthwelker, Maximilian Wemhöner: Bettelordenskirche oder Sainte-Chapelle? Die Sakralbauten des Pfalzgrafen Ruprecht I. und seiner Gemahlin Elisabeth von Namur im Spannungsfeld von religiösem Gestus und fürstlichem Rang, in *Zeitschrift für Kunstgeschichte*. Jg. 75, 2012, H. 4, S. 441–472
- Thorsten Huthwelker, Maximilian Wemhöner: „Chescune maison souffiroit à logier ung bien grandt roy“ – Repräsentation von Rang durch Architektur bei den Wittelsbachern am Rhein, in Peltzer u.a., S. 345–363
- Eleonore Kopsch: Eine Frauenfigur in Stift Neuburg: Äbtissin Brigitte von Pfalz-Simmern. Familiengeschichte im konfessionellen Zeitalter, in *Mannheimer Geschichtsblätter*. Jg. 25, 2013, S. 18–22
- Eleonore Kopsch: *Pfälzische Wittelsbacher*, Mannheim 2013
- Wilhelm Kreutz: Wittelsbachische Haus- und Außenpolitik der katholischen Kurfürsten der Pfalz (1685–1803), in Kreutz, S. 109–130
- Wilhelm Kühlmann: Humanismus und Literatur am kurpfälzischen Hof der Frühen Neuzeit, in *Wieczorek Bd. 2*, S. 52–59
- Barbara Mahlmann-Bauer: Astrologiekritik und reformierte Theologie in Heidelberg, in *Apperloo-Boersma*, S. 147–162
- Wolfgang Metzger: The Perspective of the Prince: The „Hortus Palatinus“ of Friedrich V and Elizabeth Stuart at Heidelberg, in *Smart* S. 567–596
- Jürgen Miethke: Die Gründung der Universität Heidelberg, in *Wieczorek Bd.1*, S. 120–128
- Jürgen Miethke: Die Serie der Amtsbücher des Rektors der Universität Heidelberg, in *Runde* S. 251–258
- Henning Murmann: Herrscher unter Beobachtung – Die katholischen Kurfürsten der Pfalz zwischen landesherrlicher Gewalt und reichrechtlichen Bestimmungen, in Kreutz, S. 97–108
- Marco Neumaier: The Epitome of a Residenzstadt: Heidelberg at the Beginning of the Seventeenth Century, in *Smart* S. 427–462
- Marco Neumaier: Heiratspolitik und dynastische Verflechtung der Pfälzer Kurfürsten in Europa: Eine erfolgreiche Strategie außenpolitischer Netzwerkbildung? In *Wieczorek Bd. 2*, S. 114–122
- Christian Ottersbach: Wehrhafte Zeichen und innere Sicherheit. Die Heidelberger Stadttore des 18. Jahrhunderts, in Christoph Kampmann, Ulrich Niggemann (Hgg.): *Sicherheit in der Frühen Neuzeit. Norm – Praxis – Repräsentation (Frühneuzeitliche Impulse. Bd. 2)*, Köln u.a. 2013, S. 783–806
- Barbara und Hans Otzen: *Kleine Kurpfälzer Landesgeschichte*, Rheinbach 2013
- Burkhard Pape: *Das Heidelberger Schloss und seine Befestigungen*. Petersberg ²2013
- Jörg Peltzer: Die Institutionalisierung des Rangs der Pfalzgrafen bei Rhein im 13. und 14. Jahrhundert, in Peltzer u.a., S. 89–107
- Jörg Peltzer: Der Pfalzgraf als Königswähler, in *Wieczorek Bd. 1*, S. 82–91
- Jörg Peltzer: Der Rang der Pfalzgrafen bei Rhein. Die Gestaltung der politisch-sozialen Ordnung des Reichs im 13. und 14. Jahrhundert (RANK. Politisch-soziale Ordnungen im mittelalterlichen Europa. Bd. 2), Ostfildern 2013
- Jörg Peltzer, Bernd Schneidmüller, Stefan Weinfurter, Alfried Wieczorek (Hgg.): *Die Wittelsbacher und die Kurpfalz im Mittelalter. Eine Erfolgsgeschichte?* Regensburg 2013 (Peltzer u.a.)
- Erich Pelzer: Die Erfahrung von Krieg, Besetzung und Zerstörung in der Kurpfalz vom Dreißigjährigen Krieg bis in die Revolutionsära, in *Wieczorek Bd. 2*, S. 134–141
- Veit Probst: *Die Bibliotheca Palatina*, in *Wieczorek Bd. 1*, S. 380f.
- Jörg Robert: Heidelberger Konstellationen um 1600. Paul Schede Melissus, Martin Opitz und die Anfänge der „Deutschen Poeterey“, in Kreutz, S. 373–387
- Volker Rödel: Ämter und Kanzlei am kurpfälzischen Hof, in Peltzer u.a. S. 263–280

- Michael Schilling: Die bildpublizistischen Kampagnen um Friedrichs V. böhmisches Königtum und ihre mediengeschichtliche Bedeutung, in Kreutz, S. 389–408
- Anton Schindling: Die reformierten Kurfürsten aus der Linie Pfalz-Simmern und das Heilige Römische Reich (1559 bis 1685), in Kreutz S. 13–43
- Joachim Schneider: Die Entwicklung des Städtewesens in der Kurpfalz, in Wieczorek Bd. 1, S. 104–111
- Bernd Schneidmüller: 1214 – Wittelsbachische Wege in die Pfalzgrafschaft am Rhein, in Peltzer u.a. S. 23–49
- Bernd Schneidmüller: Die Wittelsbacher und die Kurpfalz im mittelalterlichen Europa, in Wieczorek Bd. 1, S. 22–35
- Wolfgang Schröck-Schmidt: Der Frauenzimmerbau auf dem Heidelberger Schloss, in HJG Jg. 18, 2014, S. 15f.
- Jörg Schwarz: König Ruprecht von der Pfalz (1400–1410) und Königin Elisabeth, in Wieczorek Bd. 1, S. 260–271
- Robert Seidel: Jakob Micyllus in Heidelberg – Programm und Leistung eines humanistischen Philologen in kurpfälzischen Diensten, in Kreutz, S. 333–359
- Viola Skiba: Das Mäzenatentum der Wittelsbacher am Rhein, in Wieczorek Bd. 1, S. 370–377
- Sara Smart, Mara R. Wade (Hgg.): The Palatine Wedding of 1613. Protestant Alliance and Court Festival (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung. Bd. 29), Wiesbaden 2013 (Smart)
- Sara Smart, Mara R. Wade: The Palatine Wedding of 1613: Protestant Alliance and Court Festival. An Introduction, in Smart S. 13–60
- Karl-Heinz Spieß: Hegemonie und Repräsentation. Die Kurpfalz im späten Mittelalter, in Peltzer u.a., S. 365–394
- Wolfgang Spindler: „Getruwe knechte irer herrn zu Haydelberg aufm Sloß“. Musik des kurpfälzischen Hofes am Ende des Mittelalters, in Wieczorek Bd. 1, S. 378f.
- Harald Stockert: Konfessioneller Wechsel, konfessionelle Konflikte: Die Rekatholisierungspolitik in der Kurpfalz nach 1685, in Kreutz, S. 131–162
- Christoph Strohm: Der Heidelberger Katechismus im Kontext des Calvinismus des 16. und 17. Jahrhunderts, in Apperloo-Boersma, S. 97–105
- Christoph Strohm: Theologie und Jurisprudenz im gelehrten Kosmos der Heidelberger Universität um 1600, in Kreutz, S. 259–268
- Birgit Studt: Historiographie am Heidelberger Hof, in Peltzer u.a., S. 311–328
- Peter Thoma, Julian Hanschke: Das Heidelberger Schloss – Die bauliche Gestalt der Residenz der pfälzischen Wittelsbacher seit 1600, in Wieczorek Bd. 2, S. 266–275
- Hartmut Troll: „Horti Palatini“ – vom Parnass zum Monument der Kurpfalz, in Kreutz, S. 361–372
- Wolfgang Eric Wagner: Die Universität Heidelberg als Innovationszentrum? In Peltzer u.a., S. 295–310
- Boris Wagner-Peterson: Doctrina schola vitae. Zacharias Ursinus (1534–1583) als Schriftenausleger (Refo 500 Academic Studies. Vol. 13), Göttingen, Bristol 2013
- Axel E. Walter: Der „Heidelberger Baptistes“. Ein Märtyrerdrama des George Buchanan als Medium der Prinzenziehung, in Kreutz, S. 445–467
- Stefan Weinfurter: Staufische Grundlagen der Pfalzgrafschaft bei Rhein, in Peltzer u.a., S. 11–22
- Stefan Weinfurter: Welfen – Staufer – Wittelsbacher: Eine Aufsteigergeschichte in Wieczorek Bd. 1, S. 36–43
- Alfried Wieczorek, Bernd Schneidmüller, Alexander Schubert, Stefan Weinfurter (Hgg.): Die Wittelsbacher am Rhein. Die Kurpfalz und Europa. Begleitband zur 2. Ausstellung der Länder Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Hessen (Publikationen der Reiss-Engelhorn Museen Mannheim. Bd. 60), 2 Bde., Regensburg 2013 (Wieczorek)

- Hermann Wiegand: Zur Kultur der Jesuiten in der Kurpfalz im 17. und 18. Jahrhundert, in Kreutz, S. 469–491
- Hermann Wiegand: Die Rekatholisierung der Pfalz und die Rolle der Jesuiten, in *Wieczorek* Bd. 2, S. 44–51
- Klaus Winkler: „... der Princessin zu Heydelberg Dantzmeister hatts componirt“: Heidelberg Court Music between Tradition and avant-garde, in *Smart*, S. 515–543
- Klaus Winkler: „... wolgestimbte singer, Cantores und Musici“: Die Heidelberger Hofkapelle zwischen Gotteslob und fürstlicher Repräsentation, in *Apperloo-Boersma*, S. 117–125
- Sabine Witt: Kurfürstenbildnisse als Medien der Repräsentation und Propaganda, in *Wieczorek* Bd. 2, S. 152–162
- Eike Wolgast: Konfessionswechsel und Kirchenpolitik der Pfälzer Kurfürsten im 16. und 17. Jahrhundert, in *Wieczorek* Bd. 2, S. 30–39
- Eike Wolgast: Kurpfalz und Universität zur Zeit des Heidelberger Katechismus, in *Apperloo-Boersma*, S. 137–145
- Eike Wolgast: Die Statutenveränderungen der Universität Heidelberg zwischen 1558 und 1786, in *Kreutz*, S. 187–204

18. und 19. Jahrhundert

- Alfred Bechtel, Ludwig Haßlinger: Handschuhsheimer Mühlen im Siebenmühlental. Fortsetzung – Allgemeine Mühlenordnung, in *Jb Hhm* 2013, S. 31
- Dietrich Dancker: Die Petruskirche in Kirchheim – ein reformiertes Baudenkmal? In *HJG* Jg. 18, 2014, S. 215–217
- Günther Ebersold: Stephan von Stengels Heidelberg, in *Mannheimer Geschichtsblätter*. Jg. 25, 2013, S. 43–46
- Monika Fink-Lang: Joseph Görres. Die Biographie, Paderborn 2013
- Norbert Giovannini: Der alte jüdische Friedhof vor dem Klingentor, in *HJG* Jg. 18, 2014, S. 89–92
- Erich J. Lehn: Grenzziehung zu Carl-Theodors Zeiten. Eine erbauliche Geschichte um den Ziegelhäuser „Münchelstein“, in *Unser Land* 2014, Heidelberg 2013, S. 83–87
- Hans-Martin Mumm: Die Freischarenschanze auf dem Heidenknörzel, in *HJG* Jg. 18, 2014, S. 187–189
- Franca Victoria Schankweiler: Wissenschaftskultur an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Der Heidelberger Altphilologe Karl Philipp Kayser (1773–1827), in *Kreutz*, S. 735–756
- Gerhard Schwinge: Der Wirtschaftswissenschaftler Johann Heinrich Jung als Vertreter der Aufklärung in der Kurpfalz von 1778–1787, in *Mannheimer Geschichtsblätter*. Jg. 25, 2013, S. 23–42

19. und 20. Jahrhundert

- Angelika Andruchowicz: Blumenstraße 1, in *HJG* Jg. 18, 2014, S. 165–167
- Cord Arendes: Zwischen Justiz und Tagespresse. „Durchschnittstäter“ in regionalen NS-Verfahren (Sammlung Schöningh zur Geschichte und Gegenwart), Paderborn u.a. 2012
- Benedikt Bader: Die St. Raphaelskirche in Neuenheim. Zur Rezeption des Historismus in Heidelberg, in *HJG* Jg. 18, 2014, S. 197–201
- Jo-Hannes Bauer: Von der Reis'schen Baumwollfabrik zum gemeinnützigem Wohnen in der Berghheimerstraße 107 „W. Reis Erben“, in *HJG* Jg. 18, 2014, S. 159–162
- Martin Blumröder: Die Villa Remler in der Neuen Schlossstraße 38, in *HJG* Jg. 18, 2014, S. 21–23
- Michael Braun: Ein Stück Heidelberger Wirtschaftsgeschichte: „Holzhof“ und „Heidelberger Holzindustrie A.G.“ in Bergheim, in *HJG* Jg. 18, 2014, S. 155–157
- Konrad Dussel: Die Nazifizierung der deutschen Presse. Eine Fallstudie am Beispiel der Presse Badens 1932 bis 1944, in *ZGO* Bd. 161, 2013, S. 427–456

- Wolfgang U. Eckart: Die Medizinische Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität 1939–1945, in Ursula Ferdinand u.a. (Hgg.): Medizinische Fakultäten in der deutschen Hochschullandschaft 1925–1950 (Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte. Bd. 16), Heidelberg 2013, S. 253–264
- Jürgen Egyptian: Friedrich Gundolf in Heidelberg (Spuren 98), Marbach am Neckar 2013
- Michaela Escher-Eisel: Die farbigen Glasfenster im „Alten Sitzungssaal“ des Heidelberger Rathauses, in HJG Jg. 18, 2014, S. 37–41
- Gabriele Faust-Exarchos: Die Zwingerhalle. Vom „Deutschen Haus“ zum „Jungen Theater“, in HJG Jg. 18, 2014, S. 61–63
- Susanne Fiek: Der Europäische Hof, in HJG Jg. 18, 2014, S. 123–126
- Gerhard Frommel: Entwurf einer Autobiographie. Hg. von der Gerhard Frommel-Stiftung e. V. Mit einem Vorwort von Peter Cahn, Tutzing 2013
- Sigrid Gensichen: Aus den Notizen Adolf von Oechelhäusers: Der Kaiser und das Heidelberger Schloss, in HJG Jg. 18, 2014, S. 17–20
- Melitta Grünbaum: Begegnungen mit Gundolf. Hg. von Gunilla Eschenbach (Aus dem Archiv 5), Marbach am Neckar 2012
- Ludwig Haßlinger: Einblick in die „Gute alte Zeit“. Hausbuch des Michael Gerlach, in Jb Hhm 2013, S. 87–95
- Dietrich Hildebrandt: Fauler Pelz, in HJG Jg. 18, 2014, S. 64–67
- Christian Jansen: Beethovenstraße 39. Hier wohnte von 1923 bis 1932 Emil Julius Gumbel, in HJG Jg. 18, 2014, S. 209–212
- Christa-Huberta Kemmer: Mönchhofstraße 12 – ein Ort, der nachdenklich stimmt, in HJG Jg. 18, 2014, S. 194–196
- Christine Kratzert: Die Evangelische Kapelle in der Plöck, in HJG Jg. 18, 2014, S. 115–118
- Martin Krauß: Das Neckarwehr Wieblingen, in HJG Jg. 18, 2014, S. 181–183
- Thomas F. Mertel: Die Restaurierung der Tiefburg in Handschuhsheim 1911–1913, in Jb Hhm 2013, S. 9–23
- Ingrid Moraw: Die Synagoge der orthodoxen Juden in der Plöck, in HJG Jg. 18, 2014, S. 119–121
- Walter Mühlhausen: Das Friedrich-Ebert-Haus in der Pfaffengasse als historischer Ort, in HJG Jg. 18, 2014, S. 72–75
- Ildiko Mumm: „Versuch zu überleben“. Ein Treffen auf dem Synagogenplatz im April 1945, in HJG Jg. 18, 2014, S. 76–78
- Petra Nellen: Das Palais Graimberg, Kornmarkt 5, in HJG Jg. 18, 2014, S. 34–36
- Wolfgang G. Nestler: Der Turm wird 100. Ein Industrie-Wasserturm ist Namensgeber für das „Quartier am Turm“ in Rohrbach, in HJG Jg. 18, 2014, S. 218–222
- Thomas Neureither: Aufstieg und Fall der Heidelberger Federhalterfabrik KAWECO. Dritter Teil aus den Handschuhsheimer Füllhaltergeschichten, in Jb Hhm 2013, S. 45–51
- Luitgard Nipp-Stolzenburg: Von der Zigarrenproduktion zur Weiterbildung. Das Volkshochschulhaus in der Bergheimer Straße 76, in HJG Jg. 18, 2014, S. 151–154
- Volker von Offenberg: Vom „Paradies“ zu „Schlossquell“. Zur Geschichte der Brauerei in der Bergheimer Straße 91, in HJG Jg. 18, 2014, S. 147–150
- Marcus Popplow: Drickelschöpfe, in HJG Jg. 18, 2014, S. 254–256
- Christmut Präger: Das Russenkreuz bei der „Neuenheimer Schweiz“, in HJG Jg. 18, 2014, S. 267f.
- Joachim Radkau: Theodor Heuss, München 2013
- Philipp Redl: Philipp Witkops Streifzug „Heidelberg und die deutsche Dichtung“ (1916), in Kreutz, S. 851–863

- Maike Rotzoll: Ein Blick von innen. Anstaltsgeschichtliche Aspekte in Krankenakten von Opfern der „Aktion T 4“, in Christine Wolters, Christof Beyer, Brigitte Lohff (Hgg.): *Abweichung und Normalität. Psychiatrie in Deutschland vom Kaiserreich bis zur Deutschen Einheit*, Bielefeld 2013, S. 159–185
- Maike Rotzoll: Zwei Gräber von Professoren für Kinderheilkunde des 20. Jahrhunderts – oder: Die Geschichte der Pädiatrie im Spiegel des Handschuhsheimer Friedhofs, in HJG Jg. 18, 2014, S. 205–208
- Walter Rüegg: Die Entwicklung der deutschen Universität. Gedenkschrift an Frau Margot Becke. Mit einem Nachruf von Ekkehard Fluck (Schriften der Margot-und Friedrich-Becke-Stiftung zu Heidelberg. Bd. 10), Heidelberg 2013
- Gisela Sander: Glück für „Posselts Lust“, in *Monumente. Magazin für Denkmalpflege in Deutschland*. Jg. 23, 2013, H. 3, S. 59
- Ilona Scheidle: Welch' ein Theater. Das „Anna-Blum-Haus“. Zur Geschichte der Theaterstraße 10, in HJG Jg. 18, 2014, S. 93–95
- Thomas Schipperges: Aula der Neuen Universität, 3. Mai 1943: Kein Klavier-Abend mit Karlrobert Kreiten, in HJG Jg. 18, 2014, S. 79–81
- Ludwig Schmidt-Herb: Die Rohrbacher Villenkolonie, in HJG Jg. 18, 2014, S. 223–225
- Hans-Peter Schmuhl: Psychiatrie und Politik. Die Gesellschaft Deutscher Neurologen und Psychiater im Nationalsozialismus, in Christine Wolters, Christof Beyer, Brigitte Lohff (Hgg.): *Abweichung und Normalität. Psychiatrie in Deutschland vom Kaiserreich bis zur Deutschen Einheit*, Bielefeld 2013, S. 137–157
- Gerhard Schneider: In Eiserner Zeit. Kriegswahrzeichen im Ersten Weltkrieg. Ein Katalog, Schwalbach/Ts. 2013
- Julia Scialpi: Das Heidelberger Thermalbad, in HJG Jg. 18, 2014, S. 143–146
- Elisabeth Südkamp: Das Institut für Zeitungswesen im Haus Buhl und Hans von Eckardt, in HJG Jg. 18, 2014, S. 25–29
- Jörg Tröger: Gespicktes Rindfleisch auf englische Art. 100 Jahre Gastlichkeit auf Stift Neuburg, in HJG Jg. 18, 2014, S. 263–266
- Jürgen Zieher: Das Edith-Stein-Haus, Neckarstaden 32, in HJG Jg. 18, 2014, S. 100–102

20. und 21. Jahrhundert

- Thomas Apfel: Die Architektur des Heidelberger Hauptbahnhofs, in HJG Jg. 18, 2014, S. 169–172
- Claudia Baer-Schneider: Eine lange Leidenszeit geht zu Ende. Das Alte Hallenbad in Heidelberg – und was davon übrig blieb, in *Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege*. Jg. 42, 2013, H. 2, S. 95–101
- Claudia Baer-Schneider: Das „neue alte Theater“ in Heidelberg. Neubau und historischer Bestand, in *Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege*. Jg. 42, 2013, H. 2, S. 123f.
- Dietrich Bahls: Valerieweg, in HJG Jg. 18, 2014, S. 237–239
- Wilhelm Barth: Damals und heute. Blickfelder aus dem Bereiche der ehemaligen OEG-Güterbahnlinie in Handschuhsheim, in *Jb Hhm* 2013, S. 53–59
- Bert Burger: „Schutzgemeinschaft Heiligenberg“. 40 Jahre Engagement für Kultur und Geschichte, in *Jb Hhm* 2013, S. 77f.
- Karin Buselmeier: Die Stadtbücherei, in HJG Jg. 18, 2014, S. 163f.
- Konstantin von Freytag-Loringhoven: Erziehung im Kollegienhaus. Reformbestrebungen an den deutschen Universitäten der amerikanischen Besatzungszonen 1945–1960 (Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte. Bd. 45), Stuttgart 2012
- Ernst Gund: Konversionen der Villa Krehl, in HJG Jg. 18, 2014, S. 202–204
- Egon Hassbecker (†) in Zusammenarbeit mit Barbara Schulz: Unser Weg in das Haus Cajeth, in HJG Jg. 18, 2014, S. 51–53

- Eugen Holl: Glasmalerei in der Vituskirche, in Jb Hhm 2013, S. 79–84
- Reinhart Koselleck, Carsten Dutt: Erfahrene Geschichte. Zwei Gespräche, Heidelberg 2013
- Georg Machauer: Bürogebäude, Kurpfalzring 113. Ein Tempel im Industriegebiet, in HJG Jg. 18, 2014, S. 173–176
- Kurt Mattes: Das versteckte Gebäude, in HJG Jg. 18, 2014, S. 213f.
- Melanie Mertens: Kirche im Quadrat. St. Michael in Heidelberg-Südstadt, in Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege. Jg. 42, 2013, H. 1, S. 46f.
- Manfred Metzner: Die Carlo Sponti Kulturbrigade und das Gloria Kino in den 1970er Jahren, in HJG Jg. 18, 2014, S. 68–71
- Leonhard Müller: Das Collegium Academicum. Erinnerungen an den Neubeginn der Universität Heidelberg 1945, in Badische Heimat. Jg. 93, 2013, H. 4, S. 744–754
- Marco Neumaier: Groove im Gewölbe: Das Cave 54, in HJG Jg. 18, 2014, S. 54–56
- Dino Quaas: Das Kaufhaus „Galeria Kaufhof“, vormals „Horten“, in HJG Jg. 18, 2014, S. 127–130
- Jürgen Rahmig: „Jetzt versuchst du das mal, sagte ich mir.“ Beate Weber-Schuerholz (SPD), frühere Europaabgeordnete und Oberbürgermeisterin von Heidelberg, in ders.: Politiker mit Leib und Seele, Reutlingen 2013, S. 263–276
- Peter Saueressig: Die Villa Bosch. Ein Haus des Wissens und der Wissenschaft, in HJG Jg. 18, 2014, S. 240–242
- Reinhold Weber (Hg.): Aufbruch, Protest und Provokation. Die bewegten 70er- und 80er-Jahre in Baden-Württemberg, Darmstadt 2013
- Karl Wolff: 100 Jahre Evangelischer Männerverein, in Jb Hhm 2013, S. 73f.

Zu mehreren Zeitabschnitten

- Alfred Bechtel: Der Schönauer Mönchhof, in Jb Hhm 2013, S. 32–39
- Alfred Bechtel, Ludwig Haßlinger: Besitzer, Pächter, Beständer der 2. Mühle, Mühlthalstraße 67, in Jb Hhm 2013, S. 25–29
- Klaus Bümlein, Marc Feix, Barbara Henze, Marc Lienhard: Kirchengeschichte am Oberrhein ökumenisch und grenzüberschreitend, Ubstadt-Weiher u.a. 2013
- Konrad Buschbeck: 125 Jahre Evangelischer Kirchenchor Handschuhsheim, in Jb Hhm 2013, S. 75f
- Dagmar Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1386–1986, in Runde S. 225–240
- Dagmar Drüll (Hg.): Über Heidelberger Universitätsämter 1386–2013, Wiesebach 2013
- Reinhard Düchting: Der Herrengarten, in HJG Jg. 18, 2014, S. 111–113
- Oliver Fink: Der Universitätsplatz, in HJG Jg. 18, 2014, S. 82–85
- Andres Flick: „Wie wir erfahren, weist auch Heidelberg neben Mannheim eine stattliche Gruppe von Hugenotten-Nachfahren auf.“ Der Heidelberger Hugenottentag im Jahr 1957, in Hugenotten. Jg. 77, 2013, H. 1, S. 22–24
- Georg Gottfried Gerner-Wolfhard: Kleine Geschichte des Protestantismus in Baden, Karlsruhe 2013
- Jochen Goetze: Die mittelalterliche Wasserversorgung Heidelberg, in HJG Jg. 18, 2014, S. 43–46
- Heike Haß: Museum Sammlung Prinzhorn. Ein Haus für wahnsinnige Schönheit, in HJG Jg. 18, 2014, S. 135–138
- Heike Hawicks, Ingo Runde: Das Studentenlokal „Zum Roten Ochsen“, in HJG Jg. 18, 2014, S. 30–33
- Heidelberger Geschichtsverein (Hg.): Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 18 2014, Heidelberg 2013 (HJG Jg. 18, 2014)
- Frieder Hepp: Ansichtssache Heidelberg. Stadtansichten aus dem 15. bis 19. Jahrhundert, in Kreuzt, S. 163–186
- Frieder Hepp: Der Garten im Kurpfälzischen Museum Heidelberg, in HJG Jg. 18, 2014, S. 97–99

- Martin Ernst Hirzel, Frank Mathwig, Matthias Zeindler (Hgg.): Der Heidelberger Katechismus – ein reformierter Schlüsseltext. (reformiert! Bd. 1), Zürich 2013
- Gerhard Immler: Die Wittelsbacher, Darmstadt 2013
- Norbert Jung: Die Glockengießerfamilie Speck in Kirrweiler, Bruchsal, Heidelberg und Mannheim, in Mathias Gaschott, Jochen Roth (Hgg.): Vestigia II. Aufsätze zur Kirchen- und Landesgeschichte zwischen Rhein und Mosel. Festschrift Bernhard H. Bonckhoff, Regensburg 2013, S. 307–342
- Gustav Knauber: Das Rohrbacher Schlösschen, in HJG Jg. 18, 2014, S. 226–228
- Eleonore Kopsch: Die Rezeption der Liselotte von der Pfalz, in Kreutz, S. 81–95
- Wilhelm Kreutz: Von Mannheim nach München – Der „lange Abschied“ der Wittelsbacher vom Rhein und das lange Nachleben ihrer Herrschaft an Rhein und Neckar, in Wieczorek Bd. 2, S. 410–416
- Wilhelm Kreutz, Wilhelm Kühlmann, Hermann Wiegand (Hgg.): Die Wittelsbacher und die Kurpfalz in der Neuzeit. Zwischen Reformation und Revolution, Regensburg 2013 (Kreutz)
- Enno Krüger: Der Chor der Peterskirche, in HJG Jg. 18, 2014, S. 86–88
- Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg (Hg.): Stadtkreis Heidelberg (Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Kulturdenkmale in Baden-Württemberg. Bd. II. 5.1), 2 Bde., Ostfildern 2013
- Hermann W. Lehmann: Die Krambuden an der Heiliggeistkirche und die Bedeutungsverchiebung des Wortes Laden, in HJG Jg. 18, 2014, S. 48–50
- Renate Marzloff: Der Bierhelderhof, in HJG Jg. 18, 2014, S. 233–236
- Peter Meusburger: Wissenschaftsatlas der Universität Heidelberg, in Runde S. 241–249
- Walter Petschan: Die „Wieblinger Kapelle“, in HJG Jg. 18, 2014, S. 177–180
- Hansjoachim Räther: Der Weg über das Münchel, in HJG Jg. 18, 2014, S. 257–259
- Claudia Rink: Die Melanchthonkirche in Rohrbach, in HJG Jg. 18, 2014, S. 229–232
- Sonja Rohleder: Der Schlangenweg in Neuenheim, in HJG Jg. 18, 2014, S. 184–186
- Matthias Roth: Von Minnesang bis Hip-Hop. 1000 Jahre Musik in Heidelberg und der Kurpfalz, Heidelberg 2013
- Ingo Runde (Hg.): Universitätsarchive in Südwestdeutschland. Geschichte – Bestände – Projekte (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte. Bd. 1), Heidelberg 2013 (Runde)
- Ingo Runde: Das Universitätsarchiv Heidelberg. Von der parva archella zum modernen Archivbetrieb, in Runde S. 47–71
- Christel Schmidt: „In Scientia Salus“ – Krebsforschung in Heidelberg von Czerny bis zum Nationale(n) Zentrum für Tumorerkrankungen (NCT). Eine Erfolgsgeschichte, in HJG Jg. 18, 2014, S. 139–142
- Gerhard Schneider: In Eiserner Zeit. Kriegswahrzeichen im Ersten Weltkrieg. Ein Katalog, Schwalbach/Ts. 2013
- Klaus-Peter Schroeder: Die Geschichte der Heidelberger Juristischen Fakultät: Von ihren Anfängen bis zum Ausklang des 20. Jahrhunderts, in Runde S. 259–266
- Arnold Schwaier: Die „Schlierbacher Landstraße“ – Vom Leinpfad zur überregionalen Verkehrsader, in HJG Jg. 18, 2014, S. 246–249
- Anneliese Seeliger-Zeiss: Die Heidelberger Providenzkirche. Zerstörung und Verwandlung im 19. Jahrhundert, in HJG Jg. 18, 2014, S. 107–110
- Herman J. Selderhuis: Ein Büchlein geht über die Welt: Von Heidelberg über Emden, in Apperloo-Boersma, S. 19–28
- Gabriela Skolaut: Polnische Spuren in Heidelberg, in HJG Jg. 18, 2014, S. 131–134
- Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2013, Heidelberg 2013 (Jb Hhm 2013)

- Tobias Städtler: Das Luisenheim in Ziegelhausen. Die wechselvolle Geschichte eines Hauses, in HJG Jg. 18, 2014, S. 250–253
- Gheorghe Stanomir: Warum die Ziegelhäuser den Peterhof früher Reppebuckel nannten, in HJG Jg. 18, 2014, S. 260–262
- Folkwin Vogelsang für den Freundeskreis Wolfsbrunnen e.V.: Lebenserinnerungen einer 463 Jahre alten Dame, in HJG Jg. 18, 2014, S. 243–245
- Ralf Richard Wagner: Venus und Mond im Visier. Vor 250 Jahren gegründet: die Kurpfälzische Akademie der Wissenschaften; Carl Theodors Sternwarte auf dem Schwetzingen Schloss; Nachfolgeeinrichtungen in Mannheim und Heidelberg, in Schlösser Baden-Württemberg 2013, H. 1, S. 20–22
- Charis Willems: Die Stadthalle, in HJG Jg. 18, 2014, S. 103–106

Zusammenstellung: Reinhard Riese

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

- Dr. Dietrich Bahls, geb. 1938, Rechtsanwalt, Stadtführer. Friedrichstraße 11, 69117 Heidelberg (p/d)
- Michael Buselmeier, geb. 1938, Schriftsteller. Kühler Grund 58, 69126 Heidelberg (p)
- Dietrich Dancker, geb. 1967, Bruchhäuser Weg 1, 69124 Heidelberg, D.Dancker@gmx.de (p)
- Dr. Oliver Fink, Redakteur in der Pressestelle der Universität Heidelberg. Grabengasse 1, 69117 Heidelberg, Tel. 06221/542214, oliver.fink@rektorat.uni-heidelberg.de (d)
- Dr. Norbert Giovannini, geb. 1948, Dozent i.R. an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Kirchstraße 63, 69221 Dossenheim, n.giovannini@t-online.de (p)
- Prof. Hans Gercke, geb. 1941, Direktor des Heidelberger Kunstvereins i.R., Werderstraße 74, 69120 Heidelberg (p)
- Kai Gräf, geb. 1990, Student der Geschichte, Politikwissenschaft, Germanistik und Philosophie. Heinrich-Lanz-Straße 3, 69115 Heidelberg, kaigraef@posteo.de (p)
- Dr. Carola Hoécker, geb. 1967, freiberufliche Historikerin. Römerstraße 49, 69115 Heidelberg, buch-museum@web.de (d)
- Einhard Kemmet, geb. 1951, Grabungstechniker an der Archäologischen Abteilung des Kurpfälzischen Museums Heidelberg. Schiffgasse 10, 69117 Heidelberg (d)
- PD Dr. phil. Klaus Kempster, geb. 1964, Historiker, Geschäftsführer der Neuphilologischen Fakultät der Universität Heidelberg. kempster@uni-hd.de (d)
- Ewald Keßler, Theologe, Archivar i. R.; Forschungsschwerpunkte: Geschichte des Alt-Katholizismus, Universitätsgeschichte. Grauenbrunnenweg 4, 69181 Leimen, ewald.kessler@arcor.de (p)
- Dr. Martin Krauß, geb. 1960, Leiter des Unternehmensarchivs der Bilfinger SE in Mannheim, Vorstandsmitglied des Heidelberger Geschichtsvereins. Viernheimer Weg 18, 69123 Heidelberg (p)
- Wolfgang Krauß, geb. 1954, Studium der Germanistik und Anglistik in Heidelberg, Geschäftsführer des Deutschen Mennonitischen Friedenskomitees 1984–2008, Prediger der Mennonitengemeinde Bammental, Initiator des Projektes „Wieder Täufer in Augsburg und anderswo“. 69245 Bammental, wolf@loewe-und-lamm.de, www.mennisten.de (d)
- Kaltërina Latifi, M.A., Philologin, Institut für Textkritik e.V. Ezanvillestraße 38, 69118 Heidelberg, Tel. 06221 1867411 (d)
- Manon Lorenz, B.A., Studierende des Deutsch-Französischen Masterstudiengangs in Geschichtswissenschaften an der Universität Heidelberg und der École des Hautes Études en Sciences Sociales in Paris. Fritz-Frey-Straße 5, 69121 Heidelberg, manon.lorenz@gmx.de
- Katharina Lustgarten, Studierende der Geschichte an der Universität Heidelberg und der Judaistik an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg, Katharina.lustgarten@gmx.de (p)
- Prof. Dr. Lothar Maier, geb. 1941, studierte Geschichte, Anglistik und Politische Wissenschaft, promovierte und habilitierte sich an der Universität Heidelberg, war von 1986 bis 2006 Professor für Neuere und Neueste Geschichte Osteuropas an der Universität Münster und lebt und lehrt seither wieder in Heidelberg. 69117 Heidelberg, Hauptstraße 208, maier.lothar@web.de
- Dr. Benjamin Müsegades, Wissenschaftlicher Geschäftsführer, Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde, Historisches Seminar. Universität Heidelberg, Grabengasse 3–5, 69117 Heidelberg (d)
- Hans-Martin Mumm, geb. 1948, Theologe und Maschinenschlosser, Kulturamtsleiter i.R., Vorsitzender des Heidelberger Geschichtsvereins. Kaiserstraße 10, 69115 Heidelberg, hans-martin.mumm@gmx.de (p)
- Ildiko Mumm, Theologin i.R., Kaiserstraße 10, 69115 Heidelberg (p)

- Wolfgang G. Nestler, geb. 1944, Dipl.-Ing. Elektrotechnik, freier Journalist, Technikhistorie. Franz-Kruckenberg-Straße 15, 69126 Heidelberg, wolfgang-g.nestler@t-online.de (p/d)
- PD Dr. med. Philipp Osten, geb. 1970, Medizinhistoriker am Institut für Geschichte und Ethik der Medizin an der Universität Heidelberg, osten@uni-heidelberg.de (d)
- Hans-Joachim Räther, geb. 1949, Historiker, Vorstandsmitglied und Geschäftsführer des Heidelberger Geschichtsvereins, Mitarbeiter der Geschichtswerkstatt Handschuhsheim. Klingentorstraße 6, 69117 Heidelberg, hansjoachimR@t-online.de (p)
- Dr. Reinhard Riese, geb. 1944, Lehrer für Geschichte, Latein und Politik i.R. Rohrbacher Straße 159, 69126 Heidelberg (p)
- PD Dr. med. Maike Rotzoll, geb. 1964, Fachärztin für Psychiatrie und Medizinhistorikerin, Institut für Geschichte und Ethik der Medizin an der Universität Heidelberg, Mitglied im Vorstand des Heidelberger Geschichtsverein, maike.rotzoll@histmed.uni-heidelberg.de (d)
- Markus Schott, geb. 1988, Absolvent Gymnasiallehramt Mathematik und Geschichte, Schwerpunkt: Geschichte Heidelbergs 19./20. Jahrhundert, marschott@web.de (p)
- Hans Thill, geb. 1954, Lyriker, Übersetzer, künstlerischer Leiter des Künstlerhauses Edenkoben, „Writers-for-Peace“-Beauftragter im Präsidium des deutschen PEN, jüngst erschienen ist der Prosaband „Das Bild der Dörfer“. Lebt in Heidelberg, thill@kuenstlerhaus-edenkoben.de (d)
- Jörg Tröger, geb. 1943, von 1971 bis 2008 Autor und Redakteur von Hörfunk und Fernsehen beim SDR und SWR, Redaktion Kultur und Wissenschaft, Studio Heidelberg - Mannheim. Römerstraße 1, 69259 Wilhelmsfeld, joetroe@t-online.de (p)
- Dr. Klaus Winkler, geb. 1943, Maschinenschlosser, Ingenieur und Physiker, freiberuflicher Musikforscher mit Schwerpunkt Heidelberger Hofkapelle, Mitbegründer und Leiter des Heidelberger Ensembles für Alte Musik „I Ciarlatani“. Grazert 13, 69412 Eberbach, winkler.ciarlatani@web.de (p)

Über den Heidelberger Geschichtsverein

Der Heidelberger Geschichtsverein e.V. wurde 1993 gegründet. Er sieht es als seine Aufgabe an, die Erforschung und Darstellung der Geschichte der Stadt Heidelberg und ihrer Ortsteile sowie der Vor- und Frühgeschichte auf ihrer Gemarkung zu fördern, das öffentliche Interesse an der Orts- und Regionalgeschichte zu wecken und interessierten Bürgerinnen und Bürgern sowie den Mitgliedern des Vereins ein Forum im Sinne der Vereinszwecke zu bieten.

Der Verein veranstaltet Vorträge, Führungen und Exkursionen. Er gibt seit 1996 „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ heraus, das im Buchhandel erhältlich ist; den Mitgliedern geht jeweils ein Belegexemplar zu. Daneben erscheinen in unregelmäßigen Abständen Ausstellungskataloge und andere Veröffentlichungen.

Der Geschichtsverein sucht den Kontakt zu historischen und kulturellen Vereinigungen und Einrichtungen in der Region. Er ist als gemeinnützig anerkannt. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 30,00 Euro. Das Beitrittsformular kann beim Vorstand angefordert werden und findet sich auch auf der Internetseite www.haidelberg.de.

Vorstand:

Hans-Martin Mumm, Claudia Rink

Dr. Martin Krauß, Dr. Maïke Rotzoll, Hansjoachim Räther

Kontakt:

Vereinsadresse:

Heidelberger Geschichtsverein

c/o Hans-Martin Mumm

Kaiserstraße 10

69115 Heidelberg

E-Mail: hans-martin.mumm@gmx.de

Internet: www.haidelberg.de

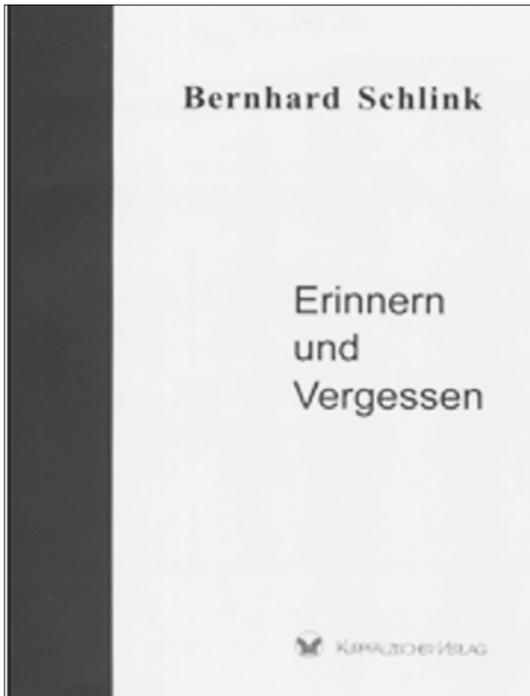
Jahrbuch:

Anfragen und Zusendungen an die Jahrbuchredaktion bitte über die Vereinsadresse.

Die früheren Ausgaben von „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ sind – mit Ausnahme der Jahrgänge 1 und 8 – lieferbar. Jeder Band kostet 18,00 Euro.

hgv HEIDELBERGER
GESCHICHTSVEREIN E.V.

Neuerscheinung



Wieviel Freiheit
haben wir
im Umgang
mit der
Vergangenheit?

gebunden
54 Seiten
21x15 cm
Preis 9,80
ISBN 978-3-924566-53-1

Bücher seit 30 Jahren



KURPFÄLZISCHER VERLAG

Kurpfälzischer Verlag
Dreikönigstraße 10 – 69117 Heidelberg
Fon: 06221 20503 – Fax: 06221 28695
www.kurpfaelzischer-verlag.de